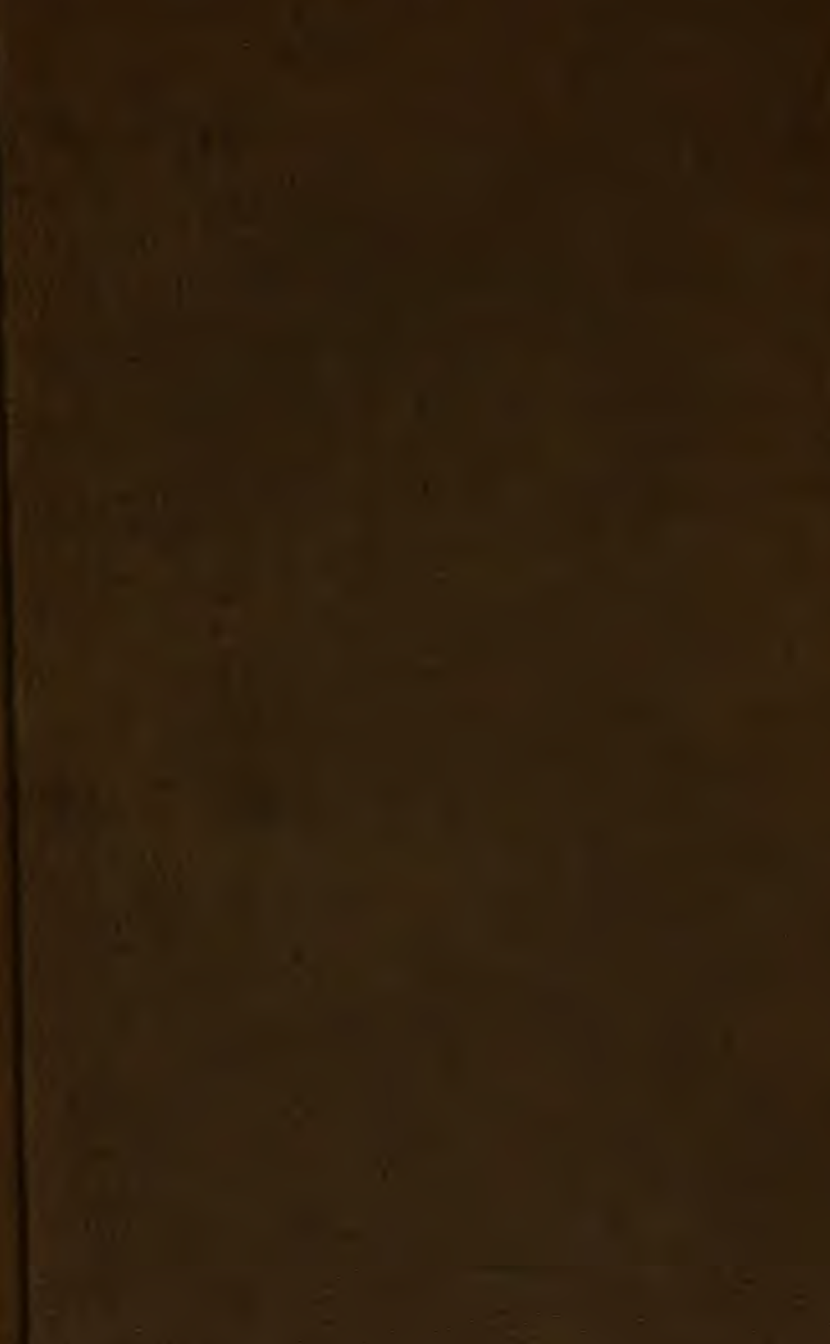


3 Tle. in 1 Bde.

D



Sämmtliche

historisch-romantische

Erzählungen und Geschichten

von

F. W. Lips.

Erster Band.

Frankfurt am Main, 1833,

bei Johann David Sauerländer.

Gedruckt bei Heller und Rohm in Frankfurt a/M.

Vorwort.

Schüchtern und anspruchlos tritt der Verfasser der nachfolgenden Erzählungen vor das Publikum. Die häufige Nachfrage nach den Blättern, in denen sie zuerst, meist anonym, erschienen, der darauf gegründete Wunsch des Herrn Verlegers und der Beifall, den sie fanden, veranlaßt die Sammlung und Herausgabe. Mögen sie nachsichtige Beurtheiler finden!

Wenn sie den Lesern eine angenehme Unterhaltung gewähren, wenn sie den Sinn auf das Höhere leiten, wie sie es sollen — so ist sein kühnster Wunsch erfüllt.

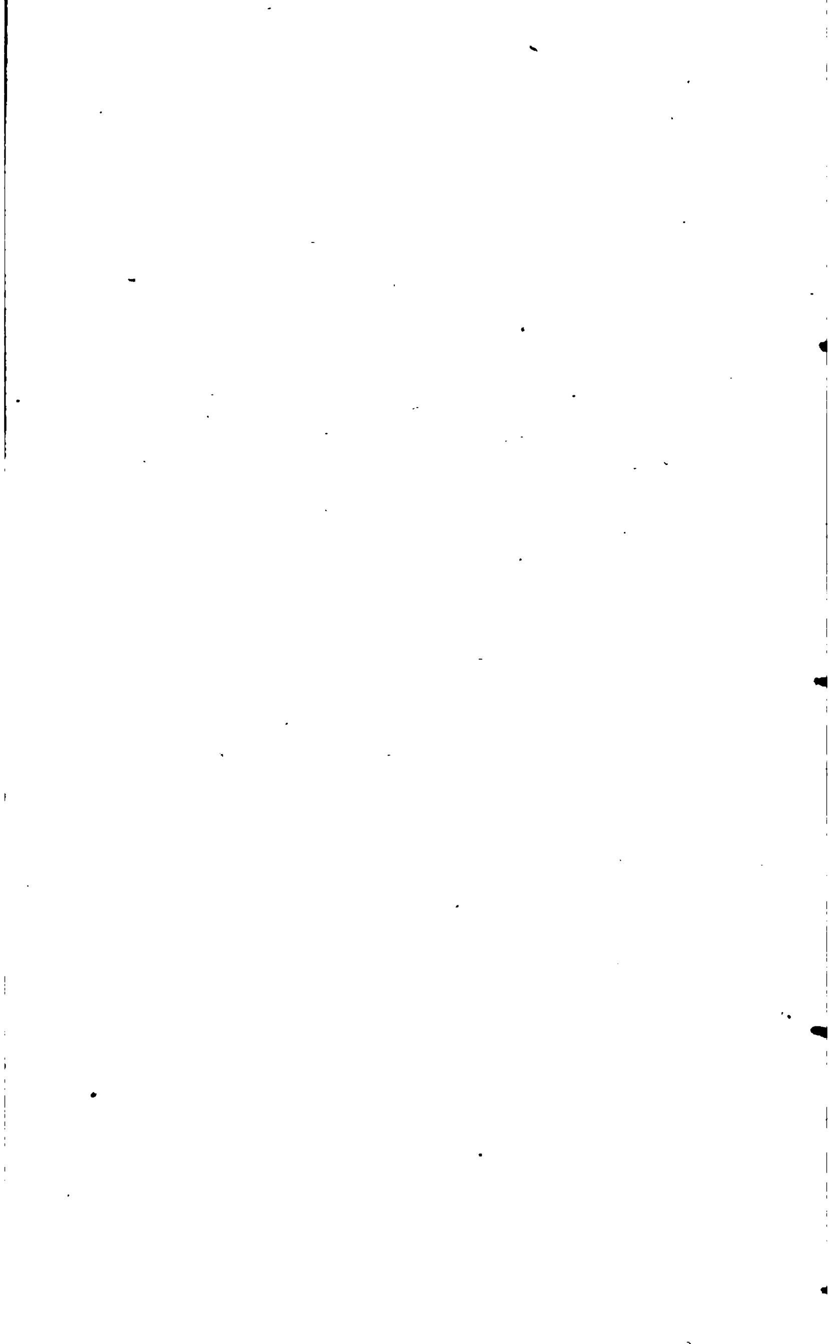
Im Mai 1833.

F. W. L.

Inhalt.

Die Eroberung Bacharachs.

Historisch-romantische Erzählung aus dem Jahre 1632.



Wenn Du irgendwie, freundlicher Leser, den herrlichen Rheinstrom herabschiffest, und Dein Auge trunken auf dem lieblichen Rheingau geruht, den man mit Recht Deutschlands Wonnegau nennt, und Du nun unterhalb Bingen, wo der Silberstrom durch die näher zusammenrückenden, mit alten Burgtrümmern geschmückten, von Reben umkränzten Berge sich hindurch windet, wilder braußend und schäumend ob des verengten Bettes und der Felsenfesseln, die der freie, urkräftige Alpensohn nur mit Widerstreben dulden zu wollen scheint, Dich in die wildschöne Schlucht hineintragen ließest vom schaukelnden Schifflein — Du entsinnest Dich dann wohl noch eines ungemein schönen Anblicks, der sich Dir darbot, als das Thal, bei dem Dörfchen Heimbach sich etwas erweiternd, eine freiere Ansicht zuließ. Doch — es ist zu viel des Schönen an diesen gesegneten Ufern zusammengedrängt, als daß das Einzelne sich dem Gedächtnisse so tief einprägen könnte, daß nicht neue, reizende Bilder, wie sie bei jeder Stromeswindung wechseln, es in den Hintergrund sollte zurücktreten lassen. Ich will Deinem Gedächtnisse zu Hülfe kommen, will das Bild Dir mit Worten zu malen versuchen. — Vielleicht, daß es lebhaft — als freundliche Erinnerung — vor Deine Seele tritt.

Der silberklare Strom liegt wie ein Spiegel vor Dir da. Kaum gewahrst Du, daß seine Wogen sich fortwälzen. Die Ruder ruhen — das Schifflein fließt mit der Woge — es scheint ungerne die schöne Stelle zu verlassen — wo kein Strudel Gefahr droht, wo das Auge sich nicht satt sehen kann, wo ein Füllhorn des Segens ausgegossen zu seyn scheint. Hohe Berge, deren Fuß die Rebe, deren Gipfel Baumesgrün, saftige Saatfelder — imposante Ruinen oder freundliche Weiler schmükken, bilden den Rahmen. Der Rhein hat aufgehört ein Strom zu seyn. Er ist ein See geworden. Dort ragt eine Felsenkuppe hoch in die balsamische Luft hinein, die Du athmest; hier sind die Berge kegelförmig, oben abgeplattet. Während am Fuße der fleißige Winzer die Rebe pflegt, zieht oben der Pflug seine Furchen in fruchtbares Land, und aus der Fruchtbäume Blätterkronen blicken die friedlichen Wohnungen harmloser, kräftiger Menschen. Ueber eine kleine, saftiggrüne Insel hinweg gleitet Dein Blick rechts auf das freundliche Lorch, das alte **Lauriacum**, das sich in bedeutender Länge am Ufer hinzieht, einst berühmt ob seiner Tuchwebereien, die ein finsterer Fanatismus verscheuchte; herrliche Weinberge umgeben es. Den Gipfel seiner höchsten Höhe schmückt eine Ruine, und östlich öffnet sich das herrliche Wisperthal mit seiner Kapelle. War es ein Sonntagmorgen oder ein Maiabend, als Du hier weiltest, so trugen gewiß die harmonischen Töne des berühmten Geläutes seiner alten Pfarrkirche Dein Gemüth himmelan. Weiter hinab, rechts vor Dir liegt im Rebengrün, halb vom Bergesvorsprung verdeckt, Lorchhausen, mit seinen gewaltigen Mauern sich an den Felsen lehnend, dessen Fuß das Schäumen und Braußen der Wirbellai

verursacht. Heimbach lehnet sich links an gewaltige Felsen furchtlos an, und die Burgruine scheint es zu schützen. Weiter abwärts erblickst Du Fürstenbergs stolze Ruinen. Einst gewaltiger Dynasten Wohnsitz, vor denen selbst Kaiser zitterten, steht jetzt noch seiner Mauern reicher Ueberrest gewaltig daoben, trotzend dem Zahne der gefräßigen Zeit. Sein ungeheuer starker, jungfräulich schlanker, stattlicher Wartthurm sieht so ernst herab in das Thal, als wollte er höhnend zu dem entarteten Pigmäengeschlechte dieser Zeit sagen: Hier wohnten einst Helden, stark und stolz, wie ich; hier übten sie ihres Armes Muskelkraft an Schwert und Bogen; hier soll fürder kein Geschlecht haußen, weil für den Sperling kein Adlernest paßt! — Und unten, wo ein freundliches, rebenreiches Thal sich mündet, liegt das Dörfchen Rheindiebach, welches ein zweifelhaftes Alterthum **Digitus Bacchi** nennt; auch von Mauern umschlossen und von Thürmen beschützt, deren einer, am südöstlichen Ende des Dörfchens, der Zerstörung entgieng. Noch weiter abwärts blickt traurig die Ruine des Klosters Fürstenthal aus dem Schatten kräftiger Nußbäume zu Dir herüber; aber grade vor Dir erblickst Du eine alte Stadt, sanft hingeschmiegt am Fuße zweier Berge. Das helle Weiß ihres, auf gewaltigen Quadern ruhenden Klosters, das tief unten des Rheines Welle bespült, die freundlichen, über die uralte Stadtmauer herüberblickenden Wohnungen, die hohen, gewaltigen Thürme, die in weitem Bogen sie umschließen, oben die weitläufigen Ruinen der einst gewaltigen Burg, und mehr noch die, aus der Zeiten Ferne stammenden Ruinen der, im reinsten Style erbauten Wernerskirche, die weit über die Stadt einst und die hohe Pfarrkirche hinaussehen — ziehen schnell

Deine Blicke auf sich und fesseln sie — es ist Bacharach, von dem die Sage so viel, die Geschichte leider nur wenig mehr zu erzählen weiß. Sieh, hier hausete einst jener heldenkühne Hermann von Stahleck, dessen Namen der Berg trägt, der im rheinischen, salischen und ripuarischen Franken ein so mächtiger, vielgefürchteter Dynaste war. Hier ist des Pfalzgrafengeschlechtes Wiege. Hier sollen einst Rom's äherne Söhne der Rebe goldene Frucht erzogen und in den Felsen, die wie ein Damm die Heilesen-Insel schützen, dem Bacchus einen Altar gemeiselt haben, wo sie ihm der Trauben Erstlinge geopfert und ihres Saftes Libationen gebracht. Noch steht jener Altar; aber die Anschwemmungen haben das Bette erhöht und ihn, den Charaktere schmücken sollen, dem Blicke des Forschers neidisch entzogen; doch im Namen der Stadt bleibt sein Andenken gesichert, denn Bacharach bewahret den römischen Klang: **Bacchi ara.** Hier erhob frühe durch das, beim nahen Salmenfange am Lurelai angesiedelten, Christusboten Goarius Wort, die Religion des Friedens und der Liebe ihr Panier; hier blühten Handel und Gewerbe in der Zeit der Barbarei; hier wirkten einst die Wittelsbacher frommen Sinnes und stifteten jene, in Ruinen noch herrliche Wernerskirche zu Ehren des frommen Knaben, der, wie die Sage erzählt, das Opfer jüdischen Hasses soll geworden seyn, und jene Petri- und Paulskirche (die mit Unrecht den Namen: Tempelherrnhof trägt) deren schönes Chor man noch heute bewundert. Groß und berühmt war einst die Stadt, jenes Hansa-Bundes Genossin, der so sehr Deutschlands Gewerbfleiß hob und so wohlthätig auf die Gesittung einwirkte. Hoch hinauf in den Norden und weit hinab in den Süden giengen

ihrer Thäler Weine, selbst bis zur geistigen Weltbeherr-scherin Roma, deren Gebieter selbst neben den Thränen Christi der rheinischen Berge Gewächs prieß. Huld-voll geschirmt, weise regiert von ihren Oberherrn, hatte sie sich mancher wichtigen Privilegien zu erfreuen, und einer merkwürdigen Repräsentativ-Verfassung, die noch heute den Kundigen reizt, in die, leider so sehr verschütteten, Schachte ihrer frühern Geschichte hinabzusteigen. Doch, wo ist der Glanz jener Zeiten? Wo der Ruhm jener Tage? Wo das rege Leben jener Zeit? Nur noch eine Mumie ist übrig, aus der das Leben gewichen; öd' und still ist es geworden in den Straßen und am Hafen, wo einst eines Mastenwaldes Wimpel im Morgenwinde flatterten. Rufen Dir, freundlicher Leser, diese Worte das Bild jener lieblichen Gegend zurück, die einst Dein Auge geschaut — dann — ich bitte — laß es nicht schnell wieder verdrängen. Halt' es fest. Ich will Dir erzählen, was einst vor grauen Jahren in diesen alterthümlichen Mauern, in dieser Gegend sich zutrug. Die Schicksale dieser Stadt, einst so berühmt, jetzt so unbedeutend, sind mir nicht fremd, ihre Sagen vertraut. Aus dem Buche ihrer Vorzeit wähle ich einige Blätter aus, knüpfe daran die Bilder, die mir die Sage vertraut, die ich den Erzählungen der Greise und alten Familien-nachrichten entnahm, und gebe Dir's schmucklos hin. Und ist mir's gelungen, Dir eine Stunde erheitert zu haben, so bin ich reich belohnt. Richte mild, wenn nicht immer mit peinlichem Buchstabendienste ich der Geschichte Urkunden kopirt. Unwahr ists drum nicht, weils unbekannt, und was im Gemüthe lebt, ist da gewesen.

I.

Es war am zweiten Tage des Maimondes im Jahre 1631, als der alte Rathsbürgermeister Hans Jacob Heileß, von der Münze*) her kam, wo sein stattliches Wohnhaus, ein's der schönsten der Stadt, wie er einer der Reichsten ihrer Bürger und Patrizier, lag — und auf die Schenke zuschritt, die hochgiebelig an der Ecke des Marktes, dem altehrwürdigen Rathhause gegenüber lag, und ebenso der Petri- und Paulskirche, mahnend an das Sprüchlein: Wo der Herr einen Tempel hat, baut der Teufel eine Schenke nebenan. Die Schenke war berühmt innerhalb den Ringmauern der Stadt und draußen; denn hier trank nicht Janhagel seinen flachen Heimbacher oder der eignen Stadt geringstes Gewächs, sondern die angesehenern Bürger sammelten sich hier, um von Meister Gölz sich den blumigten Steeger, den feurigen Manubacher, den lieblichen Diebacher

*) Bacharach hatte in frühern Zeiten Münzgerechtigkeit und eine Münze. Dieß Gebäude lag unfern des Baches, der sich aus dem Steeger Thale windend am nördlichen Ende der Stadt in den Rhein mündet. Er heißt heute noch Münzbach, und das Thor dabei Münzthor, die Gegend — Münze. Münzen aus dieser Stätte sind äußerst selten. Der Verfasser sah einen Albus, der hier geschlagen war.

kredenzen zu lassen, oder in Diebacher Feuerwein *) des Lebens Sorgen und Kümmernisse zu begraben, die ja auch dem Schooskinde des Geschickes nicht fehlen, für das allein die Erde ihr Köstlichstes hervorbringt. —

Auf diese Schenke schritt der Rathsbürgermeister Heileß langsam und würdevoll zu, den hohen Staab mit dem Silberknopfe in der Rechten und die große Sammetmütze mit der Linken nach allen Seiten gegen die Grüßenden lüftend; denn er war ein geachteter Mann, der viel Gutes that an den Armen und jedem gerne dienete. Es war ein wunderschöner Tag gewesen, und der tiefblaue Himmel sah so treu und mild in das Rhein-

---

*) Dieser Feuerwein war ein eigenthümliches Produkt der Thäler, wie man die Orte Bacharach, Oberdiebach, Manubach und Steeg nannte; doch wurde in der Stadt selbst nicht gefeuert; in Oberdiebach geschah dieß zuletzt 1803, und seitdem nicht wieder. Man sagte, die Kunst sey verloren; allein dieß ist nicht der Fall. Sie findet ihren Lohn nicht mehr, darin liegt ihr Ende in praxi. Man pflegte nämlich in eigens dazu erbauten, niedrigen Gewölbekellern den Wein im Fasse so lange als Most zu kochen, bis alles Pflegma verschwunden, der Zuckerstoff allein und der Geist, ersterer konzentrirt, übrig geblieben. Kohlenfeuer war das Mittel. Wie man allmählig das Feuer gesteigert, so ließ man es allmählig wieder abnehmen, damit des Fasses offne Fugen sich wieder schlossen. Die Prozedur war langweilig, selbst lebensgefährlich und kostbar; aber der Wein auch einzig. Dieser war es, der Aeneas Sylvius so baß mundete, weil er an Geist und Süße selbst seine Italiener und Sizilianer übertraf und ihn bestimmte, sich jährlich welchen nach Rom bringen zu lassen. Schade daß unsre Weinhändler nicht mehr ähnlichen suchen, bestellen und bezahlen! Ob sie dabei verlören? Verf.

thal, daß es den alten Herrn lockte, die Marktgasse hinabzuschreiten an den Rhein, um dort sich zu ergehen; allein, noch war die Sonne nicht hinter den Hochgebirgen von Steeg hinabgesunken, ja man konnte sagen, sie brannte heiß, so frühe es auch noch in der Jahreszeit war; die Winzer arbeiteten noch in ihren Rebbergen, und um des Maigeläutes *) feierlich-melancholische Klänge zu vernehmen, war's noch zu frühe am Tage — aus diesen Gründen — und weil er durch die Bogenfenster von Ferne schon Gäste gewahrte, wollte er eben zur weitgeöffneten Thüre der Schenke einbiegen, als es ihm noch zur guten Stunde einfiel, einen Blick zwi-

*) Seit vielen Jahrhunderten herrschte in dem churmainzischen Rheingau, dessen letzter Ort Lorch war, die Sitte, daß an jedem Abende im Mai, ehe noch die Nacht ihren Rabenfittich über die Thäler gebreitet, eine ganze Stunde lang mit allen Glocken geläutet wurde. Schade daß diese Sitte nach und nach endet, denn nur in ihrem Ursprung ist sie tadelnswerth. In Lorch hat sie sich am längsten erhalten. Wenn an stillen, milden Maiabenden der Glocken harmonischer Klang (und Lorch hat das trefflichste und volltönigste Geläute, das man hören kann), in lang gehaltenen Akkorden durch das Thal zieht, hebt er auf seinen Flügeln das Gemüth zum Himmel, und wer hier nicht andächtig wurde, hat kein Herz. Woher der eigenthümliche Gebrauch stammte? — Ein Aberglauben aus Carl's des Großen Zeit ist seine Quelle. Wenn im Mai die Hexen nach dem Blocksberge und von da zurückziehen, soll dieß Geläute, als Gott geweiht und die Menschen zum Gebete mahnend, ihre unheilbringende Macht von den Fluren des Rheingau's abhalten. Der geheiligte Krummstaab blieb allein da wehrlos, wo der ganzen Hölle und ihrer Vasallen Gewalt zu fürchten war; er mußte Hülfe suchen bei der Glocken weithallender Stimme!

schen den hohen Kastanien hinauf zu den Fenstern des Saales *) zu werfen, der an die Schenke stieß. Da sah er denn in das bleiche, ernste Gesicht des Saalschultheißen, Doctoris juris, Rima, das so kalt und theilnahmlos herabsah, als sey es aus Carara's Marmor

*) Wahrscheinlich hatte Erzbischoff Bruno von Cöln die Vogtei Bacharach, mit Einschluß der Orte Steeg (Stiga), Oberdiebach (Digitus Bacchi), Manubach (Manus Bacchi) von seinem Bruder, Kaiser Otto I., erhalten, und gab sie an die Stahlecker, welche Erben der Rauinger oder Raugrafen des Trachgaues waren, welcher sich von Heimbach (humerus Bacchi) bis hinab nach Coblenz, längs des Rheines Ufern zog, zu Lehen, die denn im Laufe der Zeit, mit Recht oder Gewalt, ist unbekannt, diese Herrschaft sich zu erbeigen zu machen wußten. Soviel aber ist gewiß, daß noch spät Churcöln gewisse Gerechtsame in dem kleinen Thälerstaate zustanden. Es hatte in Bacharach ein eignes Gebäude, (in der französischen Periode verschwand es, wie so manches andre Denkmal früherer Zeit durch den Vandalismus, der nichts schonte) der Saal — auch der Kummerhof genannt, wohl wegen der Kriminalgefängnisse, die sich unter ihm befanden. Hier wohnte der churcölnische Saalschultheis, der in Gerichtssachen, namentlich in Kriminal-Angelegenheiten, gewichtige Prärogative hatte. Hier wurde der Thälerrath versammelt, der aus zwölf Rittern und zwölf wählbaren Bürgern, Rathsbürgermeistern, bestand, die der Thäler Verwaltung und Gerechtigkeit leiteten und in der Amtsausübung zu wechseln pflegten. Der Saalschultheis führte den Vorsitz, und an seiner Seite saß der stahleckische Vogt, seines Herrn Rechte zu wahren. (Handschrift von 1668.) Wahrscheinlich besaßen die Thäler ein eignes Rechtsstatut. Ob es noch irgendwo existire? Von der Rahmer und Scotti kennen es nicht.

gemeißelt, und dem ehrfurchtvoll Grüßenden ward es fast kalt bei dem Anblick, und schneller bog er zur Schenke ein, gleichsam, als wolle er dem Anblicke dieses Antlitzes entfliehen, das etwas so Erschütterndes hatte.

Als der alte, biedre Mann in die geräumige Gaststube trat, war sie über Erwarten leer. Sonst fand man hier um diese Zeit Männer aller Zeichen und Zünfte, redend von ihren Gewerkfahrten in fremden Landen und deren Abentheuern in Wahrheit und Dichtung, je nach Sinn und Geschmack des Erzählers. Heute saßen nur zweie da — altgewöhnte Schoppenhelden, die sich das Steeger letzte Jahresgewächs munden ließen und von Welthändeln redeten, wie sie die vielbewegte Zeit gebar, und der Schweden oder Kaiserlichen Sieg und Niederlage. Es war der Eine der Kürschnermeister Ulrich Prätorius, im Trinken wie in Politicis erfahren, dabei ein Mann von vielem Gewichte, jedoch nur körperlichem; denn sein Geist war federleicht, und sein Muth leichter, als der des Hasen. Der Andere, von hoher und muskulöser, fast riesiger Größe, hieß Leonhard Lauer, und war seines Zeichens ein Schiffer, und führte ebenso kräftig, sicher und häufig den Becher zum Munde, als das Ruder in der nervigen Faust. Der Wirth, klein von Leibesgestalt, aber rund, wie ein Ahmfaß (Ams), mit einem rubinrothen, glänzenden Vollmondgesicht und gleichmüthigen Hängebacken, stand vor dem Tische, woran jene saßen, seines Geschäftes zu warten und seinen Groschen zur Zwiesprach dann und wann zu geben, die jene eifrig führten. Beide Zecher erhoben sich ehrfurchtsvoll, als Heileß hereintrat, boten freundlichen guten Abend dem Herrn Rathsbürgermeister, und setzten sich erst wieder, nachdem Gölz den umfangreichen Lehnstuhl seiner

verstorbenen Schwiegermutter zunächst gegen das Fenster gerückt und Heileß sich behaglich darin niedergelassen hatte. Ohne auf das Geheiß des Rathsbürgermeisters zu warten, eilte der seiner Gäste kundige Wirth hinaus, brachte ein Schöpplein Diebacher Feuerweins von Anno 1630, und setzte es mit einem herzlichen: **Proficiat!** vor den vielwerthen Gast. Ehe aber noch ein Gespräche eingeleitet werden konnte, öffnete sich abermals die Thüre, und hereintrat mit mächtigem Pathos und höchstformellen Grüßen, nahe an die Vollendung der Formalität jener Zeit gränzend, der patriotische Schneidermeister Zinkgräf, viel gewandert, viel erfahren und niemals ohne Rath und — Durst. Des Mannes Wohlstand zeigte sich in seiner stattlichen Kleidung, die künftige Rathsbürgermeisterschaft in der Stirne tiefsinnigen Falten. Nach den Gegengrüßen der Anwesenden, die bei Lauer'n ein satyrisches Lächeln begleitete, nahm der Schneider Platz zunächst dem Rathsbürgermeister und bestellte sich seinen lieben Steeger. Wovon sprecht Ihr Gutes, Ihr Herren? fragte jetzt Heileß die Beiden, die zuerst da gewesen, damit wir Theil nehmen können an Eurer Kurzweil, jedoch im guten Sinne, denn Scherze duldet der Ernst der Zeit nicht!

Da habt Ihr wohlgesprochen, Herr Rathsbürgermeister, fiel sogleich der Schneider in die Rede; als ich durch das verwüstete Sachsenland wanderte und an den Trümmern der Stadt Magdeburg stand, lernte ich begreifen, was Ihr da zu bemerken beliebtet.

Haben von allerlei geredet, entgegnete Prätorius, des Schneiders Worte mißachtend, von Dem und Jenem — alten Zeiten und neuen Welthändeln, wie das so geht.

Das heißt, ergänzte Lauer, von unsrer verstorbenen Freiheit und neugebornem spanischem Drucke, und baldiger Auferstehung der Freiheit durch den Gotteshelden Gustav Adolph.

Gustavus Adolphus Rex, wer was hat, der versteck's — murmelte Gölz in den Bart und fuhr mit der Hand über die Stirne. Gott gebe, daß Morgen ihre Ostern seyen! rief feurig der Schneider, sah aber doch dabei sich in der Stube um — denn es traf sich manchmal, daß auch etliche spanische Wachtmeister hier Feuerwein tranken und träumten, es sey Xeres.

Gustav Adolph lebe! rief Heileß, sein Glas erhebend. Möge er bald bringen, was wir hoffen!

Haltet ein! rief Lauer und schluckte schnell den Rest seines Weines hinab, indem er das Glas dem Wirthe darreichte. Man muß das Wohl des Helden aus vollem Glase trinken, sonst hat's keinen Erfolg.

Der Wirth kam bald wieder, und die Gläser klangen hell und freudig zusammen.

Ach, zog lang und behaglich der Schneider, wenn das der Held wüßte, er käme bald der vielgedrückten Stadt zu Hülfe und brächte uns wieder die Freiheit.

Gott im Geiste und in der Wahrheit zu dienen — ergänzte Heileß mit Nachdruck.

Hol mich der Teufel, rief der Kürschner Prätorius, wenn ich nicht — er sah sich scheu und gleichsam sich seiner eignen Keckheit fürchtend, in der Stube um — wenn ich nicht mit meinem Schabemesser dem Bluthunde, dem Spanier, das Fell abziehen und zu einem Trommelfelle für die Schweden gerben will! Hol sie dieser und der! Seitdem die an uns saugen, sind unsre Adern blutleer, unser Herzschlag stockt und es will in keiner Bezie=

hung fort. Unser Glauben ist und bleibt unterdrückt, der Quardian liest Messe zu Sanct Peter und Paul, welche Kirche doch aktenmäßig unser ist; der Handel und jedes Gewerbe ruht. — Was das am Ende werden will? — !

Lauer sah ihn spöttisch von der Seite an und raunte ihm in's Ohr: Der Spanier muß aber doch erst mausetodt seyn? — Prätorius blickte ihn grimmig an; denn der Feige will lieber alles seyn, als feig scheinen. — Doch biß er sich in die Lippe und schwieg, sein Gesicht Heileß zuwendend, der sprach:

Es ist ein Strafgericht des Herrn, Meister Ulrich. Fluchen ziemt nicht. Wer viel mit dem Munde thut, läßt Arm und Hand müßig. Der Bedrangle *) ist freilich unser Bedränger, wie die Buben im Liedlein auf den Straßen singen, und ein wahrer Antichrist — aber wir sollen Geduld üben in guten Werken und aushalten und kämpfen einen guten Kampf des Glaubens, auf daß uns einst beigelegt werde die Krone des ewigen Lebens. Die Zeit der Noth geht auch vorüber. Heil uns, wenn wir durch sie sind bewährt worden!

Meint man doch, sprach händehaltend der Schneider, man höre unsern Pastor Juselius!

Daß Du dessen gedenkest, Zinkgräf, rief Lauer wild und schlug auf den Tisch, das macht mein Blut sieden! Ja, Herr Rathsbürgermeister, Ihr habt da den Nagel auf den Kopf getroffen. Da liegt allein das Heil

*) Spanischer Kapitän-Lieut. und Kommandant zu Stahleck und Bacharach, wie auf den Burgen Fürstenberg bei Rheindiebach und Stahlberg im Thale Steeg. Merian nennt ihn Bedrangle, Reichard in seiner europäischen Chronik: Bedranake.

für uns — im Kämpfen; aber nicht wie Ihrs meinet allein, sondern mit der Faust. Wir müssen zum Ruder und Messer greifen und die Bluthunde hinausjagen aus unsern Mauern, und wieder holen unsern frommen Inselius. O, ich gedenke der Stunde noch, wo er, uns segnend, schied und sein Friedrich meine Hand schüttelte und sprach: Leonhard, wir sehen uns bald wieder. Aber es sind Jahre dahingegangen. Ich bin Mann, er Jüngling, der Vater Greis geworden, und noch ist die Stunde nicht da. —

Du hast Recht, Lauer, sprach beifällig und durch sein Feuer entzündet, Zinkgräf. Seine Rückkehr nur ist die Bedingung alles Heils für uns. O, ich denke auch jenes Augenblicks noch, dessen Du erwähnt. Mir aber begegnete einst in der Schweiz ein stattlicher Jüngling, und fast schien's mir, als sey es Friedrich — aber er gieng kalt vorüber und kannte mich nicht. Er war's nicht.

Nein, gewiß nicht! vervollständigte Lauer; denn das hätte Der nimmer gethan.

Heileß war entsetzt aufgestanden und sah beide mit wehmüthigem Ernste an. Wohin denkt Ihr, Bürger? sagte er strafend. Wisset Ihr nicht die Schrift, die uns sagt: Seyd unterthan der Obrigkeit, die Gewalt über Euch hat? Erinnert Ihr Euch nicht mehr der letzten Worte unsres Doctoris Inselius?

Mir ziemt es zwar nicht, erwiederte hierauf feurig der stammhafte Schiffer, indem er dem Wirthe den Becher hinschob, daß er gefüllt werde, Euch, als graues Haupt, zu stülpen, und will es auch in keinerlei Weise thun; aber Ihr, die Ihr des Rathes seyd, Ihr solltet nicht predigen, wo es Euch besser anstünde, zu han=

deln. Ihr, die Ihr gemeiner Bürgerschaft Rechte wahren sollt, dürstet nicht müßig den ewigen Brandschatzungen zusehen, die unser Mark am Ende aufreiben. Wisset Ihr es nicht, so vernehmt es aus meinem Munde zuerst, daß es gährt und kocht in den Gemüthern hier in der Stadt, wie draußen in den Thälern. Es bedarf eines Stoßes nur, und die Sturmglocke hallt es Euch in das Ohr lauter, als es hier mein Mund gethan! — Er ruhte aus — und Prätorius, der in seines Gesellen Muth den seinigen wiederfand, spann den Faden fort:

Warum seyd Ihr denn zahm wie Lämmer und lasset Euch von dem Stadtschultheißen Rima am Gängelbande leiten wie Kindlein, die noch nicht gehen können? Ist der nicht Bedrangle's Helfershelfer und ein Halunke obendrein, wie der?

Ihr führt kecke Reden hier, Bürger, sagte ernst und gemessen Heileß. Es ziemt Euch nicht, die Schritte zu tadeln, die ein wohlweiser Rath zu Eurem Besten thut. Das Alter wägt weise, wo die Jugend unsinnig brauset. Wir müssen wohl prüfen, ob nicht der Geist willig, aber das Fleisch schwach ist! — Sehr weise gesprochen! adorirte der Schneider; aber mir scheints, verehrter Herr Rathsbürgermeister, es müßte doch etwas mehr Thatkraft von erklecklichem Vortheil seyn?! —

Ihr täuscht Euch selber, entschuldigte Heileß. Ihr legt Rima und uns zur Last, was der Umstände Drang verschuldet.

Zerbrich das Joch und Du bist frei — schaltete Lauer dazwischen.

Leonhard, redete ihn jetzt Heileß mit scharfem Blick und Tone an, habt Ihr je vernommen, daß ein unsinniger Schritt Gutes wirkte? Habt Ihr denn ganz

vergessen, wie Oberwesel und Caub, wie Simmern und Stromberg und alle Schlösser mit Spaniern besetzt sind? Ruft nicht ein Bote, ja ein Falconetschuß diese zu Hülfe? Und was sollen unsrer Thäler unbewehrte Bürger beginnen im Strauße gegen diese Eisenfresser, die Jahre des Kampfes in Niederland gehärtet und gestählt, und mit allen Vortheilen des Kriegshandwerks vertraut gemacht, die uns abgehn? Ja, den glücklichsten Fall gesetzt, wir trieben die Spanier in das Schloß da droben — und weiter brächten wir's doch schwerlich — wer hält den Bedrangle ab, die Stadt in Brand zu schießen, und wer straft ihn, wenn er's thut? Wer baut Euer Haus, wenn er's in Asche verwandelt? — Und sollte er mehr Schonung haben, als in einem solchen Herzen zu finden seyn dürfte, würde nicht Frangipani, der in Frankenthal haußet, kommen und uns züchtigen, wie seine Söldlinge bei dem Gottesdienste in Steeg durch den Tod eines redlichen Mannes gezeigt?

Haben wir denn keine Thore? fragte dummdreist der Kürschner.

O ja, entgegnete fast lächelnd Heileß; aber die fruchten uns wenig, wenn wir zwischen zwei Feuern sitzen. — Frangipani draußen und Bedrangle innen, da helfe Gott.

Sie schwiegen beschämt.

Seht, liebe Bürger, nahm nach einer Weile Heileß wieder das Wort, rohe Selbsthülfe und Gewaltthat führt selten, Toben hinter dem Schenkentisch nie zum Ziele. Der Thälerrath muß von ganz anderm Standpunkte die Sache ansehn, obwohl er in dem Mißmuthe mit Euch eins ist. Selbst Dr. Rima, den Ihr so hart und schonungslos beurtheilt, that mehr für Euch, als Ihr ah-

net, thats aber mit Güte und im Stillen, darum wisset, ja, ahnet Ihr's nicht.

Und wann Ihr auch mit dem Ersten Recht hättet, rief Lauer, dem Wein und Aufregung die Besonnenheit mehr und mehr entzogen, so habt Ihr's doch bei meiner Treue hier nicht! — Von deiner Treue weiß ich nichts zu rühmen — murmelte Gölz in den Bart.

Der Rima? schrie Prätorius, der weniger vertragend, bedeutend trunkener war, als Lauer — nein, er ist kein Doktor des Rechts, sondern des Unrechts. Er spielt mit dem Kommandanten unter einer Decke und theilt mit ihm die Brandschatzungen; denn sein Glaube heißt: Selbstessen macht fett! —

Sprecht leise, Ihr Herren, bat Gölz, der Kummerhof hat tiefe Löcher, nach denen Euch wohl nicht gelüsten möchte. Prätorius erbleichte.

Schweig', du krächzender Rabe! rief Lauer — aber er besann sich sogleich, daß er tief in der Kreide saß und sagte in mildem, scherzendem Tone: Meinst du denn, Gevatter, unser Einer sey ein Fisch und sey's aus Furcht? Du kennst mich schlecht! — Ich verachte den Heuchler Rima und habe deß kein Hehl.

Wahrlich, Ihr beurtheilet den Mann falsch, rief in einer seltenen Anwandlung von Heftigkeit der ruhige Heiles. Er könnte wohl in mancher Beziehung anders handeln, das ist wahr; aber seine Stellung ist eine schwierige. Er könnte duldsamer gegen uns Protestanten seyn, das ist wahr. Einst war er es auch.

Aber das Blättlein hat sich gewendet, fiel Zinkgräf ein, seit der Quardian einen so mächtigen Einfluß auf ihn gewonnen hat, seit überhaupt sein düstres Wesen düstrer geworden ist — oder besser, seit er durch den

Nachdruck spanischer Arquebusirer mehr Macht hat. Er traute früher nicht, die rechte Farbe aussen hin zu kehren und spielte den Judas unsres Seelenhirten Inselius. Als die Stunde des Verrathes kam, warf er die Maske ab, trieb ihn von dannen und —

Riß sein Hab und Gut an sich, also daß Vater und Sohn arm in eine fremde Welt zogen, der Treulosigkeit eines Freundes so gewiß, als des Bettelns — schloß Lauer. Herr Rathsbürgermeister, giebt es kein Mäntelein der Liebe, das Ihr über diese Schandthat decken könntet? — Wollte Gott, daß ich es könnte! seufzte Heileß aufrichtig. Doch ich kann es nicht; lasset uns aber doch nie vergessen, daß dieß die einzige, mit Rima's Denkart streitende Thatsache dieser Art ist, die uns zur Kenntniß kam. Der Schein kann trügen, und unser Herr sagt: Richtet nicht, damit ihr auch nicht gerichtet werdet. Zum Teufel auch! schrie jetzt Lauer wilder, dem mehr und mehr der Wein die Sinne benebelte, wollt Ihr denn, daß wir allesammt die Sache aus unserm Gedächtniß austilgen sollen, wie's doch kein Mensch vermag? — Vergeben könnte ich wohl, aber das Vergessen ist eine Sache, die ich nicht fertig bringe, und um so weniger, je öfter ich will. Um aber Fünfe gerade seyn zu lassen, muß man im Rathe sitzen. Es wird und muß die Zeit der Rettung und — der Rechenschaft kommen. Dann ist Recht wieder Recht, und Unrecht, Unrecht. Wehe dann dem Federfuchser Rima, dem Doktor, wie die Leute sagen, der uns zu Grunde kurirt! Heileß stand auf.

Ihr redet anzüglich, weil der Wein die Zunge lößt. Ich streite nicht mit Euch, sagte er ruhig, aber fest; denn Ihr seyd nicht gemacht, heute Gründen der Ver-

nunft Gehör zu geben. Er wollte Mütze und Stock nehmen, aber Zinkgräf nahm ihn bei der Hand.

Zürnt nicht, Hr. Rathsbürgermeister, sagte er. Lauer ist erhitzt; aber es sind deren Viele, die nicht anders denken. Beleidigen will er Euch nicht. Euch achten und lieben wir alle.

So glaubt mir, sprach Heileß, wenn ich Euch sage, Rima ist besser als sein Ruf. Er grüßte und gieng.

Geh Du nur, donnerte Lauer ihm nach. Du bist ein ehrliches Schaaf, aber nichts weiter. Alle Wetter, Zinkgräf, wärst Du oder ich im Rathe, ich wollte den kölnischen Funken zwicken, bis er mürbe würde, wie ein Apfel im Frühjahr.

Um Gotteswillen schweigt, rief Gölz, der eiligst hereinstürzte, der Rima steigt eben unter den Kastanienbäumen des Kummerhofes zu Rosse. Hört er Dich toben, so bekommst Du, Lauer, freies Quartier, aber keinen Manubacher. Ueberdieß ist sein Töchterlein schwer krank und ihr Lager auf dieser Seite. Tobet darum nicht, Männer!

Diese Worte äusserten eine niederschlagende Wirkung, selbst auf den Weinerhitzten; denn Clara Rima besaß die Liebe der Stadt, weil sie die Krone der Stadt und die Mutter ihrer Armen und Waisen war; und es lebte weder Mann, Greis, noch Jüngling in der Stadt, der, wenn sie so leicht, wie ein Schatten vorüber schwebte, so engelmild und herzig grüßte, nicht sogleich die Mütze gezogen hätte, stehen geblieben wäre und, der Lieblichsten nachsehend, gesagt hätte; Sie ist ein Engel. So möchte denn Keiner, selbst der Trunkene, die Ruhe dieses verehrten Wesens stören, und das ist die Wundermacht weiblicher Reinheit, Milde und Schönheit, daß sie nicht

blos da herrschet, wo sie sich zeigt, sondern selbst da, wo nur ein leiser Anklang an sie und ihre Nähe laut wird.

Die Sonne war unterdessen hinter den Höhen von Perscheidt hinabgesunken, und feurig glühte nur noch der Rebenkopf und die hohen Häupter der Nassauer Berge, während jenes milde Zwielicht in den Thälern spielte oder zu spielen begann, das einen so eigenthümlichen Reiz zu stiller Betrachtung für das Gemüthe hat. Erfrischende Kühle wehte vom Rheine herauf, wo Millionen Nimphen ihren Tanz begannen, der ihres Lebens schnelles Ende ist. Nachtigallen sangen ihr schmelzendes Brautlied in den Gebüschen, welche die Höhen kränzten, und bald kam die Stunde, wo die Feierklänge des Maigeläutes von Lorch so wundersam beredt von dem Abendwinde herabgetragen wurden. Der churkölnische Saalschultheis, Dr. juris Rima, hatte sich sein Leibroß vor das Thor des Saales führen lassen und war auf das edle, sich bäumende Thier gestiegen. Gesenkten Hauptes ritt der Mann nun der Oberstraße zu, um in Gottes großem, weitem Tempel Frieden zu suchen für die kummerbelastete Seele. Ihm war der spottweise vom Volke Kummerhof genannte Saal wohl in Wahrheit ein Kummerhof; denn daheim lag schon seit Wochen Clara, der Stern seines Lebens, das achtzehnjährige, einst so liebliche Mädchen, der Mutter, die längst ruhte, theures Ebenbild, an Leib und Seele — krank darnieder, und der trauernde Vater, der fast Tag und Nacht nicht vom Bette seines Kindes kam, war trostlos, da alle Hülfe fruchtlos blieb und er sein Glück zu Grabe gehen sah. Heute schlummerte sie einmal. Er fühlte das Bedürfniß so tief, in der frischen Abendluft die heiße Stirne zu baden und die freie Gottesluft zu athmen, daß er gerne den Bitten der sorg-

lichen Schwester nachgab, ihr Clara überließ und sein Pferd sich vorführen ließ, das schwereren Herzens seinen Herrn noch nie getragen. Tief war sein vom Schnee des Lebenswinters bedecktes Haupt gesenkt; traurig erwiederte er die heute so theilnehmenden Grüße der Bürger, die alle mehr oder weniger sein Herzweh mitfühlten, weil Clara's Leiden auch für sie ein Herzweh war. Nirgends fand ja der unglückliche Vater Hülfe. Alle Aerzte Cölns, die der reiche Rima beschieden, waren ohne Trost wieder von dannen gezogen. Ein schleichendes Fieber schien der Jungfrau zarten Körperbau zerstören, das schöne, geliebte Leben auslöschen zu wollen. Das beugte den Greis so tief, der ausser Clara nichts mehr hatte, was ihn an das Leben band. —

Er ritt eben an den Bogenfenstern des Gölzischen Hauses vorüber.

Sieh' doch, wie der alte Sünder so gebückt dahin reitet — sagte mit giftigem Blicke und Tone Lauer zu Zinkgräf. Weißt Du auch, woher das kommt? Er sucht sein gutes Gewissen, das er seit der Schandthat an Pastor Inselius verloren hat und kann's nicht finden, witzelte der Schneider.

Lauer und Prätorius lachten des Witzes, auf den sich der Schneider etwas zu Gute that.

Aber Gölz nahm das Wort: Ihr wißt, sagte er, auch ich bin nicht gerade ein warmer Freund des Doctor's, aber seine Lage regt mein tiefstes Mitleid auf. Ich habe alle meine Kinder erwachsen verloren und mein Weib dazu, und weiß, wie das thut. Clara leidet schwer und sie ist sein höchstes Gut, und alle Aerzte haben ihr das Leben abgesprochen. Tragt Ihr nur einen Funken menschlichen Gefühls in Eurer Brust, so spottet

des Vaters nicht, der eine Zentnerlast auf dem Herzen trägt. Da sahen sich die Dreie etwas verblüfft an, und schämten sich ihrer Worte und des Hohnes.

Wahrlich, wenn dem so ist, sprach Zinkgräf, dann jammert er mich um des Engels willen, den ihm Gott zum Kinde gab. Sie ist gut. Jedermann sagt das — und schön, das sehen wir alle. Doch schien mir's, daß, seit der Besetzung unsrer Stadt durch den verfluchten Bedrangle, ihr Auge düstrer, ihr Aussehen bleicher und leidender war. Gott gebe ihr Gnade! Lauer hatte noch einige Tummler geleert und war dann wankend aufgestanden. Zinkgräf zahlte seine Zeche nicht ohne Ostentation, und Lauer sah süß freundlich den Gevatter an, bewegte die Lippen, aber blieb — stumm. Soll ich's wieder aufschreiben, ihr Zweie? fragte er halb scherzend, halb ärgerlich — da beide schon hoch in der Kreide standen.

Ja, Gevatterchen! lallte Lauer. Selig nickte Prätorius, dem Gölz eine Last abgenommen und setzte dann hinzu: ein guter Wintermarkt und Herbst bezahlt Alles!

Wenn's wahr ist, ist's gut! lispelte leise Zinkgräf dem achselzuckenden Wirthe zu und alle dreie schieden, begleitet von der Mahnung: Kommt bald wieder, zu der sich jedoch, in Bezug auf Lauer und Prätorius, ein leiser Seufzer gesellte.

II.

Schon frühe hatte in Bacharach, durch den Verkehr bei den Weinmärkten *), dem bedeutenden Handel der Stadt, als des Stapelortes für den Weinhandel des Rheingaues, durch die von dem zahlreichen und begüterten Adel geförderte Cultur dieser Gegend, das Licht des Evangeliums Eingang gefunden. Wie überall, entstanden auch hier zahlreiche und heftige Reibungen zwischen Alt- und Neugläubigen, strengen Katholiken und eifrigen Protestanten, an denen die Regierung oft eben so großen Antheil hatte, als die Ansichten und Neigungen der einzelnen Amtsträger, und diese Periode ist hier, wie fast überall, ein ziemlich düstres Blatt im Buche der Geschichte, dessen Züge aber die Thränen der Unterdrückten und selbst ihr Blut nicht ausgelöscht. Dessen ungeachtet bildete sich sehr bald eine evangelisch-protestantische Gemeinde in der Stadt, und eben solche in den Thälern, namentlich Oberdiebach und Manubach — für welche beide eine edle evangelische Dame, wahrscheinlich eine von Riedesel, eine eigene Kirche im südlichen Thale von Oberdiebach erbaute, die indeß unter dem Wüthen der Spanier unbrauchbar wurde und bald als Ruine dastand. In Bacharach kam die Gemeinde in den Besitz der Pfarr- und Stiftskirche, den heiligen Aposteln Petrus und Paulus geweiht, während die Kirche zu Sanct Wer-

*) Eine eigenthümliche Einrichtung war es, daß, wenn der Wein klar und auch der gefeuerte bereitet war, an einem bestimmten Tage der Weinmarkt auf freiem Markte der Thäler gehalten wurde. Die Weinhändler trafen dabei ein, und jeder Bürger erschien mit seiner Probe. Der Preis, unter welchem nicht verkauft wurde, wurde hier fixirt und die Einkäufe gemacht. Alte Handschrift.

nerus und die, an der Stätte der ehemaligen Kreuzkapelle erbaute, Klosterkirche im Besitze der Katholiken blieb. Oft bedrängt und verfolgt, dennoch glaubenstreu und fest, lebte die neue Gemeinde hier von treuen Hirten geleitet. Die öftere Vertreibung ihrer Geistlichen knüpfte nur fester das Band zwischen der Gemeinde und ihnen. Drang man ihr auch altgläubige Seelsorger auf, so kamen doch auch wieder günstigere Momente, wo man diese vertrieb und jene zurückrief. An dem letzten ihrer Prediger, Dr. theologiae Philippus Inselius, hieng aber die Gemeinde mit ungetheilten Herzen. Er war ein sanfter, guter, amtstreuer Mann, von vieler Kraft und im schönsten Sinne des Wortes bemüht, Allen Alles zu seyn. Vielfache Prüfungen hatte er erduldet; war, von seiner ersten Pfarrstelle im Dörfchen Werlau vertrieben, in Bacharach liebevoll aufgenommen worden; allein sein Geschick war noch nicht müde, ihn heimzusuchen. Er begrub sein Weib hier, und mit ihr sein Glück, und obwohl selbst die Katholiken ihn liebten, so hatte er vielleicht gerade darum einen erbitterten Feind, den Quardian des Kapuziner-Klosters. Zu feig, öffentlich gegen ihn seine Gehässigkeit zu verrathen, schärfte und schoß er heimlich seine Pfeile auf den edlen Inselius ab, die oft schmerzlich, oft bis in des Herzens Tiefen trafen.

Der Saalschultheis Rima, ein Cölner Dr. juris, war des Quardians Spezialfreund, denn er war, wie jener, ein „Cölner Kind". Wie verschieden aber auch sonsthin beider Temperamente waren, so gieng dennoch viel vom mönchischen Fanatismus in die Denkart des Saalschultheisen über, und sein ohnehin strenges, abgemessenes, kaltes Wesen wurde oft hart und bitter in Worten, fanatisch in seinen Handlungen. Dennoch aber

achtete er den Pfarrherrn Inselius, ob seines ächtchristlichen Sinnes und seiner Gelehrsamkeit, hoch; ja es gab Stunden, wo er die trennenden Glaubenslehren vergaß und mit wärmeren Regungen sich dem Manne anschließen zu wollen schien.

Beider Gattinnen war es vorbehalten, die Männerherzen sich zu nähern. Es steht kein Wesen dem Himmel näher, als ein edles, reines Weib, und keines zieht mächtiger zu ihm hin, als dieses. So war es bei diesen Frauen auch. Beide schienen nach einem Urbilde geformt, Zwillinge am Geiste und Herzen, mit vollkommenster Aehnlichkeit. Darum zogen sie sich schnell an, um sich fest zu verketten. Hier, wo die Blüthe der Religion im Gemüthe in frischer Schönheit wohnte, die ächte Liebe, fragte man nicht nach ergrübelten Sätzen, in die der Mensch seine Ueberzeugung hineinzwängt, und so blieb ihnen fremd, was die Männer trennte — aber sie vermittelten jene Trennung des Verstandes durch ihre Liebe. Beider Familien waren klein. Inselius hatte nur einen Sohn, Rima nur eine Tochter, und Friedrich und Clara waren sich die liebsten Spielgenossen. Die Familien kamen öfter zusammen. In den Gattinnen und Kindern wurden auch sie in Liebe vereint. Man vergaß die spitzfindigen Streitigkeiten und den scholastischen Wortkram, und hielt sich an das, was Leben gab, an die Liebe, und selbst der Quardian sah mit tiefem Schmerz, wie wenig er über Rima vermochte, der ihn selbst oft an das Gebot mahnte, das der Sünden Menge zudeckt und der Jüngerschaft Jesu Kennzeichen ist.

Das schöne Verhältniß der beiden Familien störte der Tod. Es zog eine herrschende pestartige Krankheit durch das Rheinthal, und unter den vielen tausend Opfern fie-

len die zwei schönsten Herzen, Rima's und Inselins Gattinnen. Wittwer nun, beide ein Loos theilend, beide über die schönere Zeit des Lebens draußen, beide gleich tief durch die Unersetzlichkeit ihres Verlustes gebeugt — fanden sie nun in ihrem Umgange und in der Sorge für die Erziehung ihrer Kinder Trost, und bei ihnen bewährte es sich auf's Neue, daß, wenn das Glück die Menschen entfremdet, das Mißgeschick sie wieder einigt und dann enger die Bande der Freundschaft schlingt.

Von diesem unglückseligsten Zeitpunkte ihres Lebens an vergieng kein Tag, der die Väter nicht mit ihren Waisen zusammen führte, und sie unter dem Laubdache der Kastanien des Saales nicht spielen sah, oder in Rima's Garten, der vor dem Holzthore lag. Der rasche, kräftige Friedrich verließ gerne die wilden Knabenspiele, um bei Clara zu seyn, und das sanfte Mädchen schmiegte sich so traulich, so nachgebend, so innig an den Knaben an, daß ihre Herzen in heiliger Kinderliebe in Eins zusammenwuchsen. Gerne sahen die Väter ihrer Kinder süße Spiele, und oft ruhte lang und schweigend ihr thränenfeuchter Blick auf ihnen, tief es fühlend, daß zwei Herzen fehlten, welche die Freude theilen sollten.

Die Schule des Leidens, wie die Schule des Lebens, trägt der Früchte verschiedene. Ernster, stiller, reizbarer wurde Inselins. Der Harm um die theure Verstorbene nagte, wie ein Wurm, an seinem Herzen, der nicht rastet. Leichter verletzte, tiefer schmerzte ihn ein kränkendes Wort. Inniger hielt er an seiner religiösen Ueberzeugung, und wer einen der Sätze seines Glaubens angriff, verwundete seine Seele und rief seine ganze Geistesthätigkeit auf zu seiner Vertheidigung. Auch bei Rima, der an und für sich etwas Verschlossenes in seinem stets

ernsten Wesen hatte, vermehrte sich dieß. Man sah keinen Zug von Heiterkeit mehr in seinem Antlitz. Er war abstoßend für die Aussenwelt. Früher schon zu religiösem Fanatismus geneigt, offen dem Einfluß mönchischer Ansichten und priesterlicher Unduldsamkeit, schien diese Richtung nun, trotz dem, daß er in Inselius den Menschen achtete und liebte, mehr und mehr hervorzutreten, zumal der Quardian häufig bei ihm aus- und eingieng. In ihren Gesprächen konnte es sich nicht fehlen, daß sie oft auf religiöse Gegenstände kamen; denn es lag in dem Geiste ihrer Zeit und ihrem Gemüthe nahe in seiner jezzigen Stimmung. Inselius übersah milde die oft heftigen Aeußerungen des intoleranten Juristen, der an dem Buchstabenglauben seiner Kirche mit unbeugsamer Strenge festhielt; allein allmählig gab es der Controversen mehr. Von jedem Streite bleibt unbewußt etwas zurück, und so sammelt sich eine Masse Brennstoffes, die bei vorkommender Gelegenheit sich heftig entzündet und dann bessere Gefühle unterdrückt.

Ihr Umgang war durch die Macht der Gewohnheit Bedürfniß geworden, auch da selbst, als schon häufiger jene streitenden Meinungen in Konflict kamen. Gegenseitige Achtung hielt das Band noch fest und die wachsende Liebe ihrer Kinder, die sich desto mehr zu einander hingezogen fühlten, als die Väter sich entfremdeten. Oft betrauerte Inselius dieß unselige Streiten. Oft schwieg er; aber es war dann, als ob sein Schweigen Rima mehr reize, als ob er darin die Ohnmacht seiner Gründe offenbare, wodurch des Gegners Triumph desto größer, seine Worte desto schneidender wurden. Dann konnte Inselius nicht an sich halten und er schied mit bitterm Gefühle, und wagte es, sich selbst Trotz zu bieten und

mehrere Tage nicht hinüber in den Saal zu gehen. Dann aber fragte Friedrich den Vater, warum er ihn nicht zu Clara führe? und Clara weinte, weil der liebe Gespiele fehlte. Rima fühlte, daß des Quardians Umgang das ihm nicht gewährte, was er suchte, und so trat er in des Predigers Wohnung und stellte den Frieden wieder her. So blieb es lange Zeit im wechselnden Verhältnisse; allein je größer des Quardians Macht wurde über Rima's Gemüth, die er schlau sich zu sichern wußte, desto entfremdeter standen sie im Leben da. Hatte auch dieß keinen Einfluß auf die sich liebenden Kinder, so wurde doch der Spielplatz unter den Kastanien des Saales seltner von Friedrich besucht, denn der sorgsame Vater unterwieß ihn ernster in dem, was sein künftiger Lebensberuf von ihm forderte. Sahen sie sich dann wieder, war ihre Freude desto größer.

Jahre kamen und schwanden, und immer kälter wurden die Männer gegen einander. Selbst die Kinderspiele einigten nicht mehr so oft Clara und Friedrich, ohne daß darum ihre Herzen sich verändert. Da brach endlich der offene Kampf aus. Die Austheilung der Gaben des Hospitales zum heiligen Geiste, welches einst der Wittelsbacher frommer Christensinn gestiftet, entzündete den lang gehäuften Brennstoff.

Rima wollte es nicht dulden, daß die Protestanten, als aus der Kirche Geschiedene, welcher die Stifter angehört, Theil an den milden Gaben nehmen sollten, und wußte den churpfälzischen Vogt und viele Katholiken des Raths zu seiner, oder vielmehr des fanatischen Quardians der Kapuziner, Meinung zu bekehren. Inselius kämpfte mit Manneskraft und kühnem Muthe. Die Leidenschaften wurden rege, gohren und bald loderte die helle

Flamme des Zorns. Das Verhältniß war zerrissen, die Kluft schien unausfüllbar; denn selbst gegen Friedrich war Rima hart und unfreundlich, was weinend der Knabe dem Vater klagte.

Iuselius fühlte sich unglücklich und sein Zustand wurde noch düstrer, als sein Bruder, ein wohlstehender Laborant im Odenwald, ihn besuchte und Friedrich in den Vater drang, ihn mit dem Oheim ziehen zu lassen, auf daß er seine Kunst erlerne. Der weise Vater erwog ernstlich mit dem kinderlosen Bruder die Sache und entschied endlich zu Friedrich's Gunsten. Er sagte Clara weinend Lebewohl, und schied schweren Herzens von dem Vater und der Vaterstadt.

Jetzt war das Leben des Predigers ganz verarmt. Zwar fand er in der Liebe seiner Gemeinde, in dem Umgange mit dem biedern Heileß Trost, aber eine Leere blieb im Herzen, so tief, daß sie nicht auszufüllen war, und sah er Clara, so wurde ihm das Herz schier zum Brechen schwer. —

Ein Unglück kommt nie allein, sagt das Sprüchwort — und das Leben macht es oft wahr. In jenen Zeiten war nichts häufiger, als daß der Regentenwechsel eine andre, der sich anfeindenden Religionspartheien zur herrschenden, die andere zur gedrückten machte. In Churpfalz war dieß öfter der Fall. Die Prediger wurden verjagt, andre eingesetzt und die Partheien haßten sich noch glühender. Als nun aber spanische Besatzungen in die Städte kamen, da hatte die katholische Parthei das Uebergewicht und die protestantische mußte weichen. Die Bedrückungen der Protestanten blieben auch in den Thälern nicht aus, als die spanischen Besatzungen einzogen.

Bedrangle, der spanische Kommandant von Bacharach, war ein wilder, fanatischer Flammänder, entmenscht in den Kriegen Niederland's, durchdrungen vom Geiste der Schule Alba's. Mit ihm wurde das Triumvirat der Feinde des Predigers voll und ihre Macht auf den höchsten Gipfel gesteigert. Täglich empfand er neue Kränkungen und schmerzliche Beeinträchtigungen; aber dennoch hielt er die Prüfung mit Geduld aus und setzte stille Duldsamkeit dem Drängen entgegen.

Immer drohender aber zogen sich die Wolken über seinem Haupte zusammen, und das Mandat, welches die reformirten Prediger vertrieb, vollendete sein Mißgeschick. In dreimal 24 Stunden gebot es ihnen, die Lande zu verlassen.

Teuflische Schadenfreude im Blick und Herzen, traten mit diesem Dokumente unchristlicher Denkart der Vogt und der Quardian in Rima's Gemach.

Rima hielt das Mandat in seiner Hand, die allmählig zu beben begann, las es zu Ende und warf es dann grimmig an den Boden. Die Beiden sahen ihn mit unverhohlnem Erstaunen an.

Es ist hart und ungerecht! rief er aus — denn gerade jetzt regte sich eine bessere Stimme in seinem Innern; gerade, wo er Inselius Unglück vor Augen sah, fühlte er mit Schmerz sein Unrecht, und die Reue packte mit Riesenfaust sein Herz. Das Mitleid mit dem, den er einst geliebt, dessen Leben tadellos, dessen Herz gut und milde, milder als das Seine war, dessen Frieden so oft durch ihn gestört, jetzt so plötzlich vernichtet werden sollte — regte sich mächtig, und mochte der Quardian alle Macht aufbieten, die er usurpatorisch errungen, jenes edle Gefühl zu bekämpfen, es gelang ihm nicht —

alle Sophismen religiöser Ueberredungskunst blieben dieses Mal vor dem Menschen ohnmächtig, der sich in Rima aufrichtete.

Er saß da in sich versunken, mit trübem Blicke. Das Einst trat so lebendig vor seine Seele, daß er fast weinen mußte.

Ich will es ihm selbst bringen! sprach er dann mit wankender Stimme. Es sey eine Buße, die ich mir selbst auflege, sprach er dann in sich hinein. Und wenn ich ihn leiden sehe, den Mann, der besser ist, als ich; wenn ich seinen tiefen Schmerz sehe, will ich mir selbst zurufen, das ist dein Werk! Die schmerzlichsten Gefühle erfüllten ihn jetzt, und er freute sich, als die Männer weggiengen, die ihn heute gar nicht begriffen.

Es war Samstagabend. Schon ruhte jedes Werk in der Stadt, denn des Sabbaths Vorweihe hatte mit dem Glockengeläute bereits begonnen. Vor den Thüren ihrer Häuser saßen die Handwerker. Von dem mühsamen Tagewerke kehrte der müde Winzer heim, und nur in den Häusern regte es sich noch rüstig; dann da scheuerten und fegten die Hausfrauen rüstig auf den morgenden Tag des Herrn. Stattlich geputzt wanderten die Juden dem Rheine zu, dort sich in der Sabbathruhe zu ergehen. Stiller als irgendwo war es in der Rosengasse, wo ohnehin nicht viel Gewerbe getrieben wurde, an deren oberm Ende die Pfarrwohnung lag. Schon neigte sich der Tag und gieng in jenen Zustand über, der so geeignet zur traulichen Unterredung, wie zu schauerlichen Mährchen und Sagen, zur Dämmerung. Hin und wieder flimmerte schon ein Licht. Auch im Stübchen des Pfarrherrn brannte die Ampel schon, denn der Mann Gottes memorirte seine Predigt, die er halten sollte am Tage

des Herrn zu St. Peter und Paul. Es war stille im Hause. Die alte Magd des Pfarrherrn war in Geschäften außen und sonst war Niemanden vorhanden, seit Friedrich auch von dannen gezogen war.

Um diese Zeit schlich über den Markt hinauf eine große Gestalt, die sich in einen Mantel gehüllt hatte, und droben schnell rechts in die Rosengasse einbog, und ebenso schnell innerhalb der Thüre der Pfarrwohnung verschwand.

Sollte man nicht schwören, sprach der Schneider Zinkgräf zu seinem Nachbarn, das wäre der Saalschultheis gewesen? — Wüßte ich nicht, wie er unsern Pfarrherrn hasset und verfolgt, so sollte ich's auch denken! sprach Jener darauf.

So laß uns aufmerken, wenn er wieder heraus tritt, schlug Zinkgräf vor und das Räthsel soll sich bald lösen. Ist er's aber, so zieht sich ein Unwetter über dem Haupte unsres Seelenhirten zusammen, oder die Teufel werden Engel! —

Unterdessen trat Rima vor die wohlbekannte Thüre des vielgekränkten Mannes. Er las laut seine Predigt, und Rima vernahm die Worte: „Wie oft soll ich denn vergeben? Ist's genug siebenmal? Jesus aber antwortete und sprach: siebzigmal siebenmal sollst du vergeben, und Paulus spricht: Die Liebe glaubt Alles, hoffet Alles, trägt Alles, duldet Alles!“ Er hörte es, wie mit sanfter Stimme Inselius diese Worte las, und es dünkte ihn, der Herr halte Gericht mit ihm, und diese Worte, die er so schnöde durch sein Leben gehöhnt, seyen eben sein Strafurtheil. Es wollte ihm das Herz zersprengen. Als es stille innen wurde, riß er endlich die Thüre auf und trat hinein.

Ueberrascht erhob sich Inselius und trat ihm entgegen. Aber es war der milde Geist der Liebe aus seinem Worte in sein Herz eingezogen, und es dünkte ihn in diesem Momente, als lägen nicht Jahre des Zorns und der Kränkung zwischen der schönen Zeit, wo sie in Liebe gelebt, und dem Jetzt; und es komme Rima, wie einst, ein Stündchen mit ihm zu plaudern.

Darum schritt er ihm mit ungeheuchelter Freundlichkeit entgegen und bot ihm die Hand mit dem altgewohnten Segensgruße: Gott grüß Euch!

Der aber stand vor ihm, blaß wie eine Leiche, mit dem Auge voll Thränen und der bebenden, zuckenden Lippe, die reden wollte und nicht konnte. War es ihm doch klar, daß er kam, um das Schmerzlichste dem Manne zu bringen, der ihn mit seelenvoller Freundlichkeit willkommen hieß; wußte er doch, wie viel er an ihm verschuldet und seine Liebe vergab Alles, trug Alles, duldete Alles und ließ sich nicht erbittern. — Das ergriff ihn mit entsetzlicher Gewalt, und die alte Liebe erstand von den Todten und in seinem Herzen wurde es Ostern. Die Unkrautsaat des Mönchs war dürre geworden, wie das Moos auf den Felsen des Rabenkopfs in den heißen Augusttagen, und der Fanatismus fuhr aus, wie ein böser Geist vor dem unsichtbaren, gottgefälligen Exorcismus der Liebe.

Könnt Ihr vergeben, Philippus? fragte tief erschüttert der Saalschultheis.

Siebzigmal siebenmal! antwortete, seine Arme ausbreitend, der Pfarrherr. —

Aber Rima fuhr, ihn abwehrend, fort:

Auch wenn ich gekommen wäre in feindseliger Absicht?

Auch dann! sagte fest Inselius.

Und wenn ich mich letzen wollte an Eurem Jammer? fragte Rima weiter, und die Thränen rannen groß und häufig über die bleiche, gefurchte Wange und die Stimme wankte.

Auch dann, so wahr mir Gott helfe!

Und wenn ich Euch das Schrecklichste anzukündigen käme?

Siebzigmal siebenmal! wiederholte Inselius und eine erhabene Begeisterung strahlte aus seinen Blicken.

Da schlug Rima an seine Brust und rief:

Herr sey mir Sünder gnädig! und zu Inselius sprach er mit tiefer Rührung:

Mann Gottes, ich bin nicht werth, daß ich Euch die Schuhriemen auflöse! Und er sank in des Wiedergefundenen Arme und Inselius sprach sanft: Friede sey mit Euch! Laßt uns vergessen, was dahinten ist. Saget an, was Euch so spat in meine Behausung führt.

Rima aber konnte nicht reden. Ihm war unbeschreiblich seltsam zu Muthe. Schaam und Reue kämpften in ihm und beengten seine Brust, und dennoch fühlte er sich seit langer, langer Zeit zum ersten Male wohl. Seine Thränen rannen noch immer.

Um Gott, sagt an, was ist Euch? fragte dringender Inselius. Ist Clara krank geworden? Oder — Nein, nein, rief Rima, Euch gilt was ich bringe! — Um Gott! Ist Friedrich ein Leids geschehen und ich weiß es nicht? —

Nein, nein, rief wieder der Saalschultheis.

Nun, so redet in Gottes Namen, ich bin gefaßt, es anzuhören, sprach Inselius, dessen Seele jetzt wirklich ruhig wurde; denn was auch nun kommen konnte, das Härteste war es ja nicht.

Ach, seufzte Rima, dem es fast unmöglich war, das Wort auszusprechen, und dem jetzt sein Verhältniß zu Inselius näher lag, als jedes Andre, daß ich so oft den Einflüsterungen böser Menschen Gehör gab!

Sie haben ihren Lohn dahin. Laßt sie, sprach Inselius mit Seelenruhe, und saget, was Ihr bringet. Sey es, was es wolle, – es kommt jetzt nicht mehr aus Feindes Munde, und so ist es minder hart.

Rima blickte ihn zagend an.

Es kommt alles unter Gottes Leitung, fuhr Inselius fort. Nur haltet mich länger nicht hin. Solche Zögerung ist schlimmer, denn ein harter Schlag.

Da reichte ihm Rima das unheilschwangre Mandat hin und wandte sich schmerzerfüllt ab, daß er nicht sähe das Wehe des Mannes, vor dem er so tief erniedrigt da stand. Sein Gewissen schlug ihn hart, ja, es dünkte ihm, er sey der Urheber des Unglücks selbst.

Inselius las es durch. Wohl wurde er bleich, wie ein Todter, denn alt und schwach, mußte er jetzt in gewisses Elend wandern, mußte eine Gemeinde verlassen, die er liebte, einen Ort, wo er die glücklichsten Tage seines Lebens verlebt hatte, wo das Grab seiner geliebten Gattin war, an deren Seite er einst seine Ruhestätte nach den Stürmen eines vielbewegten Lebens zu finden gehofft hatte. Eine Weile stand er schweigend da und richtete den bekümmerten Blick auf das Mandat, dann richtete sich sein Auge gen Himmel. Das Blatt entglitt der zitternden Hand und er sprach mit herzzerreißender Wehmuth: Gottes Wege sind nicht unsre Wege; doch er hat die lieb, die er züchtiget. Klage komme nicht über meine Lippe. Er ist der Herr, er thue, was ihm wohlgefällt. Gehet mir's doch nicht besser, als den Aposteln

des Herrn. — So will ich denn ziehen hinaus in die fremde Welt, und mein Trost sey, daß überall die Erde des Herrn ist, daß er die Seinen wohl durch Nacht führet, aber stets zum Lichte.

Rima sah ihn jetzt tief bewegt an und rief aus überströmender Seele: Edler Mann, fürwahr Euer Glaube ist gut, besser als der meine!

Er lehret mich segnen, die mir fluchen, versetzte Juselius, und wohlthun denen, die mich hassen und verfolgen.

Da zog ihn Rima an seine Brust und weinete bitterlich. Es war dunkel geworden draußen und stille, und in des Schlafes Armen lag die Stadt. Nur der Schneider Zinkgräf und der Wächter, der in der Rosengasse die Stunde blies, sahen eine hohe Mannesgestalt aus des Predigers Hause schleichen und, dicht in den Mantel gehüllt, die Rosengasse hinabeilen. Als aber der Wächter gegen die Pfarrwohnung kam, erlosch eben das Lämplein in des Predigers Stube, und ein vielgeprüftes, schwerbelastetes Herz suchte dort vergebens die Ruhe. —

Als nun am andern Morgen das Geläute der Glokken zu Sanct Peter und Paul die Protestanten zur Andacht rief und sie in stattlichen Festkleidern in das Gotteshaus giengen, der salbungsvollen Predigt gewärtig, da kam auch Juselius im Predigerrocke; aber er war bleich und die Spuren tiefen Schmerzens standen auf seinem Antlitze, die vielen in der Gemeinde, besonders aber Zinkgräf, auffielen, der, obwohl noch jung und zum Wandern bereit, mit ganzer Seele an dem Manne hieng, der ihn in die Gemeinschaft der Christen aufgenommen und das Himmelslicht des Evangeliums in sein Herz geleitet hatte. Er trat in die Kirche. Da aber erhob

er das Haupt und ein wunderbarer Glanz verbreitete sich über seine Züge. Das Psalmlied erschallte: „Eine feste Burg ist unser Gott" — und wogte in mächtigen Wellen durch das hohe Gewölbe. Inselius bestieg die Kanzel und jedes Auge hieng an seinem Munde. Leuchtenden Antlitzes stand er da, anzusehen, wie ein Prophet des Herrn. Durch wenige, gewichtige Worte leitete er ein. Ein kaltes Entsetzen durchrieselte die Gemeinde. Jetzt entfaltete er das traurige Blatt und las es der aus ihrer Ruhe furchtbar aufgeschreckte Gemeinde. Da wurden die Mienen starr und bleich hier, dort flammte ein Auge in leidenschaftlichem Grimme, ein anderes umdüsterten Thränen. Er aber sprach jetzt begeistert das Wort der Liebe: Segnet, die Euch fluchen; thut wohl denen, die Euch hassen und verfolgen; liebet Eure Feinde; und sein herzergreifendes Wort riß sie allmächtig hin, beschwor den Sturm und lehrte sie dulden stille und Gott ergeben. Aber als er nun seinen Text las, aus der Apostelgeschichte die heiligen Worte Kap. XX, V. 28—32, und sie vernahmen des Scheidenden Gebet, Vermahnung und Trost: „So habt nun Acht auf Euch selbst und auf die ganze Heerde; denn das weiß ich, daß nach meinem Abschiede werden unter Euch kommen gräuliche Wölfe, die der Heerde nicht verschonen werden; darum seyd wacker und denket daran, daß ich nicht abgelassen habe Tag und Nacht, einen Jeglichen mit Thränen zu vermahnen. Und nun, lieben Brüder, ich befehle Euch Gott und dem Worte seiner Gnade, der da mächtig ist, Euch zu erbauen und zu geben das Erbe unter Allen, die geheiliget werden." — Da hallte das hohe Gebäude von Wei-

nen und Weheklagen wider, daß selbst über des Redners Wangen die Thränen strömten. Sein Wort floß aus dem Herzen in die Herzen, und er war zuletzt kaum mächtig, seine Gemeinde zum letzten Male vielleicht für diese Welt zu segnen.

Er glaubte, nun sey das Schwerste vorüber — doch — er täuschte sich! Als er aus der Thüre heraustrat und von der hohen Stiege sein Auge über den Markt schweifte, siehe, da stand Kopf an Kopf die ganze weinende Gemeinde und die Mütter hielten ihm ihre Kinder dar, daß er sie segne, die Greise schüttelten ihm weinend die Hand und sagten ein herzliches: Behüth' Euch Gott! und die Jüngern beugten ihr Haupt, daß er seine Hand segnend darauf ruhen lasse. Das war eine tief erschütternde Scene, und selbst die Katholiken weinten alle. Wie tief aber auch der Gemeinde Trauer war, kein Zornwort kam über ihre Lippen. Der scheidende Lehrer hatte sie ja heute und so oft die Feinde lieben gelehrt. Jetzt trug seine Saat ihre Frucht — wenn auch nicht bei Allen, doch bei den Meisten. —

Am Abend gieng Rima zu Inselius, um ihm Lebewohl zu sagen. Er fand seine Thüre verschlossen. Eine geheime Stimme in seinem Innern sprach: Jener Mann, der in das Thor des Kirchhofs *) schlich, war gewiß der unglückliche Greis, der Abschied vom Theuersten nimmt, was er hier zurückläßt.

---

*) Der Kirchhof stieß damals unmittelbar an die Stadtmauer und lag, innerhalb derselben, hinter der Münze, unfern der Wohnung des Rathsbürgermeisters Heileß, und erfüllte das Viereck vom Zehntthore bis zur Münze, und von da bis zum Münzthore herab. Alte Handschrift.

Es zog ihn mit unaussprechlicher Gewalt an den stillen Ort. Als er die Rosengasse herabkam, sah er eine dunkle Gestalt auf einem Grabe knien. Der Vollmond schien hell vom klaren Himmel nieder. Es war der Vertriebene. Rima's Herz bebte in leisen Schauern, als er den Ort des stillen Friedens betrat. Je näher er der Stelle kam, wo seine Gattin an der Seite der Freundin ruhte, desto mehr ergriff ihn der Schmerz. Inselius hörte ihn nicht, bis der Schatten des Niederknieenden auf der Gattin eben frisch erblühendes Grab fiel. Da erkannte er ihn und zog ihn zu sich, und das Wort erstarb auf der Lippe; doch das Herz redete durch Thränen, Kuß und Handdruck mächtiger, als durch Worte. So feierten sie eine heilige stille Stunde, und auf den Hügeln derer, die sich so warm und treu geliebt, wurde der Bund der Versöhnung befestigt. Hand in Hand verließen sie den Ort des Friedens, der es jetzt auch schon ihnen geworden war. Inselius folgte Rima in seine Wohnung im Saale, segnete Clara durch einen Vaterkuß auf die schöne Stirne, sprach über die geringe Habe, die er zurückließ, mit Rima, und gieng dann schweren Herzens dem Rheine zu, wo der Schiffer Leonhard Lauer in seinem Kahne am Ruder wartend lauerte. Ein Bündelein lag darinnen und bald trugen des Rheines vergoldete Wellen den Greis an's andre Ufer.

Und von der Stunde an kam keine Kunde mehr von ihm. Umsonst war alles Forschen. Nur eine dunkle Sage verkündete, er sey Feldprediger bei dem Reiterregimente des Rheingrafen im Heere Gustav Adolph's geworden. Doch glaubten das Viele nicht, sondern meinten, er habe Ruh und Frieden gefunden im kühlen Schoos der Erde. — Aber das Andenken des Gerech-

ten blieb im Segen, und die Jahre, die da schwanden, löschten's nicht aus.

Seit jenem Tage war mit Rima eine große Veränderung vor sich gegangen. Sein finstrer Sinn trat noch schärfer hervor. Er zog sich von Allen, mit denen er früher Umgang gehabt, zurück. Der Stahleckische Vogt und der Quardian selbst sahen ihn selten, und selbst aus dem Hause gieng er nicht. Nur Bedrangle besuchte ihn, ohne daß seine Besuche erwiedert wurden.

Er hatte, ohne auch nur Jemanden Rechenschaft zu geben, das Vermögen, das Inselius zurückließ, an sich gezogen. Diese Handlung empörte die Protestanten, die ohnehin durch die Spanier vielfach verfolgt wurden und, gedrängt von allen Seiten, allmählig jenes Geistes der Liebe zu entbehren begannen. Sie nannten ihn fast laut die Ursache des Vertreibens des geliebten Predigers, und als er nun gar seiner Habe sich bemächtigte, da stieg der Groll noch gewaltiger in jeder Brust. Er wußte das, aber er trugs stille und rechtfertigte sich nicht einmal. Obgleich er von der Verfolgung der Protestanten sich frei erhielt, so ließen es doch der Stahleckische Vogt und der Quardian nicht fehlen, sie ihren Haß fühlen zu lassen, und Bedrangle wurde ihr treuer Bundesgenosse. Das Alles schob man auf Rima's heimliche Rathschläge — und — eine nothwendige Folge war, daß ihn der größere Theil des Hasses traf, der zwischen Jenen getheilt wurde.

Der politische Himmel begann für die Rheinufer sich nun immer mehr zu trüben. Den Druck der schweren Zeit fühlte man schon vor den spanischen Besatzungen, denn die Wehen des schon lange in Deutschland wüthenden, alles Mark verzehrenden Krieges wirkten weithin,

und selbst da empfand man sie, wo noch kein Kampfgewühl Alles verwüstet. Selbst bis zum Rheine hin wirkten jetzt die Stöße dieses Bebens der gesellschaftlichen Ordnung. Spanische Besatzung war jetzt in Bacharach und seinem Schlosse. Strenge Bewachung der Stadt und die ihr anhängenden Beengungen des bürgerlichen Verkehrs waren eine Erfahrung nicht erfreulicher Art für die Einwohner; allein schwerer drückten sie und die Thäler die Verproviantirung des Schlosses, die unaufhörlichen Frohndienste, die Brandschatzungen Bedrangle's und seiner auf den Schlössern befehligenden Offiziere in Rheindiebach und Steeg. Am blinden Gehorsam bei seinem Dienste gewöhnt, kannte er nur eiserne Strenge gegen die Bürger, und nicht selten füllten die Widersetzlichen die Gefängnisse des Saales und des Marktthorthurmes, oft selbst die Verließe des Schlosses. Mit dem Beutemachen vertraut aus Niederlands Kämpfen, achtete er das Eigenthum nicht, und im rohen Soldatenleben aufgewachsen, haschte er des Augenblicks Gunst und ließ seiner Leidenschaften Gluth und Wildheit schrankenlos walten. Zu diesen Zügen kam noch ein heftiger Religionseifer, wie er damals und zu allen Zeiten sein Volk charakterisirte. Schon lange Zeit gebot dieser Mensch, noch jugendlichen Ansehens und schöner Gestalt, in Bacharach, und seines Regiments äherne Hand lag täglich schwerer auf der Bürgerschaft, ohne daß der fast theilnahmlose Rima etwas zu ihrer Erleichterung that, obgleich er es wissen mußte, wie die unermüdeten Brandschatzungen ihren Wohlstand zertrümmerte. Bedrangle wohnte damals in der Stadt, in jenem vielthurmigen, alterthümlichen Gebäude, das südlich von der Pfarrkirche lag und unter dem Namen des Tempelherrnhofes

bekannt, auf seinen Ursprung hinwieß, auch durch seine feste Bauart und durch die Aehnlichkeit mit einer kleinen Festung sich als eine Niederlassung jenes Ordens bezeichnete, der halb Mönch, halb Krieger, einst so gewaltige Bedeutung gewonnen in einer Zeit mächtigen Aufschwungs und religiöser, so wie kampflustiger Begeisterung des Volkes. Hier schwelgte er in üppigen Genüssen vom Schweiße der Bürgerschaft, und praßte mit dem Vogte und Quardian manche Nacht. Hier heckte er mit seinem, auf dem Schlosse den Dienst habenden Lieutenant Lamego, einem schlauen, verworfenen Spanier, die unheilvollen Plane aus, die täglich die Lasten der Leidenden häuften.

Die besseren der Bürger, die über Rima milder zu urtheilen pflegten, konnten es nicht begreifen, wie Rima mit Bedrangle Umgang pflegen konnte, da er ihn doch kannte, wie er so wenig für die Bürgerschaft that. Ueber ihr eigentliches gegenseitiges Verhältniß war man freilich, bei Rima's gänzlicher Zurückgezogenheit, nicht klar; aber das raunte man sich in's Ohr, daß Bedrangle auf Rima's sittiges, liebliches Töchterlein, die frisch aufblühende Clara, seine unreine Neigung gelenkt und sie damit quäle. Obgleich das Volk auch hierüber nicht volle Gewißheit hatte, so betrog es sein Schluß doch nicht.

Das reizende, sich eben entwickelnde Mädchen, erregte Bedrangle's Leidenschaft, mit der er ihr keck nach Soldatenweise nahte. Das sittige Mädchen, eine solche Leidenschaft nicht begreifend und ihre Verworfenheit nicht ahnend im arglosen Gemüthe, fühlte indessen eine räthselhafte, aber unwillkührliche Abneigung gegen den rohen Bewerber und ließ ihn dieß rückhaltlos fühlen. In ihrer Seele lebte nur ein Bild aus der Jugend hei-

ligen Tagen, und ein andres konnte nicht Raum gewinnen in ihrem Herzen. Bedrangle's Leidenschaft wurde dadurch nur heftiger und wilder. Der Widerstand reizte ihn. In eben dem Grade aber wuchs Clara's Abneigung gegen ihn. Rima durchschaute bald dieß Verhältniß, und kummervoll klagte ihm Clara ihr Leid, kummervoller die ängstliche Brigitte, Rima's sorgliche Schwester, die als Clara's zweite Mutter im Hause lebte, seit die erste im Grabe schlummerte. Dieß Verhältniß verbitterte Rima's Leben noch mehr. Er verachtete Bedrangle und durfte doch dem Mächtigen in der Stadt nicht geradezu entgegenhandeln. Er that im Stillen, was er vermochte, für die bedrängte Bürgerschaft, und mochte selbst darum Bedrangle nicht abstoßen, weil er sonst, bei dem herrschend gewordenen Militärdespotismus, alles Einflusses sich selbst beraubte, so unbedeutend freilich dieser war und blieb. Nach langem Sinnen glaubte er endlich ein Auskunftmittel gefunden zu haben. Er hatte in Cöln an der Aebtissin des Ursulinerklosters eine Verwandte, seiner Gattin treue Freundin, ihr wollte er die erblühende Jungfrau anvertrauen; denn da allein wußte er sie sicher vor dem Pesthauche in dieser stürmischen, wilden Zeit. Brigitte billigte diesen Entschluß, so weh es ihrem liebenden Herzen auch that, Claren zu verlieren; allein hier trat das allmächtige Schicksal zwischen Vorsatz und Ausführung. Clara war zarten Baues. Wie so oft eine Blume gerade zu kränkeln beginnt, wenn sie eben am lieblichsten sich entfalten will, so war es bei Clara, die jetzt 16 Jahre zählte. Ihre Wangen bleichten sichtlich, ihre Heiterkeit wich, und ob sie gleich nicht klagte aus Schonung gegen den theuern Vater, so litt sie doch

sehr und vermochte bald nicht mehr ausserhalb des Bettes zu weilen.

Jetzt fiel eine Zentnerlast auf das Vaterherz. Jede ärztliche Hülfe, welche die unvollkommne Arzneikunst jener Zeit gewährte, wurde ohne Aufschub herbeigeschafft. Angstvoll las der Vater bald in den Blicken des leidenden Kindes seiner Seele, bald in denen der Aerzte — aber hier fand er Leiden, und dort Rathlosigkeit. Alle Hülfsmittel blieben fruchtlos. Da wandte sich der unglückliche Vater nach Cöln. Die berühmtesten Aerzte der Stadt kamen, sahen, prüften, verordneten, trösteten, und — Clara blieb leidend und des Lebens Kräfte verzehrten sich sichtlich. Voll Hoffnung sah der unglückliche Vater die Aerzte kommen, schwereren Herzens entließ er sie.

Eben in jenen Tagen war es, als in der Trinkstube des Gölzischen Hauses die Anfangs beschriebenen Auftritte vorfielen.

Clara war in den letzten Tagen sichtlich matter und leidender geworden. Rima war nicht von ihrem Bette gekommen Tag und Nacht. Er selbst erlag fast der übermäßigen Anstrengung, und konnte es sich dennoch nicht versagen, bei der geliebten Leidenden zu weilen. Sie war ja sein letztes, theuerstes, einziges Gut in dem verarmten Leben. In den kühleren Stunden des ungewöhnlich warmen Maitages war Clara in einen sanften Schlummer gesunken, eine Wohlthat der Natur, die sie lange entbehrt. Brigitte, die sich mit Rima in die Sorgfalt für Clara theilte, flehte den Bruder an, sich durch einen Ritt im Freien zu erholen. Sie wollte keine Minute von ihrem Bette weichen, gelobte sie.

Vielleicht, sagte sie, seine Hand fassend, daß dieser Schlummer mehr wirkt, als all' die theuren Tränke der Aerzte und Laboranten. Darum laß dir das Roß satteln und genieße der erquickenden Mailuft, daß nicht auch Du noch siech wirst und uns das Elend über das Haupt wachse. Rima fühlte wohl, wie prophetisch wahr die Worte der Schwester waren. Er war so abgespannt an Geist und Körper, daß er eine Erholung nöthig hatte.

Die Ueberredungskunst der Schwester vereinigte sich mit dem Bedürfnisse, und so gab er denn den Befehl, das Pferd zu satteln.

Das Roß wurde vorgeführt und der schwergeprüfte Greis ritt dahin, ohne zu ahnen, welche bittre Spottreden im Gölzischen Hause ihn trafen. Kaum im Freien angelangt, ließ er dem Pferde den Zügel auf den platten Hals sinken und gab sich seinem trüben Sinnen hin, es nicht bemerkend, daß er an Fürstenthals stillen Mauern vorüberritt, daß Fürstenberg und Diebach schon hinter ihm lag. Sein Wehe war ja so groß! Je weiter er aber ritt, desto ruhiger, desto vertrauensvoller wurde er. War es die balsamische Luft, die er athmete, oder kam ihm Ruh und Trost von oben? — An den ersten Häusern von Heimbach wandte er das Pferd, da wo der Gießbach des alten Trachgau's Gränze macht, und ritt seit langer Zeit zum ersten Male wieder heitrer gen Bacharach hinab, denn es war ihm, als blühe die Hoffnung wieder auf, Claren gerettet zu sehen.

Da begannen die ernsten, melancholischen Klänge des Maigeläutes in Lorch anzuschlagen. Er richtete sich auf und hielt sein Pferd an; — aber ach, sie riefen das kaum entschlummerte Schmerzgefühl wieder wach; in seiner ganzen Kraft ergriff es das Herz wieder, und mit

einer Thräne im Auge, legte der Greis seine Hand auf das wunde Herz, blickte gen Himmel und betete leise zum Herrn, daß er ihm gnädig seyn möge. In Fürstenthal sangen die Mönche die Vesper, als er so tief bewegt vorüberritt, und diese Gesänge mischten sich gleichsam in sein Gebet, und es war ihm, als stiege es mit den Gesangeswellen hinauf zum Allvater.

III.

Von des Rheines Ufern, da wo die alte Burg Sonneck liegt, beginnt ein herrlicher Hochwald, die Höhen in ansehnlicher Breite bedeckend, sich in einem weiten Halbkreise über die gesegneten Hügel und Ebenen des frischen, schönen, früchtereichen Hundsrückens bis weit hinein in das Land der alten Trevirer zu ziehen. Er ist der Schmuck der Berggipfel und faßt in seinen dunkeln Rahmen ein herrliches Panorama. Es ist der sogenannte Sonwald, reich an herrlichen Bäumen von urkräftigem Wuchse. Ein Zweig dieses Waldes erstreckte sich in der Zeit, in welcher die erzählten Ereignisse vorfielen, bis nahe an den Rabenkopf, einen Berggipfel über Bacharach und nächst dem Kanderich, einer der höchsten der Gegend, von dem ihn in spätern Jahren ein fleißigerer Anbau des Landes, das freilich nicht vorzüglich, und größerer Anwachs der Bewohner, die Bedürfnisse in eben dem Grade vermehrend, weiter zurückgedrängt hat.

Aus dieses Eichwaldes Laubdach trat just am Nachmittage des 2. Mai 1631, in der Richtung gegen Bacharach, ein junger Geselle leichten Schrittes und fröhlichen Gemüthes hervor, denn er sang ein heiteres Wanderlied. Er mochte höchstens das zweite Jahrzehend des Men-

schenlebens und dieses kurz erst angetreten haben. Ein enganliegendes, braunes Wamms wieß die schlanke Gestalt recht vortheilhaft. Weite Hosen von gleicher Farbe reichten bis zum Knie, wo sie sich, in einem Bande endend, recht eng anlegten. Unter einem breitgekrempten Hute fielen natürliche, weiche, braune Lockenringel hervor und spielten im Windeswehen um den blosen Hals, und aus den Locken sah ein blühendschönes Gesicht hervor, dessen Frische der junge Bart schattirte. Auf dem Hute prangte ein Blumenstrauß, eben erst frisch gepflückt. An der Seite hing eine große Blechbüchse, deren Bestimmung, gesammelte Pflanzen aufzunehmen, unverkennbar war; wie denn überhaupt der grüne kleine Kasten auf dem Rücken den Laboranten nicht verkennen ließ, der einherzog, seine Medikamente zu verkaufen und nebenbei die aromatischen Kräuter und Wurzeln zu sammeln, die in dieser Gegend so häufig wachsen.

Er schritt rasch und kräftig vorwärts, hielt sich aber immer auf dem Kamme des Gebirges, bis er endlich den Rabenkopf erreichte, wo er sinnend verweilte, gleich als ob an diese Berggipfel und Thäler sich manche Erinnerung seines Lebens knüpfte in Lust und Weh, denn es hob manchmal ein recht tiefer Seufzer seine Brust.

Eine Weile stand er in stummem Schauen versunken, und sein Auge schweifte bald über die Gipfel, die sich hier dem Auge darboten, eng und enger zusammenrückend; bald auf den Rhein, der unten im breiten Thale ruhig dahinfloß, auf seinem silbernen Spiegel Schiffe, Kähne und Flöße tragend, hinauf und hinab; bald in die Thäler, aus deren Schoos jetzt allmählig der abendliche Rauch aufstieg. Ein klarer Himmel breitete sich darüber aus, und die Strahlen der scheidenden Sonne

beleuchteten das herrliche Gemälde, in dem Licht und Schatten durch die Eigenthümlichkeit der Tageszeit grell vertheilt war. Nur drüben über den fernen Höhen des Taunus stiegen fette, weiße Wolken auf, die fast ein Gewitter befürchten ließen.

Der Jüngling legte seinen Kasten ab und setzte sich darauf, um das Bild, das vor ihm lag, mit mehr Behaglichkeit beschauen zu können. Immer ernster und feierlicher wurde seine Stimmung. Der Kopf sank zuletzt, als das Auge sich genug mochte geweidet haben, in die Hand und diese bedeckte den Blick.

Was mochte wohl so sehr des Jünglings Herz ergreifen? War er daheim in diesen Bergen? Spielte er seine Knabenspiele an diesen glückseligen Ufern? Oder blühte ihm hier der ersten Liebe gold'ne Zeit, die erblich?

Nur das abgebrochene Selbstgespräch, in welchem seine Gefühle sich aussprachen, konnte hierüber Aufschluß geben.

Tief unter sich Bacharach und seines Schlosses Thürme gewahrend, auf deren höchstem Bedrangle's Fahne wehte, rief er aus mit wehmüthigem Tone: Vaterstadt! Nach vielen Jahren grüß' ich dich wieder und die verhaßte Fahne des Glaubensfeindes weht auf deines Schlosses Zinnen! O daß ich dir jetzt schon Rettung bringen könnte! — Der dich als Knabe verließ, kehret als Jüngling heim — aber fremd. Kein heimischer Heerd ist da, an dem er sich niedersetzen, kein Herz, an das er sich vertrauend und liebend legen könnte! — O Clara! Du kennst den Gespielen nicht wieder und dein Vater nimmt ihn nicht auf! — Engel meiner Kinderjahre, Clara, Vater, Mutter, wo seyd Ihr? Du bist mir fremd geworden, Du ruhest; und Du, mein Vater, folgst tröstend des Krieges blut'ger Spur. — Er warf den trü-

ben Blick auf seine Umgebung. Ist doch noch Alles, wie einst, wo ich hier der Lerche Nest aufsuchte, oder mit fragendem Blicke dem herbstlichen Zuge der Wandervögel nachsah! Bin nun selbst einer geworden.

Werden sie mich denn noch kennen? Nein — rief er dann plötzlich, sie sollen mich nicht kennen. Fremd will ich unter sie treten, und nur dann, wenn es mir heimisch wird, will ich weilen. Er richtete das Haupt empor und sah auf die Gipfel Nassau's, die sich an der Gränze des Gesichtskreises aufthürmten, und sagte schmerzvoll: Wo weilst Du jetzt, mein Vater? Während ich hier ruhig sitze, umbraußt Dich vielleicht der Schlachten Donner, oder — Du leidest vielleicht, und ich, der ich Dich pflegen sollte, bin fern! — Aber ist es nicht Dein Wille, daß ich hier weile? Wirst Du kommen und Freiheit bringen diesen Thälern? Dieses abgerissene Selbstgespräch wurde jetzt unterbrochen. Einige Ziegen am Saume des Waldes weidend, nahte sich ihm ein Greis — den augenblicklich der Jüngling erkannte, denn die Jahre verändern weniger das hohe Alter, als die Jugend. Bernhardi — sagte er fast laut, der alte Hans Adam, dessen Wächterhorn mir oft diente zur Belustigung.

Der Alte grüßte herüber und nahte sich dann, als er den Jüngling für einen Laboranten erkannte.

Ihr seyd wohl ein Laborant? fragte er, was Friedrich bejahte, seinen Gruß erwiedernd.

O dann erbarmt Euch eines alten Mannes, bat er. Ich leide viel an einem Zahne, der doch der letzte ist von allen, also daß ich heute schier verzweifelt bin.

Schnell öffnete Friedrich den Kasten. Wohlan, Alter, setzt Euch, rief er aus, Eure Pein soll bald enden.

Der Alte setzte sich und Friedrich vollendete schnell und glücklich die Operation. Der Schmerz verließ den Greis. Seine Dankbarkeit war gränzenlos.

Laßt Eure Thiere hier weiden, sagte Friedrich zu dem Alten, und erzählt mir etwas aus Eurer Stadt. Ich bin schon einmal dort gewesen und kenne noch manche Leute daselbst.

Da stehts schlimm, hob der Greis an, denn der Spanier haußet, und ist keine Gerechtigkeit mehr, seitdem er da ist. Er verbrasset der Bürger Schweiß und Blut und Niemand darf reden, nicht einmal klagen, sonst giebt's Gefängniß im Kummerhof.

Hilft denn der Saalschultheis Rima nicht?

Daß sich Gott erbarm'! Hätt' er seines Kindes Herz; ja, dann — aber der hat ja gar kein's, und seit er unsern Seelsorger forttrieb und seine Habe an sich zog, fehlt ihm die Ruhe. Gott straft ihn sichtbarlich, denn sein Kind, die gute Clara, die eine offene Hand und ein mildes Herz für jeden Armen hat, ist schwer krank und ist schier keine Hoffnung mehr, daß sie genese.

Friedrich erschrack heftig. Was fehlt denn dem Kinde? fragte er, vergessend die Jahre, die aus dem Kinde eine Jungfrau gemacht.

Kind? fragte Bernhardi. Ihr müßt lange nicht in Bacharach gewesen seyn, da Ihr sie so nennt? — Sie ist eine Jungfrau, fromm und mild und schön. Schade nur, daß sie katholisch ist. Was ihre Krankheit betrifft, so redet man vielerlei. Einige sagen, es sey ein schleichend Fieber; andere meinen, es sey Kummer.

Kummer? fragte noch immer bebend der Jüngling.

Ja doch, fuhr der alte Wächter fort. Der Bedrangle wollte sie heirathen und dränget sie sehr, und

sie verabscheuet ihn; aber wer weiß da sichern Bescheid? Rima's Haus ist verschlossen für die Bürger. Als die arge Pest herrschte, da ging sie von Haus zu Haus und erquickte die Leidenden, betete mit ihnen und tröstete sie, und machte keinen Unterschied nach dem Glauben. Da schützte sie Gott, und so hoffen und beten wir Alle, daß sie auch jetzt Gott erhalte.

Und noch viel Anderes erzählte des Greises redseliger Mund, wie es ihn die Dankbarkeit lehrte, denn er war ein von ihr oft Erquickter. Friedrich lauschte begierig dem Worte, das ihm so wohl that. Ueber die politische Stimmung der Bürger wollte er ihn noch ausfragen, aber er vergaß es in dem Gedanken an ihr Leiden; und die Gefahr, in der er sie sich dachte, preßte ihm heftig die Brust. Endlich sagte der Alte:

Die Sonne ist unter, ich muß die Thiere heimtreiben.

Die Sonne war wirklich über Perscheidts Höhen verschwunden, aber in unendlicher Gluth flammte der Abendhimmel in allen Tinten, vom reinsten Golde bis zur tiefsten Purpurgluth, die Berggipfel wunderbar verklärend, bis die fernsten im Violett zerschwammen. Das Vesperglöcklein von Bacharach drang in dem reinsten Aether bis zu ihnen herauf, und beide beteten andächtig. Alsdann schwang der Laborant seinen Kasten auf den Rücken und folgte dem Alten gegen Bacharach hin. Er wollte mit ihm den Pfad des Kühlberges hinabgehen, der nahe an den thurmreichen Ringmauern vorüberführte; allein der Greis sprach:

Das rathe ich Euch nicht, mein Wohlthäter; Ihr kennet den gräulichen Argwohn und Bosheit der Spanier nicht. Leicht könnte es seyn, daß sie auf Euch schössen mit ihren Hakenbüchsen, oder Euch auf das Schloß

und in die Gefängnisse schleppten. Kommet Ihr aber des Weges von Diebach, so denken sie, die zu Fürstenberg hätten Euch schon ausgefragt. Darum rathe ich Euch, wendet Euch rechts und folget dem Bombachthal, das Euch an den Rhein leitet. Er reichte darauf, als Friedrich ihm Recht gab, diesem die Hand voll Dankes, ihn versichernd, er werde seiner stets in Liebe gedenken und ihm dienen, wann und wo er könne.

Friedrich verließ nun den Greis, indem er dem Weiler Medenscheidt vorüberging und in das bezeichnete Thal einbog.

Als er aus dem Thale an den Rhein trat, wo der Weg vorüberführte, lehnte er sich an einen alten Nußbaum, unter dessen Schirmdach er oft gespielt und die süße Frucht desselben genossen hatte. Die Sonne vergoldete nur noch im Nachglanze ihres Untergangs Lorchhausens Berge. Bacharach lag schon im abendlichen Schatten und milde Kühle wehte vom Rheinthale her. Sein Auge ruhte auf der Stadt. Die dunkeln Linden des Zollhügels, mit denen des untern Theiles des Hafenplatzes, bildeten einen Kranz, aus dem die Thürme hervorsahen, besonders der der Pfarrkirche, an den sich so manche trübe Bilder einer schmerzlichen Vergangenheit reiheten. Jahre des Kummers, aber auch Jahre der frohen, harmlosen Kinderzeit gingen jetzt an seiner bewegten Seele vorüber, und Clara's Engelbild, jetzt leidend, stand immer vor seinem innern Auge. Er lebte wieder ganz in jener Zeit, wo er mit ihr gespielt, und die acht Jahre, die dazwischen lagen, dünkten ihm nur Tage; ja er sah sie ihm entgegeneilen, die Arme ausbreiten, ihn an ihr Herz drücken. — Da vernahm er die fernen Töne der Hora von Fürstenthal,

und bald darauf die Klänge des Maigeläutes von Lorch, und diese riefen nur: sie ist krank, sie leidet!

Aus dem stillen Hinbrüten, in das er versunken war, weckte ihn der Tritt eines Pferdes, das unvermerkt ihm genahet war. Er sah sich um — und — Rima hielt vor ihm.

Der Jüngling erschrack heftig, und nur der zunehmenden Düsternheit des nahenden Abends mochte er es verdanken, daß dem Saalschultheisen, dessen blödes Auge nicht sonderlich weit reichte, sein Erbleichen unbemerkt blieb und seine heftige Erschütterung.

Dem Jünglinge entging jedoch bei schärferem Blicke die Verwüstung nicht, welche die Zeit im Laufe von acht Jahren an dem Greise vorgenommen. Die einst so edle Gestalt war zusammengesunken; der einst stolze Nacken gebeugt; das einst so blühende Antlitz bleich; das einst so leuchtende Auge matt, ausdrucklos. Tiefe Furchen deckten die Stirne, die er einst glatt und stolz geschaut. Diese Beobachtungen folgten einem Gruße, den Rima milde erwiederte, und an sie reihten sich manche Vorstellungen an, die aber doch alle in dem Gedanken sich auflößten, wie tief der Schmerz des Vaterherzens seyn müsse, das sein einziges, theures Kind trostlos hinwelken sähe.

Auch Rima's Gehirn durchkreuzten mancherlei Gedanken. Die Gefühle, die eben erst ihn erfüllten, ließen ihn in dem jungen Laboranten gewisser Maßen einen Gesandten Gottes erblicken.

Wie oft, dachte Rima, ist ein kleiner, unbedeutend scheinender Umstand der Grund wichtiger Ereignisse; wie oft die Ursache der Rettung eines Unglücklichen geworden. Vielleicht hat die Vorsehung, die Trost meinem

Herzen sandte, diesen mir zur Rettung Clara's zugeführt? — ! Und wenn auch nicht — greift doch der Schiffbrüchige auch nach einem Halme, und — hat er auch nichts weiter gewonnen, so ist es doch die Hoffnung, und in und mit ihr so viel!

Ein tiefer Seufzer begleitete diese Gedanken und den Gruß, den er erwiedernd an Friedrich richtete. Er hielt sein Pferd an, sah ihm scharf in's Auge und fragte dann mit milder Freundlichkeit den Jüngling:

Woher des Weges, Wanderer?

Dieser entgegnete: Aus der Oberpfalz, Herr!

Trügt mich Euer Aeußeres nicht, so bringt Ihr heilsame Arznei den Siechen, oder suchet die würzigen Kräuter unsrer Berge? Beides, Herr, versetzte der Gefragte; ich bin ein Laborant. So jung noch? fragte der Saalschultheis halb verwundert. — Habt Ihr vielleicht in Heidelberg der Kunst obgelegen? — Die erste der Doppelfragen verletzte des Jünglings Ehrgefühl. Er war sich bewußt, nicht der Letzten Einer in seiner Kunst zu seyn.

Wenn die Jugend die reichen Erfahrungen des Alters sich angeeignet, dann mag ihr der Vorwurf des Mangels an Jahren nicht schaden; dieß auf Eure erste Frage; auf die zweite antworte ich mit: Ja.

Etwas gereizt hatte er diese Worte gesprochen. Der Rima, der den Vater vertrieben und unredlich um das Seine sollte gebracht haben, stand jetzt allein vor ihm, nicht der kranken Clara schmerzgebeugter Vater. Aber dieß auffallende Gefühl wich ebenso schnell, als es in ihm entstanden, und das gesprochene Wort reuete ihn auch schon wieder, als er es kaum über die Lippe gebracht.

Wohlgesprochen, versetzte darauf ernst der Saalschultheis, dem das kecke Selbstvertrauen gefiel. Kränken

wollte ich Euch nicht, junger Mensch — und daß Eure Jugend kein Hinderniß des Vertrauens in Eure Kunst ist, beweise ich Euch sattsam dadurch, daß ich Euch bitte, an das Krankenbette meines herzlieben Kindes mir zu folgen. Vielleicht hat Euch Gott auserſehen, der Retter meines Kindes und meines Glückes zu seyn. Wenn Ihr wollet, so seyd mir willkommen. Meine Dankbarkeit und Euer Lohn soll gleich groß seyn, wenn Gott Euer Bemühen segnet.

Ein heftiger Schrecken, der dennoch etwas ungemein Beglückendes hatte, durchzückte Friedrichs Wesen. Er sollte an Clara seine Kunst versuchen, vielleicht sie retten, auf Rima's Haupt feurige Kohlen sammeln — bei Claren seyn! — Diese Vorstellungen flogen blitzschnell durch seine Seele — aber er suchte sich zu sammeln und sagte:

Ihr habt wohl recht gesagt, so Gott mein Wollen segnet. Von ihm allein hängt Alles ab; aber im Vertrauen auf Ihn will ich's unternehmen und hoffen, daß es gelinge. Wollet Ihr, so folge ich Euch sogleich.

Thut das in Gottes Namen, versetzte Rima, und ritt in stilles Sinnen zurückverfallend dahin, während mit einem unaussprechlichen Gefühle der Laborant folgte.

Clara soll ich mit Gottes Hülfe heilen?! sprach er in sich hinein und fühlte es, wie die Erinnerung an sie jene jugendliche, heilige Neigung weckte, die in dem Herzen fortgeglommen. Selbst in spätern Jahren, wenn er von Engeln träumte, hatten diese immer Clara's Züge. Stand er an einem jungen Baume, so schnitt er ein C hinein. Spielte sein Staab im Sande, so schrieb er den Namen Clara unbewußt. So hatte sich die Neigung seiner Kinderjahre in das Jünglingsherz unbewußt hin-

eingestohlen, und war mit seinem innersten Wesen in Eins verwachsen. Und nun wurde diese Saite so mächtig und so eigenthümlich zugleich angeschlagen. Wie sollte sie nicht sein ganzes Gemüth und Wesen ergreifen, erschüttern? Er dachte sich den Augenblick, wo er vor Clarens Lager treten, ihre Hand in die Seine nehmen sollte. Strömte da nicht sein Herz über? Blieb er seiner selbst Herr und Meister? Der Anblick der Stadt, die jetzt gerade vor ihm lag, lenkte seine Gedanken etwas ab, ohne ihnen aber doch eine ganz andre Richtung zu geben.

Rima riß ihn endlich aus diesen Betrachtungen. Indem er auf jenen Vorplatz vor den Mauern der Stadt gegen den Rhein zu lenkte, nahte er sich dem Kloster. Ein vollstimmiger Mönchsgesang erfüllte die Räume der Kirche.

Laßt uns hier beten, daß das Werk gelinge! sagte der Saalschultheis und stieg ab, indem er sein Pferd einem Knaben überließ.

Ich bin Protestant, sprach Friedrich. Erlaubt, daß ich mein Gebet, gewiß in gleicher Andacht, dort unter freiem Himmel verrichte.

Ueber Rima's Züge fuhr ein Schatten von Mißmuth. Ohne etwas zu erwiedern, trat er allein in die Kirche, während Friedrich unter die Linden des Hügels trat, hier sein Gefühl im Gebete ausgießend vor den Augen dessen, der überall dem Guten liebevoll nahe ist.

In diesem Verweigern des Eintritts in die Kirche offenbarte sich das schroffe Gegenüberstehen beider Kirchengemeinschaften, selbst in der Denkart solcher Menschen, die weit über dem Kreise jener Klassen stehen, die das Wesen der Religion in ein fanatisches Absondern von Andersdenkenden und in ein buchstäbliches Halten an den

ererbten Formen setzen, denen der Geist erst Leben giebt. Die Reibungen jener wildbewegten, fanatischen Zeit hatten es geboren, und die verflachende Toleranz unsrer Tage hat ihm das Ende noch nicht gebracht. Rima trat erhoben und gestärkt aus den heiligen Räumen, aus denen Lichtglanz und Weihrauchduft quoll. Auch Friedrich hatte den Himmel offen gesehen in froher Hoffnung und festem Glauben. Er hatte um Kraft gebeten und er fühlte sie in sich — um Ruhe, und sie erfüllte sein Herz — um Segen, und er sah ihn im Geiste schon in den glücklichsten Erfolgen. So traten Beide auf's Neue ihren Weg an, ruhiger und hoffnungsvoller als früher, und keine Spur feindselig trennender Meinung war mehr in den Zügen sichtbar.

Die Bürger saßen in langen Reihen am Hafenplatze auf daliegendem Bauholze. Während sie aufstanden und ehrerbietig den Saalschultheis grüßten, maßen ihre Blicke den Jüngling, und der lallende Lauer sprach zu Zinkgräf:

Dünkt mich doch fast, als wäre mir das Gesicht des jungen Laboranten dort nicht fremd! —

Jener nickte, indem er sich bemühte, schärfer zu sehen; aber Weintaumel und Sternenlicht ließen es nicht zu, eine gewisse Meinung zu fassen.

Während einige über Lauern lachten, andere Rima halblaut fluchten, setzten jene ihren Weg fort.

Die Wache am Marktthore machte wegen des Fremden keine weitere Schwierigkeit, da er bei dem Saalschultheis war.

Als sie nun gegen den Saal kamen, blieb Friedrich stehen, da er einige Schritte vorausgegangen war.

Rima sah ihn forschend an. Es sprach ihn etwas so Bekanntes aus dem Tone der Stimme und dem ganzen Wesen des Jünglings an, daß er bereits nachgesonnen, wo er ihn könnte gesehen haben. Jetzt fiel ihm dieses Verweilen auf's Neue auf.

Wisset Ihr, daß ich hier wohne? fragte er schnell. Seyd Ihr vielleicht nicht fremd hier? —

Friedrich erröthete und erschrack, daß er unwillkührlich eine Kenntniß verrathen, die er hätte verbergen sollen. Es war ihm fast unmöglich, eine Lüge zu sagen, und doch mußte er es jetzt, sollte nicht sein Geheimniß fallen. Mit Widerstreben verneinte er die Frage, und dankte es dem Geschicke, daß die Nacht die Schaamröthe verhüllte, die auf seinen Wangen brannte, als er den Scheingrund angab, er habe seiner warten und nach seiner Wohnung fragen wollen.

Brigitte empfing sie am Thore.

Rima's erste Frage war nach Claren. Sie schläft noch immer ruhig, sagte sie mit froher Miene, die die Hoffnung der Besserung ihres Zustandes hervorrief. Jetzt sah sie den Laboranten, den sie neugierig betrachtete.

Wer begleitet Dich denn da? fragte sie den Bruder. Als dieser das Nöthige bemerkt, hieß sie ihn froh willkommen, geleitete ihn in eine Stube, wo sie ihn bat, sich's bequem zu machen. Bald brachte ihm die Sorgliche Wein und Speise, daß er sich erquicke.

Aber Friedrich fühlte keine Ermüdung, kein Bedürfniß nach Speise. Der Gedanke, da zu seyn als Fremdling, wo er als Kind gerne gesehen, so oft gespielt, so nahe dem Mädchen zu seyn, das ihm als Kind so theuer war, bewältigte sein ganzes Gemüth, und recht innig betete er noch einmal um Kraft und Segen für die kommende Zeit;

die so ernst, so bedeutungsvoll zu ihm herantreten zu wollen schien. Sein Herz pochte fast hörbar, als Rima bald darauf eintrat, um ihn an Clara's Lager zu leiten.

Er trat in ein Gemach, das eine Lampe nur schwach erleuchtete. Vor der Lampe stand ein Schirm, daß kein Lichtstrahl das geschlossene Auge der Kranken treffe. Friedrich zitterte heftig, als er nahe an das Bette trat. Seine ganze Seele trat in das Auge. Da lag Clara vor ihm — ein schlummernder, leidender Engel. Bleich waren diese Züge; aber obgleich die frische Röthe der Gesundheit ihnen fehlte, so waren sie doch voll eines milden, das Herz ansprechenden Liebreizes. Von diesem rührenden Reize gefesselt, stand er eine lange Zeit vor ihr, als wolle er das schöne Bild tief in seine Seele prägen, daß es nimmer aus ihr weiche. Leise hob der Athem die Brust. Die Locken ringelten sich dunkel um das feine Gesicht. Die eine zarte Hand war über das Haupt gebogen, die andere ruhte auf der Decke. Mit fast sichtbarem Beben ergriff er die Hand, den Puls zu fühlen — und er konnte sie nicht mehr lassen. Es war ihm, als müsse er sie ewig in der Seinen haben. Rima's Brust war zu enge. Er wollte des Jünglings Urtheil, und diese Beobachtung währte zu lange. Endlich zupfte er ihn leise am Arme. Friedrich fuhr wie aus einem Traume auf. Rima zog ihn zum Fenster und fragte angstvoll:

Wie findet Ihr sie?

Fast hätte Friedrich geantwortet: Unendlich schön! — wenigstens schwebte das Wort, als seiner Gefühle Erguß, auf der Lippe, als er sich zu rechter Zeit noch besann, mit wem er rede und wie ganz anders der Frage Sinn sey.

In Wahrheit nicht so schlimm, als ich nach Eurer Rede erwartet, entgegnete der Jüngling. Ihr Puls geht sanft und regelmäßig, nur matt — aber der Schlaf ist sehr erquickend. Treten nicht unerwartete Umstände ein, so hoffe ich, sie bald genesen an Euer Vaterherz legen zu können.

Da verbreitete sich eine unaussprechliche Seligkeit über Rima's Gesicht. Klang ihm doch fast dieses Wort wie ein Orakel. Er hob die gefalteten Hände gen Himmel und betete leise, dann faßte er Friedrich's Hand. Ich habe Gott gedankt, sagte er mit Rührung, denn er hat Euch mir zur guten Stunde gesandt. O, ich beschwöre Euch, bietet Eure ganze Kunst auf, ein Leben zu retten, an das das Meine gekettet ist. Gelingt es Euch, mein Kind zu retten, so soll ein fürstlicher Lohn des Vaters Dankbarkeit Euch bekunden. — Doch — setzte er hinzu: Ihr seyd gewandert heute. Genießet der Ruhe, bis sie erwacht, daß sie Euch selbst sage, wie es ihr ist. Ihr seyd mein Hausgenosse, so lange Ihr weilen wollet.

Er rief nun leise Brigitten, gebot ihr, sogleich sie zu rufen, wenn Clara erwache, und ging mit dem widerstrebenden Friedrich auf dessen Kammer, wo noch unberührt Wein und Speise stand. Hier mußte er essen und trinken, und Rima that es gleich ihm und trank ihm aus silbernem Becher den Willkommentrank zu. Brigitte brachte unterdessen, da Clara noch schlummerte, andere Speisen, und als sie sah, wie mit urkräftigem Behagen der Jüngling zulangte, wurde er ihr noch um Eins so lieb, da er ihre Speisen gut fand.

Während des Essens fragte dann auch Rima genauer nach Namen und Herkunft des Laboranten.

Ich heiße Friedrich Eiländer, sprach mit innerem Widerstreben der Jüngling, und bin droben im Odenwalde daheim.

Und Euer Vater und Mutter?

Sind todt. Ich stehe allein in der Welt, fuhr Friedrich fort, und eigentlich ist auch meine Heimat überall, wo sich der blaue Himmel wölbt; denn mich haben gute Menschen im Odenwalde erzogen und mich die Kunst gelehrt und in Heidelberg lehren lassen, die mich jetzt nährt.

Rima hatte Lust, noch mehr zu fragen, aber Friedrich wich den Fragen dadurch aus, daß er seinen Kasten öffnete und Näpfchen und Phiolen, Kräuter und Essenzen herausholte, um einen Trank für die Leidende zu bereiten. In diesem wichtigen Geschäfte wollte ihn Rima nicht stören und ging darum an Clara's Lager, auf daß Brigitte dem Jünglinge an die Hand gehe.

Sie half ihm, ein Kohlenfeuer anfachen, und stand ihm treulich bei, als er nun das Tränklein kochte.

Mit unendlicher Zungenfertigkeit prieß sie Clara's Tugenden und bat ihn, ja Alles aufzubieten, um sie wieder herzustellen.

Zuletzt sagte sie unter vielen Thränen: Es wäre Schaden um das jugendliche Leben; denn besser als sie, glaubt mir's, Meister Friedrich, lebt keine; und schöner, das werdet Ihr mir gestehen, habt Ihr gewiß noch kein Mädchen auf Euren Wanderungen gesehen. Nicht wahr? —

Erröthend bejahte der Jüngling, der froh war, daß das Tränklein sein Gehöriges hatte, damit er aus dieser Zungentortur erlößt werde; denn wie gerne er auch Clara's Tugenden und Reize preißen hörte, so appellirte dabei doch Brigitte so oft an sein eigenes Urtheil, daß er in die größte Verlegenheit gerieth.

IV.

Clara war erwacht. Der betrübte, jetzt erst wieder zu froherer Hoffnung gelangte Vater saß an ihrem Bette. Sie sah ihn lächelnd an und sagte ihm, wie sie gut geschlafen und sich wohler als seit langer Zeit fühle. Sie bat den Vater, doch nun auch der Ruhe zu genießen, damit er nicht am Ende den allzugroßen Anstrengungen des Wachens und inneren Kummers erliege. Jetzt erzählte ihr der Vater von dem jungen Laboranten, den er gefunden und der ihm verheißen habe, sie bald herzustellen. Clara lächelte den Vater holdselig an; aber in dem Lächeln lag eine Wehmuth, als glaube sie selbst nicht daran und wolle nur dem Vater die Freude der Hoffnung gönnen. Sie erzählte ihm, wie sie so schön geträumt. Die Mutter und ihre Freundin, der sie so bald gefolgt, saßen im Garten vor dem Holzthore, und Clara und Friedrich spielten wieder als glückliche Kinder, und pflückten Blumen, Kränze zu winden gemeinsamer Lust. Diese schönen Bilder aus glücklicher Jugendzeit schienen wohlthätig auf sie eingewirkt zu haben.

Der Vater hielt ihre Hand. Sein Auge ruhte im vollen Gefühle des Vaterglückes auf den Engelszügen, die jetzt ein mattes Roth überflog und gleichsam verklärte. Sie verlangte zum erstenmale, daß der Schirm entfernt werde, damit sie klar um sich sehen könne.

Da ging die Thüre auf und Clara sah hin — und fast hätte sie laut aufgeschrieen vor Freude — denn da stand ja der geliebte Gespiele der Kindheit vor ihr, von dem sie geträumt, aber männlicher, kräftiger, schöner.

Friedrich ging es nicht anders. Als er das holde Gesicht erblickte, das jetzt vom Auge belebt wurde, indem die Freude aufblitzte, und der Freude Roth die blei-

chen Züge malte, da wäre ihm fast der Becher entfallen, der den stärkenden Trank enthielt, von dem er sich den erfreulichsten Erfolg versprach; aber er durfte sich nicht blosgeben. Er mußte jedoch seine ganze Kraft, seine ganze Besonnenheit mit krampfhafter Anstrengung zusammennehmen, um sich gleich zu bleiben.

Rima nannte ihn Eiländer. Friedrich benahm sich fest und ruhig, und wachte mit Riesenkraft über sich selbst. Obwohl Clara erkannte, daß nur eine Aehnlichkeit sie getäuscht, so konnte sie ihr Auge doch kaum von ihm entfernen; denn ihr stand ja der liebe Gespiele hier, wenn auch nur im Bilde, vor der Seele, und sie wiegte das Herz gerne wieder in den schönen Traum, von dem sie eben erst erwacht war.

Willig nahm sie das Tränklein aus seiner Hand, das er kunstfertig bereitet. Noch lange sprach sie muntrer, als nach langer Zeit, und sank dann wieder in einen sanften Schlaf, und der Traumgott führte das kaum entflohene Traumbild zurück — aber — Friedrich war zum Jünglinge gereift in voller Mannesschönheit, und es war der Laborant und sie genaß durch seine Medikamente, und er schied nicht mehr von ihr. So träumte sie, und als sie erwachte, fühlte sie frische Lebenskraft in ihren Gliedern.

Friedrich's Medikamente hatten nun den gesegnetsten Erfolg. Frohe Hoffnung kehrte in jedem Herzen ein, und selbst Clara gewann im freudigen Gefühle rückkehrender Kraft auf's Neue den Glauben, sie werde genesen. Rima's Glück war unnennbar, seine Liebe, seine Dankbarkeit für Friedrich ohne Gränze. Brigitta's Lob strömte so reich, als es ihre Zunge nur vermochte, strömte bei Claren tausendfach über, die selbst nur ihn dachte, nur heiter und glücklich sich fühlte,

wenn der wackre Jüngling bei ihr war. Die meiste Zeit brachte er aber auch an ihrem Siechbette zu und redete mit ihr, ließ sich erzählen und erzählte. Wenn sie aber bei diesen Gesprächen auf den Jugendgespielen zu reden kam, wenn sie mit glühender Wärme die glücklichen Tage ihres Jugendlebens schilderte und es sich so klar aussprach, mit welcher Liebe und Innigkeit sie sein Andenken festhielt, o dann hätte er mögen an ihr Herz sinken und sagen: Ich bin's ja selbst; kennst du mich denn nicht mehr, Clara? — Aber er mußte nun einmal seine Rolle festhalten. Ja, es dünkte ihn selbst nothwendig, da er klar in des Mädchens Herz sah. Hätte er sich zu erkennen gegeben, sie würde mit heißer Liebe ihn umfaßt haben — und Rima gab wohl nie seine Einwilligung zu solch einer Verbindung. Dann war sie, dann er elend für das ganze kommende Leben. Obwohl ihn Rima wie einen Sohn behandelte, so sah er doch oft den Stolz durchleuchten; obwohl nie mehr der religiösen Ueberzeugung gedacht wurde, so dünkte ihm Rima's Fanatismus entschieden genug, um die gerechtesten Zweifel in seine Zustimmung zu seiner und Clara's Verbindung zu setzen. Er kämpfte oft, er kämpfte schwer; denn sein Herz gehörte Claren, hatte ihr gehört, seit er Kind war; aber er hatte gelernt, in einer an Sorgen und Mangel nicht armen Jugend, sich selbst beherrschen. Hier galt es, diese Selbstbeherrschung zu üben; hier, wo die Liebe ihm entgegenkam und im eignen Herzen loderte. Oft sprach die Stimme seiner Vernunft: Wandere von dannen! Aber wenn er einen Gedanken dieser Art äußerte, flehte Clara so süß, bat Brigitte so herzlich, drückte ihm Rima so warm die Hand und sagte: Seht Ihr denn nicht, wie wir Euch so lieb haben? — daß

er wie in einen Zauberkreis sich gebannt fühlte und nicht vermochte, was ihm seine Vernunft als nothwendig anrieth. — Wie konnte es fehlen, daß die beiden jugendlichen Herzen sich in reiner, heiliger Liebe zu einander neigten? Sah doch Clara in ihm den Gespielen der Jugend, dem er so ähnlich sah, den Retter ihres Lebens. War doch in ihm das Bewußtseyn, sie gehöre ihm näher an aus eben dem Grunde, und weil er ihr Gespiele war. Und sie war ja so lieblich, so rein, so edel, so dankbar; sie hatte ja kein Hehl vor ihm — ihr Herz, ihre Denkart lag so klar vor seinem Auge, und Brigitte, die ihn so oft auf Clara's Vorzüge erst recht aufmerksam machte, arbeitete eben dieser erwachenden Liebe recht in die Hand. Knüpft sich leicht und schnell zwischen Gleichdenkenden der Liebe Band, wieviel schneller da, wo Dankbarkeit, Vertrauen und eine süße, heimliche Erinnerung das Gewicht zu dem des Wohlgefallens in die Schaale legt?! —

Wie stark aber auch in Beiden dies Gefühl war, ihr Verhältniß wurde dadurch nicht verändert — nur herzlicher, inniger wurde es. Gleich fern stand der sich selbstbeherrschende, bescheidene, sittige Jüngling von der züchtigen Jungfrau jetzt, als da er als Arzt zuerst zu ihr trat. Kein Wort von Neigung wurde gesprochen, und doch legte jedes Wort, jede Handlung, jede Miene das klarste Bekenntniß der Liebe ab.

Nur zu Rima war das Verhältniß ein anderes geworden, und zu den Leuten außerhalb dieses engen, schönen Familienkreises. Gegen Rima wohnte in Friedrich's Herzen eine Abneigung. Er sah in ihm des geliebten Vaters Feind, den Räuber seiner Habe, den fanatischen Verfolger seiner Glaubensbrüder. Er wollte anfangs nur so lange bleiben, als Clara's Krankheit

und sein Beruf heische. Seit er ihn aber näher kennen lernte, seit er ihn in seinem ruhigen, stillen, gerechten Walten gesehen und beobachtet; seit er ihn wohlthätig gegen Arme bis zur Verschwendung gesehen, und ohne Unterschied des Bekenntnisses; seit er die Achtung wahrnahm, mit der er von seinem vertriebenen Vater sprach, und die tiefen Seufzer, die solche Rede begleiteten, deren Bedeutung nur er verstand; seit er sah und täglich mehr erfuhr, wie er ihn nicht als Fremdling, sondern als Glied der Familie ansah, ihm auch in der Stadt zahlreiche Kundschaft verschaffte, wurde sein Urtheil ein anderes, und die Beobachtung des Mannes, auf dessen Handlungen ein so räthselhaftes Dunkel lag, gewann an Interesse für ihn. Wie oft fühlte er den Trieb, zu sagen: Ich bin Juselius, des Verfolgten Sohn, gieb mir Rechenschaft von deinem Thun! aber er unterdrückte ihn wieder.

Bald riß ihn seine Praxis ganz von solchem Nachdenken weg. Clara war genesen. Diese glückliche Heilung der von berühmten Aerzten Aufgegebenen erwarb ihm einen glänzenden Ruf, und Rima's Empfehlung erhöhte ihn. Nicht nur in der Stadt selbst, auch in den Nachbarorten Lorch, Caub, Wesel und in den Thälern sprach man mit Ruhm und Achtung von seiner Kunst, und suchte Hülfe in dem tausendgestaltigen Weh, dem der arme Sohn des Staubes hingegeben ist. Und wie auch sein Ruf wuchs, dennoch blieb er bescheiden und demüthig; denn solche Tugend zu üben, hatte ihn frühe der fromme Vater gelehrt. Vorzüglich war er der Armuth treuer Freund. Da half Clara erquicken, stärken, trösten. Hatte er die Arzneien gespendet, spendete sie Wohlthaten andrer Art, und so theilten sie sich in das edelste Werk. Dieß, so wie seine offene, herzliche Weise, mit

der er Jedermann begegnete, befreundete ihn den Bürgern, allermeist den Protestanten, die den Glaubensgenossen in ihm verehrten. So lernte er die Quellen ihres Wohles und Wehes kennen, und kam nothwendiger Weise in den vertrautesten Verkehr mit Vielen. Vor allen aber war es die Heileß'sche Familie, deren nähere Bekanntschaft er machte; denn Heileß war einst seines Vaters treuester, erprobtester Freund gewesen, und hier lebte er im liebevollsten, gesegnetsten Andenken. Auch den gleichaltrigen Jugendgenossen nahte er sich vorsichtig; denn er bemerkte oft, wie ihn Zinkgräff, Lauer und Andere, die mit ihm konfirmirt worden, mit fragenden Blicken betrachteten, wie sie so oft die Rede auf Friedrich Inselius brachten, dem er so sehr ähnlich sah, blos um zu erforschen, ob er nicht Mummerei treibe. Doch blieben diese Versuche fruchtlos. Sie zerschellten an Friedrichs Besonnenheit und Selbstbeherrschung.

War auch der Jüngling von allen geliebt, die ihn kannten, so haßte ihn doch Einer aus dem Grunde seiner schwarzen Seele — der Kommandant Bedrangle.

Er liebte Claren, wie ein Mensch lieben konnte, in dem der Funke vom Himmel längst im rohen Kriegsleben erloschen war — weil sie schön war gleich einem Engel. Als aber ihre Rosenwangen erblichen, des schönen Auges Glanz erlosch, das frische, fröhliche Leben und Weben blühender Gesundheit schwand, da wurde das Herz des Kriegers kühl und der Weinhumpen wurde seine Geliebte, von der er sich nimmer trennte. Als aber nun die vom Sturme geknickte Blume schöner, und im Frühlingshauche der Liebe herrlicher sich entfaltete; als die Jungfrau mit all ihrem Liebreize geschmückt dem Siechbette entstieg, und der gierige Blick des Wüstlings auf diese

Reize fiel, da loderte die alte Gluth nur wilder wieder auf und schien, gleich verzehrendem Feuer, in seinen Adern zu wühlen. Er fand sich täglich bei Rima ein. Er suchte mit allen Künsten sich Clara's Gunst zu erwerben. Wie aber die Taube bebt in der Nähe des Geiers, auch wann sie ihn nicht sieht, so erfüllte Bedrangle's Nähe Clara's Gemüth mit einem widrigen Gefühle. Sie konnte keines Grundes ihrer entschiedenen Abneigung sich bewußt werden, denn Bedrangle war ein schöner Mann; aber sie war so mächtig, daß sie sich nicht zurückhalten konnte, sie ihn überall empfinden zu lassen. Mit tiefem Widerwillen wieß sie seine Bewerbungen zurück. Sie hatte kein Lächeln für den darum Buhlenden. Sie gab ihm kein wohlwollendes Wort auf seine Reden zurück, und es kostete sie Ueberwindung, ihm nicht schnöde zu begegnen. Der Widerwillen Clara's brachte bei ihm die entgegengesetzte Wirkung hervor. Statt, daß er dadurch sollte zurückgeschreckt werden, wurde er kühner; statt, daß dieß seine Gluth dämpfen sollte, loderte sie brennender, heftiger auf. — Aber er wurde aufmerksamer. Er forschte, von Argwohn unterstützt — und das nie schlafende Auge des Argwohns sieht schärfer, als jedes Andere. Was dem Vater Dankbarkeit schien, jene innige Zuneigung Clara's zu Friedrich, das erkannte er bald als Liebe; und der Haß gegen den, der ihm im Wege stand, gohr mit aller Kraft in Bedrangle's entmenschter Brust. Mit schneidender Verachtung behandelte er fortab den Jüngling, der stets in Rima's Nähe war, und von diesem mit Auszeichnung behandelt wurde. Statt aber, daß diese Behandlung Friedrichen einschüchtern sollte, gab sie ihm vielmehr, dem Rohen gegenüber, das ganze Gefühl sei-

nes Werthes, einen Ernst, eine Würde des Benehmens, eine stolze, ruhige Haltung, die Bedrangle fast ausser sich brachte, und oft traf ihn die gleiche Verachtung, die er ihm bewieß. Dieß reizte den rachsüchtigen Flammänder, und gerne hätte er eine Gelegenheit wahrgenommen, dem Verhaßten zu schaden, ihn zu verderben, hätte sie sich ihm dargeboten. Darum aber gab er es nicht auf. Vorsichtig wollte er seinen Plan anlegen, und an Lamego, seinem Lieutenante, einem schlauen, ränkevollen Andalusier, hatte er einen Helfershelfer, dem es in ähnlichen und schwierigern Fällen nie an Rath und Mitteln gebrochen, das zu vollführen, was Bedrangle wünschte.

Die schweren Bedrückungen, unter denen die Bürgerschaft seufzte, waren in den Tagen des Sommers 1631 bis zu unglaublicher Höhe gestiegen. Bedrangle hatte den Befehl erhalten, Stahleck zu verproviantiren, so wie Stahlberg und Fürstenberg. Keine Veranlassung konnte willkommner seyn, als diese, das Volk, das ihm zu kühn, zu männlich stark war, zu demüthigen. Mit fühlloser Härte verfuhr der Unmensch. Taumelnd vom Weinrausch, gab er an seinen Untergebenen Lamego die teuflischen Befehle, und dieser — unmenschlicher noch, als sein Gebieter, säumte nicht, sie in's Werk zu setzen. War ein Bürger widerspenstig, so kam er in Haft in den Kummerhof. Zwar waltete hier ein milder Engel, Clara, die der Bürger Noth milderte, wie und wo sie konnte; aber sie konnte doch den Vater den Kindern, den Gatten der Gattin nicht frei geben — das Geschäft lag, und das Brod, des Fleißes Frucht allein, fehlte. Einige Male hatte sie es versucht, zu bitten bei dem Befehlshaber, doch — die Folge war — daß Bedrangle

dadurch ein Anrecht auf ihre Gunst zu erhalten wähnte, und — sie mußte dem Mitleid Schranken setzen, und nur darin ihrem gefühlvollen Herzen Raum geben, daß sie die Gefangenen erquickte.

Tief ergriff des Volkes Noth Friedrichs Seele. Alle Fibern bebten, sein Auge rollte, und die männliche Faust ballte sich unwillkührlich, sah er die Grausamkeit, die — er nicht wehren konnte. Häufiger aber traf es sich, daß die Bürger zusammentraten, von der Noth enger vereint, über die Rettung zu berathen. In diesen Versammlungen bildeten sich zwei Partheien, eine gemäßigte und eine heftige. An der Spitze jener stand der alte, wackre, besonnene Heileß, auf der andern Seite der rasche, kräftige Zinkgräff und Lauer. Des Volkes Noth rief auch Friedrichen, der sich zu ihnen zählte, da Bacharach seine Vaterstadt war, in diese Versammlungen, und ihn zog — das lebendige Gefühl jugendlicher Kraft, das rasche Blut auf die Seite der Heftigern, deren Grundsatz war, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Noch waren aber jene Versammlungen das nicht, was sie mehrere Monate später wurden — die Aussaat offener Empörung gegen den Druck unmenschlicher Tyrannei. Man pflegte im Hause des Wirthes Gölz sich zu finden und dort das Thema des Tages abzuhandeln. Wohl mochten Männer, wie Zinkgräff und Lauer, voll Kraft und Feuer und Liebe zur Freiheit, Plane haben, die auf das hinzielten, was später geschah — jetzt schwiegen sie davon noch und äußerten sich nur im engern Kreise. Daß der junge Laborant bisweilen in dieser Sippschaft war, fiel Rima um so weniger auf, da es ehrenwerthe Bürger waren, die sich hier trafen. Nur Clara sah es mit stiller Trauer. Wie überhaupt der

weibliche Blick tiefer und schärfer ist, denn der männliche — so hatte auch sie bisher das Krampfhafte in der Stimmung des Volkes wahrgenommen, hatte wohl bemerkt, welch seltsam tiefen Eindruck es auf Friedrichen gemacht, und ihre Seele ahnete nichts Gutes. Er war so zerstreut, so wild aufgeregt, wenn er zu Hause kam, daß sie mit banger Ahnung erfüllt wurde, wohl wissend, des Weines Frucht sey solches bei dem Jüngling nicht, weil er ihn nicht trank.

Dieser Versammlungen Geist mußte Lamego gewittert, den Antheil, den der feurige Friedrich daran hatte, herausgebracht haben. Er trat eines Tages mit wichtiger Miene zu seinem Gebieter ein, und sprach: Jetzt, Don Paul, habe ich endlich die Handhabe gefunden, vermittelst welcher Ihr mit einem Stück den Laboranten über die Stadtmauer schleudern könnet, wenn Euch nicht mehr damit gedient wäre, ihm ein andres Plätzlein über oder unter der Erde anzuweisen.

Bedrangle, der eben erst aus den wollüstigen Träumen seiner Sieste erwacht war, fuhr mit glänzendem Blicke auf: „Sprich ohne Hehl, Lamego!" rief er, begierig, zu vernehmen, was der Spürhund gewittert.

Der lächelte satanisch und sprach: Die kleinen Aufopferungen, die Ihr den ketzerischen Hunden dieser Stadt vermittelst bewaffneter Schröpfköpfe abnöthigt, bringen die seltsame Erscheinung hervor, daß der Hase sich gegen den Löwen aufzuwerfen nicht übel Lust hat. Sie gehen mit nichts Geringerm um, als Empörung vorzubereiten, und dieser Milchbart von Laborant steht mit an, ist wahrscheinlich der Urheber der Komplotte, wie ich denn überhaupt ihn fast für einen schwedischen Spion möchte ansehen. Was hindert Euch nun, ihn dafür zu erklären und

einstweilen Euch seiner zu versichern? — Dann ist er aus dem Wege, und für's Weitre sorgt eines Theils Ihr, andern Theils Lamego.

Ich verstehe Dich, Lamego, antwortete sinnend Bedrangle, doch Du vergißt, daß ich es hier mit einem spitzfindigen Juristen zu thun habe, der mehr Gewalt hat, als ihm gebührt. Offen dem Buben zu Leibe gehen, ist unthunlich — doch laß mich sorgen.

Falls Ihr nicht solltet zum Ziele kommen, so weiß ich ein besseres Mittel, meinte Lamego, indem er seinen Dolch faßte, und eine Handbewegung machte, die über das Mittel selbst keinen Zweifel übrig ließ.

Nein, sprach Bedrangle, in dem der Soldat sich regte, man fällt mit Ehren keinen Feind im Rücken an. Ehrlicher Kampf führt auch zum Ziele.

Wie Ihr wollt! versetzte Lamego, und ein spöttisches Lächeln flog schnell über die markirten Züge des Andalusiers.

Bedrangle schnallte sein Schwert um und verließ das Gemach, indem er den Federhut in die Stirne drückte, um zu Rima zu gehen, den er in seinem Gemache beschäftigt fand.

Freundliche Grüße wurden gewechselt, und vom Unbedeutenden zum Ernstern im Verfolg des Gespräches geschritten. Bedrangle bedauerte die Plagen, die er der Stadt und den Thälern machen müsse.

Es ist wahr, sagte sehr ernst Rima, die Bürgerschaft vermag kaum mehr Eure Forderungen zu befriedigen, Herr Kommandant. Sagt selbst, wovon sollen sie leben, im Falle eine Belagerung dieser Stadt erfolgen sollte? — Schadet Ihr Euch doch dann selbst, weil nichts so leicht zum Verrathe führt, als Hunger und Elend!

Darnach darf der Soldat nicht fragen, entgegnete scharf Bedrangle. Seine Ordre weiß er, und sie zu befolgen, ist seine Pflicht, mag auch kommen, was da will. Dem Verrathe werde ich zu begegnen wissen, das glaubt mir!

Das Menschenauge sieht nicht Alles, versetzte Rima.

Oft mehr, als es soll, fuhr gereizt der Spanier fort. So dürften Euch vielleicht die heimlichen Komplotte entgangen seyn, die man hier schmiedet, und die ihre Nahrung aus Eurem Hause ziehen.

Aus meinem Hause? rief Rima, und sprang zornig auf. Womit wollt Ihr die frevelnde Rede darthun?

Erzürnet Euch nicht, Herr Doktor, fuhr vertraulicher Bedrangle fort, wenn ich Euch sage, daß Ihr eine Schlange im Busen nähret, deren giftigen Stich Ihr früher oder später im Herzen fühlen dürftet.

Sprecht deutlicher! rief Rima, in dem der Zorn kochte. —

Es kann Euch doch nicht unbekannt geblieben seyn, wie der Laborant Eyländer, den Ihr noch herberget, im geheimen Verkehr mit den ketzerischen Bürgern steht?

Er ist Protestant, das weiß ich, sprach hitzig Rima, aber ich finde keine Spur, ihn für verdächtig zu halten, im Gegentheil ist er ein wohlgesitteter Mensch, der viele Gaben hat, den ich zudem bei meinem herannahenden Alter bei mir zu behalten denke, indem er in den Geschäften nicht unerfahren, und des Schreibens, wie viel andrer Künste in hohem Grade kundig ist. Was wollt Ihr mit ihm?

Es sollte mir leid thun, versetzte mit verstellter Theilnahme Bedrangle, wenn ich vielleicht irgend einen Euch lieb gewordenen Plan durchkreuzen sollte; allein wißt's, dieser Mensch ist's, der Empörung brütet, und ich habe

Grund, zu vermuthen, daß nicht seine Kunst ihn in diese Gegend trieb, sondern andere Gründe — da ich ihn für einen schwedischen Spion zu halten gezwungen bin. —

In diesem Augenblicke trat Friedrich mit Clara in das Gemach. Er hatte sie in den Garten außerhalb des Holzthors begleitet, mit ihr dort der Blumen gepflegt und in süßem Gekose eine selige Stunde verlebt. Hier war die beglückende Gewißheit ihm geworden, daß Clara ihn liebe. Von seiner nahen Abreise hatte er gesprochen, da er Rima's Plan noch nicht kannte, und die Thräne, die in Clarens schönes Auge trat, hatte sein Herz überwältigt, und an seiner Brust hauchte das züchtige Mädchen, nach schwerem Kampfe mit dem eignen Herzen und der jungfräulichen Schüchternheit, das süße Geständniß ihrer Liebe aus. Aus dem Himmel dieser Gefühle riß ihn der Anblick der beiden Männer furchtbar heraus.

Ihr kommt mir zu gelegener Stunde, sagte Rima zu ihm, denn hier mögt Ihr Eure Ehre retten gegen eine Beschuldigung, an die meine Seele nicht glauben kann.

Des Jünglings Wange wurde in diesem Augenblicke bleich — nicht von dem Gefühl der Schuld, denn er war überzeugt von der Gerechtigkeit seines Thuns und Strebens, sondern vielmehr, weil diese Worte wie ein herber Frost in die Maiblüthen seines Gefühls zerstörend niederfielen. — Bald sammelte er sich jedoch, und das ganze Gefühl männlicher Würde und Stolzes nahm seine Brust ein. Freimüthig und gefaßt trat er näher heran zu den Beiden, die am Fenster lehnten, und fragte, weß man ihn beschuldige?

Ihr sollt ein schwedischer Spion seyn —

Höllische Lüge! Schmach dem, der sie ersann! fiel Friedrich ein.

Bedrangle's Auge blitzte, seine Faust griff nach dem Schwerte. Schweig! rief er, oder ich zermalme Dich!

Seyd Männer, sprach Rima, der seine Ruhe wieder gewann mit der steigenden Leidenschaft der Beiden, und laßt uns ohne Zorn glimpflich die Sache erörtern: Ihr sollt, fuhr er, zu Friedrich gewendet, fort, Theil haben an aufrührerischen Komplotten in dieser Stadt, die Euch gastlich aufgenommen! Vertheidigt Euch! Der Capitainlieutenant Sr. katholischen Majestät beschuldigt Euch dessen. Auf die letzten Worte legte der Saalschultheis ein besonderes Gewicht, um Friedrichs Brausen durch die Rücksicht auf die Gewalt, die Bedrangle hatte, zu mässigen.

Friedrich's Auge haftete auf Bedrangle, dessen höhnische Miene ihn reizte. Kühnen Trotz sprachen seine Züge aus.

Wenn ich mit gerechtem Unwillen die Bedrückungen und Mißhandlungen der Bürgerschaft sah, wenn dieß wider das Gefühl des Rechts, das ich in meiner Brust trage, streitet — wer will mich darob verdammen? fragte er, und sah kühn den Capitainlieutenant an. Könnt Ihr's läugnen, daß diese Lasten unerträglich sind? Und wenn ich, nach jenem Gefühl in meiner Brust, und dem Mitleid, das ich mit der gedrückten Bürgerschaft empfinde, ihre Beschwerden anhörte, mit ihr auf Abhülfe von einer Gewalt, die de facto, aber nicht de jure da ist, sann, so mag ich das so wenig verhehlen, als ich es Unrecht finden kann! Er sprach

das, und wandte sich zu Rima, der, erstaunt über des Jünglings kräftiges, muthiges Wort, ihn ansah, und fuhr fort: Euch, Herr Doctor, gilt dieß Geständniß. Ihr habt mich gastlich geherberget. Ihr seyd meine Obrigkeit, der ich unterthan bin. Entscheidet!

Bedrangle knirschte vor Wuth. Das hatte er nicht erwartet von dem Jüngling, und fast hätte er beschämt niedergedrückt von der Würde, mit welcher er sich benahm und sprach, dagestanden, wäre nicht sein Grimm aufgeflammt.

Er hat gestanden, rief er schäumend aus. Er ist mir anheimgefallen, und das Kriegsrecht mag entscheiden über den Empörer!

Mit Gunst, Herr Kommandant, fiel Rima ein. Der Jüngling hat nichts gestanden, als daß sein Gefühl, wie das jedes Ehrenmannes, empört ist von den Leiden der Bürgerschaft, an dem Ihr unschuldiger Weise Theil habt. Was Ihr aber da von Anheimfallen an Euer Forum sagt, werdet Ihr wohl zurückzunehmen gesonnen seyn, sobald ich Euch erinnere, daß ich die Ehre habe, die Person meines Herrn, des Churfürsten, zu vertreten, daß diese Stadt ihre alten Privilegia hat, kraft deren in solchen Händeln zu entscheiden dem Thälerrath in erster Instanz zukommt! Für's Erste habt Ihr in meinem Hause Sicherheit Eurer Person, sagte er, zu Friedrich gewendet, und Euch, Herr Capitainlieutenant, bin ich Bürge für ihn.

Nein, das sollt Ihr nicht! rief Friedrich aus, bei Gott, das sollt Ihr nicht. Bin ich schuldig, so treffe mich die Strafe! aber mein Gewissen spricht mich frei, und ich verlasse die Stadt zur Stunde und ihr Gebiet!

Bedrangle stand bleich da. Im Innern wühlten alle feindseligen Leidenschaften, deren das Menschenherz fähig ist; aber er konnte Rima's Gründen nichts entgegenstellen, konnte freilich keine Beweise liefern, die seine Anschuldigung rechtfertigten, und war also der Freisprechung des Jünglings gewärtig. Ihm galt's ja auch nur, den verhaßten Nebenbuhler zu entfernen, darum bekämpfte er für den Augenblick seine Leidenschaften, und wollte eben auf die Entfernung Friedrichs antragen, und damit sich zufrieden geben, als die hereintretende Brigitte, einen lauten Schrei des Entsetzens ausstoßend, auf Clara zustürzte, die, Zeuge des Auftrittes, Schlimmes für den Geliebten fürchtend, bei der durch die vorhergegangenen Auftritte erregten Spannung ihres Wesens, ohnmächtig in einen Lehnstuhl gesunken war.

Auch das noch! rief schmerzlich der Saalschultheiß aus und stürzte zu der Jungfrau hin, bei der schon Friedrich beschäftigt war.

Seyd ohne Sorge, Herr Doctor, sagte er ruhig zu Rima; es ist blos eine vorübergehende Ohnmacht! Darauf flog er hinaus und kam bald mit einer Phiole zurück, die er Brigitten gab.

Reibt ihr damit die Schläfe, sagte er, und löset des Mieders Schnüre — dann wird sie alsobald das Auge aufschlagen.

So ruhig er auch sprach, so hatte doch der Schrekken ihn bleich gemacht und die Sorge um das geliebte, theure Wesen.

Die Sitte fordert, so wandte er sich zu Bedrangle, daß wir Männer uns entfernen!

Alle Dreie verließen nun das Gemach, um in ein anderes zu treten.

So sehr auch der Schrecken Friedrichen beengt, die Ruhe war bei der Gefahrlosigkeit des Umstands wieder in seine Brust zurückgekehrt, und im andern Gemache angelangt, sagte er mit Würde zu dem Spanier: Ich habe vorhin bei der schimpflichen Beschuldigung, die Ihr auf mich geladen, vergessen, Beweise zu fordern. Ihr seyd ein Ehrenmann, und werdet sie hoffentlich nicht schuldig bleiben, da Ihr wißt, wie die Lüge in den Augen des Rechtschaffnen brandmarkt!

Diese Worte waren Donnerschläge für den Spanier. Seine Ehre stand auf dem Spiele, und — Beweise konnte er doch im Grunde nicht liefern. Sein Haß, seine Wuth war grenzenlos.

Es bedarf bei Eurer eignen Erklärung keiner Beweise, rief er aus. Zudem bin ich einem Menschen, wie Ihr seyd, keine Rechenschaft schuldig. Euch aber, Herr Saalschultheis, mache ich verantwortlich für jede Folge, die daraus entsteht, und ich muß bei Euch darauf bestehen, daß Ihr einen gefährlichen Menschen aus der Stadt schaffet! Mit diesen im höchsten Zorne gesprochenen Worten verließ er das Gemach, daß schallend die Thüre in das Schloß fuhr.

Das sind schlimme Händel, sagte Rima. Wenn Ihr nur nicht unvorsicht'ger Weise Euch in Verlegenheit gestürzt habt? —

Seyd sorglos, sprach Friedrich, ich verlasse die Stadt heute noch, so schwer es mir wird, den Ort zu verlassen, der mir theuer geworden ist. Eure Tochter ist hergestellt, nichts hält mich mehr. Lasset mich ziehen!

Aber der tiefe Seufzer, der sich bei diesen Worten des Jünglings Brust entstahl, der feuchtwerdende Blick strafte das Wort seines Mundes Lügen.

Rima sah ihn lange und wehmüthig an. Er hatte ihn ja liebgewonnen, war ihm so hoch verpflichtet, und nun wollte der Trotzkopf von dannen, nun, wo er ihm ja hatte sagen wollen, er, der heimathlose Laborant, solle weilen bei ihm, sein Brod mit ihm theilen, ihm in seinen Berufsgeschäften helfen gegen schönen Lohn, den er reichlich bestimmt.

Fort wolltet Ihr, hob er nach einigem Schweigen an — fort von hier — da doch Clara's Gesundheit noch nicht völlig bevestigt ist? Fort wolltet Ihr in diesen stürmischen Zeiten, einem ungewissen Erwerb nachgehen, unter fremden Menschen umherziehen, und so Ihr erkrankt, ohne Pflege seyn? — Ach, ich hatte es anders im Sinne mit Euch. Hört mich an: Ich bin alt und schwach, ohne Hülfe in meinem schweren Berufe, ohne theilnehmenden Freund (er seufzte tief) in meiner Einsamkeit. Da dachte ich, Ihr solltet bei mir bleiben, und da Ihr in so manchen Künsten und Wissenschaften bewandert seyd, mir beistehen gegen einen Jahresgehalt, wie Ihr nur immer wünschen möget, könntet Eure Kunst nebenbei üben nach Eurem Gefallen, theiltet mein Dach und mein Brod, und hättet so eine Heimath und dankbare Freunde, so lange Gott mir die Tage hienieden fristet. Zudem, ich ahne es, kommen schlimme Zeiten für diese Gegend und Stadt. Näher zum Rheine wälzet der Krieg seine verheerenden Feuerströme. Es wird vielleicht nicht der Morgen des Jahres 1632 anbrechen, und — das Belagerungsgeschütz wird um unsre Ohren donnern, — der Sturm vielleicht die Stadt dem Be-

drangle entreißen, Plünderung und Raub unsre Habe bedrohen — Friedrich, ich bin alt — wer wird bei Clara, bei Brigitten mit freundlicher Theilnahme stehen zu Schutz und Schirm — wenn ich zur Grube fahre? Seht, auf Euch hatte ich gerechnet, Euch und mir zum Frommen, hatte mir so ein stilles, harmloses Leben gedacht in unserm kleinen Kreise, und heitre Stunden am Kamine in den kommenden trüben Wintertagen — und nun wollet Ihr trotzig von dannen ziehen? Ich biete Euch meine Hand — bleibt bei mir, so lange ich lebe!

Er reichte ihm die Hand dar.

Der Jüngling war von des Mannes Rede ergriffen, erschüttert. Rima war und blieb ihm ein Räthsel. Dieser wohlwollende Mann war ein Feind der Protestanten, ein Verfolger seines Vaters, ein Räuber seiner Habe gewesen. Wie konnte, wie sollte er das reimen? Er wußte, daß der Quardian oft ihn zu bereden suchte, den Ketzer aus seinem Hause zu verbannen, und jetzt wollte er ihn bei sich behalten? — Solcherlei unvereinbare Zweifel entstanden in seiner Seele — aber Clara, die Geliebte — sollte er verlassen, jetzt, wo er bleiben konnte in ihrer Nähe? — — Er schlug ein in Rima's dargebotene Rechte und sagte: ich bleibe bei Euch, so lange Gott und Ihr es wollet.

Da leuchtete des Greises Auge voll stiller Freude.

O, sagte er leise vor sich hin, so gibt es doch noch Menschen, die mir wohl wollen?!

Noch standen die Männer Hand in Hand — da öffnete sich die Thüre, und Clara, bleich wie eine Lilie, trat, auf Brigitten sich stützend, herein. Ihr forschender Blick glitt über des Vaters Züge auf die Fried-

richs hinüber. Sie schien lesen zu wollen darin, ob dieser Handschlag der des Lebewohls, oder der Vereinigung auf längere Zeit sey. — Die zurückgekehrte Heiterkeit in beider Mienen gab ihr halb diese Hoffnung, doch das Andenken an den frühern Auftritt, dessen sie Zeuge gewesen, das Bestimmte in Friedrich's Worten: „Ich verlasse die Stadt und ihr Gebiet!" flößte neue Zweifel ihrem Herzen ein.

Verlaßt ihr uns wirklich? fragte sie, und die Stimme bebte, die Brust hob sich, wie unter einer schweren Last.

Nein, mein Kind, antwortete ihr der Vater, Friedrich bleibt bei uns, bis des Krieges dräuende Stürme vorüber sind und sein Donner. Er will mit uns theilen die Leiden der kommenden Zeit.

Da flog ein frisches Roth über die bleichen Züge der Jungfrau — da ergoß sich neuer Strom des Lebens durch ihr Wesen, die Wolke, die auf der schönen Stirne gelegen, verschwand, und ein bezauberndes Lächeln begleitete die Worte: Dank Euch, Friedrich, daß Ihr uns dieß Opfer bringet! — aber ängstlich werdend in diesem Augenblicke, wandte sie sich zu ihrem Vater: Glaubt Ihr, daß der wüthende Spanier sich zufrieden gebe? —

Das wird sich bald zeigen, sprach ruhig der Schultheiß. Am Felsen bricht sich der Welle Gewalt. Er wird an meiner Festigkeit stranden. Er fühlt sich zu ohnmächtig hier noch zur Zeit, als daß er einen solchen Schritt, wie Du Dir ihn vielleicht denkst, wagte.

O daß es so wäre! seufzte Clara leise.

V.

Ehe noch die Sonne unterging, jagten zwei Eilboten zu den Thoren hinaus, den Einen sandte Bedrangle nach Frankenthal, wo damals der wilde Frangipani gebot, um Verstärkung bittend, den andern Rima an den Kurfürsten, persönliche Sicherheit für Friedrich zu erwirken. Beiden wurde Gewährung; doch Rima'n schneller, als dem Spanier, der vielmehr durch den rückkehrenden Eilboten die Weisung erhielt, eine außerordentliche Brandschatzung an Früchten, Wein, Vieh und baarem Geld in den Thälern zu erpressen. Auf den Fall hin, daß sich das Volk empören sollte, wurde dem Capitainlieutenant ein Fähnlein Reiter zur Verstärkung versprochen, die binnen drei Tagen eintreffen sollten. Die Brandschatzung war ungeheuer, nicht nur an Gelde, sondern auch an Naturalien. Es war fast unmöglich, daß sie konnte geleistet werden von dem Volke, das durch Bedrangle bereits methodisch ausgesogen war. Diesem stieg auf diese Kunde hin der Kamm. Noch immer tobte Eifersucht und verschmähter Liebe Groll im wilden Herzen. Lamego war auf allen Wegen, wo er Friedrich zu treffen hoffen konnte, umhergeschlichen — ohne sein Ziel, ihn als Opfer seines Hasses zu meucheln, erreicht zu haben. Jetzt forderte der Kommandant seine Auslieferung von Rima mit diktatorischer Strenge. Er fürchtete doch, des Bogens Senne werde zu sehr gespannt, als daß sie nicht reißen sollte, und grade dieser kräftige Jüngling konnte ihm hier gefährlich werden. Obwohl Furcht seinem Soldatenherzen fremd blieb, so war es ihm doch keineswegs darum zu thun, das Volk zum Aufruhr zu reizen, weil dieß für ihn selbst und seine Sache von den nachtheiligsten Fol-

gen seyn konnte. Darum schwieg er noch von der neuen Lieferung, zumal der heiße Sommer einen guten Wein versprach, der nun bald geerndet werden sollte.

Rima beachtete die Forderungen des Kommandanten nicht.

Auf's heftigste erzürnt, ließ noch am Abend desselben Tages Bedrangle den Saal umstellen mit seinen Leuten, und trat gewaffnet in das Gemach Rima's, Friedrichs Auslieferung zu ertrotzen, im Nothfall zu erzwingen.

Was erkühnt Ihr Euch? fragte ihn mit zornglühenden Augen der Saalschultheis. Wer giebt Euch das Recht, einen Mann gefänglich einziehen zu wollen, gegen den keine Anklage vorliegt? Wer ermächtigt Euch, mein Haus zu umstellen, und den Burgfrieden zu brechen?

Ich! erwiederte mit Hohn der Kommandant. Ich fordre den Unruhestifter!

Ihr verlaßt zur Stunde mein Haus! schrie mit Hitze Rima, oder ich werde die Sturmglocke läuten lassen, und auf Euer Haupt falle jeglicher Nachtheil, der entsteht!

Bedrangle blieb sich gleich. Thut, was Euch beliebt, antwortete er, allein ich fodre zum letzten Male den Verbrecher — oder wollt ihr etwa sein Thun unterstützen? —

Da hielt ihm Rima die Akte des Kurfürsten entgegen, die Friedrichen Sicherheit und Unantastbarkeit seiner Person verlieh.

Das brachte den Capitainlieutenant ein wenig ausser Fassung.

Er begann allmählig einzusehen, in welche Verlegenheit er sich gestürzt, und stand eine Weile unschlüssig da.

Das Gerücht dessen, was am Saale geschehen, war indessen wie Feuerlärm durch die Straßen geflogen. Der Rath eilte auf das Rathhaus. Die Bürger standen Kopf an Kopf drohend um die spanischen Soldaten, denen es unheimlich zu werden begann.

Lamego eilte hinauf zu Bedrangle, ihm den Stand der Sachen zu melden. Während dieß geschah, drängte sich der Schiffer Lauer durch den Haufen. Hoch schwang er ein eisenbeschlagenes Handruder über dem Haupte. Schnell sprang er auf die steinerne Bank an der Thüre des Saales, und haranguirte die Bürger. Was steht Ihr da, rief er mit einer Mark und Bein durchschneidenden Stentorstimme, müßig und feig, wie Memmen? Seht Ihr nicht, daß eine Eurer bürgerlichen Freiheiten nach der andern von frecher Söldner Hand zertrümmert wird? Wollt Ihr Euch vollends zu Sklaven machen lassen? Was man mit dem wackern Laboranten will, das ist Euer Loos früher oder später. Auf! Brüder, Einer für Alle, und Alle für Einen!

Einer für Alle, und Alle für Einen! riefen vierhundert Männerstimmen mit aufgehobenen Händen.

Rasch sprang Lauer herab, und wollte eben mit wüthender Wucht einen Spanier niederschmettern — als das Volk sich theilte, und der Rath langsam und ernst daherschritt.

Um Gottes Willen! beginnt keine Thorheit! rief der Rathsbürgermeister Heileß dem Lauer zu, der alsobald sein Ruder sinken ließ.

Laßt uns auf gütlichem Wege Frieden stiften, Mitbürger, redete er das Volk an. Geht heim zu Euren Geschäften, und laßt den Rath walten, der Euch vertritt.

Eine augenblickliche Stille trat ein — doch das Volk stand.

Mit Gunst! hob Lauer jetzt zu reden an — wir wollen gerne heimgehen zu unserm Heerde, wenn Ihr fortan kräftiger uns vertreten wollt, wenn Ihr uns die Gewähr leistet, daß der Unschuldige droben nicht in des Spaniers Gewalt kommt! —

Ihr habt das Wort des Raths, sagte Heileß, und schritt mit den Gliedern des Rathes hinauf, wo Bedrangle mit Rima in heftigem Wortwechsel war.

Andere Gestalt gewann jetzt die Sache. Die Unterhandlung war kurz und ernst, und nach einer Weile zog bleich Bedrangle dem Tempelerhofe zu, vor den er eine doppelte Wache aufstellte. Der Rath blieb versammelt unter Rima's Vorsitz bis tief in die Nacht.

Auf Claren hatte der Vorfall nachtheilig gewirkt. Sie lag ohnmächtig an Friedrich's Herzen, über dessen Gefahr sie erschrocken. Sie schlang erwachend ihre Arme um seinen Nacken mit unendlicher Freude, daß er nicht in Bedrangle's Gewalt sich befand; allein das unselige Ereigniß hatte sie so sehr angegriffen, daß sie sich zu Bette begeben mußte. Friedrich wachte die Nacht mit Brigitten. Er belauschte jeden ihrer Athemzüge, und Brigitte schlief, wenn sie mit stillem Flüstern ihre Gedanken einander mittheilten und von der Zukunft sprachen. Nach Mitternacht begab sich Friedrich in seine Kammer, da keine Gefahr da war. Kaum war vom Lichte seine Kammer erhellt, als erst

leise und selten, dann öfter und stärker kleine Steinchen gegen die runden Scheiben des Fensters flogen. Friedrich horchte. Es kam wieder eins, daß die Scheiben rasselten. Er trat nun zum Fenster. Der Mond war von Wolken bedeckt, die im langsamen Zuge nur selten einen Blick desselben zur Erde fallen ließen. Bei einem derselben war es ihm, als sähe er unter den Kastanienbäumen eine ihm winkende vermummte Gestalt. Anfänglich hielt er's für Täuschung — da er aber das Fenster öffnete, und deutlich seinen Namen aussprechen hörte — wollte er in der Meinung, es sey ein Kranker vielleicht irgendwo in der Stadt, der sein begehre, schnell hinabeilen — doch an der Thüre begegnete ihm Brigitte, die noch etwas zu fragen gekommen war.

Wohin wollt Ihr doch? fragte sie erstaunt.

Man ruft mir unten, sprach der Jüngling. Wahrscheinlich ein Kranker.

Das ich nicht wüßte, entgegnete die Stadtkundige — Alles ist wohlauf. Seht Euch aber vor — dem Spanier ist nicht zu trauen! Fragt erst einmal, was er wolle?

Friedrich lächelte über die Besorgniß, allein es schien ihm zuletzt selbst gerathen. Er trat an's Fenster und fragte, wer es sey?

Lauer! hallte es vernehmlich herauf.

Aha! sprach Friedrich zu sich, und wollte schnell hinab. Doch abermals hielt ihn Brigitte. So nehmt doch eine Waffe oder etwas zur Vertheidigung mit, sagte sie, sich umsehend in der Kammer. Als sie nichts Anders entdecken konnte, reichte sie ihm den Wanderstab, der zum Untersuchen der Steine und Mineralien oben mit einem derben Eisenhammer versehen war. Fried-

rich nahm ihn lächelnd, sich der liebevollen Besorgniß freuend, und ging, von der leuchtenden Brigitte begleitet, die breiten Stufen hinab, öffnete die eichene Thüre und trat hinaus. Die Gestalt näherte sich langsam. Es war Lauer nicht — denn der war riesengroß. Friedrich, selbst argwöhnend, zog seinen Stock an.

Was wollt Ihr in so später Stunde? fragte er.

Das! krächzte eine Stimme, die ihm wildfremd war, und im Glanze des eben herabfallenden Mondlichts sah Friedrich den hellen Strahl eines Dolches, der auf seine Brust gerichtet war.

Eine rasche Wendung — und der Stich glitt ab — und ein fürchterlicher Schlag seines Hammerstocks traf des Meuchlers Haupt. Mit einem spanischen Fluche stürzte er zusammen — ehe aber der betäubte Friedrich ihn zu fassen dachte, raffte er sich auf, warf den Dolch nach ihm, und eilte von dannen. — Brigitte, von bösen Ahnungen getrieben, hatte gelauscht, und war Zeuge der That. Mit einem Schrei des Entsetzens stürzte sie heraus.

Seyd Ihr verwundet? fragte sie mit Zittern.

Friedrich riß den Dolch aus dem Kastanienbaume, in dessen Rinde er tief eingedrungen war, und wieß ihr ihn. Es ist kein Blut daran, sagte er.

Dank der Heiligen, die Euch beschützt, sagte sie, vergessend, daß er Protestant war, und zog ihn herein, indem sie schnell die Thüre abschloß.

Auf Euch also ist es abgesehen, sprach sie, noch immer zitternd, Ihr dürft nicht mehr aus dem Saale.

Um aller Heiligen Willen, was ist geschehen? fragte jetzt Rima, der durch Brigittens Angstgeschrei erweckt, aus seinem Gemache stürzte.

Friedrich wieß ihm den Dolch und erzählte ruhig den Vorfall.

Schändlich! schändlich! rief empört der Saalschultheiß. Also diese Wege schlägt der Schändliche ein, wenn off'ne Gewalt nicht zum Ziele führt!

Herr Doktor, hob jetzt Friedrich an, es wäre besser, ich wäre jenseits den Mauern dieser Stadt. Ich fürchte, daß ich Euch noch Unangenehmes zuziehe. Entbindet mich meines Wortes, und laßt den Fremdling ziehen.

Fremdling? antwortete Rima, nein, fremd ist mir der Retter meines Kindes nicht; vielmehr mir und meinem Herzen nahe verwandt; aber die Pflicht der Dankbarkeit heischt es, daß ich selbst auf Eure Entfernung denken muß. Euer Leben ist nun nicht mehr sicher. Fast ahne ich, was den Schändlichen so feindselig macht. Laßt uns noch diese Nacht überlegen, was zu thun ist.

Sie giengen hinauf. Clara schlief sanft. Sie ahnete nicht, wie nahe der Tod dem Geliebten gewesen war.

Der Tag begann eben zu grauen. Bleich stand der Vollmond am klaren Firmamente, da schlich Lauer, vom Stadtknechte gerufen, in den Saal, und mit ihm Zinckgräff, beide als entschlossene Männer dem Saalschultheisen bekannt.

Diesen theilte er das Vorgefallene mit und versprach reichen Lohn, wenn sie den Jüngling diese Nacht heimlich aus der Stadt brächten.

Lohn? fragte Lauer. Nein, Herr Schultheiß, für Lohn thue ich nichts. Aber mein Leben setze ich ein für den Jüngling, den ich lieb gewann — als er mit Euch in die Stadt kam — weil — weil er eine so treffende Aehnlichkeit mit Friedrich Inselius, unsres

unglücklichen Predigers Sohne hat, den ich herzlich liebte, und weil er als Fremdling so viel Antheil an unserm Geschicke nahm.

Bei der Nennung des Namens Inselins fuhr schnell der Saalschultheiß herum und sah Friedrich an. In der That, Lauer, Ihr habt Recht. Wußte ich doch nicht, wodurch er mir gleich anfangs so bekannt vorkam.

Friedrich wußte kaum seine peinliche Verlegenheit zu verbergen.

Der Saalschultheiß lenkte geflieſſentlich, wie es schien, das Gespräch wieder auf Friedrichs Entfernung.

Laßt uns sorgen, sprachen die Männer, wir bringen ihn sicher aus der Stadt.

Ich bitte Euch, sagt mir wie? bat Rima, damit mein Herz die bange Besorgniß beschwichtigen könne.

Wir steigen zur Mitternachtstunde in den Münzbach hinab, waten in seinem Bette leise unter dem Bogen am Münzthore hindurch, schlagen uns dann links durch den Ketzer*) und suchen die Vogtswiese**) zu gewinnen. Der Hunnsrücken ist uns dann offen; aber wohin wollt Ihr denn, Meister? fragte nun den Laboranten der wackre Lauer.

Der war mit seinen Gedanken bei Claren und fuhr bei der Anrede wie aus tiefen Träumen auf. Das weiß ich noch nicht, antwortete er verwirrt.

---

*) Eine Gegend am Stromufer unterhalb der Stadt, wo, wie die Sage geht, einst ein Ketzer verbrannt wurde.
Altes Manuscript.

**) Der Berg nordwestlich von der Stadt. Heute ist der Name in Vogelswiese verändert.

Könntet Ihr Euch doch in unsrer Nähe halten. — doch nein, verbesserte sich Rima, dann seyd Ihr nicht sicher.

O, rief hier in überwallendem Gefühle der Jüngling, weit weg kann ich nicht, — doch plötzlich schwieg er beschämt, als habe er etwas geantwortet, was nicht recht sey.

Die Männer schieden nun wieder durch die Hinterpforte, wie sie gekommen. Die Sonne war schon aufgegangen. An's Ruhen war nicht mehr zu denken; darum blieben Rima und Friedrich auf und sprachen noch über den Mordanfall, Gott dankend für die glückliche Rettung.

Ihr werdet wohl thun, wenn ihr Euch in Simmern aufhaltet, meinte Rima, dort seyd Ihr geborgen und dort weiß ich dann Euch zu finden zur Stunde der Noth. Friedrich versprachs, ob er gleich im Herzen einen andern Plan hegte, den er indessen, um den Greis, um Clara nicht zu beunruhigen, sorgfältig verschwieg.

Noch saßen sie im Gespräche vertieft, als Clara frisch erblüht, wie die junge Maienrose, die der Thau erquickt, in das Gemach trat. Sie wußte nichts von dem, was im Laufe der letzten Nacht sich zugetragen. Der Dolch machte sie aufmerksam. Sie ergriff ihn und las: Lamego. Wo ist dieser Dolch her? fragte sie erbleichend — als ahne sie etwas Entsetzliches.

Da erzählte ihr der Vater die Schandthat und wie es nöthig sey, daß Friedrich die Stadt verlasse.

Da fiel eine Zentnerlast auf ihr Herz, und der Liebe Weh empfand sie mit aller Bitterkeit. Sie zerdrückte die Thräne, die den Blick verfinstern wollte und schloß in ihre Brust ihren tiefen Schmerz. So groß auch

beider Sehnsucht war, eine Stunde zu kosen in stiller Einsamkeit, so war dieß dennoch heute nicht thunlich, da der Vater stets in Friedrichs Nähe blieb. — Blicke nur könnten sie wechseln, aber diese Sprache ist reicher noch, als jede andre und gab ihren Herzen süßen Trost.

Blitzschnell flog der Tag. So heiter er angebrochen, so trübe wurde der Abend. Aus Nordwesten trieb der Sturm dicke Wolkenmassen am Himmel hin und peitschte sie zu flüchtiger Eile. Noch ehe der Schlaf die Welt in seine Fesseln legte, heulte der Sturm entsetzlich und schlug den Regen gewaltig an die Fenster. Seufzend blickte Clara in die Sturmnacht, die bisweilen von einem fernen Blitz erhellt wurde, hinaus, und bedauerte den Geliebten, der in ihr wandern sollte, wie ein Verbrecher. Rima freute sich des Wetters. Die Thurmwache am Münzthore sucht Obdach, sprach er, denn da oben hält es Niemand aus; so könnt Ihr allein sicher entkommen. Friedrich meinte das auch, und versank bald wieder in das wehmüthige Schweigen, dem sich der Mensch so oft bei'm Scheiden von theuern Wesen hinzugeben pflegt, fürchtend, der Stimme Bewegung offenbare des Gemüths Stimmung. Gegen zehn Uhr kamen die Führer. Es ist alles sicher bis jetzt, sprachen sie, denn Bedrangle liegt berauscht im Templerhofe am Boden, und seine Leute thun sich gütlich. Das Wetter ist erwünscht, drum laßt uns nur noch eine kleine Frist zögern.

Man brachte nun Friedrichs Medikamenten-Kasten, den Lauer zu tragen sich nicht nehmen ließ. Man trank zum Lebewohl einen Becher Feuerwein, in den aus Clara's Auge eine Thräne rann, als sie bebend

ihn Friedrichen kredenzte, und bald darauf war die Scheidestunde, die bitt're, da. Der Jüngling lag an Rima's Brust. Gott segne dich, mein Sohn, sprach gerührt der Greis. Vergelten kann ich dir nicht, was du an mir thatst. Ich bleibe dein großer Schuldner.

Er führte ihn zu Clara. Du dankst nächst Gott ihm dein Leben, Clara; vergiß es nicht, sprach er zu ihr; und das Mädchen schlang ihren Arm mit Heftigkeit um seinen Nacken, drückte einen Kuß auf seinen Mund und flog dann schnell aus dem Gemache. Friedrich stand betäubt. Rima wußte nicht was er sagen sollte. Ihm dämmerte jetzt eine Ahnung in der Seele — der Grund des Hasses von Bedrangle trat klarer vor sein inneres Auge. Sie liebt ihn — sagte er zu sich selbst. Sah ich dann das nicht? — Gut, setzte er dann hinzu, daß er scheidet; denn einem Protestanten soll Clara ihre Hand nicht reichen, und einem Laboranten? — Nein. —

Friedrich schied, kühler entlassen von Rima, als es nach seinen frühern Gefühlsäußerungen zu erwarten stand, von Brigitten aber mit den wärmsten Segenswünschen begleitet.

Ohne bemerkt zu werden, verließen die drei Männer den Saal, schlichen über den Markt, und stiegen neben der Münzbrücke in den ziemlich ausgetrockneten Bach hinab und wadeten in seinem Bette abwärts, glücklich das Freie erreichend.

Gottlob! rief Lauer, als der Ketzer hinter ihnen lag, und sie von der Vogtswiese herab die Stadt tief unter sich sahen, nun sind wir außer dem Bereich spanischer Kugeln, und können nach unserer Bequemlichkeit die Straße nach Simmern einschlagen.

Mit nichten, Freunde, nahm Friedrich das Wort, indem er vom Kamme des Berges zurücktrat, wo er der Geliebten noch einmal einen Kuß zugeworfen, mein Weg führt in's Dickigt des Sonnwalds. Am Fuße des Kanderich*) wohnt eine Köhlerfamilie, treu wie Gold, dort habe ich früher, ehe ich zu Rima kam und meine Vaterstadt wieder sah, mehrere Wochen gelebt und die wohlthätigen Pflanzen gesammelt, die dort wild wachsen. Wißt Ihr den Weg dahin? —

Lauer stand vor ihm und sah ihn an, so viel es die Dunkelheit zuließ, starr und stumm. Dann brach er in die Worte aus: Eure Vaterstadt sahet Ihr wieder? — Bacharach Eure Vaterstadt? — Dann hat mich mein Auge und mein Gefühl nicht getäuscht, dann seyd Ihr Friedrich Juselius, unsres vertriebenen Predigers Sohn!

Friedrich erschrack. Es war das Wort ihm entschlüpft, ohne daß er es bedacht. Was sollte er thun? Läugnen mochte er nicht und auch nicht lügen; darum sagte er: Da mir denn das unbewachte Wort entschlüpft, so mögt Ihr denn die Wahrheit wissen, die ich geheim halten wollte, ja, ich bin Friedrich Juselius!

Da faßten die Männer seine Hand und drückten sie mit Rührung.

Segne Euch Gott! sagte Zinckgräff. Wo ist Euer Vater? Lebt er noch?

Jetzt mußte Friedrich erzählen. Der Regen hatte allmählig nachgelassen, was ihnen sehr zu statten kam.

---

*) Eine Höhe des Sonnwaldes, ohnweit des Dörfleins Dichtelbach, der mit dem Donnersberg und den Höhen des Taunus korrespondirt.

O darum nahmet Ihr Euch unsrer so an! sagte Lauer, weil Ihr uns liebtet und ein Bacharacher Kind waret, wie wir.

Da Ihrs nun wißt, schwört mir, das Geheimniß zu bewahren, bat Friedrich seine Führer, bis zu dem Punkte, wo ich selbst Euch des Versprechens durch Nennung meines Namens entbinde.

Sie gelobten es ihm heilig und theuer, und schritten nun fröhlich fürbaß.

Siehst du nun, Zinckgräff, warf unterweges Lauer diesem vor, wohin deine Klugheit führt? Du siehst das Gras wachsen und hörst die Flöhe nießen, und rufst höflich dein: Prosit! aber das, was klar vor Augen liegt, siehst du nicht. Damals als Friedrich mit Rima in die Stadt einzog, sah und erkannte ich ihn troß dem kleinen Nebel, der vor meinem Blicke lag. — Du aber führtest mich mit Hohn und Spott ab von der Fährte.

Hätte ich mir's doch auch nicht träumen lassen, entschuldigte sich dieser. O, daß Ihr nun flüchten müßt vor diesem Teufel — das will mir nicht zu Kopfe.

Ich bleibe in Eurer Nähe, beruhigte ihn Friedrich. Fällt etwas vor, so dürft Ihr auf meinen Arm rechnen. Dann steckt nur dort am Rabenkopfe ein Feuer an — ich sehe es von der Köhlerhütte aus und ich fliege in Eure Mitte. Hofft und vertraut; die Stunde der Erlösung ist näher als Ihr denket. Er wird kommen, der Schwedenheld, der unsres Glaubens Stütze ist.

Mit dieser Hoffnung und der freudigen Gewißheit, daß Inselius einst wiederkehren und Rettung bringen werde, mit der Freude im Herzen, Friedrich, den Sohn des geliebten Predigers, wieder gefunden zu ha-

ben, kehrten die Männer heim; Friedrich aber trat in die Köhlerhütte, wo er einst dem Häuflein Kinder den Vater von einer schweren Krankheit geheilt, und ein jauchzendes „Willkommen!" tönte ihm entgegen. Mit unbeschreiblicher Freude nahmen ihn die guten Naturmenschen auf, die noch erhöht wurde, als ihnen Friedrich sagte, er weile dießmal länger bei ihnen. Er richtete nun sein Kämmerlein ein, kramte seine Sachen aus, um einen unscheinbaren Anzug daraus hervorzunehmen. Siehe, da lag eine Rolle blankes Gold, welches Rima hineingelegt. Friedrich schob es auf die Seite. Da fiel sein Auge auf eine kleine Kapsel — er öffnete sie bebend — und — eine von Claras Locken lag in seiner Hand, und auf das sie umschlingende himmelblaue Band war geschrieben: „Treu bis zum Tode." Da jauchzte der Jüngling hoch auf und drückte stürmisch das unschätzbare Kleinod an seine Lippen, und Thränen der Wonne benetzten es. Dann knieete er begeistert nieder, hob seine Hand empor und rief: Treu bis zum Tode!

VI.

Der Sommer flog dahin; die gelben Blätter fielen auf die Erde; die Felder blieben öder und öder, da auch die letzte Erndte eingesammelt war. Rauh pfiff der Wind durch die Stoppeln. Die Zugvögel verließen die Sommerheimath, ein fernes Vaterland zu suchen. — Die Weinlese mit ihren Freuden war in den Thälern längst vorüber, der Most schon Wein geworden. — Jene Zeit war da, wo mit Wehmuth das Gemüth das Scheiden der schönern Jahreszeit wahrnimmt und mit Sorge die Wintertage kommen sieht. Einzelne recht

kalte Tage waren schon da gewesen. Friedrich weilte noch immer in der Köhlerhütte, und bereitete aus den gesammelten Kräutern seine Salben und Essenzen. Oft hatte ihn die Sehnsucht nach der Geliebten mit aller Gewalt ergriffen — aber er drückte sein theures Kleinod an's Herz und sagte leise: Treu bis zum Tode, und trug stille die bittre Nothwendigkeit. Oft war indessen Lauer bei ihm gewesen, und hatte ihm berichtet, wie es stehe in der Stadt, und was Clara mache. Sie war bleich und traurig. So lautete jedesmal die Botschaft. Einst aber kam Lauer wieder. Auf seinen Zügen las Friedrich eine seltsame Bewegung. Was bringt Ihr? fragte er ihn schnell.

Hadert nicht mit mir, sagte demüthig der Schiffer, ich habe meinen Schwur gebrochen.

Um Gott, rief Friedrich, wie konntet Ihr das?

Verdammt nicht unerhört, bat er. Clara hatte ich seit acht Tagen nicht gesehen. Die Angst trieb mich zu ihres Vaters altem Diener. Ich frage und — höre, sie liege wieder kränkelnd darnieder, weil ein schweres Leid ihr Herz presse. Da konnte ich's nicht mehr ertragen, denn ich wußte, welch' ein Leid es sey, das Leid um Euch, aus Liebe zu Euch. Und ich nahm mir ein Herz und ging zu ihr, als Rima im Rathe war und sagte ihr, wo Ihr wäret, wie Ihr allemal nur nach ihr fragtet, wie ich Euch Kunde brächte. Herr, da hättet Ihr sehen sollen, wie das Leben frisch erstand, wie die Röthe auf die bleichen Wangen zurückkehrte und das trübe Auge sich aufklärte! Sie richtete sich rasch auf und sah mich forschend an, ob ich sie nicht auch täusche. Sprecht Ihr wahr, Lauer? fragte sie so weich, so wehmüthig, daß es mir tief in das Herz drang. So wahr, sagte

ich, als Ihr mein Weib und Kind pflegtet mit Erbarmung, als sie dem Tode nahe waren. Ich versprach ihr ein Zeichen von Euch zu bringen. — ach, da lief mir, als ich die Freudenthräne des Engels sah, der so mild ist, der Verstand davon und ich redete mehr, als ich verantworten konnte, ich nannte Euren Namen, Friedrich! da erschrack sie freudig. Sie starrte mich an — aber es war Wonne des Himmels in dem Gesichte. Sie faßte meine rauhe Hand und drückte sie mit Innigkeit, und ich mußte ihr erzählen, wie ihr Euch verrathen und Alles was ich wußte. Sie war gesund, völlig gesund. Habe ich nun gefehlt, so straft mich. Ich konnte nicht anders, und die Freude, die ich noch jetzt im Herzen fühle, wo ich Euch dieß erzähle, sagt mir, ich habe nichts Uebels gethan.

Friedrich konnte nicht zürnen, so sehr er auch wünschte, es möge des Räthsels Lösung ihm selbst geblieben seyn. Und wird es Ihr Vater auch wissen? fragte er Lauer'n. Nein; antwortete der bestimmt. Darauf dürft Ihr Euch fest verlassen, denn sie hat mir's geschworen.

Lauer ging nun schnell auf die Lage der Stadt über. Er gab Friedrich eine schaudererregende Beschreibung der Bedrückungen, denen das unglückliche Bacharach fast erlag und sagte ihm, wie wieder eine neue Brandschatzung befohlen sey, fürchterlicher als alle, da die Mittel erschöpft seyen.

Und werdet Ihr sie zahlen? fragte Friedrich.

Nein, rief Lauer, und ballte die nervige Faust. — Nein, so wahr uns Gott helfe. Lieber soll alles auf's Spiel gesetzt werden! Ist es denn nicht eins am Ende, ob ich im ehrlichen Kampfe falle oder verhung're? —

Falle ich, so sehe ich doch nicht der Meinen schauderhaften Tod!

Wohlan! sprach Friedrich. Vergesset das Feuerzeichen nicht, und mein Arm soll Euch nicht fehlen in der Stunde der Gefahr.

Er verabredete nun mit Lauer bestimmte Maaßregeln, und entließ ihn dann mit der Weisung, durch die Thäler zu gehen, um hier mit den Gleichgesinnten das Nöthige zu bestellen.

Auf ein Blättlein aber schrieb er: Treu bis zum Tode! und sandte es der Geliebten.

Eine Woche nach der andern verstrich, Lauer ließ sich nicht sehen. Friedrich's Unruhe kannte keine Gränzen. Ungewöhnlich frühe war der Winter eingetreten. Fast ohne Uebergang war auf die milderen Herbsttage der strengste Frost gefolgt. Ein tiefer Schnee deckte Forst und Höhen. Alles Leben war erstorben in der Natur, während in den Thälern und in der Stadt alle Kräfte in feindseliger Gährung waren. Die hohen Bäume des Waldes krachten unter der Last des Schnees und Reifes zusammen. Gewaltige Eismassen hemmten bald des Rheines Lauf, den ein trock'ner Nachsommer seicht gemacht. In der Schlucht am Lurlai, wo, seit Goarius hier des Herrn Wort predigte, die Fischer dem steigenden Salmen auflauerten, hatte bereits das Eis sich gethürmt, und des Stromes Lauf gehemmt. In wenigen Tagen setzte sich das Eis fest bis zum Mäusethurm, so fest, daß die kecken Uferbewohner über die Decke weggingen, herüber und hinüber. Die strenge Kälte dauerte anhaltend fort bis in den Dezember. Da trat schnell

und heftig Thauwetter ein, einen schweren Eisgang verheißend. Es war in diesen Tagen, als bei einem starken Südwinde gegen Abend der Knabe des Köhlers in die Hütte stürzte, wo Friedrich nun schon so lange im Schooße dieser friedlichen Familie lebte, und ausrief: Das Feuerzeichen lodert auf dem Rabenkopfe!

Das traf wie ein elektrischer Schlag den Jüngling und den treuen Köhler.

Glückauf! riefen beide kampflustig. Der Köhler ergriff eine riesige Keule, und Friedrich seinen Hammerstaab, und, einen flüchtigen Gruß den Zurückbleibenden bietend, flohen sie mit Blitzesschnelle dem Rabenkopfe zu. Das Feuer glimmte noch — aber Niemand war dabei. Es hat Eile! rief Friedrich. Rasch jetzt die Steeger Thalschlucht hinab, zur Mönchrinne bei Rauheim,*) dort treffen wir Jemanden!

Und im Fluge gings die Thalschlucht hinab. In Steeg sah man Niemanden. Die Furcht hatte die Bewohner eingeschüchtert. Ihre Erfahrungen waren zu schrecklich, um sich leichtlich neuen Bedrückungen bloszustellen.

Unaufhaltsam eilten sie vorwärts im Thalgrunde, bis sie endlich die Mönchrinne erreichten.

Eine Mannesgestalt trat daraus hervor. An der riesigen Größe erkannte Friedrich den Schiffer.

---

*) Die Mönchrinne bei dem Weiler Rauheim ist (etwa 1500 Schritte von Bacharach entfernt) ein herrlicher Brunnen, der aus einer hohen Ummauerung hervorfließt. Der Name Mönchholz für eine nahe Berggegend läßt vermuthen, daß vielleicht in ganz frühen Zeiten hier ein Kloster stand. Spuren finden sich jetzt keine mehr. Nachrichten fehlen.

Er gab das Losungswort, und Lauer zog ihn in die Vertiefung, wo die Quelle rann.

Es hat sich Schreckliches ereignet in unsrer Stadt, hob er mit gedämpfter Stimme an. Ihr wißt, daß wir uns aufgelehnt gegen die harte Brandschatzung. Heute früh rückten durch das Oberthor zwei Fähnlein Reiter in die Stadt. Bedrangle forderte zum letzten Male das Unerschwingliche von dem Rathe, mit dem Zusatze: „wenn nicht bis zur Vesperstunde Alles an Geld, Vieh, Wein und Früchten geliefert sey, was er heische, so werde er den Rath gefangen nehmen und, ihn züchtigend, als Geißel nach Stahleck führen; auch sämmtliche Truppen als Exekution in die Häuser der Bürger legen mit voller Freiheit, zu thun, was ihnen gut dünke." Mit Entsetzen erfüllte diese Drohung die Bürgerschaft. Zum ersten Male stellte sich Doctor Rima an die Spitze der Bürgerschaft, während der Quardian und der pfälzische Vogt die Bürger ermahnten, unterthan zu seyn der Obrigkeit, und erklärten, es könne und werde der unerschwinglichen Forderung nicht genügt werden — und brauche der Commandant Gewalt, so müsse Alles auf seinen Kopf fallen, was sich ereig'ne. Der Rath war, als er diese Bothschaft nach Stahleck sandte, versammelt geblieben, über die ferneren Maaßnahmen zu berathen. Da erschienen plötzlich die Reiter, die bis jetzt in der Kellerei herbergten, und umringten das Stadthaus. Bedrangle tritt mit blosem Schwerte in den Saal des Rathhauses und erklärt dem Rathe, er sey sein Gefangner. Umsonst protestirt Rima. — Der ganze Rath wird auf das Schloß abgeführt, ehe die Bürger solche Unbill ahnen und zu hindern im Stande sind. Wie ein Donnerschlag trifft sie die Nachricht. Alle

stehen für Einen und Einer für Alle. Die Oberthäler harren und sind des Winkes gewärtig. Es fehlt der Bürgerschaft ein Haupt, ein Führer. Ihr seyd unser Mann, auf Euch beruht unsre Hoffnung. Die Spanier sind schwach, die Reiter im engen Raume unbrauchbar, und wenn sie absitzen, sind wir überlegener. Euch ruft die Stadt zur Rettung, Euch ruft Clara zur Rettung des Vaters, der in den Händen des Wütherichs ist. Hört, wie er sich gegen die Wehrlose benahm: Kaum ist Rima in Haft, so besetzt Bedrangle die Zugänge des Kummerhofes und eilt in Clara's Gemach. Er macht der Geängsteten die frechste Liebeserklärung, und nennt ihre Gunst das Mittel der Befreiung ihres Vaters. Mit Hohn und Verachtung weißt ihn die Jungfrau ab. Da faßt er sie in seine Arme und will lüstern den keuschen Mund entweihen. Mit Riesenkraft schleudert aber das heldenmüthige Mädchen den Verworfenen zurück, und enteilt den umstrickenden Armen. Plötzlich steht sie auf dem Gesimse des Fensters: drohend, sich hinabzustürzen, wenn er es wage, sich ihr zu nahen. Das sieht das Volk. Clara, die es wie eine Heilige verehrt, ist in Gefahr! Das ist genug, alle in einen Willen zu einigen. Wir stürmen den Saal, schlagen die Spanier heraus, befreien Clara. Es gab blutige Köpfe — aber — Dank dem Herrn! sie ist gerettet im Heileß'schen Hause. Ich bin stolz auf meine Stirnwunde, schloß er, denn ich habe sie für den erworben, der meines Hauses Schutzengel war!

Friedrich drückte dankbar seine Hand. Gott lohn's Euch! sagte er mit Wärme.

Er hatte erbleichend Lauers Erzählung angehört. Jetzt rief er aus: Was zaudern wir? Jede Stunde

ist unendlicher Verlust! Wohlauf, das Recht muß siegen!

Mit diesen Worten wollte er über den Mühlendamm dem Thore zueilen. Lauer hielt ihn zurück.

Durch unzeitige Hast könnt Ihr Alles verderben! sprach er. Höret erst unsern Plan. Die Schweden nahen. Gustav Adolph ist vor Mainz, und wird bald Meister der Stadt seyn, dann ist die Hülfe nahe und die Rettung. Wir senden Eilboten an ihn und er verläßt uns nicht. Darauf gründen wir unsre Hoffnung. Unser Plan ist, auf allen Punkten zugleich anzugreifen, wo Spanier sind, mit Ausnahme des Schlosses, für das wir zu schwach sind, bis die Thäler uns zu Hülfe eilen; Für's Erste gilt es, Euch unbemerkt in die Stadt zu bringen. Noch deckt das Eis den Münzbach am Thore, wo er durch einen Bogen in die Stadt fließt. Laßt uns vorsichtig seyn, denn auf dem Holzthorthurme befinden sich dreißig Mann Besatzung. Der Corporal ist aus Alba's Schule und schlau. Einer nach dem Andern muß auf dem Bauche über das Eis rutschen und so unbemerkt in die Stadt zu kommen suchen. Die Nacht ist finster, und Aller Aufmerksamkeit ist auf das krachende Rheineis gerichtet, das diese Nacht noch brechen muß, da die Wassermasse die Decke schon gehoben und der Druck von oben herab es schon dreimal seit Sonnenuntergang in Bewegung gesetzt hat. Die Bewegung in der Stadt ist natürlich, da die Bewohner des untern Stadttheils ihre Habe in den obern flüchten, indem ein hohes Wasser zu befürchten steht. Auf der Stadtmauer sind alle Verbündeten versammelt. Steckt diese weiße Feder auf Euren Hut, daran erkennen sie Euch. Wir wissen der Spanier Feldgeschrei. Es lautet:

Jesus, Maria! Das unsre ist: Insekius! Ihr schlüpft zuerst hinein. Bei dem alten Holunderstamme, an den Gerbereien, erwartet Ihr den Köhler und mich. Zu gleicher Zeit muß der Zollthurm, der Sonnenthurm, der Krahnenthorthurm, der Diebsthurm und der am Markthor erstürmt werden. Der Holzthorthurm zuletzt. Der wichtigste ist der Münzthurm. Er hat vierzig Mann Besatzung und Lamego hat den Befehl.

So stürme ich den! rief Friedrich, und in seiner Seele glühte der Wunsch, Clara zu schützen, da das Heileß'sche Haus neben der Münze, in der Nähe dieses Thurmes lag.

Doch — wo ist Bedrangle? fragte er Lauern. Könnten wir den gefangen nehmen, so wäre die Sache schnell entschieden.!

Der hat wohlweislich den Templerhof verlassen, sagte grimmig Lauer, und sich hinter Stahleck's Bastionen zurückgezogen, wo ihn seine Feldschlangen und Falconets schützen vor des Volkes Wuth.

Friedrichs Auge flammte. Thatendurst erfüllte seine Brust. Er eilte jetzt rasch vorwärts, doch so leise und vorsichtig, daß man kaum in geringer Entfernung seine Schritte vernahm. Jetzt war er bei dem niedern Bogen, wodurch der Münzbach in die Stadt sich ergoß. Noch war hier das Eis nicht geschmolzen. Hohl dröhnend wälzte sich das Wasser drunter weg in die Stadt. Hier warf er sich auf das Antlitz nieder und gelangte, über das Eis rutschend, glücklich ohne bemerkt zu werden, in die Stadt zu dem bezeichneten Holunderstamme, wo er der Folgenden mit Ungeduld erwartete, die bald auf gleiche Weise ihm folgten.

Lauer führte sie nun auf felsigem, gefährlichem Pfade hinter den Häusern des Holzmarktes weg auf den Friedhof der Petri- und Paulskirche. Hier stand der alte Wächter Bernhardi, der Friedrich mit Freudenthränen begrüßte und sie durch das Seitenthor in die Stadt ließ. Vom Templerhofe her dröhnte das wilde Bacchanal der Spanier. Unangefochten gelangten sie die Marktgasse hinab zur Stiege, die zum Mauergange neben dem Marktthorthurme führt. Kopf an Kopf standen die Bürger oben, aber nur Männer, alle zum Kampfe bereit und gerüstet. Die Spanier ahneten nichts. Sie sahen von den Thürmen dem schauerlichen Schauspiele zu, das ihnen der, seiner Fesseln sich entledigende Strom so bedeutungsvoll gab.

Gegen zehn Uhr trat der Mond aus dem zerrissenen Gewölke hervor, das ihn bisher gänzlich verhüllt hatte. Die Luft war lau und mild. Der weiche Südwind jagte die Wolken mächtig vor sich her gegen Norden. Das Wasser braußte hohl und schrecklich über und unter der starken Eisdecke, die unter seiner Gewalt krachte, als sollte eine Welt in Trümmer gehen. Das Schwellwasser trat schon über die Ufer ein durch die Abgangskanäle in die Thore. Das Brechen des Eises mußte bald erfolgen. Ueberall gespannte Erwartung! Da lief's leise von Munde zu Munde — Er ist da! Und es theilten sich, wie verabredet, die Haufen, und begaben sich auf ihre Posten ohne Aufsehen. An Friedrich, Lauer und den Köhler drängten sich zwanzig bis dreißig Männer, die ihnen leise über den Mauergang zum Münzthorthurme folgten, wo eine mindergroße Anzahl ihrer harrte. Jetzt vermehrte sich das Krachen des Eises; der Wind sprang nach Westen um

und wurde zum brausenden Sturme. Von Lorch her erschallten jetzt die Signalschüsse. Von Fürstenberg her meldete ein Falconetschuß den Eisbruch, und der am Kloster aufgestellte Spanier löste sein Geschütz, das die warnende Nachricht nach Caub trug. Furchtbar braußte das Wasser, das jetzt über die Hügel drang, die als Hafendamm dienten, und sich gegen die Stadt wälzte. Das Eis krachte entsetzlich und setzte sich in Bewegung, ungeheure Blöcke gegen die Stadtmauer schleudernd, daß es schauerlich dröhnte. Der Sturm raßte wild, und pfiff zwischen den Häusern seine grausigen Weisen.

Friedrich's Herz pochte. Er warf einen Blick nach der Münze, wo sein Theuerstes war und sagte zu Lauer, der dicht neben ihm stand: Nun mit Gott! — Fest trat er gegen den Spanier heran, der, an der Thurmthüre Wache haltend, ihm die Partisane entgegen hielt.

Jesus, Maria! sagte Friedrich. Die Partisane senkte sich — aber in demselben Momente traf den Spanier ein betäubender Hammerschlag, daß er taumelte.

Halt, Halunke! rief halblaut Lauer, und faßte ihn mit nerviger Faust, du wolltest einst mein Weib entehren — nimm hier den Lohn!

Er stürzte ihn über die Brustwehr hinab in den schäumenden Münzbach.

Hinauf nun! rief Friedrich.

Inselius!! ertönte das Feldgeschrei, und im Augenblick entspann sich oben der Kampf mit den Ueberraschten. Der Kampf war heftig. Die Spanier feuerten ihre Pistolen ab — aber die Angst ließ sie nicht treffen. Es waren Reiter, die des Fußkampfes unkun-

dig, leicht überwunden wurden. Nur Lamego wehrte sich wie ein Rasender; doch ein Schlag Lauers lähmte seinen Arm. Er ergab sich. Ein Spanier war von des Köhlers Keule erschlagen worden, den die Bürger hinabstürzten; die Andern fielen alle lebendig in ihre Hände.

Fast ohne einen Schwertstreich fielen die übrigen Thürme in der Stürmenden Gewalt; denn längs der Linie des Rheines überraschten sie alle, die in dem ihnen neuen Schauspiele des Rheinaufgangs versunken waren, und in dem schauderhaften Kampfe der Elemente alles überhörten. Nur am Holzthorthurme war der Kampf heftiger, wilder. Dort floß das meiste Blut, dort herrschte die grimmigste Erbitterung, aber der dahinströmenden Uebermacht mußten die Spanier weichen. Sie ergaben sich Alle.

Die ersten Schüsse vom Münzthorthurme gaben das Signal des allgemeinen Aufstandes in der Stadt. Schnell waren die Gefängnisse am Marktthorthurme erbrochen und die Gefangenen dort befreit. Ebenso brachte man Freiheit denen, die in den Verließen des Kummerhofes saßen. Dorthin schleppte man die Spanier, die vor Wuth brüllten. Lamego wurde auf den Marktthorthurm in Haft gebracht. Er meinte verzweifeln zu müssen, als er den Laboranten als seinen Ueberwinder erkannte. Noch dachte er seines Hammerschlages, und gerne hätte er noch einmal den Dolch, und diesesmal sicherer, nach ihm geschleudert; aber es war umsonst, und Friedrich allein war es, der den Siegerübermuth des Volkes hemmte und den Ausbruch ihres Grimmes gegen Lamego. Er in seinem Edelmuthe vergab dem hinterlistigen Andalusier jenen Meuchlerversuch an ihm.

Der Sieger dachte zu edel, als daß er sich jetzt hätte rächen können. Nur der Blick der Verachtung traf den Elenden.

Noch hatten die Sieger nicht Alles vollendet. Aus der Kellerei waren die Reiter nach dem Templerhofe geeilt, und hatten sich dort mit den übrigen, die hier lagen, vereinigt und sich durch Wagen und andres Geräthe in Eile verschanzt. Friedrich ertheilte seine Befehle. Er ließ die Wernerskirche mit ihrem freien Raume besetzen, von wo man den Templerhof von der Rückseite bestrich, den Kirchhof von Sanct Peter und Paul, und gebot, den Haufen von der Vorderseite zu stürmen. In Lauer's Hand legte er auf kurze Frist das Commando; denn das Blut rieselte stark aus einer Armwunde und bedeckte fast seine ganze Kleidung. Der treue Köhler zog ihn zurück. Folgt mir, bat er, daß Ihr verbunden werdet. Er zog ihn durch das Gedränge auf dem Markte hin zur Münze zum Heileß'schen Hause.

Angst und Entsetzen herrschte hier in hohem Grade. Clara kniete bleich bei den weiblichen Gliedern der Heileß'schen Familie. Im Gebete hatten die Frauen Kraft, Muth, Hülfe gesucht. Wo dem Manne die That geziemt, da bleibt dem Weibe nur das Gebet; denn ohnmächtig steht es im wilden Männerkampfe, ohnmächtiger als im Kampfe der Elemente, wo oft der Mann den Gleichmuth, die Fassung des Geistes einbüßt und das Weib sich ermannend stärker ist als er.

Als sich die Thüre öffnete und der blutige Jüngling hereintrat, stürzte Clara mit lautem Angstruf auf ihn zu und sank übermannt von ihren Gefühlen an seine Brust. Nur aber einen Moment seligen Vergessens; dann kehrte die weibliche Besonnenheit zurück. Du bist

verwundet? rief sie, das süße Du dem theuren Gespielen der Jugend gebend — und schnell eilte sie mit der wackern Gattin des Rathsbürgermeisters hinweg, Verband zu suchen. Ruhig, alles Andre vergessend, kehrte sie wieder und leistete dem Geliebten Hülfe.

Lächelnd sah der treue Köhler der Liebe Sorgfalt. Als aber die leichte Wunde verbunden war, sank sie in einen Stuhl und fühlte jetzt erst, wie die Angst ihre Kräfte untergraben hatte.

Da drang der fürchterliche Ruf der Sturmglocke in Friedrichs Ohr. Die Pflicht ruft! sagte er, drückte einen Kuß auf die reizenden Lippen der Geliebten und sagte: Es gilt die Rettung Deines Vaters und des wackern Heileß! Und nur mit ihnen kehre ich wieder. Gott schirme Euch! Bis zum Tage ist Alles vollendet!

Und davon eilte er zum wilden Kampfe am Templerhofe. Die Sturmglocke heulte furchtbar in den nächtlichen Kampf, in den Kampf der Elemente, in das wilde Rufen der Streitenden, und die Falconete des Schlosses brüllten schrecklich auf die arme Stadt.

Voran! Gott ist mit uns! drang jetzt Friedrich's kräftige Stimme durch den Aufruhr, und kaum sah man die weiße Feder auf dem Hute des hohen Jünglings, als neues Leben Alle durchdrang.

Inselius! schrieen sie lauter, und unaufhaltsam drangen sie vorwärts. Die Verschanzungen fielen unter den Schlägen des Köhlers und zweier Schmiede. — Das Thor des Templerhofes wurde gesprengt. Zugleich drangen von Sanct Werner's Höhe durch die Weinberge des Schloßbergs Andre ein.

Da ergaben sich die Spanier, wurden entwaffnet, und der Kampf ruhte einige Augenblicke.

Es war um die Stunde, wo der Tag über die Nacht siegte. Die Kanonen des Schlosses schwiegen. Aber nur kurz. Man schaffte die Verwundeten weg; dann rief man oben vom Sanct Werner her:

Sie nahen!

Ein heftiges Gewehrfeuer begrüßte die Bürger, die dort standen. Bedrangle rückte mit einem bedeutenden Theile seiner Leute herab zum Entsatz derer, die er noch belagert glaubte im Templerhofe. Ein mörderisches Gewehrfeuer begrüßte die Bürger, die wehrlos gegen die Anrückenden waren. Sie stutzten einen Augenblick — als aber einige fielen, da glich die Wuth der Uebrigen nichts Menschlichem mehr. Brüllend stürmten sie die Höhe. Bedrangle konnte dem heftigen Andrang nicht Stich halten, er schritt langsam zurück, jeden Schritt mit Muth vertheidigend.

Halt! rief plötzlich Friedrich in einer Pause des Feuers und Schreiens und Brüllens. Laßt uns nicht unnütz Blut vergießen. Gebt uns die Glieder des Raths frei, rief er Bedrangle zu, stellt Eure unmenschlichen Maßregeln ein, erlaßt die Steuer, und wir kehren friedlich in unsre Häuser! Wir haben Eure Leute auf den Thürmen, nebst Lamego gefangen — laßt uns sie austauschen!

Bedrangle traute seinem Ohre kaum, als er die Mähr vernahm, und von dieser Stimme. — Allein schnell stellte er Alles zusammen — die Stelle auf den Thürmen, der Mangel des Angriff's der Rebellen im Rücken, und nahm hinzu die Folgen, die dies Ereigniß haben konnte, und — zähneknirschend rief er: Zugestanden! legt die Waffen ab!

Die zweite Bedingung ist, rief Friedrich, Straflosigkeit der tapfern Bürgerschaft!

Zugestanden! rief abermals Bedrangle, aber sein Sinn war es nicht, Wort zu halten.

So begebt Euch zum Schlosse und stellt das Feuern ein, bis morgen am Tage wir unsern Handel völlig beenden, und zieht in das Schloß zurück, soglcich den Rath frei zu geben!

Zugestanden! rief zum dritten Male Bedrangle.

Langsam zogen sich die Bürger zurück — ebenso Bedrangle, sich gegenseitig mit Argwohn beobachtend.

Jetzt wurde es ruhiger. Das wilde Rufen, Schreien, Fluchen hörte auf, die Verwundeten wurden weggebracht. Zwei Tode hatte man zu beweinen, beide redliche Bürger der Stadt — ein Strumpfwerker und ein Hufschmied. Lautes Lob wurde jetzt Friedrich's Mäßigung gezollt. Alles drängte sich um ihn, des Vaters Züge in denen des Sohnes wieder zu finden beim Scheine der Fackeln. Es war eine allgemeine Bewegung. Jeder drückte ihm die Hand, nannte ihn Retter in der Noth. Aus dem nahen gölzischen Schenkhause brachte der tapfere Lauer, der stets an Friedrichs Seite gefochten hatte, einen Labetrunk dem Erschöpften. Er selbst lallte nur noch. Er hatte einen heroischen Zug gethan bis auf des größten Humpens Boden. Das war seine schwache Seite, so gut und wacker auch sonst der Mann war. Friedrich mußte, so sehr ihn auch sein Herz hin zu Claren zog, dennoch hier weilen, bis die Punkte des Vertrags erfüllt waren. Lauer aber suchte sich in einer Tonne ein Plätzchen, und schlief seinen Rausch aus in Gemächlichkeit.

Eine unaussprechliche Angst hatte bei'm Donner des Geschützes auf Stahleck und den Kleingewehrsalven Clara's Herz ergriffen. Bald sah sie den Geliebten todt hinsinken, bald wähnte sie, man bringe den Schwerverwundeten in ihr Haus. Die Glieder der Heileß'schen Familie, die alte Frau des Rathsbürgermeisters und seine zwei Töchter, theilten ihre Angst. Alle führte dasselbe Gefühl zum Gebete. Und so wurde denn hier inbrünstig gebetet zu dem Herrn der Heerschaaren um einen glücklichen Ausgang für ein theures Leben.

Unser Gebet ist schon zum Theil erhört! rief freudig Clara — hört Ihr's, das Feuern hört auf! Man vernahm nur noch das ferne Gewühl. — O gib Ruhe und Frieden uns zurück! beteten sie wieder. Angstvolle Stunden schlichen mit bleiernem Fuße herum. Schon begann der Tag zu grauen, da erhob sich ein Jubelgeschrei in der Ferne. Es wälzte sich allmählig näher heran zum Hause — Tritte vernahm man jetzt auf der Stiege — die Thüre ging auf, und an Friedrichs Händen traten Rima und Heileß in das Gemach. Ungemessener Jubel erfüllte das Haus. An des theuren Vaters Brust hing die selige Clara — dann aber flog sie Friedrichen entgegen, als wolle sie ihn umfassen — aber einige Schritte von ihm besann sie sich, blieb stehen und reichte ihm ihre Hand mit unendlichem Liebreiz. O wieviel verdank' ich Euch! sagte sie leise, Alles! Alles! Friedrich faßte ihre Hand, drückte sie an seine Brust und flog hinaus.

Wohin? rief ihm Rima nach und wollte ihn halten.

Nein! rief Friedrich, mein Werk ist noch nicht vollendet. Haltet mich nicht auf. Ich bringe Euch Freiheit und Heil!

Rima verstand ihn nicht, und meinte er wolle die Burg stürmen. — er wollte ihm nacheilen. — Da faßte ihn eine starke riesige Hand.

Laßt ihn — sprach eine rauhe fremde Stimme, der Herr ist mit ihm, er geht in seinem Schirm. Gedenket dessen, was er für Euch that. Sein Blut floß für Euch, vergesset das nicht.

Und nach diesen Worten schritt eine riesige schwarze Gestalt, mit einer ungeheuern Keule-bewehrt, an ihm vorüber, Friedrichen nach.

Der treue Köhler traf ihn unten. Er stand da und hatte die Hand auf das Herz gelegt, dem stürmischen Ruhe zu gebieten.

Glück auf! rief ihm der Köhler zu; ein Tagewerk ist vollbracht, nun laßt uns nicht säumen, denn hier ist keinen Augenblick mehr Sicherheit für Euch.

Er ergriff den Träumenden bei der Hand und zog ihn zum Münzthore hinaus und zum Zweitenmale ging Friedrich flüchtig den Weg über die Vogtswiese und kam glücklich in der Köhlerhütte an; als eben die Sonne im herrlichsten Glanze in Osten heraufstieg.

Aber über der Stadt lag eine Stille, angstvoll und peinigend, wie die Erwartung eines schrecklichen Ereignisses. Der Rath war frei, der Capitainlieutenant hatte Friedrich's Conditionen angenommen; allein was war gewonnen? War doch die Stadt in seiner Gewalt. Man glaubte nicht an die Erfüllung seines Versprechens, und sah nun mit Angst der nächsten Zukunft entgegen. Viele bereuten schon den gefährlichen Schritt — Andre dagegen erwarteten trotzig Bedrangle's Thun, noch Andre suchten ihr Heil in schneller Flucht.

Bedrangle saß, bleich vor Wuth, im großen Saale der Burg. Vor ihm stand Lamego.

Er war's, der Laborant, den sie Inselius nannten. Ihr könnt mir's glauben, Don, sprach Lamego. Er riß mich mit riesiger Faust zur Erde. Der Teufel steckt in dem Hunde!

Und in diesen Ketzerhunden allzumal! setzte Bedrangle hinzu. Und sie haben mein Wort!

Den Ketzern soll man keine Treue halten! das wißt Ihr ja wohl noch von Eurem Beichtvater aus Sevilla? argumentirte Lamego.

Du hast Recht, Lamego, versetzte Bedrangle. Die Rädelsführer lasse ich greifen und erschießen, und schonungslos die Steuer eintreiben. Geh, sammle die Leute, wir rücken in die Stadt und in die Thäler, und Tod dem, der sich widersetzt! —

Das Wort war gesprochen. Freudig eilte Lamego, den Befehl zu vollziehen.

Noch war es nicht Mittag, da zogen die Schaaren in enggeschlossenen Gliedern den Berg herab. Tödtliche Angst überfiel die Bürgerschaft, die nach der Ueberspannung dieser Nacht sich in einem Zustande von Lethargie befand. Bedrangle besetzte sofort den Saal.

Rima war noch bei Heileß. Kaum erfuhr er die Nachricht, als er eilte, Bedrangle an sein gegebenes Wort zu mahnen.

Dieser lachte höhnisch. Glaubt Ihr, ich lasse mir durch ein abgetrotztes Versprechen eine Fessel anlegen? Dankt Gott, wenn ich Euch und den Rath nicht als Anstifter des Complottes festnehme, und geht hin in Eure jetzige Wohnung, Euch ruhig zu verhalten!"

Hierauf erwiederte mit männlicher Würde der Saalschultheis: Der Gewalt muß der Einzelne weichen, der ihren Andrang nicht zu hemmen vermag; aber das Recht habt Ihr nicht; Ihr usurpirt es auf die tyrannischste Weise! — Stolz wandte er sich nun um, und schritt wieder der Münze zu.

Bedrangle sah ihm nach mit einer Miene, die deutlich genug kund gab, er fühle die Wahrheit von Rima's Bemerkungen; allein — der Schritt war gethan — zurückzugehen war ihm unmöglich.

Trommler durchstreiften nun die Straßen der Stadt, und forderten die Bürgerschaft auf, sogleich auf dem Markte zu erscheinen.

Lautes Wehklagen der Weiber und Kinder erfüllte die Stadt. Unschlüssig standen die Männer unter den Thüren ihrer Wohnungen.

Lauer trat zuerst heraus. Laßt uns sehen, was er will! sprach er. Gutes ist es nicht, das weiß ich — doch Gott wird uns nicht verlassen!

Ihm folgten alle Bewohner der Untergasse. Es war ein langer Zug, über den Furcht und Entsetzen in reichem Maße ausgegossen war. Bei Sanct Elisabeth vereinigten sich mit ihnen auch die Obergässer, und so traten sie auf dem Markte zusammen, mit Zittern das Urtheil aus dem Munde des Mitleidlosen zu erwarten.

Nachdem alle da waren, schlossen die Soldaten einen Kreis um sie, und Bedrangle begann ein fürchterlich strenges Verhör abzuhalten, und ließ sodann eine große Anzahl festnehmen und binden. Lauer war unter den Ersten.

Ist das Eure Parole? fragte er. Ist das Offiziers Wort und Ehre? Ist das Kriegsrecht bei Euch Spa-

niern? Schmach über Euch, Ihr Treulosen! Freut Euch nur, es dauert kurze Zeit, der Rächer naht, schon steht er vor Mainz!

Legt ihm Handschellen an und schließt ihn krumm! rief schäumend Bedrangle.

Und es geschah also. Bebend stand der übrige Theil der Bürgerschaft. Todtenstille herrschte ringsum.

Und Ihr, herrschte ihnen jetzt Bedrangle zu — stellt Eure Brandschatzung binnen zweimal vier und zwanzig Stunden, oder ich lasse Euer Nest an vier Ecken anstecken, und Euch sammt Eurer Brut in die Flammen schleudern!

Kaltes Entsetzen durchrieselte die Gebeine der Bürger — denn dieser Mensch drohte nicht umsonst; sie hatten ihn kennen gelernt, als den Fühllosen.

Die Gefangenen schafft in die Verliese der Burg! befahl er, und ritt dem Templerhofe zu mit einer Kälte, Ruhe und Gleichgültigkeit, die fürchterlicher war, als seine Wuth.

Der Rath versammelte sich. Boten eilten in die Thäler, die schreckliche Kunde zu bringen. — Ueberall verbreitete sich Kummer und Schrecken. Bacharach, Oberdiebach und Manubach leisteten die geforderte Contribution. Steeg zögerte. Der letzte Tag des Termins war ein Sonntag. Die Gemeinde war in der Kirche, Rache schnaubend umstellten Frangipani's Reiter die Kirche, während das Fußvolk hineindrang. Der erste Schuß streckte einen Bürger nieder. Viele wurden verwundet, alle mißhandelt an heiliger Stätte — und das Doppelte mußte der Ort geben gegen die andern. Mit rücksichtsloser Grausamkeit schaltete fortan Bedrangle. Seine Leute hatten alle Freiheit, nach ihres Herzens Gelüsten

zu handeln. Furchtbare Strafe war die Folge der Widersetzlichkeit. Alle gesetzliche Ordnung war aufgelößt. Der Rath bestand nicht mehr. Rima mußte seine Ohnmacht bekennen, dem Wütherich gegenüber. Ja, er konnte nicht einmal Botschaft aus der Stadt bringen zum Kurfürsten, da alle Ausgänge gesperrt und stark besetzt waren.

Die Stadt schien ausgestorben. Sie glich einem großen Grabe, in dem kein Leben sich mehr regt. Sah man ein Gesicht, so war es bleich von Kummer, denn es hatte gewiß etwas Schweres zu tragen, Mangel zu leiden, oder es saß Eins der Seinigen in gefänglicher Haft auf Stahleck.

Indessen schwelgten und praßten die Peiniger aufs Ungestörteste, und kümmerten sich nicht um das Loos der Bürgerschaft — sorgten nicht für die Zukunft. Die Lebensmittel wurden muthwillig vergeudet und verdorben, so daß des Schlosses Vorräthe gewaltig zusammengingen.

Stille und kummervoll schlichen die Tage herum für Rima und Clara, und selbst Rima wünschte die Nähe und Ankunft der Schweden.

VII.

Ein kalter, finstrer Dezemberabend legte seinen unbeligten Rabenmantel über die Ebene zwischen Mainz und Oppenheim. Letztere Stadt war bereits in den Händen der Schweden, und vor der andern lagerte das Heer des Heldenkönigs, von Verlangen brennend, die Stadt zu erobern, um der reichen Beute willen, die die reichen Handelsherren, Klöster und Juden in so lockender Fülle zu bieten verhießen. Aus dem Kriegsrathe

war eben der Rheingraf Otto Ludwig zurückgekehret in sein Zelt, das weit entfernt, seines Herrn erlauchter Würde durch Glanz und Ueppigkeit zu entsprechen, vielmehr ganz den Charakter der Einfachheit und Schmucklosigkeit trug, die von dem Erhabenen ausging, der aller Heeresthaten Seelen war. Einige hölzerne Feldsessel, ein kaum die nothwendigste Bequemlichkeit bietendes Feldbette, ein ebenso einfacher Feldtisch, worauf eine Landtafel (Karte) des Hunnsrückens und der Moselgegenden lag — das war der ganze Inhalt des Zeltes, wozu noch das Gepäck, Waffen und dergleichen Dinge mehr gerechnet werden mußten.

Der Rheingraf trat jetzt in dieses Zelt. Es war ein hoher stattlicher Mann, mit einem kräftigen Willen, kühnem Muth, und doch biedres Wesen und sanftes Wohlwollen ausdrückendem Gesichte. Er war dicht in seinen Mantel gewickelt, den er jetzt ab und auf das Feldbette warf, rückte einen Sessel zu dem in der Mitte des Zeltes lustig brennenden Feuer, und rief dem Diener, daß er den Tisch mit der Landtafel auch dahin setze. Das Gesicht des Rheingrafen war nicht heiter. Eine düstre Wolke lag auf der gerunzelten, sonst so freien, heitern, hohen Stirne. Es war im Kriegsrathe nicht nach seinen Wünschen gegangen. Gerne hätte er der Erstürmung von Mainz beigewohnt, und den Ruhm getheilt, der hier seine Kränze den Helden winden zu wollen schien; allein anders war der Wille Gustav Adolphs gewesen. Er sollte schnell in das Moselland — dort den anrückenden Franzosen entgegentreten, sie verjagen, und Kirchberg, Simmern, Bacharach und die an der Mosel und dem Rheine, so wie hin und wieder auf dem Hunnsrücken von den Spaniern be-

festen Orte einnehmen. Obwohl gewohnt, als braver Soldat, dem Befehle des großen Geistes Gustav Adolphs zu gehorchen, war ihm diesesmal der Befehl doch unwillkommen gewesen aus dem angegebenen Grunde. Eine Weile ruhte sein Auge auf der Landtafel, den Weg verfolgend, indessen der Arm das Haupt stützte — dann rollte er diese auf den runden Staab, an welchem sie befestigt war, und befahl, den Feldprediger seines Regiments, den aus Bacharach vertriebenen Theologiae Doctor, Philippus Inselius, zu ihm in's Zelt zu bescheiden.

Inselius besaß des Rheingrafen volles Vertrauen, seine Liebe, seine Hochachtung. Er war sein liebster Gesellschafter. Wenn des Berufes Werk ihn nicht fesselte, so hatte gewiß der Rheingraf den Prediger in seiner Nähe, mit ihm über religiöse oder andere gelehrte Gegenstände, in denen Inselius bewandert war, sich besprechend.

So flogen dem Rheingrafen die leeren Stunden schnell und schön dahin; und er gewann Manches von dem ehrwürdigen Greise, der so viel erfahren im Leben, so viel geprüft durch Leiden, und in Kämpfen stark geworden war. Kam Unmuth in Otto Ludwigs Seele, so kannte Inselius allein den Zauber, womit der böse Geist zu bannen war, und die Fischleber, die er auf den Kohlenrost legte, den Geist zu vertreiben — war — die Geschichte und ihre Irrgänge und Labyrinthe, die er dann vor den geistigen Augen des Rheingrafen, einer Phantasmagorie gleich, mit reger Phantasie fast handelnd vorüberschreiten ließ. Heute aber gedachte dem lieben Greise der biedre Rheingraf eine große Freude zu bereiten durch die Nachricht seines Zuges in seine Heimath

und die Hoffnung der Wiedereinsetzung in seine Rechte und Gerechtsame allдorten.

Es währte nicht lange, so trat im schwarzen Predigerrocke, wie ihn seit der glorreichen Zeit der Reformation Lutheri die Geistlichen der erneuerten Kirche zu tragen pflegten, der aber, ob des Mannes hohem Alter und der Winterkälte, mit Pelz verbrämt war, der Pfarrherr in das Zelt, ehrerbietig den erlauchten Freund begrüßend. Die Zeit, die Strapatzen seines jetzigen Lebens, und der Harm der Herzens hatte eine gewaltige Veränderung in ihm hervorgebracht. Sein Nacken war gebeugt von der Jahre Last, sein Haar gebleicht und selbst der Bart, den er, der Sitte der Zeit gemäß, bis auf die Brust herabwallen ließ, war schneeweiß. Nur das Auge, voll Feuer und Leben, verrieth noch Jugendkraft.

Freundlich stand der Rheingraf auf, nahm ihn bei der Hand, und führte ihn zum Feuer, wo er ihm einen Sessel zurecht rückte.

Ihr müßt es mir schon zu Gute halten, Herr Doktor, hob lächelnd der Rheingraf an, daß ich Euch so spät noch zu mir bescheide, wo ein Mann Eures Alters der Ruhe genießen sollte.

Des Alters Erbe ist Wachen — sprach der Pfarrer, der Jugend beneidenswerthes Gut allein ist der ruhige, feste Schlaf. Zudem ist es Eurer Erlaucht hinlänglich kund, wie ich die Stunden, die ich in Eurer Gesellschaft hinbringe, immer zu den angenehmsten zu rechnen pflege, die ich verlebe.

Ich entschädige Euch hoffentlich auch für dieß späte Stören, fuhr in gleichem Tone der Rheingraf fort, indem ich Euch eine angenehme Kunde gebe. — Doch

sagt mir, waret Ihr nicht Diener des Evangelii in der Stadt Bacharach, so am Rheine liegt, etliche Stunden von Simmern?

Ich war's —! erwiederte mit einem tiefen Seufzer der Greis — ich war's eine schöne Reihe von Jahren, habe dort die schönsten Tage meiner Kraft gelebt und gewirkt, bis ich vertrieben wurde und an Euch den Ersatz fand.

Und wie war, verzeiht mein Examen, wie war Euer Verhältniß zur Gemeinde? War es so, daß Ihr wünschen mögt, je wieder diese Stelle anzutreten?

Die Gemeinde liebte mich und ich sie. Wiedervereinigung ist mein und ihr Wunsch. — Ach, Herr Rheingraf, wenn die Jahre kommen, von denen man saget, sie gefallen uns nicht, wenn der Feierabend nahe ist, wo der Herr des Weinbergs seine Diener zur Ruhe ruft, dann sehnet sich das Menschenherz da zu ruhen, und das kühle Bettlein zum letzten Schlafe zu finden, wo auch die es fanden, die es geliebt. —

Sehr wahr! fiel der Rheingraf ein, und ein Seufzer hob auch seine Brust, und eine verwandte Saite in seiner Brust schlug an, daß der Ton lange nachzitterte.

Wer ruht von Euern Lieben dort? — fragte er mit wehmüthigem Tone.

Mein Weib — sagte Inselius, und im Auge des Greisen bebte eine Zähre, dem Andenken der Theuern geweiht, mein Weib, in der mir der Herr einen sanften Friedensengel gegeben, mit der ich dreißig Jahre eine Ehe geführt, die man eine Engelsche hätte nennen dürfen, wenn Irdisches himmlische Namen verdiente.

Seyd Ihr denn nun noch allein in der armen Welt, alter Mann? fragte bewegt der Rheingraf.

Nein, antwortete freudig Inselius, ein theures Pfand ließ sie mir. — Ach und doch muß ich es entbehren, von Kindes Hand gepflegt zu werden, denn mein Sohn ist Laborant geworden, und lebt bei meinem Bruder im Odenwalde, allwo er dessen Kunst praktisch erlernen muß, ehe denn er Doctor werden soll.

Habt Ihr denn lange nichts von ihm gehöret? fragte wieder der Rheingraf, der herzlichen Antheil am Alten nahm.

Seit Jahren nicht. Ihr wißt's, Erlauchter Herr, wie des Krieges Laune uns herumtrieb in allen Gauen des Vaterlandes. Bei solcher unsteten Lebensweise ist's schwer, Kunde aus der Ferne zu erhalten, zumal Unordnung und eitel böses Wesen herrschet allüberall durch die Brandfackel des Kriegs und sein Schwert, das alle Bande willkührlich löst.

Seine Lehrzeit ist aber vorüber, und mein Herz hoffet, ihn bald wiederzusehen — denn schon viele Jahre ist's, seit ich ihn nicht mehr gesehen. O mich verlanget sehr nach ihm!

Als dieß Wort der Prediger gesprochen, trat ein Diener des Rheingrafen in das Zelt und meldete: Es ist ein Fremdling draußen, der da wünschet, Euch, hochwürd'ger Herr, zu sprechen.

Es trat nun auf des Rheingrafen Geheiß der Fremdling ein unter eben so höflichen als anständigen und gefälligen Begrüßungen. Es war ein hochaufgewachs'ner, blühend schöner Jüngling, dessen Antlitz vielfach die Sonne gebräunt. Ein braunes Wams lag nett am Leibe an, mit Pelz verbrämt gegen die Kälte des Winters. Ein ziemlich weiter Mantel hüllte die Figur ein, weite Stulpstiefel sahen unter Pluderhosen von brau-

ner Farbe heraus, in der Hand trug er einen breitgekrempten Hut; braune, reiche Locken umwalten den schönen Kopf.

Er stand fest und ruhig da, und sah den Prediger an; allein mit jeder Secunde wurde es ihm weicher ums Herz — er vermochte kein Wort zu reden — sein Auge, das allmählig sich mit Thränen füllte, war auf Inselius geheftet. Dieser sah ihn ebenfalls starr eine Weile an — dann sprang er mit jugendlicher Munterkeit auf und rief jubelnd: Mein Sohn!

Mein Vater! rief der Jüngling, und sank an des Vaters Brust, und das Gefühl beider lößte sich in Thränen auf.

Der Rheingraf, der aufmerksam die Scene beobachtet, wischte sich jetzt auch eine Thräne weg, und sprach leise: O, welch ein Glück für das Vaterherz, wenn es die Kinder, wohlgerathen, nach langer Trennung wiedersieht. Wann wird mir die Stunde schlagen? —

Er ging eine Weile auf und nieder und überließ Vater und Sohn so ganz ihren Empfindungen und deren Erguß nach so langer Trennung.

Ach, sagte Inselius zu Friedrich, wie bist Du groß geworden, mein Sohn! Und nun sah er ihn an und der geliebten Mutter Bild sprach ihn aus diesen Zügen an und wieder perlte ein Tropfen nach dem andern in den silberweißen Bart.

Acht Jahre lagen dazwischen, seit Vater und Sohn sich nicht gesehen. Acht Jahre hatten vieles verändert. Kein Wunder, daß sich beide kaum wieder erkannten. Des Herzens, des Gefühls, der Natur allmächtiger Zug führte das Kind an's Vaterherz. Und wenn auch das Auge ungewiß war, das Herz sprach: Er ist's!

und seine Stimme trog nicht. — Inselius war, vom ziemlich kräftigen Manne noch, zum Greise im Silberhaare gealtert, Friedrich vom schönen Knaben zum schönern kräftigen Jünglinge heraufgeschossen in jugendlicher unverkümmerter Kraft und Fülle. Jener an der Pforte stehend, die zum Leben hinaus — dieser an der, die in das Leben führet — der Vater im hohen Winter, der Sohn im blüthereichen Frühling des Lebens. So sahen sie sich wieder, und alle Wonne, die in solchem Wiedersehen vom Schöpfer huldvoll vereinigt ist, erfüllte ihre Herzen. Wie leuchtete des Greises Antlitz von hoher, reiner Freude, als er jetzt dem Rheingrafen den Sohn vorstellte, und dieser ihn, wohlgefällig die schöne Gestalt betrachtend, willkommen hieß. O diese Aelternfreude ist die reinste, beglückendste, die das Leben beut! sagte der Prediger zu dem Rheingrafen, sie hebt über Jahre voll Harm hinweg, und gießt Honig in den Wermuths-Kelch des Weh's!

Friedrich mußte sich nun an des Vaters Seite setzen, der seine Hand nicht aus der seinen ließ, und nun erst ihn fragete: Woher kommst Du doch so spät? —

Ich habe Euch lange gesucht, ehe ich Euch fand, mein Vater, antwortete der Jüngling. Schon seit drei Stunden bin ich im Lager.

Aber woher kommst Du?

Von Bacharach, und zwar als Vertriebener, als Flüchtling.

Von Bacharach? fragte Inselius mit höherm Interesse. Dann hat dich Rima —

Nein, mein Vater, fiel der Jüngling in die Rede, ladet nicht neue Last dem Manne auf, der mir freilich ein Räthsel ist. Es kam anders. Ein Handel mit dem

spanischen Kommandanten des Schlosses Stahleck hat mich vertrieben, und die Noth der Bürgerschaft führt mich hierher.

Aufmerksam hörte der Rheingraf diese Worte an.

Ihr kommt also von Bacharach? fragte er den Jüngling.

Als dieser bejaht, fuhr der Rheingraf fort: Dann könnt Ihr mir wesentliche Dienste leisten, wenn Ihr recht ausführlich erzählet, wie es dort stehet.

Friedrich, der dieß um so lieber that, als schon in dem Worte des Rheingrafen gewissermaßen die Versicherung der Erfüllung seiner Wünsche lag, begann nun beiden, seinem Vater und dem Rheingrafen, umständlich den Hergang seiner letzten Schicksale zu erzählen. Besonders ausführlich verweilte er bei dem Aufstand und seinen einzelnen Umständen. Aber mit vieler Bescheidenheit verschwieg oder stellte er seinen Antheil an der Sache in den Hintergrund.

Auch hier folgte seiner Rede der Rheingraf mit angestrengter Aufmerksamkeit.

Es ist entsetzlich, rief er dann aus, wie diese Spanier schalten und walten, wie sie so ganz ihren Vortheil aus dem Auge verlieren, und sich selbst Gefahren schaffen, wo keine für sie wären. Aber, mein junger Freund, fast scheint mir's, sprach er zu Friedrich, als wäret Ihr der Wahrheit nicht ganz treu geblieben. — Ihr habt mehr Antheil an dem Kampfe, und sehe ich recht, so ist Euer rechter Arm etwas steif, was auf eine empfangene Wunde deutet? —

Friedrich erröthete und mußte nun Alles genauer erzählen.

Dem Rheingrafen gefiel des Jünglings Bescheidenheit. Ihr solltet Soldat werden, sprach er, da Ihr solchen Muth habt. Wie wäre es, wenn Ihr eine Lieutnantstelle bei meinem Regimente nähmet?

Friedrich dankte bescheiden für so viel Huld. Mein Beruf ist heilen, sagte er, nicht verwunden, gnäd'ger Herr!

Wohlgesprochen, antwortete der Rheingraf darauf, bleibt dabei, Ihr nützet so mehr der Welt, als treibet Ihr unser blut'ges Handwerk! — er forschte nun nach der Anzahl der Besatzung, nach den Werken der Stadt, des Schlosses. Friedrich konnte überall genügende Auskunft geben.

Ihr wolltet also hier um Erlösung der Stadt bitten? fragte nun, nachdem er Alles ausgefragt über Bacharach, der Rheingraf.

Das Loos der armen Bürgerschaft, vor allem unsrer Glaubensgenossen, ist sehr hart, fast unerträglich. Ihr verdientet einen wahren Gotteslohn, Erlauchter Herr, wenn Ihr dazu hinwirken wolltet, daß des Königs Majestät Rettung sendete den Unglücklichen, ehe größeres Unheil der Wütherich stiftet. Also sprach mit Feuer der Jüngling.

Was dächtet Ihr, ehrwürd'ger Doctor, sprach der Rheingraf, sich zu Inselius wendend, wenn wir hinzögen und die Stadt eroberten? Wäre es Euch wohl lieb?

Könnt Ihr zweifeln nach dem, was ich Euch vorhin gesagt? erwiederte der Greis.

Nun so will ich's Euch nicht länger vorenthalten, fuhr der Rheingraf fort, übermorgen brechen wir nach dem Hunnsrücken und der Mosel auf. Wir wollen, so es dem Herrn der Heerschaaren gefällt und

wir leben, die Gegend reinigen von dem spanischen Aussatz, und Freiheit bringen von dem drückenden Joche unsern Glaubensgenossen, und — Euch wieder einsetzen in Eure Rechte zu Bacharach, aus denen Ihr wider Recht und Gerechtigkeit seyd vertrieben worden. Ehe ein neues Jahr beginnt, soll's mit Gottes Hülfe vollendet seyn.

Dann segne Euch Gott! riefen jetzt Vater und Sohn, und die reinste Freude erfüllte ihre Herzen. Und als sie nun freudig geschieden vom Grafen, und im Zelte des Predigers angekommen waren, da fielen sie auf ihre Kniee nieder, Gott dankend und zu ihm flehend um einen glücklichen Ausgang. Dann sanken sie noch einmal in die Arme, und genossen das Glück des Wiedersehens noch einmal ungestört.

Neu flackerte jetzt das Feuer in des Predigers Zelt, als des Rheingrafen Diener einen Flaschenkeller seines Herrn brachte, mit dem Bemerken, auf ein frohes Willkommen zu trinken.

Friedrich labte sich nun. Dann aber begannen des Vaters Fragen nach Alt und Jung in Bacharach, und Friedrich mußte erzählen von Allem. Besonders interessirte den Greis die Krankengeschichte und Heilung Clara's, obgleich des Sohnes Liebe zu ihr, die aus jedem Worte sich verrieth, dem Vaterherzen darum nicht willkommen war, weil er nach Rima's fanatischer Denkart nie auf eine Vereinigung hoffen zu dürfen glaubte. Doch er empfahl des Sohnes Glück dem Herzen- und Schicksallenker, und erst als nach der langen Winternacht der Tag graute, suchten sie des Lagers Ruhe und des Schlafes Erquickung.

VIII.

Mit einer ansehnlichen Heeresabtheilung zog Rheingraf Otto Ludwig nach der Mosel, und nahm eine feste Stellung ein, da Kundschafter ihm die geheime Nachricht gebracht, daß unter dem Obristen Movillet zwei Regimenter Franzosen, die bisher schrecklich auf dem Hunnsrücken gehaust, sich Veldenz bemächtigt hatten, nahe seyen. Ein fürchterlicher Kampf entspann sich nun, der mit der gänzlichen Niederlage und Zersprengung der Franzosen endete. Eben so siegreich war Otto Ludwig gegen die Spanier, die er von Trarbach und aus der ganzen Moselgegend vertrieb. Er rückte hierauf vor das hochliegende, von den Spaniern stark befestigte Kirchberg, und nahm es nach wenig Tagen mit Sturm. Sieg folgte seinen Schritten überall. Bald war der Hunnsrücken wie das Mosselland von dem Feinde befreit, und der evangelische Gottesdienst hergestellt. Die vertriebenen Prediger kehrten zurück, und in dem Namen Königlicher Majestät zu Schweden setzte sie Doctor Inselius mit unaussprechlichem Hochgefühl in ihre Aemter wieder ein. Ueberhaupt war der Greis wie verjüngt, seit er die heimathliche Luft wieder athmete. Jugendmuth und Jugendfreude belebte ihn. Friedrich's Herz pochte stürmisch der Rettung Bacharach's entgegen. Rheingraf Otto Ludwig hatte den Jüngling liebgewonnen, weil er in jedem Treffen wacker mitfocht, und dann sich mit unermüdeter Thätigkeit nach der Schlacht der Verwundeten annahm.

Neue Hoffnung belebte die Herzen der Bürger Bacharachs, als die Nachricht kam, wie nahe die Schweden seyen, und wie der Sieg ihnen auf der Ferse folgte. Bedrangle erfuhr's früher schon. Ihm war's nicht

heimlich bei der schwachen Besatzung, die er hatte für Stadt und Schloß. Die zwei Fähnlein Reiter von Frankenthal hatten bereits seit längerer Zeit die Stadt verlassen, und mit der Brandschatzung nach dem Orte ihrer Bestimmung zu Frangipani's Truppen sich zurückbegeben. Die Flüchtlinge von Simmern und Kirchberg, die sich bei ihm auf Stahleck sammelten, waren unbedeutend, und schadeten ihm mehr, als sie ihm nützten, da sie eine panische Furcht vor den Schweden mitbrachten, und diese in eben dem Maaße auch seinen Truppen mittheilten. Seine ganze Besatzung bestand, da er nun auch Fürstenberg und Stahlberg bei Steeg besetzen und in Vertheidigungszustand setzen mußte, aus kaum achtzig streitbaren Männern. Auf die Bürgerschaft konnte er, wie er jetzt zu spät einsah, sich nicht verlassen. Ein minder muthiger Krieger wäre muthlos geworden, nur Bedrangle nicht. Er traf alle möglichen Vorkehrungen zur Sicherung der Stadt, und wartete nun mit dem ihm eigenen besonnenen Trotze das feindliche Nahen ab.

Doch spannte er gegen die Bürger gelindere Saiten auf. Daß er, ohne Hoffnung der Verstärkung oder des Entsatzes, die Stadt auf die Dauer nicht halten könnte, das sah er zu gut ein — darum begann er mit dem zusammengebrachten Gelde sich genügen zu lassen. So fest auch der Tod der in Haft sitzenden Bürger beschlossen gewesen — er unterließ das Urtheil zu exequiren, obwohl er sie noch immer darum in fester und enger Haft hielt, weil sie gerade die unruhigsten Köpfe der Stadt waren. Rima war mit Claren in den Saal wieder eingezogen, und fanden zu ihrer Verwunderung das Ihrige unverletzt. — Clara sah mit sehnsüchtigem

Hoffen der Zeit entgegen, wo sie den Geliebten wieder zu sehen hoffen durfte, denn ihr Herz sagte es ihr, er komme mit den Schweden.

Man hoffte auf der Schweden Ankunft, und dazu hatte man die triftigsten Gründe, in bürgerlicher, wie in kirchlicher Hinsicht; allein es war auch die Kunde von wilden Räubereien ihnen vorangegangen, nicht eben als sonderliche Empfehlung. Manche Mutter lullte ihr Kind mit den Versen ein:

Bet', Kindlein, bet',
Morgen kommt der Schwed',
Morgen kommt der Oxenstern,
Der wird dich, Kindchen, beten lehr'n.

Und viele Bürger gedachten des Sprüchlein's, welches der Gastwirth und Bendermeister Gölz mit von seiner Wanderschaft in Sachsen gebracht:

Gustavus Adolphus Rex,
Wer was hat, der versteck's.

In der That hausten mitunter die Schweden grimmiger noch, als des Friedländers Horden, oder Tilly's Mordbrenner — sie waren was jene — Soldaten, aus allen zwei und dreißig Winden zusammengetrommeltes Gesindel, dem es weniger um eine gute Sache, für die man stritt, als um die Beute zu thun war. Selbst die Bessern wurden, zudem durch die lange Zeit, in der sie das wilde Kriegsleben führten, rauh und wild, gefühllos und unmenschlich. Daß es unter diesen Umständen denen, die in der Stadt einen Sturm erwarten mußten, unheimlich wurde und werden mußte, war sehr natürlich. Je näher die Schweden rückten, desto banger wurde es ihnen um's Herz. Aus den Oberthälern brachten die Marktleute die Kundschaften mit, und ihr

Mund vergrößerte selbst der Retter schlimme Namen oft nur aus Gewohnheit, etwas neues zu erzählen im Hause des Kunden. Es herrschte eine allgemeine Furcht vor den Dingen, die da kommen sollten, ein Zustand der Spannung — den nur diejenigen nicht theilten, die in Stahleck's Burgverließen die mephitische Luft athmeten. In ihnen war nur Hoffnung, die nichts von Furcht kannte.

Bedrangle ließ in aller Eile nun noch das Schadhafte, was sich irgend an den Mauern fand, ausbessern, erpreßte noch Vorräthe für Stahleck, und überließ sich dann wieder der schwelgerischen Lebensweise, die ihm zur andern Natur geworden war, so lange nämlich nicht die Trommel wirbelte, die Kanone oder der Schießpriegel knallte, und die Trompete schmetterte. Wenn er seinen Koller trug, dann gab es keine Strapatze des kriegerischen Lebens, die er nicht freudig ertragen hätte. Sobald aber des Lagers oder Standquartiers Ruhe ihm zu Theil geworden — dann gab's keinen größern Schlemmer, als ihn. Mit der Stadt war sein Verkehr unterbrochen. Rima's Feind war er geworden, und die Empfindungen, die er für Claren trug, welchen er den Namen Liebe, den schönsten, den die Sprache kennt, zu geben keinen Anstand genommen, waren in bittern Haß gewandelt. So heftig indessen auch seine Gemüthsart war, so getraute er doch fürder gegen Rima nicht feindselig zu verfahren.

Er mied allen Umgang mit ihnen. In der letzten Zeit lehrte ihn seine Politik, sich etwas anzunähern. Diese Annäherung wurde aber so schroff von der andern Seite zurückgewiesen, daß ihm dazu die Lust verging.

So standen die Sachen in der Stadt gegen die zweite Hälfte Dezember's hin — als eines Morgens frühe schmetternde Hörner auf den Höhen erschallten, vom Kühlberg her gegen das Schloß ein Falconetgruß donnerte, und die Berggipfel von Schweden bedeckt wurden, die sich langsam an das Ufer des Rheines, in angemess'ner Entfernung von der Mauer und dem Schlosse, herabzogen und ihre Zelten aufschlugen. Bald darauf erhoben sich rings um das Schloß Schanzen in ungewöhnlicher Schnelligkeit in so später Jahrszeit, wo doch das Erdreich felshart gefroren war. Kanonen wurden nun aufgefahren, und Alles nahm die drohendste Stellung gegen Stadt und Festung an.

Wie pochten die Herzen in der Stadt von Furcht! — Nur Eins bebte noch in freudiger Erwartung, in süßer Hoffnung!

In dem Dörflein Neurath nahm der Rheingraf sein Hauptquartier und leitete von hier aus die Operationen. Bei ihm waren Inselius und Friedrich.

Schwer wäre es, die Empfindungen zu beschreiben, die des Greises Brust erfüllten, als er, aus dem Walde herausreitend, nun die Gipfel der lieben Heimath und ihre Thäler vor sich liegen, den schönen Strom da liegen sah unter seiner schweren Eisdecke, die, in seltsamen Formen, wild durch- und übereinander geschoben, von der Höhe ein eignes Schauspiel darbot. Nichts aber ergriff ihn so mächtig — als der Anblick der Stadt, des Thurmes zu Sanct Peter und Paul. Es stand der Greis an des Sohnes Seite, auf einem jener weit gegen das Rheinbett hervorspringenden Felszacken, zwischen denen sich kleine Thäler hinabziehen zum Ufer. So kalt es auch war — er nahm das Baret von dem Sil-

berhaare — kniete nieder auf die harte Erde, und dankte dem Weltenregierer für des heißes Wunsches Erfüllung, einst dieser Stadt die Retter aus Drangsal und Elend zu bringen. — Jetzt, schloß er in heiliger Begeisterung, jetzt, Herr, laß deinen Diener in Frieden zur Grube fahren, er hat erlebt, was er gehofft und gewünscht! —

Auch Friedrich's Herzen entströmten Dankgebete, Bitten um ein fröhliches Gelingen. Doch wie so verschieden waren seine Empfindungen von denen seines Vaters! — Aus dem Fensterlein seines kleinen Stübchens in dem Bauernhause war der Rheingraf Zeuge dieser Scene gewesen. Er ging hinab zu den beiden, sich umzuschauen von dem freien Standpunkte. Kaum aber bei ihnen angelangt, saußte eine Falconetkugel über ihren Häuptern ganz niedrig vorüber. Erschrocken blickte Inselius auf.

Das war ein Gruß von unsern Freunden auf Stahleck! rief lachend der Rheingraf, aber auch eine Warnung, vorsichtig im Wählen unsrer Standpunkte zu seyn. Laßt uns zurückgehen, da ich zudem mit Euch, Friedrich, jetzt eine Berathschlagung halten muß, indem Ihr der Einzige seyd, der mir die günstigsten Orte zum Angriff bezeichnen kann.

Mit Freuden, erwiederte der Jüngling. Doch muß ich mir eine Bedingung ausbalten mit Eurem Wohlnehmen, Erlauchter Herr!

Zugestanden! rief der Rheingraf mit heitrer Miene. Euch darf man schon seine Worte ohne Sorge verpfänden. Redet!

Meine Bedingung ist — daß ich beim Sturm der Vorderste seyn darf, daß ich, einige Häuser der Stadt zu schützen, Leute von Euch überwiesen erhalte!

Der Rheingraf sah ihn scharf an, doch lächelnd.

Habt Ihr Verwandte drinnen, Herr Doctor? fragte er den Greis.

Nein, erwiederte dieser.

Freunde? —

O die ganze Stadt, mit wenigen Ausnahmen, sprach mit erhebendem Gefühle der Greis.

Dann habt Ihr vielleicht ein Liebchen dort? fragte jetzt, sich rasch zu Friedrich wendend, der Rheingraf.

Da stand Friedrich hocherglühend da, und wußte kein Wort zu finden.

Der Rheingraf sah seine peinliche Verlegenheit, und ließ ihn nicht lange darin.

Wie es auch sey, sagte er, Ihr habt mein Wort!

Darauf wandte er sich zu dem Hause, das sie jetzt erreicht hatten, und trat heitern Sinnes hinein.

Der Abend war gekommen mit seiner Dunkelheit, und brachte Schneegewölke an den Horizont. Gegen zehn Uhr war schon alles mit einer hohen Schneelage bedeckt, und die Gegend hatte jenes eintönige, öde, traurige Aussehn, was einer gebirgigen Landschaft eigen ist.

Draußen war es still. Nur der Ruf der Wachen und Vedetten hallte durch die Stille der Nacht weit her, und die Wachtfeuer brannten lustig auf den Gipfeln und Felskuppen. Um das erwärmende Feuer saßen der Rheingraf, nebst den Hauptleuten seiner Truppen und Friedrich. Der Greis war zu sehr erschüttert von den Eindrücken dieses Tages. Er hatte die Ruhe gesucht, die er in dem Hause eines seiner ehemaligen Kirchspielgenossen fand.

Der Rheingraf hob also an: Niemand, Ihr Herren, kann uns hier wesentlichere Dienste leisten, als

dieser junge Mann, der in Bacharach gelebt und des Ortes Lage und Verhältniß, so wie seine Thore und Mauern gehörig kennt. Lasset uns ihm also unser Ohr leihen. Welche Seite der Stadt haltet Ihr für die am leichtesten zu erobernde? Welches Thor ist das schwächste? —

Das Münzthor, gnädiger Herr, versetzte Friedrich, scheint mir das zu seyn, wo es am leichtesten ist, einzudringen. Grade dieß ist der Ort, wo die eindringenden Truppen sich am leichtesten sammeln und aufstellen, und in Masse vorrücken können; denn rechts vom Thore bis zum Diebsthurm hin, zieht sich der Gottesacker, und von da aus rücket ihr vor auf den Markt, nehmt zuvor den Diebsthurm und Zehndethorthurm weg — und die Stadt ist Euer. Es kommt Alles darauf an, daß sich die Mannschaft stille der Münzpforte naht; am Abend vorher schleiche ich verkleidet in die Stadt. Im Hause des Nachtwächters verberge ich mich — er ist treu und dankbar, dann ich habe ihn in schwerer Krankheit geheilt, und so Ihr Euch dem Münzthore naht, ziehe ich das Fallgatter auf, das den Bogen der Münzbrücke schließt; über das Eis kommt ihr leicht herein, und die Stadt ist gewonnen.

Vortrefflich! rief der Rheingraf, aber höchst gefährlich für Euch. Wie nun, wenn Ihr entdeckt werdet?

Dafür laßt mich Sorge tragen, gnäd'ger Herr, lachte Friedrich. Ich fürchte das Wagstück nicht. Es ist das erste nicht, das ich in Bacharach vollbringe, wie Ihr wißt.

Die Offiziere sahen den kühnen Jüngling mit Verwunderung an.

Schade, sprach Hauptmann Rößler, ein eisgrauer Krieger, daß Ihr nicht Soldat seyd, Ihr verdientet eine Fahne, wenn nicht mehr.

Der Kriegsrath ging auseinander mit der Weisung des Rheingrafen, sich bereit zu halten, damit er, sobald die Stadt nicht gutwillig übergeben würde, den Angriff ordne. Plünderung wurde, denn das hatte der edle Rheingraf Inselius versprochen, strenge untersagt.

In der Frühe des kommenden Morgens, es war am ersten Januar 1632, neuen Styls, ritt ein Trompeter mit weißer Fahne gegen das südwestliche kleine Thor des Schlosses Stahleck, und bließ eine lustige Fanfare.

Kaum wurde Bedrangle seiner ansichtig, als das Thor sich öffnete, die Fallbrücke niederrasselte, und Lamego mit schlauer Miene heraustrat, nach dem Begehren desselben zu fragen.

Er verlangte zum Kommandanten. Nachdem ihm die Augen sorgfältig verbunden worden, führte ihn Lamego auf den Söller, wo Bedrangle stand, die Stellung der Schweden so viel als möglich zu erkundschaften.

Mein Obrister, der Rheingraf, sprach der Trompeter, läßt Euch seinen Gruß entbieten, und Euch im Namen königlicher Majestät zu Schweden auffordern, Schloß und Stadt zu übergeben, auf daß nicht beides durch Bombardirung Schaden nehme.

Bedrangle stieß eine gellende Hohnlache aus. Sag' Deinem Obristen, rief er, daß ich kein ander Handwerk erlernt, denn Soldatenhandwerk, was ich so ziemlich verstünde; daß es mir eine Schande wäre, so

leichtlich eine feste Stadt und wohlverproviantirtes Schloß zu übergeben. Sag' ihm, ich wolle mit Freuden die Schweden erwarten, und mein Bestes thun; daß Du aber auch ein Trinkgeld für Deine Mühe habest, so nimm diesen Königsthaler.

Die Augen wurden ihm wieder verbunden, und Lamego führte ihn in das Gewölbe, wo eine Masse Munition und Proviant lag. Hierauf kehrte er zurück.

Kaum zurückgekehrt, begann ein heftiges Feuer auf das Schloß von Seiten des Kühlbergs, das jedoch in eben dem Grade von Stahleck erwiedert wurde.

Heftiger dauerte das Feuer den folgenden Tag fort; allein der Schaden, den es anrichtete, war unbedeutend.

Am Morgen des dritten Tages ritt der Trompeter abermals zum Schlosse, brachte indessen dieselbe Antwort und Lohn zurück.

Güte und Warnung hilft nicht! sprach der Rheingraf. Nun soll denn Euer Plan, Friedrich, ins Werk gesetzt werden! Sogleich konnte es indessen nicht geschehen, da der Rheingraf erst Verstärkung von Simmern an sich zog.

IX.

Der Wächter, Hans Adam Bernhardi, bließ eben die eilfte Stunde auf dem Markte von Bacharach, und hüllte sich enger in seinen weiten, warmen Rock, denn die Kälte war schneidend, und ein heftiger Ostwind schärfte sie noch. Der Himmel war mit dickem Gewölke bedeckt, durch das nur selten ein Strahl des Mondes fiel, der eben im Abnehmen war, und spät erst aufging.

Die spanische Wache auf dem Holzthorthurm verließ den hohen, freien Standpunkt, um tiefer unten bei den

Kameraden in der Thurmwachtstube sich zu erholen. Alles war ruhig ausserhalb der Stadt. Oben auf den Bergen, und weithin bei Nauheim standen die schwedischen Vedetten. Ehe der Soldat seine Stelle verließ, sandte er einen forschenden Blick in die nahe Umgebung — konnte aber nicht das mindeste von Gefahr entdecken. Und doch war sie näher, als jener ahnete; denn in einen weißen, weiten Reitermantel gehüllt, den breitkrempigen Hut mit einem weißen Tuche bedeckt, damit er nicht von der Grundfarbe der schneebedeckten Gegend zu unterscheiden seyn möge, schlich eine hohe, edle Mannesgestalt über den Mühldamm von der Mönchrinne her, zwischen den alten Weidenstämmen dem Holzthore zu.

Sein Auge spähete unablässig nach dem Wachtposten auf dem Thurme. Er mußte jetzt entdeckt haben, daß dieser unbesetzt sey; denn er ließ das Schleichen, und lief schnell herzu; wendete sich aber rechts hinab in das Bette des zugefrornen Münzbaches. Als er an den Bogen kam, der in die Stadt den Bach einließ, fand er ihn fast ganz zugefroren, sintemal es ein sehr gedrückter Bogen war. Er untersuchte betastend die noch gebliebene Oeffnung, zog ein kurzes Schwert heraus, und begann so leise als möglich die Oeffnung zu erweitern.

Während er so arbeitete, ging die Wache wieder einmal oben hin, nachzusehen, ob noch Alles sicher sey. Des Spaniers Auge, vom Lichte geblendet, konnte nichts entdecken, doch war seinem schärfern Ohre der Ton nicht entgangen, der durch die Arbeit des Mannes am Bogen hervorgebracht wurde. Mißtrauisch gemacht, rief er hinab:

Diaz, bring mir eine Büchse, drunten scheint es nicht sicher!

Schnell sprang der Gerufene herbei. Der unten legte sich, in der Stille der Nacht jede Sylbe vernehmend, derweile der Länge nach auf das Eis, so dicht als möglich an die Stadtmauer.

Eine Weile horchten die oben, worauf der Eine zum Andern sagte: Wer auch gleich den Schweden wittern möchte, wie Du! Wahrscheinlich war's eine Bestie, die der Geruch des Fleisches in die Gerbereien anlockte. Hättest Du Lärm um Nichts gemacht, Bedrangle würde Dich zu den Spießbürgern in das Verließ gesteckt haben. Mit diesen Worten gingen beide beruhigt hinab. Der am Bogen arbeitete nun rüstiger. Es gelang ihm bald, die Oeffnung so weit zu vergrößern, daß er hindurchschlüpfen konnte. Er warf nur den Mantel ab, kroch hindurch, und sah sich alsobald innerhalb der Ringmauern der Stadt. Schnell hing er den Mantel wieder um, und schlug den Weg am Berge weg hinter den Lohhaufen und Gerbehäusern ein, und sah sich, mit den Oertlichkeiten vollkommen vertraut, bald am Häuslein des Wächters, der, ein alter Hagestolz, ganz allein auf dem Holzmarkte hinten am nördlichen Berge unmittelbar an der Stadtmauer wohnte. Die Thüre war nur angelehnt, und er trat in ein, matt von einer Lampe erleuchtetes, ärmliches Kämmerlein. Der Ankömmling warf die Verkappung ab, und stand nun in schwedischer Uniform, wohlbewaffnet mit Pistolen und Schwert, da.

Nicht lange nachher trat der Wächter herein und fuhr mit Entsetzen vor dem Ankömmling zurück mit dem Ausruf: Großer Gott, die Stadt ist verrathen!

Stille, stille, rief ihm der Andre zu; Hans Adam, kennt Ihr mich denn nicht? Ich bin ja der Laborant

Friedrich, der Euch vor einem Jahre vom Fieber heilte und den Zahn ausriß!

Gott segne ihn! sprach der Alte, und auch Euch, wenn Ihr's seyd.

Ich bin's, sprach Friedrich, ihm die Hand reichend, Gott grüß Euch!

Wahrhaftig! rief freudig der Nachtwächter aus. Gott lohn's Euch, daß Ihr bei mir einsprecht; bin ich doch nur ein armer Mann. Wo aber kommt Ihr her? Habt Ihr Hunger? Ich theile freudig mein Brod mit Euch.

Laßt das, erwiederte Friedrich, ich habe Wichtigeres mit Euch zu reden. Diese Nacht kommen die Retter noch; ich führe sie in die Stadt.

Ihr?

Ja, Hans Adam, und Ihr sollt mir behüflich seyn, sollt mir Euer Amt ein Paar Stündchen abtreten —

Das darf ich nicht, ich habe dem Rathe geschworen.

Brecht Ihr Euren Eid, wenn Ihr die Stadt befreien helft von dem unerträglichsten Joche?

Bernhardt besann sich — dann sagte er: In Gottes Namen. Wird aber auch die Stadt nicht geplündert?

Nein, bei Gott nicht! betheuerte Friedrich.

Kennt Ihr aber auch das Verslein: Hört, Ihr Herrn rc.

Seyd nur ohne Sorgen, gegenredete Friedrich, ich will schon Alles gut machen.

Der alte Mann beruhigte sich nun, und Friedrich erzählte ihm, daß sein alter Prediger, dessen Küster er gewesen, mit den Schweden wiederkehre, und er wieder sein Küsteramt erhalten solle bei Sanct Peter und Paul. Diese Hoffnung warf einen neuen Licht-

strahl in das arme Leben des Einsamen, und erfüllte ihn mit hoher Freude.

Noch eine Weile besprachen sie sich — wo denn Friedrich vernahm, daß Lauer, Zinkgräff und die Uebrigen noch im Verließe von Stahleck seufzten, und manche neue Mähr von den Leiden, die die Stadt erduldet seit jenem Aufstande — aber auch die frohe Kunde von Clara's Wohlbefinden. Bald aber mahnte der Wächter, nun sey es Zeit, die Mitternachtstunde zu rufen.

Friedrich hüllte sich nun in des Wächters Rock, bedeckte sein Haupt mit der Pelzmütze, hing das Horn um, ergriff den ungeheuern Knotenstock, und ging unter Segenswünschen des Wächters, seines neuen Amtes zu warten.

Alles ging vortrefflich. Er wußte Hans Adams Stimme so täuschend nachzumachen, daß ihn Niemand erkennen konnte und unterscheiden von dem Wahren.

Heftig pochte indessen doch sein Herz, als er, die Rosengasse herabkommend, sich dem Münzthorthurme näherte. Doch auch hier fand er die Wache nachlässig. Er stieg die Stiege auf die Stadtmauer hinauf, und untersuchte nun sorgfältig den Haspel, der das Fallgatter am Münzthorbogen herauf und herab ließ. Zu seiner größten Freude entdeckte er kein Schloß daran, also auch kein Hinderniß, es auf zu winden. Leichtern Herzens stieg er wieder herab, ging über die kleine Brücke hinüber, an den Gotteshäusern *) vorbei, und

*) Gotteshäuser hießen und heißen noch die Armenwohnungen, welche dem von den Wittelsbachern gestifteten Hospital zum heiligen Geiste gehören, die in jener Gegend liegen.

wandte sich, nachdem er die Stunde geblasen, die Fleischgasse hinauf. Jetzt stand er vor dem Saale, und sollte hier die Stunde blasen. Dort war Clara's Kämmerlein. — Sie hatte noch Licht. — Ist sie krank geworden? — Er vergaß die Stunde zu blasen, — achtete nicht seiner fast erstarrten Hände, und kletterte flüchtig, wie das Eichhörnchen, am Stamme der alten Kastanie hinauf, die vor Clara's Fensterlein stand. — Aber ein neidischer Vorhang verbarg das jungfräuliche Heiligthum.

Friedrich brach ein Aestchen ab und warf es gegen das Fenster. Innen entstand jetzt ein Geräusch. Es trat Jemand gegen das Fenster. Noch ein Aestchen flog dem ersten nach. Jetzt wurde geöffnet. — Es war eine schlanke Gestalt — es war Clara. Friedrichs Herz pochte hörbar.

Leise rief er hinüber: Sey wacker, mein Mädchen, Dein Treuer mit den Rettern ist nahe. Erschrick nicht, wenn Kriegsgetümmel die Stille unterbricht.

Clara fuhr erschrocken zurück. Das ist Friedrich's Stimme! rief sie leise.

Ich bin's, Clara! sprach er, bald sehe ich Dich wieder; jetzt ruft die Pflicht.

Pfeilschnell glitt er am Stamme hinab, und bließ nun unten die Stunde und sang das Verslein.

Clara zitterte. — Denn das war ja doch derselbe, wie sie deutlich sah, der mit ihr geredet, und das war doch Niemand anderes, als Hans Adam, der Wächter.

Sie konnte dieß Räthsel nicht lösen, aber eine unbeschreibliche Unruhe bemeisterte sich ihrer. Ihre Phantasie war lebhaft erregt. Der Schlaf floh sie. Sie saß und sann. Nach vielem Sinnen schien es ihr doch wahrscheinlich, daß es Friedrich gewesen. Sie eilte nun,

ihren Vater zu wecken, dem sie Alles umständlich erzählte. Zwar schüttelte der Alte den Kopf, doch unwahrscheinlich fand er es nicht, daß die Schweden mit List die Stadt zu nehmen trachteten. Er kleidete sich an, um nun mit Claren und der Schwester die Dinge, die da kommen sollten, zu erwarten. —

Indeß Friedrich heimlich sich in die Stadt geschlichen, waren etwa zweihundert Männer aus des Rheingrafen Regiment unter Anführung des Hauptmanns Rößler, in weitem Umkreis um das Schloß Stahleck gezogen, um sich über die Vogelswiese von der nördlichen Seite durch den Ketzer, der Stadt zu nahen. Dieß geschah mit solcher Vorsicht und Stille, daß sie schon vor der Stadt waren, am Münzthore in den Gärten, ohne daß nur Jemand von der spanischen Besatzung etwas geahnet.

Der Wächter bließ Eins. Sanft schliefen auf dem Münzthurme die Spanier. Friedrich schlich die Stiege hinauf auf die Stadtmauer, wand das Fallgatter auf und in aller Stille, ohne irgend ein Hinderniß, kamen die Schweden in die Stadt. Friedrich warf das Nachtwächtersgewand ab, und trat an Rößlers Seite. Dieser theilte sofort die Mannschaft. Friedrich nahm zwölf riesige Dalekarlier mit sich auf den Münzthorthurm. Die Spanier taumelten auf und legten kein Hinderniß in den Weg, meinend, es sey die Runde. Kein Schuß fiel. Zitternd legten sie die Wehr ab und ergaben sich. Der Thurm war genommen.

Bleibt hier und haltet ihn besetzt, rief Friedrich den Dalekarlen zu, und eilte mit Blitzesschnelle hinab.

Ueber den Kirchhof nach dem Diebsthurm war Rößler gezogen, die Besatzung war wachsam. Bald entstand

ein Gefecht und ein lebhaftes Feuer von oben herab. Allein der Schweden Uebermacht siegte.

Friedrich warf sich indessen auf die Stadtmauer und eilte dem Marktthurme zu. Hier fand er den stärksten Widerstand. Hartnäckig vertheidigten die Spanier den Thurm. Sie wurden alle niedergehauen bis auf Einen, der Quartier nahm.

Die Stadt ist unser, jubelte Friedrich, und stürmte weiter. Nach Verlauf einer halben Stunde waren alle Thorthürme erobert, ihre Besatzung niedergehauen oder gefangen. Nur die nördlichen uud westlichen Thürme, der Holzthorthurm, der Sonnenthurm, der Kazzenthurm und Postenthurm waren noch in der Spanier Gewalt. Diese fielen durch die Rosengasse den Schweden in die Flanke und suchten den Markt zu gewinnen. Bedrangle hörte das Lärmen und Schießen in der Stadt nicht sobald, als er auch persönlich sich an die Spitze eines Haufens stellte und über den Sanct Werner herab eilte.

Auf dem Markte entspann sich jetzt ein lebhafter Kampf. Friedrich kehrte eben vom Zollthorthurme zurück, wo er zugleich die Hauptwache gefunden und gefangen gemacht hatte. Er stürmte die Marktgasse zurück, theilweise die Besatzungen der eroberten Thürme mit sich vereinigend. So fiel er den Spaniern in den Rücken und entschied schnell und glücklich den mörderischen Kampf, der hier wüthete. Die Spanier zogen sich fechtend auf die Burg zurück, da sie der Uebermacht der nachrückenden Schweden, die indessen das Münzthor aufgehauen hatten, nicht Stich zu halten vermochten.

Kaum aber sah Friedrich dieses Ziel des Kampfes, als er auf den Saal zueilte, und mit banger Sorge die

Thüre untersuchte — noch war sie unverletzt. Er nahm hier mit sechs Schweden seine Stellung zu Schutz und Schirm der Geliebten.

Lauter Jubel erfüllte jetzt die Stadt. Alle Thüren öffneten sich, und die Bürger brachten gefüllte Pokale zum Willkommen den Soldaten zu. Kein Exceß fiel vor. Strenge hielt man das Gebot des Rheingrafen, kein Eigenthum der Bürger anzutasten. Die gehoffte Beute versprach er durch eine Brandschatzung des Klosters den Soldaten zu ersetzen, womit diese sich begnügten.

Bebend hörte man im Rima'schen Hause den Kampflärm. Oft dünkte es Claren, sie höre Friedrich's gewaltige Stimme. Furcht und Hoffnung bewegten wechselnd das liebende Herz. Sie betete leise und inbrünstig für Friedrichs Erhaltung. Allmählig entfernte sich das Kampfgewühl vom Markte, und ließ endlich, nach einer Stunde, die die Dauer einer Ewigkeit hatte, ganz nach.

Freier athmete sie nun. Aber ach, die Furcht quälte ihr Herz wieder. Lebt er noch? Wird er nicht verwundet seyn? — Wo sollte sie Ruhe finden bei solchen quälenden Gedanken? —

Da sprang plötzlich die Thüre auf, und mit dem Ausruf: Der Sieg ist unser! trat der Geliebte herein — in schwedischer Uniform, die ihm außerordentlich gut ließ.

Rima eilte ihm entgegen. Seyd mir willkommen, Retter in der Noth und Gefahr! rief er und schüttelte des Jünglings Hand mit freudigem Gefühle.

Clara stand ferne mit wonnestrahlendem Blicke und hochklopfendem Herzen. Es war ihr, als müsse sie ihm entgegeneilen, ihn an das treue, liebende Herz drücken — den Retter, den heldenkühnen Jüngling — und doch

konnte sie nicht. Ein unbeschreibliches Etwas hielt sie zurück.

Friedrich nahte sich und drückte ihre schöne Hand mit stürmischem Gefühle an seine Lippen. Hoch erglühte die Jungfrau. Rima bemerkte es, jetzt erhob sich seine Ahnung ihrer Liebe zur vollen Gewißheit. Aber zürnen konnte er nicht. Er verdankte ihm ja so viel.

Nun aber mußte Friedrich erzählen. Sie staunten ob seiner Kühnheit, seines Muthes — sie bebten bei dem Gedanken an die Gefahr, in der er geschwebt.

Und wart Ihr's wirklich? fragte Rima, der, als Nachtwächter verkleidet, Claren warnte.

Ich war's, sagte Friedrich. Ich wollte Euch den Schrecken ersparen, der Euch ergreifen müßte, wenn unvorbereitet das Kriegsgetümmel die Stadt erfüllt hätte. Clara eilte auf des Vaters Wink hinaus, mit warmem Weine den vom Kampfe Ermüdeten zu erquicken, und als nun die Becher schäumten — mußte Friedrich seine Begebnisse, die Fahrten erzählen bis heute. Dann fragte er nach ihren Schicksalen. So tauschte man in alter Traulichkeit das Erlebte gegen einander aus, bis plötzlich Friedrich sich eines Auftrags erinnerte.

Verzeiht, Herr Doctor, sprach er, wenn ich nun mit einer Bitte hervorrücke: der Rheingraf bittet um Obdach bei Euch!

Rima nahm die Bitte mit Freuden auf. Vielleicht, fuhr Friedrich fort — nehmet Ihr auf kurze Zeit noch Jemanden — mich und meinen alten Vater bei Euch auf? —

Freudig bejahte dieß Rima. Wie mögt Ihr fragen? gegenredete er. Seyd Ihr ja schon mein alter Hausgenosse, und ich denke, jetzt sollt Ihr's bleiben,

und unser früher besprochenes Verhältniß nichts mehr stören!

Clara vernahm mit freudepochendem Herzen ihres Vaters Rede, und Friedrich schlug mit Entzücken in die dargebotene Hand ein.

Jetzt tönten von der Münzpforte her Trompeten und Trommeln.

Ha, der Rheingraf! rief Friedrich aus, und eilte hinab. Auf der Stiege begegnete ihm der ganze Rath, der sich in Feierkleidern zu Rima begab, den Rheingrafen zu empfangen.

Der Tag war angebrochen. Friede herrschte in der Stadt. Die Todten und Verwundeten waren untergebracht.

Die Schweden standen in Reih' und Glied — Kopf an Kopf die Bürgerschaft.

Der Rheingraf! hallte es überall wieder. Seht doch, riefen jetzt Viele zugleich — ist das nicht unser Pfarrherr Inselius? — Er ist's! jubelte die Menge, und Alles drängte sich zu dem Rosse, das der Greis ritt, der, weinend der Freude Zähren, in die liebe Heimathstadt einzog und die Liebe der Bürger sah. Alles streckte die Hand nach ihm aus, und tief gerührt segnete er die Menge, die mit Andacht seinen Segen empfing.

Herr Doctor! sprach der Rheingraf zu ihm, Ihr feiert einen schönern Sieg, als ich, und einen schönern Einzug — denn Ihr zieht in die Herzen dieser Menschen ein — ich aber nur in die Mauern!

Jetzt aber ertönte dem Rheingrafen ein donnerndes Lebehoch! Er aber zog den Hut vom Haupte und sprach: Dem Herrn allein die Ehre! Und ab stieg er vom Pferde und mit ihm seine Begleiter und

Inselins. Ein weiter Kreis bildete sich jetzt, und Inselius sprach, als eben die winterliche Sonne hinter Nassau's Gebirgen hervortrat, ein Dankgebet mit jugendlichem Feuer, ungeschwächter Kraft und inniger Begeisterung, und alle Herzen beteten mit. Dann stimmte die schwedische Soldatesca mit der Bürgerschaft ein dankbares, volltöniges: Herr Gott dich loben wir ꝛc. an. Die innigste Rührung spiegelte sich auf allen Gesichtern. Soldaten und Bürger umarmten sich und die frohe Hoffnung einer schönern Zukunft nach all den Leiden und Trübsalen, zog in die Herzen der Bürger ein, mit der Freude, den geliebten Seelsorger wieder in ihrer Mitte zu haben nach achtjähriger Trennung.

X.

Die letzten Töne des herrlichen, alten Corals waren verklungen. In der Nachfeier des heiligen Moments ruhten noch die Gemüther mehr oder weniger, je nachdem sie für fromme Eindrücke empfänglich waren, als mit einem Male die Volksmenge sich theilte, eine Gasse bildend, durch die mit ernster Würde der Rath, mit Rima an der Spitze, der auf sammtnem Kissen den silbernen Schlüssel der Stadt trug, einhertrat. Vor dem Rheingrafen neigte er sich tief, den Schlüssel ehrerbietig darreichend mit den Worten: Heil dem Retter von unerträglichem Joche! —

Heil! Heil! tönte es nach im vielstimmigen Echo.

Der Rheingraf nahm den Schlüssel im Namen Königlicher Majestät zu Schweden, und verkündigte laut die freie Religionsübung der Protestanten und die Wiedereinsetzung des ehrwürdigen Inselius in seine Stelle als Prediger des göttlichen Wortes.

Da erschallte ein abermaliges Jubelgeschrei von den Protestanten.

Rima sah jetzt erst seinen alten, vielgekränkten Freund Inselius. Sein Anblick erschütterte ihn. Die Furchen des Harms, die silberweißen, in der Verbannung gebleichten Haare, die ganz vom Alter gebeugte Gestalt erfüllte seine Brust mit inniger Wemuth, mit Reue, ob der ihm dermaleinst zugefügten Kränkungen und das Gefühl der Nothwendigkeit, gut zu machen alles Verschuldete, ergriff ihn mit aller Stärke. Er folgte dem unwillkührlichen Drange seines Herzens, trat zu ihm und faßte seine Hand, indeß Thränen über seine Wangen rieselten, Zeugen der innern tiefen Bewegung. Er war keines Wortes in diesem Augenblicke mächtig. Auch Inselius war erschüttert. Die ganze düst're Vergangenheit lag unverhüllt vor ihm und der grelle Abstand der Gegenwart. Doch sein Herz kannte keinen Haß, keine Rache. Er breitete seine Arme aus, und mit dem Ausruf: Vergebung! lag Rima an seiner Brust. Jedes Herz schien der Greise Empfindung zu theilen — denn Stille herrschte, und manches Auge wurde feucht.

Rima wurde zuerst seiner Meister. Unsre Tage sind gezählt, sprach er, der Weg zum Frieden kurz, laßt ihn uns in Liebe und Eintracht, als Brüder, gehen und vergessen das Vergangene. Die Schule der Leiden hat mich weise gemacht und mich erkennen gelehrt, daß, wie auch immer der Glauben uns scheide — wir alle doch Brüder sind und Eines seyn sollen in der Liebe.

Inselius vernahm mit leuchtenden Blicken die Worte, die aus dem Herzen kamen. Gottlob! rief er aus, nun scheint's, als solle mein Feierabend noch freund-

lich werden! Glaube, Liebe, Hoffnung — diese drei — aber die Liebe ist die grösseste unter ihnen! Ja, so sey's, wie Mund und Herz spricht — Liebe eine uns! Fortan wollen wir in Liebe dem Herrn dienen und unsre Fehler tragen mit Geduld, und nie mehr trennen durch Meinung das Band der Liebe!

Er sprach diese Worte mit wankender Stimme. Ueberhaupt sah man dem Greise an, wie sehr die letzten Auftritte nachtheilig auf ihn eingewirkt. Darum nahm der Rheingraf seine Hand und sagte:

Ihr bedürft der Ruhe, Herr Doctor, lasset uns sie suchen.

Da nahm Rima die andre Hand, und sie führten ihn in den Saal.

Als die Thüre aufging, bot sich den Eintretenden ein neues Schauspiel dar. In seligem Vergessen lag Clara an Friedrichs Herzen, und seine Arme umschlangen das liebliche Mädchen.

Todesschrecken ergriff die Jungfrau. Sie sank fast ohnmächtig in den Stuhl, und bedeckte die Augen mit den Händen. Auch Friedrich erschrack. Er wollte reden — konnte aber nicht.

Rima zürnte nicht. Er lächelte. Mit ihm war ja eine gänzliche Umwandlung vorgegangen.

Der Rheingraf aber trat näher und sprach: Wahrlich, Friedrich, Ihr könnet erobern besser als mancher Feldherr — Städte und — Herzen. Doch recht so! dem Sieger gebührt der Preis, und Minnesold ist süßer denn Ruhmeskränze.

Inselius sah ihn mild und freundlich an. Auch er konnte nicht zürnen. Forschend blickte der Rheingraf die Väter an — dann trat er zu dem Paare, legte ihre

Hände in einander und sprach zu Friedrich: der Lohn ist herrlich wie die That, die ihn errang! Segnet das Paar, ihr Väter! bat er dann.

Väter? fragte Rima.

Inselius sah ihn erstaunt an: Wisset Ihr denn nicht, daß es mein Sohn Friedrich ist?

Euer Sohn? fragte mit größerm Erstaunen Rima. Und Ihr konntet mir das verhehlen? fragte er mit dem Tone des Vorwurfs Friedrichen. Ihr konntet so lange in meinem Hause leben und mir verhehlen, daß Ihr meines treuen, vielgeprüften Freundes Sohn wäret!? — Das war nicht fein! Und hättet Ihr Euch nicht als Fremdling meine Liebe und Dankbarkeit erworben, ich müßte, ob der Lüge, hart seyn — doch — er hat sie vom Tode errettet — sie sey sein. Seyd glücklich, rief er mit Thränen aus, meine Kinder, seyd glücklich, wie es Eure Väter waren!

Da zog Friedrich Claren auf ihre Kniee vor den Vätern und sie segneten sie — und umarmten sich mit inniger Liebe.

Der Rheingraf aber trat zum Fenster und trocknete sich das Auge, und ein seliges Gefühl, wie er es lange nicht empfunden, schwellte seine Brust.

Der erste Januar 1632 (alten Styls) war gekommen. Am klaren Winterhimmel stand die Sonne, herrlich leuchtend. Der Himmel lächelte einem schönen Feste. Um 9 Uhr früh erklang vom Pfarrthurme zu St. Elisabeth das volltönige harmonische Geläute. Den ersten Tag des neuen Jahres dem Herrn zu heiligen, für die Rettung ihm zu danken, um seine Huld ihn anzuflehen, strömten die Protestanten und mit ihnen viele ihrer katholischen Glaubensgenossen zur Kirche, denn heute hielt

Anselmus seine erste Predigt wieder. — Gefühle hoher, heiliger Freude, unaussprechlichen Dankes wogten in des Greises Brust bei dem Gedanken, heute wieder die heilige Stätte zu betreten, auf welcher er so oft im Dienste des Herrn, frommen Eifers voll, gelehrt, getröstet, gewarnt und mit des lebendigen Wortes Kraft die Herzen erschüttert hatte, bei dem Gedanken, heute des Sohnes Liebebund einzusegnen.

Die Stunde schlug — die Glocken riefen mit ehernem Munde. Der Rheingraf faßte Friedrichs Hand, die Offiziere umgaben ihn. Dahin wandelten sie, und die verschämte Braut mit der Myrthe Grün im Haare wurde von des alten Heileß Tochter geführt. Die Bürger schlossen sich an, unter ihnen die ihrer Haft durch Auswechslung ledigen, entschlossenen Männer, an ihrer Spitze Lauer und Prätorius. Gedrängt voll war das hohe herrliche Gebäude. Wunderbar ergreifend rauschte der herrliche Gesang Paul Gerhards „Befiehl du deine Wege" daher in den Hallen des Herrn. Er war verhallt. — Auf der Kanzel stand der silberhaarige Greis und jedes Auge hing an seinem Munde.

Jetzt öffnete er ihn und brachte dem Herrn die Opfer des Dankes im inbrünstigen Weihegebete; dann begann er mit Jugendkraft die Predigt, und dieses Wort, das zu neuem Leben, neuer Liebe mahnte, dieses Wort, das das Alte vergessen hieß und fortan ein Leben im Glauben, in der Liebe und in der Hoffnung zu führen ermahnte, ergriff Aller Herzen wunderbar, und streute eine Saat, aus der Duldung und Milde gegen anders Denkende in der folgenden Zeit hervorwuchs und reiche Frucht trug.

Als die Predigt geendet war, trat der tiefgerührte Greis vor den Altar.

Die Jungfrauen führten die schöne Braut, der Rheingraf den Jüngling herzu und der Vater segnete ihren Liebesbund fürs Leben.

Das waren heilige Augenblicke in ihrem Leben, deren Nachklang bis ins hohe Alter währte.

Als sie beim frohen Mahle saßen im Saale, da trat Rima herein mit einem Packe Pergamente.

Es ist Zeit, daß der üble Schein sinke, sprach er. O, die Welt hat hart gerichtet und ich trug's als Strafe meiner Verblendung. — Doch — der über den Sternen sah mich und mein Herz. Ich habe Deine Haabe eingezogen, Inselius, ich war Dein Haushalter. Sieh', ob ich treu war. Hier hast Du Alles mit Zinsen wieder.

Er legte die Pergamente in die Hand Inselius's.

O Du Vielverkannter, rief der Greis, seine Hand fassend und drückend, Du hast im Stillen Gutes gethan und Schmach erduldet unschuldig — möge Dir's Gott vergelten öffentlich.

Jetzt wird mir's immer klarer, sprach Friedrich, wie unrecht ich gehandeltet, daß ich meinen Namen verleugnet. Auch ich habe Euch in bösem Verdachte gehabt. — Gott vergebe mir's, verzeiht auch Ihr, mein Vater!

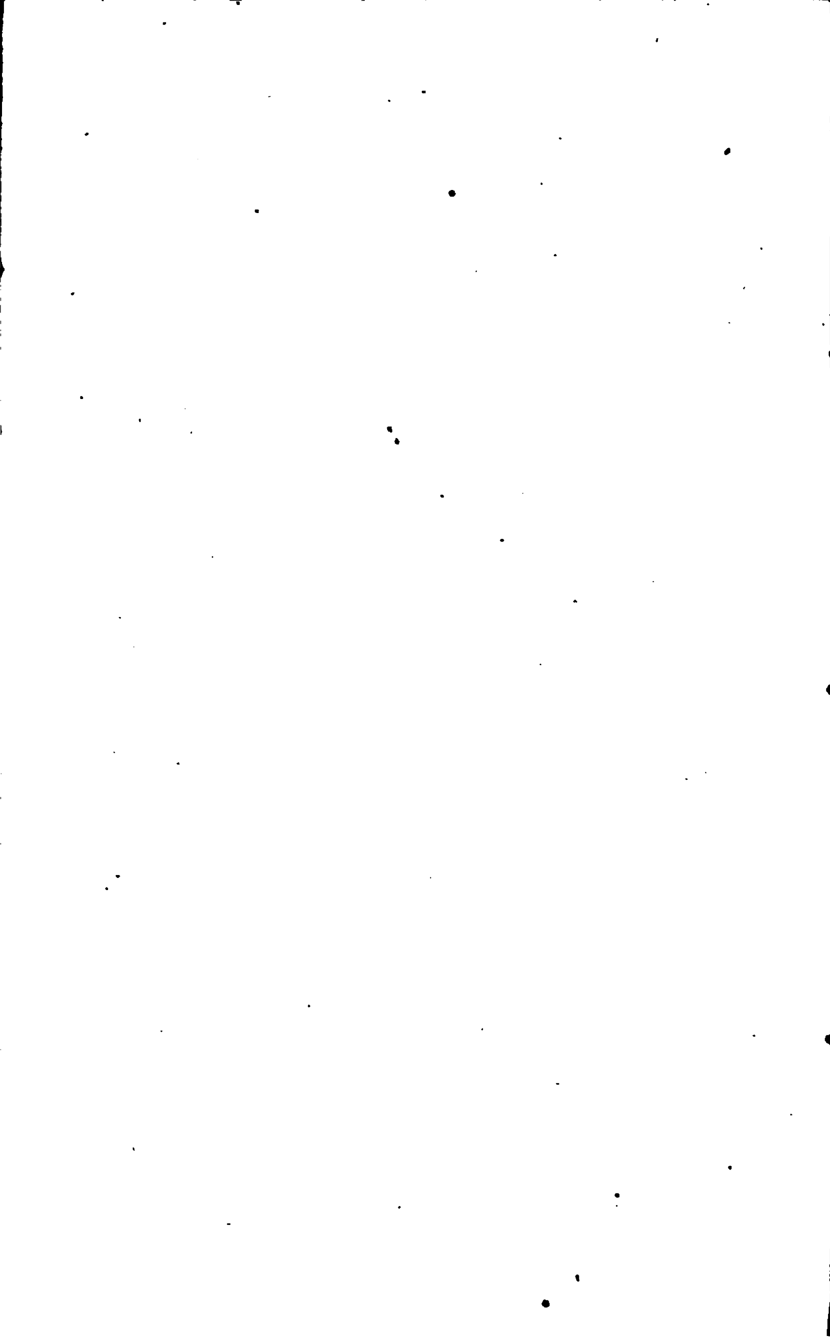
Konntest Du anders? fragte wehmüthig Rima. War nicht der Schein gegen mich? —

Jede Wolke verzog sich an ihrem Himmel und im heitern Sonnenscheine der Liebe und des Glücks flogen die Tage. Noch zwei ganze Wochen weilte der alte

Rheingraf in ihrer Mitte. Er konnte das Schloß nicht nehmen, bis er von Gustav Adolph Verstärkung von Kreuznach aus erhielt. Nur wenig wurde es beschossen. Bedrangle kapitulirte und zog ab. Zu neuen Siegen rief sein Beruf den Rheingrafen und mit Wehmuth schied er aus dem Kreise der Glücklichen, die er so sehr liebte.

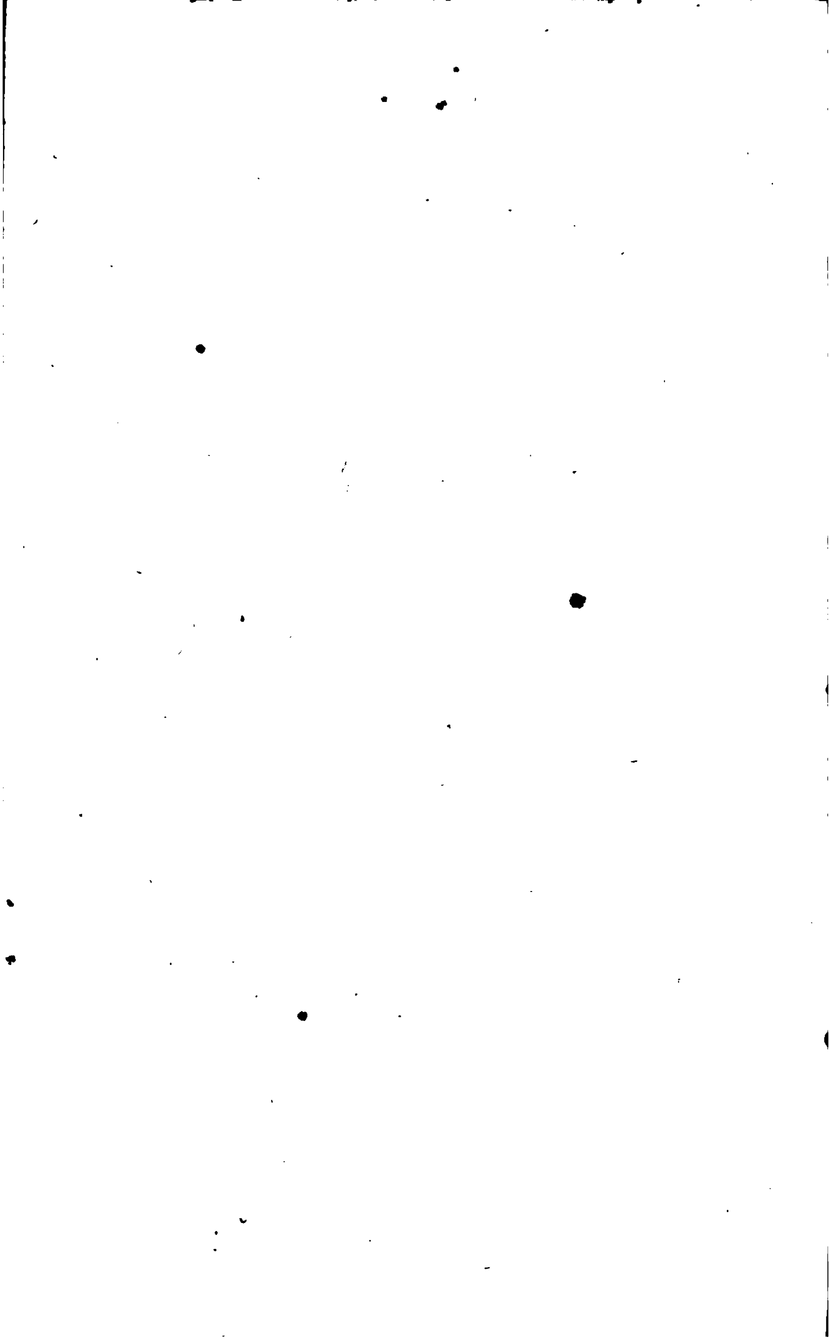
Ihr habt Alle des Lebens Stürme erfahren — sagte er scheidend — aber sie ruhen nun und der Friede Gottes ist heimisch geworden bei Euch. Möge er bleiben und nie weichen bis zum spätesten Ziele. Und sollte es auch wieder stürmen um Euch, vertraut dem, der des Menschen Schicksal lenkt. Durch Dornenpfade — zum Glücke, durch Nacht zum Tage — zur Freude durch Leid — das sind seine Wege. Und wenn Ihr Eurer Ruhe, Eures Lebens Euch freut, gedenket meiner, der ich die blutige Bahn gehe und weit vom heimischen Heerde bin, und getrennt von allem, was ich liebe — gedenket meiner in Liebe! — Und Ihr, sprach er zu Friedrich und Clara'n, wehmüthig lächelnd, wenn Ihr einst einen kräftigen Knaben an's Vater= und Mutterherz drückt, nennt ihn: Otto Ludwig. — und ich bin Pathe! Lebet wohl!

Er riß sich los. — Gott segne Euch! riefen ihm die Dankbaren, die Glücklichen nach. Gott segne Euch!



Der Hagestolz.

Eine Doppelhistorie.



Von den sieben Haupt-Kalamitäten, die einen Reisenden über die Maßen toll, ja bisweilen komplett rasend machen können, zumal wenn er ungeduldiger Gemüthsart ist, wie ich, trafen mich in O..., einem — schen Landstädtchen drei; nämlich, mein Wagen zerbrach — der Posthalter war das dümmste Beest, was je in einer schwarzen Stutzperücke steckte, und die Gegend hatte auch für mich durchaus nichts, was mich hätte anziehen können. Der Gegenstand meiner Reise war zudem der Art, daß ich nur mit dem heftigsten Widerwillen mich dazu entschlossen. Das Höfchen, in dessen Residenzchen ich lebte, in dessen Diensten ich stand, hatte einen Knäul alter Händel zu entwirren. Mich Unglücklichen erkor des Fürsten rechte Hand zu seiner Rechten, und nun mußte ich, wohl- oder übelwollend, darangehen, diesen Augiasstall zu misten. Die hundert Meilen der Reise hätten mich keineswegs geärgert, denn reisen gehörte zu meinen Liebhabereien von den Zeiten her, wo ich in Jena mein Bier trank — aber am Ziel der Reise eine solche Herkulesarbeit zu wissen, bei der ich zu scharwenzeln angewiesen war, laut meiner, von der Excelenz empfangenen Instruktion — das war eben die harte Nuß und die saure und bittre Arzenei, die mir die Lust zu allem, was mich sonst erheitern konnte, benahm. Jene

oben berührten Kalamitäten machten mich jetzt total falsch. Ich schnauzte meinen neugierigen, eckelhaften Wirth einigemale gehörigst ab, stopfte mir eine Pfeife, setzte mich in die Ecke des Zimmers und blies dicke Rauchwolken in die Stube. Lesen konnte ich nicht, des Tumultes wegen, den die liebe Jugend, des Wirthes hoffnungsvolle Nachkommenschaft, auf höchst naive Weise zu machen beliebte. Im höchsten Unwillen warf ich endlich meine Pfeife weg, und rannte ins Freie. — Aber wohin willst du denn? fragte ich mich, und gab mir über kurz die Antwort: Narr Du, der Du fragst, wohin? Ist denn nicht des Herrgotts beste Welt überall, wohin ich laufe? Und ist es denn nicht überall besser, als dort in der brillanten Kneipe, wo keine vernünftige Seele lebt? — Ich trabte zum Thore hinaus. Vor mir öffnete sich eine weite Ebene, von Fruchtfeldern bedeckt, gleichförmig, ohne die kleinste Abwechslung. Kein Baum, kein Strauch, kein Bach. Rechts hin meinen Kopf wendend, gewahrte ich aber bald eine kleine Anhöhe, mit Bäumen bedeckt. Die Sonne stand fast im Zenith. Glühend, ja beinahe sengend, trafen ihre Strahlen, meiner ziemlichen Korpulenz höchst unlieb, da der Schweis rann. Stärker trabte ich nun dem schattigen Orte zu, und ließ mich wehklagend im kühlen Schatten nieder.

Meine Blicke schweiften über das Städtchen hin und weilten auf einem stattlichen Gebäude, das, von ungemein großen und schönen Gärten umzogen, in einer kleinen Entferunng vor mir lag.

Noch weilten meine Blicke darauf — da raschelte es über mir im Baume, es krachte ein Ast, und ließ sich alsbald ein Schrei des Schreckens vernehmen. Meinen raschen Blicken begegnete ein Knabe von etwa neun Jah-

ren, der oben an einem Aste hing. Der unter ihm, der ihm zum Standpunkt gedient hatte, war gebrochen. Die Gefahr war augenscheinlich und groß.

Halte dich fest! rief ich dem Knabe zu, und kletterte, so gut es gehen mochte, den Baum hinauf. Oben angelangt, faßte ich festen Fuß, nahm meinen kleinen Schützling bei'm Schopf, schwang ihn untern Arm, und rutschte am Stamme hinab. Daß meine halbe Hose hängen blieb, nahm ich nicht wahr.

Teufelsjunge! rief ich, nachdem ich den allerliebsten Jungen in Sicherheit hatte, was wolltest Du denn da oben treiben?

Er sah mich verstört, aber doch lächelnd an, und sagte: Ein Staarmatz hat sein Nest da oben. Es sind Jungen darin, die wollte ich ausnehmen!

Der Junge war gut gekleidet. Seine Art, sich zu nehmen und zu reden, zeigte, daß er gebildeter Aeltern Kind war. Seine kindliche Naivetät war unbeschreiblich lieb.

Ach, rief er aus, Du hast Deine Hosen zerrissen; was wird Dein Vater sagen?

Ich lachte. Seine Gefahr war vergessen.

Was würde aber Dein Vater sagen, wenn er wüßte, Du seyst in Gefahr gewesen, den Hals zu brechen?

War ich denn das? fragte er, und maß mit dem Blicke die Höhe.

Freilich, antwortete ich. Sieh, wenn Du da herabgestürzt wärest, Du hättest Dich todtgefallen. Dein Vater, Deine liebe Mutter würde sich zu Tode geweint haben!

Er sah mich groß an. Sein Gesicht wurde ernst. Sein Auge, ein sprechendes blaues Auge, füllte sich mit Thränen. —

Ich darf wohl nicht mehr hinaufsteigen? Nicht wahr? — fragte er.

Wenn Du gerne Deine lieben Aeltern kränken wolltest!

Ach nein! sagte er sehr weich. — Aber — die Staarmatze —

Ich setzte mich und zog ihn zu mir, denn der Knabe hatte mein ganzes Herz gewonnen.

Wie heißt Du denn? fragte ich.

Adolph!

Nun Adolph, denk' einmal, wenn nun ein böser Mensch käme und raubte Dich Deiner guten Mutter, Deinem guten Vater, nähme Dich mit sich hinweg, und sie wüßten nicht, wo Du seyest, ob es Dir gut oder übel ginge, ob Du lebtest oder gestorben seyest — was würden sie thun, wie würde ihnen seyn? —

Er sah mich ernst an und sagte: Das wird kein Mensch!

Und wenn er es aber dennoch thäte, wie?

Ich glaube sie würden sterben vor Leid! sagt' er fast weinend.

Sieh' nun, Adolph, und Du, Du wolltest doch dem armen Thierchen da oben, dem Staarmatz, seine Kinder holen, wolltest sie mit Dir nehmen. Ihre Aeltern haben sie ja auch so lieb, wie die Deinen Dich. Würden sie sich nicht auch zu Tode gehärmt haben? — Sieh, wie sie schreiend vor Angst um den Baum schwirren und kreisen, weil sie Dich sahen, wie Du unbarmherzig und unmenschlich ihre Kinder rauben wolltest. War das recht, war das schön von Dir?

Er reichte mir seine Hand. Ein Paar helle, große Thränen rieselten über die blühende Wange herab. Nein, sagte er, ich will es nie mehr thun! Er wandte sich nun an die, um uns noch immer herumgreisenden Vögel. Seyd nur ruhig, ihr Vögelchen, sagte er. Eure Jungen hätten's gut gehabt, ich hätte sie mit Semmel und Fleisch gefüttert; aber nun — weil ihr so klagt, will ich sie euch daraus nicht nehmen. Bist Du mit mir zufrieden? fragte er mich.

Ich drückte das herzliche Kind an meine Brust, und küßte es mit dem innigen Wunsche, daß des Schicksals und der Liebe Sonnenblicke diese herrliche Knospe möchten zur herrlichern Blüthe werden lassen, und nie der Wurm des Bösen an ihr nage.

Willst Du nicht mit mir gehen! bat er mich jetzt. Mütterchen macht Dir Deine Hosen wieder!

Ich aber mochte nicht zudringlich seyn, obgleich ich von dem Kinde auf vortreffliche Aeltern schloß.

Er versprach mir noch, nie mehr ein Nest auszunehmen, und hüpfte dann fröhlich den Pfad entlang. Bald aber blieb er stehen — besann sich und kam wieder. Wie heißt Du denn? fragte er. Vater wird mich doch fragen, wie der gute Mann geheißen. —

Wie Du, Adolph! sagte ich, küßte ihn noch einmal, und bald verschwand er hinter dem Städtchen.

Ich saß noch eine Weile in süßen Rückerinnerungen meiner Kindheit, in wehmüthigem Andenken an meine vortreffliche Mutter, die nun auch schon lange unter dem Rasen schlummerte. O, sie hatte ja auch, wenn des wilden Knaben Lust an den kleinen gefiederten Geschöpfen, mich zum Ausnehmen eines Nestes treiben wollte, mein Gefühl angeregt; hatte mit der vollen, fast zauberhaf-

ten Ueberredungskunst der Mutterliebe der Vögel Weh und Leid geschildert, und mich nicht selten bis zu Thränen gerührt, zu dem Entschluß und Schwure gebracht, nie ein Nestchen auszunehmen. O, mit der innigsten Liebe dachte ich ihrer, mit der innigsten Wehmuth, daß sie nicht mehr war, daß ich ihre Liebe nicht mehr vergelten konnte! — —

Ich mußte lange mit meiner Seele in den Paradieses-Auen jener Unschuld- und Liebe-Welt geweilt haben — wie lange, das wußte ich nicht. Die Bäume aber warfen schon lange Schatten, die Heerden kehrten heim, die Leute verleißen die Felder. Ich knüpfte meinen Reiseoberrock fest zusammen, daß das ziemlich große Fensterlein, durch welches meine Unterhosen so recht naseweis in die Welt hinauslugten, unbemerkbar wurde, und schlenderte auf einem Umwege dem Posthause zu.

Zu meinem nicht kleinen Erstaunen stand der Reisewagen fix und fertig vor der Thüre. Wer war froher als ich? Die Erlösung war ja nahe!

Gekrümmten Rückens kam mir der Posthalter entgegen. Er grinzte freundlich unter der schwarzen Perücke hervor und sagte: Haben lange auf sich warten lassen!

Wen? fuhr ich ihn an.

Nun, den Herrn Justizamtmann. —

Hol' ihn der — was habe ich hier mit Eurer Justiz zu verkehren?

Thut nichts, fuhr der Mensch fort; der Herr Justizamtmann warten bereits eine gute Stunde. —

Hat er Gensd'armen bei sich? fragte ich lachend, denn ich meinte, die feinnasige Justiz oder Polizei wittre vielleicht in meiner Person ein eminentes demagogisches Genie. Ich freute mich auf das Quid pro quo. Was

mußte der Herr Justizamtmann für eine Nase machen, wenn er statt eines Capitalreformers einen philiströsen Rath von etwa dreißig Jahren traf? — Mir das ausmalend, trat ich in die Zimmerthüre.

Aber — mein spöttisch lächelnder Mund öffnete sich weit, und verweilte in dieser liberalen Stellung eine lange Weile — denn vor mir stand — — — — doch ich muß ein wenig zurückgehen in meine Jugendjahre, und bleibe derweilen in der beschriebenen Stellung in der Thüre des Posthauses zu O... stehen. —

Meine gute Mutter war frühe, zu frühe für die glückliche Ehe, die sie mit meinem Vater geführt, Wittwe geworden. Sie hatte keine verwandte Seele mehr — außer der geistigen Verwandtschaft mit allen Edeln und Guten, auf der weiten Erde. Ich war ihre einzige Hoffnung, damals dreizehn Jahre alt. Der Fürst, gerührt von dem Unglück der Vermögenlosen, gab ihr eine Pension, die sie wenigstens vor Mangel schützte, und auch die Mittel bot, mich auf dem Gymnasio zu erhalten, das ich in A...... schon mehrere Jahre besuchte. Sie verließ die Residenz und zog zu mir nach A...... — Wir wohnten dort in einem Hause, das hinten hinaus einen schönen Garten hatte, an den sich mehrere Nachbarsgärten reiheten. Dieser Garten war der Ort, wo in der milden Jahreszeit meine Mutter den ganzen Tag zubrachte, wo sie arbeitete, weinte, wo wir aßen, und ich in der Laube meine Aufgaben fertigte. Wir lebten so uns selbst, glücklich vielleicht, wenn nicht der Schmerz um den Gatten meine Mutter trostlos gemacht hätte, und kalt gegen jede Lebensfreude. Nie werde ich vergessen diese Tage, wo ihre Liebe so ungetheilt an mir hing. Ein Jahr darauf zog in das Haus neben an

uns ein seltsamer Kauz. In A...... nannte man ihn nur den Hechtgrauen, weil sein Kleid von dieser Farbe war. Es war ein Fremder, ein Mann von vierzig Jahren, der blos, um seinen Neffen auf das Gymnasium zu bringen, hierher gezogen war. Sein Aeußeres wäre sehr einnehmend gewesen, hätte nicht die finstre Miene, die gefurchte Stirne, das menschenscheue oder menschenfeindliche Wesen jeden von ihm abgeschreckt. Er pflog mit Niemanden Umgang. In seinem Garten war er immer beschäftigt, seine Aurikeln zu pflegen, die er, unbeschreiblich schön, besaß. Sein Neffe, meines Alters — ein Junge, der viel von der Art seines Oheims an sich trug und in sich aufgenommen hatte, wurde bald mit mir bekannt, und es traf sich in uns eine Seelenharmonie, wie sie selten gefunden wird. Obwohl der Alte sehr reich war, lebten beide und kleideten sich so einfach, wie mich die Noth lehrte. Auch das brachte uns näher. Der Alte sah es sehr ungerne, wenn Albert, so hieß sein Neffe, Gemeinschaft mit Knaben seines Alters hatte. Das that aber nichts. Die Freundschaft hatte uns verbunden, und dieß Hinderniß gab ihr einen geheimnißvollen Charakter, der um so mehr reizte. Zu mir kam Albert selten ins Haus. Draußen aber fanden wir uns in der herrlichen Gegend, und unsre Herzen wuchsen zusammen wie zwei Schosse einer Wurzel. Der Alte mußte es zuletzt doch erfahren haben. Er sah mich freundlicher an, wenn ich über die Mauer, die unsre Gärten schied, seine Aurikeln bewunderte. Durch mich wurde er aufmerksam auf meine Mutter. Der stille, tiefe Schmerz, der ihr so leserlich auf dem Gesichte stand, zog den Griesgram an. Es traf sich wohl, daß er mit mir sprach, mit meiner Mutter wohl auch einmal ein

Wort, außer dem nachbarlichen Gruß. Der Kinder Freundschaft brachte die Aeltern sich näher. Noch ein Jahr entschlief im Mutterschoos der Zeit, und wir waren befreundet. Harpel, so nannte sich der alte Isegrimm, war nun ein sehr wohlwollender Mann — aber nur gegen meine Mutter und mich. Allen Andern kehrte er die Nordseite seines Wesens zu, die rauh und unfreundlich war, wie die der Waldbäume. Eine recht lautre Freundschaft umschloß uns alle. Glücklicher war Niemand als Albert und ich.

Harpel hatte viele Bildung, große Belesenheit, feinen Geschmack. Seine Unterhaltung war geistvoll. Es diente zu meiner Mutter Zerstreuung, mit ihm sich zu unterhalten. Drei Jahre noch dauerte dieses schöne, selt'ne Verhältniß. Wir waren reif zur Universität, Albert und ich. Die Trennung war nahe, sehr nahe. Wir ahneten's nicht.

Ich kehrte eines Tages heim von einem Spaziergange, und fand meine Mutter, vor dem Bilde meines Vaters knieend, in heftigem Weinen. Ich trat sanft tröstend zu ihr, und umschloß sie mit meinen Armen, sie zu ihrem Sitze zurückführend.

Wir reisen erster Tage nach Jena ab, sagte sie, nachdem sich ihre Thränen gemildert hatten. Albert geht nach Heidelberg.

Heidelberg? stammelte ich.

Ja, Adolph!

Und warum nicht auch wir, theure Mutter? — Was hindert uns? Warum sollte das schöne Band, was uns vereint, getrennt werden?

Es muß seyn, Adolph!

Muß? Theure Mutter, ich begreife Sie nicht! —

Da fiel sie mir um den Hals und klagte weinend: Harpel habe ihr seine Hand geboten, und sie habe sie ausgeschlagen, da sie nie mehr die Gattin eines Andern werden könne; Harpel würde des andern Tages wahrscheinlich abreisen.

Ich habe einen der edelsten Menschen von mir gescheucht! seufzte sie, einen Freund für Dich.

Das traf mich seltsam und zugleich schwer. Ich eilte zu Albert. Er wußte es.

Aber warum will Dein Oheim fort? — Albert! — fragte ich.

Laß ihn! sagte er. Er ist ein sehr edler Mensch, der aber seltne Grillen hat.

Die Wege seines Schicksals sind keine Rosenpfade gewesen, Adolph, glaube mir's. Er fühlt es, daß das bisherige schöne Verhältniß zwischen Deiner Mutter und ihm nicht mehr so fort bestehen kann, wie es bisher war. Er achtet sie sehr hoch. Ueber die Tage jugendlicher Liebe ist der Mann hinaus. Noch innigere Achtung für Deine Mutter nimmt er mit sich hinweg — denn in ihrer Seele lebt Dein Vater — in seiner eine alte Liebe — eine unglückliche. —

Wir müssen ihm ein Opfer bringen! Wir sehen uns ja wieder.

Wir schieden. Er ging nach Heidelberg — wir nach Jena. Harpel aber nahm Abschied von meiner Mutter in seiner alten Art. Verstellung kannte er nicht. Das Scheiden war mir unaussprechlich schwer geworden. Ich lebte in Jena als Einsiedler ein halbes Jahr. Da klopfte es eines Sonntagsmorgens an unsrer Thüre; und — Harpel trat herein mit Albert.

Wir suchen die alten Freunde wieder! rief er freudig aus. Nun, liebe Freundin — dort in Heidelberg hat der liebe Gott ein Paradies geschaffen, aber ich war wieder allein, und der Junge da, auch. Wir kommen wieder, um hier zu bleiben und Freunde zu finden! —

Amen! sagte mit einem recht fröhlichen Gesichte die Mutter. — Das Misverhältniß war vergessen, aber die alte Freundschaft nicht.

Im glücklichsten Vereine lebten wir, bis das ominöse Triennium an seiner Grenzmarke stand, die Testimonia der Sitten, des Fleißes et caetera in sichern Händen lagen: da fiel zum zweitenmale die Trennung schwer auf's Herz. Es mußte seyn. Harpel reiste mit Albert in die weite Welt hinein — ich ins kleine Miethstübchen in die Residenz, alldorten im Schweiße meines Angesichts mein Corpus juris zu tractiren, und mich so zum Examen vorzubereiten, das mir gerade vorkam, wie die Teufelsbrücke, die Albert jetzt über Kurz oder Lang selbst in natura zu passiren das Glück haben sollte.

Der Tag der Trennung war ein sehr wehmüthiger und schwerer Tag. Es lag ein dumpfes, düstres Schweigen über uns, und eine Beklommenheit auf unsern Herzen, die fast unerträglich war. Es war, als gälte es einen Abschied am Grabesrande! Und theilweise war es wirklich an dem. Es war jetzt das Erstemal, daß ich Harpel'n weinen sah.

Ich hoffe Sie wiederzusehen, sagte er, die Hand meiner Mutter drückend. Ist's hier unten nicht mehr, so ist es oben im Vaterlande! Mich drückte er an's Herz und segnete mich wie ein sterbender Vater. Albert wollte mich nicht lassen. Fast mit Gewalt riß ihn

Harpel los und rief, selbst mit wankender Stimme: Albert, sey ein Mann!

Wir schieden schweren Herzens.

Das Schicksal riß mich hin und her, bis ich endlich ein Stücklein eig'nes Brod aß. Meine gute Mutter erlebte diese Freude noch — aber nicht lange. Die Leiden des Alters, Frucht eines Lebens voll schwerer Prüfungen, betteten ihr endlich das letzte Ruheplätzchen. Ich stand allein. Oft hatte sie gewünscht, Enkel auf ihrem Schoose zu wiegen — der Wunsch blieb unerfüllt, weil ich kein weiblich Wesen bisher gefunden, das mich hätte beglücken können. In meinem Aemtchen wirkte ich still und sorglich. Von Albert kam selten Kunde. Die letzte vor dem Ausbruche des Freiheitkampfes war aus Neapel, wo er mit dem Gedanken umging, an der Hand seines wackern Oheims Sicilien, dann Griechenland zu durchwandern.

Da kam die schwere Zeit des Gerichts über den Gewaltigen, den die Welt lästerte und jetzt erst ehren lernt. Deutschlands Binde fiel, seine Fesseln brachen, seine Jugend griff zum Schwerte, seine Siegesfahnen wehten. Konnte ich im warmen Neste bleiben und die Feder führen, während Tausende den Flammberg schwangen? —

Nein, es war unmöglich. Ich zog mit den Schaaren in's Feld. Das Kriegsleben gefiel mir. Eine Weile schwankte meine Wahl zwischen Schwerdt und Kiel. Das Erstere behielt den Sieg. In den letzten Gefechten vor Paris war ich so glücklich, den Prinzen eines fürstlichen Hauses aus den Händen der Feinde zu retten. Paris fiel — der Friede kam — seine Palme blühte wieder in Deutschlands Gauen. Wir kehrten heim.

Die alte Fabel von Fürstendankbarkeit blieb keine Fabel bei mir. Jahre wohl zog ich am Joche des Aktenwagens auf der holprichten Bahn des Geschäftslebens. Ich hatte den Prinzen vergessen. Da las ich in öffentlichen Blättern, daß er die Herrschaft seines Ländchens angetreten — und bald kam ein Brief mit ungeheurem Siegel, der mich in die Ferne zu ihm berief, und mich höher stellte, als ich je in den ehrgeizigen Jugendtagen geträumt.

Sonächst fünf Jahre waren hingegangen, und von Albert war keine Kunde mehr zu mir gelangt. Ich hielt und betrauerte ihn für todt. Er lebte stets in meiner Seele. Ich fand Freunde wohl, dem Namen nach, im Leben oft, aber den Jugendfreund ersetzte mir keiner. Die Verbindungen wurden weder so innig, noch so dauerhaft, noch so edel wie jene gewesen, zumal auf meiner spätern Stelle, wo so oft, wo so Viele meiner bedurften. Da schloß der kahle berechnende Verstand die Menschen an mich — aber das warme Herz nicht. — Zu meinem Glücke fehlte mir Albert. Ich hatte alle Anlage zu einem alten Junggesellen, wie man sich sprachwidrig ausdrückt. Die Weiber, die ich jetzt sah, benahmen mir die Lust, ein ähnliches Schicksal mir zu bereiten. Zwar war ich eben kein Aesop der Figur nach, wiewohl auch kein Adon — item ich konnte wohl als ein stattlicher Heirathskandidat gelten, und es schien mitunter, wenn ich recht in den Augen las, als hätten die Mädchen nichts gegen solches Eigenlob einzuwenden. Sie gefielen mir aber nicht, und so blieb ich — Junggeselle, bis zum dritten Male die Null in meinem Alter prunkte.

Um diese Zeit geschah es, daß Eingangs erwähntes Geschäftchen mich aus der fürstl. Kammer in den Wa=

gen trieb, und ich nach O.... in das Posthaus kam — wo geschah, was erzählt worden bis dahin, wo ich in der Thüre offnen Maules und starr vor freudigem Erstaunen stand — denn vor mir — stand — Albert, mein Albert im hechtgrauen Kleide, wie sein Oheim Harpel, blühenden Ansehns, heitern Blicks — mit einem honetten Schmeerbäuchlein, und an seiner Hand der Teufelsjunge, der mir zur zerriss'nen Hose half.

Wie gesagt; wir beide standen sprachlos vor einander, ein Jeder hatte das Wort auf der Zunge: Steh'n die Todten auf!? allein keiner konnte es verlautbaren.

Der Kleine aber nistelte sich an mich, schlug meinen Reiserock auseinander und rief: Siehst Du, Vater, so hat er die Hosen zerrissen!

Dieses Wort riß den Starrkrampf von der Zunge.

Adolph! Albert! Wir lagen uns am Herzen, und das Maulaufsperren war nun an den Herrn Posthalter respektive übergegangen. —

Du lebst noch? fragten wir uns Beide, und schlossen uns auf's Neue in die Arme, gleich als wollten wir's fühlen mit dem Tastsinn, und so die theure Wahrheit zu Kopf und Herzen führen.

Wie es in solchen Silberblicken des Lebens ist, so war es hier. Unsre Rede war evangelisch: Ja, ja, und nein, nein. Drüber, ob's gleich nicht vom Uebel gewesen, brachten wir nichts heraus.

Soll ich anspannen lassen? fragte pfiffig lächelnd der Posthalter.

Ja! rief Albert, und aufpacken dazu Alles, was der Herr hat; und in mein Haus fahren! Hören Sie wohl? — !

Zu Befehl! brummte der und ging.

Wir aber faßten uns unter dem Arme und gingen, und kamen zu dem Prachtgebäude, das in elisischen Gärten lag, und der Kleine hopfte jubelnd vor uns her.

An der hohen Treppe des Hauses kam uns ein junges Weib entgegen mit einem Säuglinge auf dem Arme, schön, wie eine von Raphaels Madonnen.

Mutter! rief der kleine Adolph, wie haben sich die so lieb! Er deutete auf uns.

Eine Thräne glänzte in des Weibes schönem Auge.

Sie trat auf mich zu und reichte mir die schöne Hand.

Sie sind der Retter meines Kindes! Gott segne Sie! sagte sie — mein Dank ist unaussprechlich!

Mutter! rief der Bube, sieh hier das Wahrzeichen! Und wieder gab er meine ruinirte Hose den Blicken preis.

Er ist mehr noch, Amalia, sagte in schöner Begeist'rung Albert; er ist mein Adolph, den ich als todt beweinte. Er ist's, Amalia, zweifle nur nicht! Lege ihm den Jungen auf den Arm, daß er ihn segne! Fall ihm um den Hals, Weib! Was zögerst Du? Es ist ja mein Adolph!

Ich mußte weinen, wahrhaftig, weinen wie ein Kind.

Das schöne Weib legte das Kind auf meine Arme, das ich in tiefer Rührung an's Herz drückte; dann flog sie selbst in meine Arme.

Gieb ihm einen Kuß, Amalia! rief Albert aufs Neue. Es ist mein Alter ego!

Und meine Lippen berührten zitternd den süßen Mund.

Willkommen! sagte sie dann so herzlich, so innig, wie ich das Wort nie gehört.

Ich war wie berauscht. Albert drehte sich auf dem Absatz und rief einmal über das andremal: Juchheisa!

So kamen wir in das Haus, wo Geschmack herrschte ohne Pracht und Prunk.

Jetzt erst, als wir saßen auf den Polstern des Kanapee's, ging das Fragen an, das keine Antwort abwarten kann.

Amalia führte mir den Geretteten vor.

Wunderbare Fügung! sagte sie mit dem Engelslaut der Stimme, Sie haben Ihren Pathen gerettet.

Ja, ja, Adolph, rief wieder Albert, es ist wirklich Dein Pathe.

Aber höre, Amalia, daß Du mir nicht wieder Sie zu dem alten Knaben sagst! Das ist dein Bruder jetzt. Du, nicht wahr?

Da reichte sie mir noch einmal Hand und Mund, und Du und Du hieß es jetzt, und eine Freude zog in meine Brust, wie ich sie nie empfunden, die mich fast übermannt hätte.

Noch heute, wo ich an jene Tage zurückdenke, rufe ich aus voller Seele aus: Mensch, nenne das Erdenleben nicht arm! Mag Trübsinn deinen Blick umnebeln, du kannst es dennoch nicht arm nennen! Leid, Weh, Schmerz, Elend, sie sind die Schatten, die die Lichteffekte in dem Lebensbilde desto lebendiger erheben, und eben erst die Harmonie hervorbringen. Solche Tage, wie ich sie damals gelebt, sie überwiegen Jahre voll Weh und entschädigen dafür.

Wo ist Dein Oheim, Albert? fragte ich, als der duftende Thee seine chinesischen Wohlgerüche zu meiner Nase führte, und der Knasterdampf mit einer nie gefühlten Wonne mir über die Lippen glitt.

Der Herr hat ihn zu den Edelsten aller Zeiten versammelt! sagte er weich, vor einem Jahre starb er.

Und Deine Mutter? fragte er mich.

Auch sie schläft!

Frieden ihrer Asche! sprachen wir dreie, und unsre Thränen brachten ein Todtenopfer.

Wir saßen jetzt allein. Die Kinder waren von der lieblichen Mutter zur Ruhe gebracht worden.

Erzähle, beichte! gebot mir Albert. Ich habe Dich gefunden, Du mußt zuerst erzählen.

Ich thats. Vor ihren Blick führte ich die Kreuz- und Querwege meines Lebens, die Blüthentage der Freude und die dornenvollen des Leidens, die mühe- und gefahrvollen des Krieges, und die einförmigen des papierenen Geschäftslebens.

Und nun bist Du? — fragte Albert.

Respekt, Herr Justitiarius zu O....! Hochfürstlich — — 'scher Geheimer Kammerrath!

Er machte einen Krazfuß, nahm sein Weib in den Arm und fragte: Und die Frau Kämmerräthin? Nicht wahr ein Engel, wie meine Amalia? und Taugenichtse ein halbes Dutzend? —

Ich seufzte tief auf. Nein, Albert, sagte ich, so glücklich bin ich nicht. Noch stehe ich allein im Leben; stehe und falle mir selbst; habe Niemanden, der meine Last tragen hilft; Niemanden, der mir meine Freuden theilen hilft — kurz, ich bin ein Hagestolz in optima oder besser in pessima Forma.

Armer Teufel, Du, klagte er. Nein, so darf es nicht bleiben! Heirathen mußt Du, denn ein Hagestolz lebt, hol mich dieser und der, nur halb. Hätte mein

alter Oheim diesen Engel nicht gehabt (er drückte Amalien an sein Herz) ich hätte ihn innig bedauert.

Ich wieß die Sache von der Hand.

An Albert war nun die Reihe. Er erzählte, daß er mit Harpel Griechenland besucht, dann, zurückgekehrt nach Neapel, von dort England und Frankreich durchreiset, endlich heimgekehrt in's Vaterland, eine Stelle in L...., einer bedeutenden Stadt, angenommen habe. Harpel hatte bei ihm gelebt.

Endlich wurde er nach O.... als Justizamtmann versetzt, wo Harpel dieß Gut gekauft, ihn zum Erben eingesetzt habe, dann, nachdem er noch wenige Jahre gelebt, im zufriedensten Alter gestorben sey. Ueber die Geschichte seiner Heirath ging er schnell hinweg.

Ich fragte danach.

Laß das, Alterchen, sprach er; Amalie darf nicht dabei seyn.

Warum denn nicht? fragte sie lächelnd. Glaube mir, Albert, ich gehe gerne geistig in jene bittre und dann so schöne Zeit zurück.

Nun Malchen, Morgen ist ja auch noch unser, beruhigte er.

Aber warum schriebst Du mir nicht, Albert? strafte ich.

Habe ich nicht? — Amalie, gib Zeugniß, wie ich stündlich von ihm sprach, und oft von Dir den Vorwurf hören mußte, Adolph sey mir mehr, als Du? War's nicht so?

Sie erröthete. Ja, sagte sie, Du darfst es glauben Adolph, so war es. Er schrieb oft, und erhielt nie Antwort. Er forderte Dich in öffentlichen Blättern auf, und Alles blieb stille.

Er lief weg und holte die Blätter. Glaubst Du, Thomas? fragte er mich.

Nur so konnte ich es mir erklären, daß grade in der Zeit des Feldzugs es geschah, wo ich in Galliens Gefilde lebte.

Noch lange plauderten wir traulich. Da schlug es zwölfe und die Hausfrau trieb uns zu Bette.

Wie war mir jetzt O.... so lieb geworden! Wie war ich so glücklich. Meinen Albert hatte ich wieder. Blickte ich auf sein häusliches Glück, dann drängten sich Seufzer in meiner Brust. Konnte ich es nicht auch so haben? Hatte ich nicht durch des Fürsten Gnade mein reichliches Auskommen? War ich denn schon alt? Ich trat vor den Spiegel und besah mich, und mußte mir selbst das Zeugniß geben, ich sey noch eben jung genug zum Heirathen. Dreißig Jahr sind ja nur zehn mehr als zwanzig! Graue Haare habe ich noch nicht! Meine Zähne waren noch gut! Eine Brille brauchte ich auch noch nicht! Kurz, ich wurde an diesem Abende, wo ich Zeuge einer Engelsehe geworden, bekehrt von der Hagestolzerei. — Doch — sagte ich zu mir selbst: Nicht Alles ist Gold, was glänzt. Vorgethan und nachbedacht, hat manchen in groß Leid gebracht. Das war der kleine Asmodi, der mir das in's Ohr raunte, der Schalk. Mein Verstand erhob auch seine Stimme im hohen Rathe und sprach: Apropos! Freund Adolph — zum Heirathen gehören zweie. Wie denn nun, wenn ihn Niemand mag? He? — Der Bengel kam just zur Unzeit. Ich kratzte mich hinterm Ohre, und legte mich zu Bette, und sah mich im Traume im Schlafrock, in einer weißen Baumwollmütze, eine alte Annesybille um mich herum keifen, einen alten Kater neben mir in be-

haglicher Ruhe liegen, die Pfeife dampfend, das Podagra zwickend in den Füßen, kurz, den ganzen Haushalt eines Hagestolzen comme il faut. — Dieß Bild mußte mich tief ergriffen haben. Ich erwachte, und im Erwachen hörte ich den letzten Seufzer, der meiner Brust entstieg, und — die Sonne des Frühlings sah freundlich durch die hellen Fenster, und der klare Himmel versprach einen heitern Tag.

Und er wurde es im vollsten und schönsten Sinne des Worts, denn über uns und in uns war's ein heiterer Frühlingstag voll Lust und Licht, und Duft und Freude.

Da, wo ein klares Bassin, von grünem, mit Veilchen und Vergißmeinnicht reich durchwirkten Rasen umgeben, von himmelanstrebenden Pappeln und deh- und wehmüthigen Trauerweiden beschattet, erquickende Kühle auf eine duftige Geisblattlaube ausgoß, hatte die liebliche Amalie das Frühstück bereitet. Albert und mein herziger Pathe riefen mich ab, und wir fanden die Gastliche in aller emsigen Thätigkeit einer wackern Hausfrau.

Ihre Freundlichkeit würzte das Frühmahl. Es mundete köstlich.

Nach dem Frühstück besahen wir den schön und geschmackvoll angelegten, in seinen abwechselnden Partien überraschenden Garten. Ich konnte nur bewundern.

Erst nachdem wir lange umhergewandelt, führten die glücklichen Gatten mich zu einer der reizendsten und sinnigsten Partien des Gartens. Dicht von Jasmin und Rosen umgürtet, aus denen Trauerweiden und Cytisus sich erhoben, lag ein Gärtchen, wo die herrlichsten Aurikeln, sorgsam gepflegt, blühten. Eine Moosbank, von einem Laubdache beschattet, lud, zum Anblick in Ruhe, ein.

Das ist unser und Harpels Heiligthum, sagte Amalie. Albert zog mich auf die Moosbank nieder.

Hier, Adolph, hob er an, ist der Ort, wo Du erfahren sollst, was Dir in Harpels Leben dunkel blieb, wo Du hören sollst, wie und durch welche Wege mich die Hand des Himmels in das Paradies meines ehelichen Lebens einführte.

Höre also: Harpel war der Sohn überaus reicher, aber auch ebenso edler Menschen, meiner Großältern mütterlicher Seite. Hier in diesen herrlichen Umgebungen wuchsen er und meine vollendete Mutter am Busen der Natur und der Elternliebe, geleitet von einer innigen Religiosität, auf.

Die Eltern Harpels starben frühe. Meine Mutter kam zu entfernten Verwandten, lernte meinen Vater kennen und verband sich mit ihm. Harpel besuchte mehre Universitäten, ohne sich zu irgend einem Berufsstudio entschließen zu können, was er bei seinem Vermögen auch nicht nöthig hatte.

Einige Zeit weilte er darauf bei meinen Eltern und fing dann an, die Welt zu durchschweifen nach Ost, Süd, West und Nord. Und wo der Himmel das Füllhorn seines Segens ausgegossen, da blieb er, oder wo Wissenschaft und Kunst ihren Tempel hatten. So lebte er vier volle Jahre ein beneidenswerthes Leben.

Er suchte endlich sein Vaterland wieder. Dresden mit seinen Schätzen und herrlichen Umgebungen fesselte ihn. Er miethete sich eine Wohnung, die ihm die Aussicht auf die schöne Elbe bot, und führte, obwohl an keinen Ort gefesselt, das alte Leben, wenig Gesellschaft suchend, sich selbst und die Wissenschaft und Kunst.

Wieder einmal, wo er den Winter in Dresden war, erkrankte er schwer. Grade um diese Zeit kehrte die älteste Tochter des Raths R......, in dessen Hause Harpel wohnte, aus der Ferne heim. Sie war bei einer Tante erzogen worden, deren Tod sie der Heimath und dem älterlichen Hause wiedergab.

Harpel hatte noch nie geliebt. Einmal hatte ein Mädchen, welches er in Töplitz sah, einen Eindruck auf sein Herz gemacht; allein Harpel konnte, bei seiner einfachen Art zu seyn, bei seiner, trotz der vielen Welterfahrung und Weltkenntniß, großen Schüchternheit, in der Nähe des weiblichen Geschlechts, keine Gelegenheit finden, sie genauer kennen zu lernen. Er sah sie oft in der Nähe, ohne ein Wort mit ihr gewechselt zu haben. Lange noch schwebte, nachdem sie längst, unbekannt wohin, Töplitz verlassen hatte, das Bild vor seiner Seele — allein die Zerstreuungen seiner Lebensweise stellten es zuletzt wieder ganz in den Hintergrund.

Jetzt sieht er das Mädchen plötzlich als seines Hausgenossen Tochter wieder, und ihr Bild nimmt den Raum wieder ein, den es einst inne gehabt.

Aber er erkrankt. Ein heftiges Fieber zerrüttet sein Wesen. Er schwebt, sich gänzlich unbewußt, am Rande des Abgrundes.

Mit edler Aufopferung nehmen sich die Hausgenossen des Kranken an. Er genießt wahrhaft älterlicher Pflege von den Menschenfreundlichen, mit denen er nie in genauem Verkehre gestanden.

Die eig'ne ungeschwächte Natur, im Bunde mit der Kunst von Dresdens berühmtesten Aerzten, rettet ihn. Er geneßt wieder und an seinem Siechbette findet er

die edle Mutter und die noch lieblichere, jetzt zur vollendeten Jungfrau herangewachsene Tochter.

Das Band der Dankbarkeit fesselte ihn an die achtungswürdige Familie, das Band einer tiefen und innigen Hinneigung an Theodoren. Die Zeit beginnt jetzt für ihn, die unbeschreiblich selige für das liebende Herz, wo die Liebe sich, der Blume gleich, entfaltet, und plötzlich, den Gärtner überraschend, in ihrer vollen Blüthe Prangen, vor ihm dasteht. Er ist des Raths täglicher Hausgenosse. Er kann ohne die geist- und gemüthvolle Theodora nicht mehr leben. Auch er ist ihr theuer. Sie gesteht es ihm in einer süßen Stunde, daß sie ihn in Töplitz bemerkt; sie erröthet bei dem Bekenntniß, als sey es eine Sünde. Da kann Harpel sich nicht mehr halten. Er bekennt ihr seine Liebe. Im Mädchen kämpft die Jungfräulichkeit und die Liebe den unendlich reizenden Kampf. Die Liebe siegt — sie liegt an seinem Herzen.

Nun gingen andre Sonnen
Und andre Monden auf,
Nun war die Welt gewonnen
Für seinen Lebenslauf.

Wärest Du nicht ein Hagestolz, und das ein eingefleischter, bemerkte Albert, ich würde Dir ein Bild der Tage malen, die Harpel jetzt, an der Zahl dreihundert fünf und sechszig, genoß; ich würde den Pinsel tauchen in die Farben der Erinnerung aus dem eignen Jugendglücke; — aber so etwas kopirt der Herr Kammerrath nicht, sind auch Allotria, da in den Akten und Rechnungen Hochdesselben niemals ähnliche Exempla gefunden werden; darum schreibe ich drunter: Latus per se — weil er das am Beßten versteht, und gehe in meiner Historie weiter vorwärts, indem ich à la Fortu-

natus einen Siebenmeilenschritt über ein ganzes Jahr hinaus thue.

Harpel hatte sein ganzes baares Vermögen in London angelegt. Wollte er sich häuslich niederlassen, so bedurfte er jetzt bedeutender Gelder. Verschiedene, mir unbekannte Verhältnisse nöthigten ihn, selbst die Reise nach England zu unternehmen. Theodore und er waren eins. Nur bei dem Vater hatte Harpel noch nicht förmlich geworben. Er haßte die Formalitäten des altfränkischen Lebens seiner Zeit und ihre steifen reifröckigen Formen. Ueberdieß schien dieß ihm auch überflüssig. Der Rath R...... liebte ihn ungeheuchelt, und war nur in dem Einen Punkte nicht mit ihm einverstanden, daß er kein Amt annehmen wollte, wozu sich ihm schon oft die schönste Aussicht dargeboten hatte. Er war Kind der Familie. Seine Liebe zu Theodoren war kein Geheimniß; denn jedes Geheimthun war ihm, bei der offenen Biederkeit seines Charakters, verhaßt.

Dem Wunsche des alten wackern Geschäftmannes zu entsprechen, that Harpel Schritte wegen einer Anstellung, und wollte, da sie einem so kenntnißreichen Manne nicht fehlen konnte, den alten Rath bei seiner Zurückkunft aus England damit überraschen.

Nach oft gefaßtem und immer wieder aufgeschobenem Vorsatze riß sich Harpel endlich aus dem Arm der Liebe und reiste ab. Sein Geld gab seiner Reise auf dem Festlande Blitzesschnelle. Nicht so war es auf dem ungetreuen Elemente. Aeolus und Neptuns Launen konnten Dukaten nicht beherrschen.

Eine langsame Seefahrt war ihm peinigend. Albions weiße Küste wurde ihm ein Paradies, das seine Wünsche

erstrebten, indeß seine Gedanken nur rückwärts eilten zu der Geliebten.

Schnell glaubte er in England sein Ziel zu erreichen. Er hatte sich bitter getäuscht. Das Geschäft zog sich in die Länge — der Winter kam. Großbrittaniens ungesundes Klima schwächte seine Kräfte. Er erlag ihm endlich. Ein schleichendes Fieber warf ihn dort im fremden Lande, mit dem Heimweh der Liebe im Herzen, auf's Krankenbette. Lange, lange litt er. Schreiben konnte er nicht, und hatte Niemanden, der für ihn hätte schreiben können, mochte auch Theodoren nicht den Schmerz machen, ihn in der Fremde, in der weiten Entfernung krank zu wissen. Den ganzen Winter hindurch war er krank. Der Frühling kam; seine Gesundheit nicht. Spät im Frühling, an der Gränze des Sommers erst, erholte er sich.

Im August war endlich sein Geschäft beendet. Er schrieb, er eilte, die Geliebte wieder zu finden. Er kommt in Dresden an. Er eilt zu R...... Hause, klopft — man öffnet. Es sind fremde Gesichter, die ihn kalt begrüßen.

Ich suche den Rath R......! sagte er.

Wir bedauern, Ihnen sagen zu müssen, daß er seit drei Vierteljahr todt ist! das ist die Antwort, die ihn niederschlägt.

Und die Räthin?

Auch todt! — Wir haben das Haus erstanden.

Und seine Kinder? Theodora?

Können leider nicht dienen!

Harpel taumelt und sinkt in einen Stuhl.

Mitleidig sieht man ihn an.

Er läßt sich Alles noch einmal erzählen, und eilt dann zu dem Präsidenten F.....r, einst des Rathes treuestem Freunde.

Man meldet ihn.

Es währt lange bis er vorgelassen wird.

Stolz, kalt, mit dem Blicke der Verachtung, tritt ihm der Präsident entgegen, und fragt mit schneidender Bitterkeit: Womit kann ich dienen?

Harpel starrt ihn an und ist keines Wortes mächtig.

Womit ich dienen kann? fragt noch einmal ärgerlich der Präsident.

Um Gotteswillen! stammelt Harpel, was ist geschehen? Erbarmen Sie sich meiner, Herr Präsident, und lösen sie mir das entsetzliche Räthsel!

Räthsel! hohnlacht der. Die Lösung können Sie sich selber geben!

Noch nicht völlig genesen, greift das alles Harpeln fürchterlich an. Er sinkt ohnmächtig nieder.

Den Präsidenten ergreift eine sanfte Regung. Er ruft Hülfe. Man bringt den Ohnmächtigen zu sich.

Der Präsident entfernt sich. Nach einer Weile kommt er wieder.

Wo ist Theodore? stammelt Harpel.

Der Namen erweckt wieder alle Bitterkeit in dem Präsidenten. Nennen Sie den Namen nicht wieder! ruft er aus. Er ist entweiht in Ihrem Munde. Sie haben niedrig gehandelt, Sie sind ein Bösewicht, denn sie haben das Herz eines Engels betrogen, meinen Freund in's Grab gestürzt, die Mutter getödtet, die Kinder zu hülflosen Waisen gemacht. Ihr Aussehn ist der Beleg zu dem, was das Gerücht sagte. Kehren Sie in die Arme von Londons Buhldirnen zurück. Das aber sage

ich Ihnen, daß Sie nicht triumphiren können: Theodore ist glücklich verheirathet, sehr glücklich. Und — ich habe zu viel Zeit an einen Niederträchtigen verschwendet — gehen Sie und treten Sie nie mehr einem Ehrenmanne unter das Auge! — Er wendet Harpeln den Rücken und läßt ihn stehen.

Der ist starr. Das Gelächter der rohen D.enerschaft erweckt ihn wieder. Er zerrauft sein Haar und stürzt hinweg.

Armer Harpel! seufzte ich. So wurdest Du verkannt? — Und wie war's mit ihm? fragte ich, auf's Höchste gespannt. —

Er flieht nach O.... hieher, und lebt in stummer Verzweiflung lange Zeit von aller Welt geschieden. Ihm konnte das Leben ja nichts mehr geben. Aber die Zeit milderte seine Verzweiflung. Das Gefühl der Unschuld erhebt ihn wieder und giebt ihn sich selbst zurück. Er forscht nach R......s Waisen. Er setzt ihnen, ohne daß es Jemand ahnet, woher es komme, Jahrgelder aus. Sie sind wackere Diener des Staates, glückliche Väter geworden durch ihn. Von Theodoren hörte er, sie lebe glücklich und sey Mutter von fünf Kindern. Er liebte sie noch eben so wie einst. Seine Seele war nicht zum Vergessen geschaffen. Ich erinnere mich dunkel, daß wir Kinder ihn nur den traurigen Oheim nannten. Er lebte lange Zeit bei meinen Eltern. Zuletzt, als meine Geschwister von den Blattern hingerafft wurden, verließ er sie nicht mehr. Und als auch mir der Wille des Himmels die Eltern nahm, da ging er mit mir hierher und erzog mich mit väterlicher Liebe. Zwischen seinen Aurikeln und mir war sein Leben getheilt und sein Herz. Aurikeln waren Theodorens Lieblingsblumen.

Es liegt ein dunkler Schatten auf Theodoren, hob mit Thränen im Blicke Amalie an; ihn aufzuhellen, ist meine Pflicht. Du vergönnst es mir, Albert, nicht wahr? — Ich habe es ja aus ihrem Munde!

Er nickte wehmüthig.

Harpels Abreise beugte die Treuliebende. Seine Rückkehr war ihrer Wünsche, ihrer Gebete, ihrer Hoffnungen, ihrer Reden und Träume Inhalt und Ziel. Aber sie verzögerte sich von einer Woche, von einem Monat zum andern, und selbst kein Brief brachte Kunde von ihm. Da erfüllte stille Besorgniß, Gram ihr Herz. Ihre Thränen flossen in stiller Nacht, dann auch im Kreise der Ihren. Der Vater schwieg; aber die Wehmuth, mit der er sein Kind betrachtete, die Liebe, mit der er sie umfaßte, die Kälte, womit er von Harpel sprach, stießen einen Dorn nach dem andern in ihr Herz.

Als nun gar der lange, öde Winter kam, und immer noch nichts von Harpel verlautete, als selbst auf des Vaters Briefe nach London die Antwort kam, man wisse nichts von Harpel, als daß er da gewesen, sein Geschäft zu negociiren, dann aber verschwunden sey — da bleichten die Rosen ihrer Wangen, und das bitterste Weh zog in ihre Brust ein. Sie hielt ihn für todt. Treulos — nein, treulos glaubte sie ihn nicht, denn sie kannte den Edelmuth seines Charakters zu gut, um nur im entferntesten den Gedanken zu hegen. Sie entzog sich jeder Freude.

Die Eltern aber hielten ihn für treulos. Ein junger Mann, der bei der Gesandtschaft in London angestellt gewesen, ein Wüstling, hatte Harpeln dort gekannt, und entblödete sich nicht, das Unwürdigste, dessen er fähig war, dem Edeln anzudichten.

Der alte Rath R......, dessen Gesundheit ohnedem wankte, wurde von dem Schicksal seines geliebten Kindes so tief gebeugt, daß der Gram seinen Lebensfaden zerriß.

Man hatte geglaubt, R...... sey ein wohlhabender Mann; allein nun wieß es sich aus, daß er arm, sehr arm war; ja daß eine bedeutende Schuldenlast alles aufzehrte, was die unglückliche Familie besaß.

Die Lage der Armen war schrecklich. Theodorens Elend zwiefach. Sie lebten von den Unterstützungen edler Freunde und von ihrer Hände Arbeit. Das Mädchen war groß in ihrem Schmerz. Sie trug ihn mit wahrer Heldenstärke. Sie lebte nur für die Mutter und die jüngern vier Geschwister.

Da raubte der Tod ihr die letzte Stütze. Die Mutter bekam ein schleichendes Fieber, das ein nahes Ende erwarten ließ. Theodorens klarer, nüchterner Blick aber sah ganz das Schreckliche ihrer Lage. Ihre Seele war groß und stark. Der Himmel giebt in solchen Prüfungen der weiblichen Seele eine Heldenkraft, deren selbst der Mann nicht fähig ist.

Um diese Zeit warb ein armer, aber sehr rechtschaffner Mann (er war bey Theodorens Vater Registrator gewesen) um ihre Hand. Theodore sah, wie der Mutter Auge in neuer Freude noch einmal glühte. Sie sah ja die Möglichkeit, ihre Kinder vor Noth zu retten. Theodore überwand das eigne Herz. Sie errang den schwersten Sieg. Lieben konnte sie den Mann nicht, aber sie achtete, sie schätzte ihn, denn es war einer von den seltenen Menschen von altem deutschen Schrot und Korn. Sie reichte ihm am Krankenbette der Mutter die Hand. Diese starb heiter und ruhig. Das war der

Lohn des Opfers für Theodoren. Ein reicher Lohn! Und die Vorsehung gab ihr einen höhern in dem stillen harmlosen Glücke einer gewiß zufriedenen Ehe. Treue Freundschaft verband die Gatten, und eine innigere Zuneigung kam mit den Jahren, den Leiden und Freuden ihres ehelichen Lebens. — Sie hat auch vollendet! seufzte Amalie, und ihre Thränen rieselten.

Albert drückte sie an's Herz.

Beruhige Dich, Theure, sagte er liebevoll. Laß mich vollenden!

Mit dem immergrünen Gefühle der ersten Liebe im Herzen, fuhr jetzt Albert wieder fort zu erzählen, konnte nie eine andre Neigung in seinem Herzen Eingang finden. Meiner Erziehung widmete der Edle alle Kraft und alle Zeit. Als er mich reif hielt, begleitete er mich nach A......, weil er mich nie wollte allein, nie in böse Hände gerathen lassen. Wir fanden uns dort, Adolph, und die seligsten Stunden der Jugendfreundschaft genossen wir dort. Der Kinder Freundschaft befreundete die Eltern. Harpel hatte im Stillen Deine Mutter beobachtet. Sie gefiel ihm sehr wohl. Nie, so sagte er später, hat ein Mensch so meine Achtung und Hochschätzung genossen, als Adolphs vortreffliche Mutter. Aus dieser Achtung, aus dem Gefühle, nur in der Nähe einer so herrlichen Frau könne sein Alter erheitert werden, aus dem edlen Antrieb, für Dich zu sorgen, da er der Mutter keine Unterstützung zu bieten wagte, gieng es hervor, daß er ihr seine Hand bot. Er achtete Deine Mutter wo möglich noch höher, da sie ihn abgewiesen, als früher, da er, der an aller weiblichen Treue zweifelte, hier die treue Liebe so herrlich vorfand. Es war natürlich, daß doch durch diesen Schritt, den Har-

pel oft bereute, ein Mißverhältniß eintrat. Er ging mit mir nach Heidelberg — dann aber, weil er sich allein fühlte selbst in diesem Paradiese Badens, wieder nach Jena, wo er wieder so heiter war, als er es in A...... gewesen. Darauf wanderten wir, wie einst der berühmte Spaziergänger nach Syrakus, mit dem Ränzel auf dem Rücken, dem Staabe in der Hand, durch Deutschland, die Schweiz, Italien, Sizilien, die Levante, von hier zurück nach England durch Frankreich in die Heimath. Zum zweitenmale, freilich mit sehr schmerzlichen Erinnerungen, wählte Harpel Dresden zum Wohnorte. Er drang in mich, ein Amt anzunehmen. Ich machte mein Examen und bald wurde mir eine Stelle gegeben, wo ich die breiten Sandwege der Justiz und die Lastwagen menschlicher Narrheit und Schlechtigkeit, welche die Advokaten, für prunkende Staatswagen sie ausgebend, der ehrsamen Dame mit der wächsernen Nase ziehen helfen, kennen zu lernen Gelegenheit hatte. Eine Versetzung führte uns nach Leipzig. Die Schätze der Weisheit thaten sich jetzt wieder dem alten Manne auf. Rüstig wie ein Jüngling, benutzte er, was die Universität bot und studirte unermüdet. Oft bat er mich, mir ein trautes weibliches Wesen zu suchen, daß nicht mein Leben öde werde wie das seine; aber er rieth mir sorgsame Prüfung an, und hob oft die Kraft seiner Bestimmungsgründe durch die bittern Bemerkungen über das weibliche Geschlecht wieder auf, so daß mir bangte vor jeglicher Verbindung. Da führte ein einfaches Ereigniß — doch nein, es war ja eine Schickung dessen, der Alles wohl macht, in dessen Weltregierung nichts unbedeutend ist, eine gänzliche Umwandlung unsres Lebens herbei.

Harpel war stets ein Freund mechanischer Kunstfertigkeiten gewesen. Neben der Wohnung, die wir in Leipzig inne hatten, wohnte ein Juwelierer, ein sehr braver Mann, einst ein Schulgenosse von meinem Oheim. Es that ihm wohl, eine bekannte Seele aus der Jugendzeit, die ihm so sehr befreundet war, wieder zu finden, und andrerseits zog ihn des Jugendgespielen Geschäft sehr an.

Eines Tages, wo er wieder in der Werkstätte saß, trat eine alte Frau herein und bot dem Juwelierer ein Ringlein zum Verkaufe an, auf dessen Schilde die Buchstaben T. P. eingegraben standen. T. P., sagte der Juwelierer nachlässig, ohne zu wissen warum, und besah den Ring, der sehr wenig Werth hatte.

Theodore Pfeifer, so hieß ja die untreue Geliebte. Der Gedanke durchzuckte Harpels Seele. Er nahm den Ring — und — er bebte — es war ein ihm wohlbekannter Goldreif, den einst Theodore getragen.

Der Juwelierer bemerkte die Bewegung Harpels. Was ist Ihnen? forschte er ängstlich. Kennen Sie den Eigenthümer?

Harpel fragte die Frau, woher sie ihn habe? —

Er gehört einer armen, kranken Wittwe, die mit fünf Kindern am Hungertuche nagt, sagte die Frau.

Und sie heißt? —

Theodore Pfeifer.

Heiliger Gott! wo wohnt sie?

Die Frau bezeichnete ein abgelegenes Gäßchen, das Harpel nicht kannte.

Er nahm den Ring, und bat die Frau, ihn zu der Kranken zu führen.

Albert sah auf Amalien. Sie saß da mit einem Gesichte, auf dem stille Wehmuth und doch eine freudige Erhebung der Seele geschrieben stand. Willst Du mich ablösen? fragte er sanft.

Sie nickte.

Ehe ich den Faden aufnehme, wo ihn mein Albert fallen ließ, sagte sie, muß ich etwas aussprechen, was Du, Adolph, vielleicht schon ahnetest — Theodore war — meine Mutter.

Deine Mutter?! rief ich erstaunt aus. O ich bitte Dich, fahre fort, liebe Amalie!

Mein Vater war seit drei Jahren todt, nahm sie das Wort, als das Erkennen des Ringes in Harpels Seele die alten Empfindungen weckte. Mit Armuth hatte er gekämpft alle die Tage seines Lebens. Armuth war unser Erbtheil, als er starb. Der Mutter kunstfertige Hand ernährte uns kümmerlich, bis ich, herangewachsen, sie unterstützen konnte. Da wurde unsre Lage in etwas besser. Allein der Brüder Unterricht, der Miethzins, die vermehrten Bedürfnisse meiner heranwachsenden Geschwister foderte mehr, als wir leisten konnten. Die trübe Aussicht in die Zukunft erfüllte der Mutter Seele mit Kummer. Der Kummer nagte an ihrer Gesundheit. Sie erkrankte. O, sie werde ich nie vergessen, diese Tage einer unaussprechlichen Noth! Nur der feste Glaube an den allwaltenden Vater im Himmel, den die Mutter so fest in meine Seele gepflanzt, hielt mich aufrecht in dieser schweren Zeit. Der Arzt, der meine Mutter behandelte, war kein Menschenfreund. Möge es ihm Gott vergeben, wie er an uns Armen handelte! Ich mußte ein Stück unsres kleinen Besitzthums nach dem andern verkaufen, um seine Foderungen



zu befriedigen. Und doch war er ja das Werkzeug, durch dessen Härte der Weltregierer uns die Hülfe sandte. Der Ring der Mutter war das Letzte, was ich zu verkaufen hatte. Sorgfältig hatte ich es ihr verhelt, denn mir hatte sie den Ring am Tage meiner Confirmation gegeben. Er war mir heilig, und doch — o, es kostete mich bittre Thränen — mußte er verkauft werden, um Brod für die kleineren Geschwister anzukaufen.

Die Dämmerung, die Zeit des Tages, wo das kummerbelastete Herz tiefer sein Weh fühlt, war gekommen. Die Mutter schlummerte im Kämmerlein. Ich saß in Thränen mitten unter meinen Geschwistern und wartete mit pochendem Herzen auf die Wiederkunft unsrer braven, aber gleich uns armen Hausfrau. Da öffnete sich die Thüre, und ein Mann in einem hechtgrauen Kleide stand auf der Schwelle.

Er sah mich an — er zitterte — er rief mit bebender Stimme: „Theodore!“ und breitete die Arme gegen mich aus.

Eine unbeschreibliche Angst ergriff mich. Was wollte der Fremde? Was suchte er? — Meine Verlegenheit war ohne Gränzen.

Erbleichend stand ich auf.

Da ließ er die Arme sinken — es schien, als erwache er aus einem Traume — Thränen rollten aus seinen Augen. O mein Gott, mein Gott, sagte er weich, ich habe mich ja getäuscht! Er wischte die Thränen weg, fuhr mit der Hand über das Gesicht und suchte sich zu fassen. Es mochten so einige Minuten vergangen seyn, da richtete er das auf die Brust gesunkene Haupt empor, trat mir näher, reichte mir die Hand und sagte

mit rührendem Ausdruck: Erschrick nicht, Kind, ich komme in guter Absicht. Wo ist Deine Mutter? —

Ich erzählte ihm, ermuthigt, was er wissen wollte. Er zog mich neben sich auf einen Stuhl. Kind, sagte er, sey offen, was bedarf sie, was Ihr? Sprich, ich bitte Dich!

Brod, ach, Brod! baten die Kleinen.

Er ging wankenden Schrittes hinaus zu der Frau, die ihn geführt. Dann kam er wieder.

Hast Du nie den Namen Harpel gehört? fragte er.

Harpel? rief ich, und fuhr entsetzt zurück.

Du erschrickst? sagte er wehmüthig. Ich bin der Harpel. O erschrick nicht. Glaube an das Edle und Heilige im Menschen.

Ich konnte mich nicht erholen von meinem Schrecken; aber doch flößte mir der Mann Vertrauen ein.

Da rief die Mutter.

Schweig' noch! bat er, und ich ging.

Ach, sagte sie zu mir, ich habe schön geträumt. Gott sandte einen Engel zur Hülfe für Euch. Es war Harpel. Ich hörte ihn meinen Namen rufen.

Ich zitterte; das sah sie.

Sey ruhig, Amalie, ich rede nicht irre!

Das nicht, liebste Mutter, rief ich. Der Engel ist da. —

Da? fragte sie und richtete sich auf. Harpel da?

Da ging die Thüre auf und Harpel stand vor ihr.

Ich vermag nicht, die Scene zu schildern, deren Zeuge ich war; aber es war ein heiliger Moment, wie Harpel vor dem Bette niederkniete und in stummer Rührung ihre Hand küßte und mit seinen Thränen benetzte. Auch meine Mutter weinte.

So nah am Ziele? sagte sie endlich. So nah am Ziele!

Harpel richtete sich auf. Sein Auge glänzte in einer heiligen Begeisterung. Ich danke Dir, Gott, sprach er, ich danke Dir; die Stunde ist da, wo Du zum Lichte führst!

Jetzt setzte er sich nieder. O, meine Mutter lebte neu auf.

Ich war zu tief ergriffen, ich mußte hinweggehen, und im Gebete mein Herz erleichtern, indeß die Geschwister aßen und sich leise zur Ruhe begaben.

Als ich zurückkehrte, ruhte der Mutter Haupt an Harpels Herzen, und beide weinten.

Harpel zog mich zu sich.

Er ist rein und edel, meine Amalie, wie ich an ihn geglaubt! sagte die Mutter.

So munter, so stark war sie lange nicht gewesen.

Harpel ging spät weg.

O wie dankten wir alle dem Helfer in der Noth, der keines bedrängten Herzens Gebet unerhört läßt.

Am andern Morgen kam er wieder. Er brachte zwei Aerzte. Er sorgte für Alles. Er gab so reich, daß ich fast niedergedrückt wurde von einem namenlosen Gefühl. Aber er gab wie ein Vater. Meine Kinder seyd Ihr jetzt, sagte er. Ich sorge für Euch.

Und er that's wie ein Vater; aber nicht lange genoß die gute Mutter die Freude, Harpeln gereinigt von aller Schuld zu wissen. Sie starb an seinem Herzen.

Albert unterbrach die weinende Amalie. Sie ging hinweg. Ja, Adolph, sagte er, sie starb an seinem Herzen. Vergeblich wäre es, den Schmerz zu schildern, den er empfand. Doch in den Schmerz mischte sich das

süße Gefühl, daß er rein vor ihr gestanden, daß sie ihm ein Herz voll heiliger Liebe bewahrt, daß sie an seinem Herzen gestorben war.

O nun habe ich droben noch einen Engel, der meiner in Liebe harret, sagte er zu mir. Sein Schmerz war still, darum desto tiefer.

Obwohl er mich von allem unterrichtete, so war ich doch nicht zu der Familie gekommen. Ich hatte ihn darum gebeten; allein ich sahe, daß er es nicht gerne gehabt. Warum? das konnte ich nicht ergründen. Am Tage vor der Beerdigung nahm er die Kinder und führte sie hierher, und trauerte mit ihnen. Ich ehrte seinen Schmerz und blieb noch einige Zeit in Leipzig. Ich hatte dort Alles besorgt was nöthig war. Vierzehn Tage darauf fuhr ich hierher. Vor dem Thore des Städtchens begegnete er mir. Er führte zwei Knaben mit sich, herrliche Jungen.

Sehr froh begrüßte er mich. Komm, Albert, sagte er, und begrüße die Kinder. Sie sind meine Söhne. Es ist Frieden in meiner Brust, theurer Albert. Ein neues Wirken eröffnet sich vor mir.

Wir kamen im Hause an.

Amalie! ruft er, und — meine Amalie tritt herein, geschmückt mit allen Reizen der neunzehn Jahre.

Eine Flammenröthe übergießt ihr Gesicht wie das meine. Das ist Albert, sagte er zu ihr.

Sieh Albert, hier deine Schwester Amalie!

Ich trat zögernd auf die Liebliche zu.

Gieb ihr den Bruderkuß, Albert, rief der Oheim.

Ich that's, Adolph. Aber der Kuß entschied über mein Leben. Ich blieb vierzehn Tage in O........ Es waren selige Tage, denn Amaliens Herz neigte sich

zu mir in keuscher heiliger Liebe, und nun ging mir das Licht auf, das das Leben verherrlicht und mir seine wahre Bedeutung erschloß. Harpel war sehr, sehr glücklich.

Ich mußte nach Leipzig zurück. Harpel eilte nach Dresden. Es gelingt ihm, die Versetzung des Justizamtmanns hier zu bewirken, der längst darum angesucht.

Kaum ist er wieder in O........, so erhalte ich Briefe, schnell Leipzig zu verlassen und zu ihm zu kommen.

Ehe ich jedoch abreiste, kam der alte Juwelierer und besah alle meine Mobilien.

Im Auftrage des Oheims! sagte er.

Was das sollte, wußte ich nicht.

Ich kam hier an, Amaliens Liebe war mein Himmel.

Da kommen Wagen mit Effekten — es sind die meinigen aus Leipzig.

Was soll das, lieber Oheim? frage ich.

Er lächelt, zieht ein Papier heraus, reicht es mir — und — es ist meine Bestallung als Justizamtmann hier.

Na, ruft er, mich an seine Brust drückend, wie ist's? Gratulire! Aber Du Kerl bist ja toll, was starrst Du das Papier so an? —

Ich konnte nicht reden. Allein bald fand ich mich. Ich flog an seine Brust. Eins fehlt mir noch, theurer Vater, rufe ich aus.

Fehlt? spricht er lachend. Ist doch der Mensch die unzufriedenste Seele, die ich kenne. —

O theurer Oheim —

Na, was fehlt Dir denn? —

Meine Amalie! platze ich heraus.

So? — scherzt er — aber die hellen Thränen standen ihm in den Augen, die Freudenthränen, Adolph — So? — Ist das Dein Ernst? — Und wie stehts denn

bei Dir — Malchen? fragt er sie, die nicht weiß, wo sie ist. —

Kommt, Kinder, rief er aber plötzlich, übermannt von seinem Gefühle, Ihr liebt Euch. Gott segne Euch!

Da lag sie an meiner Brust, Adolph, und er umschlang uns, und die Seligkeit des Himmels wohnte in unsrer Brust. Sie wurde meine Gattin — der Schutzgeist meines Lebens, der Engel, der mir täglich neue Blüthen auf den Lebenspfad streut. Sieh, so kam mein Glück mit Riesenschritten, und blieb Gottlob bis heute. Noch zwei Jahre lebte Harpel. Er und Du, ihr waret Pathen bei meinem Aeltesten. Er wurde wieder jung, Adolph. Er trug den Knaben, er spielte mit ihm, er war glücklich wie ein Kind.

Ach, sagte er oft, mir ist's, als könne ich nun in Frieden von dannen ziehen — und doch Eure Liebe fesselt mich an's Leben, daß ich mit Seufzen an die Stunde denke, wo des Herrn Stimme ruft!

Amalie trug ihn aber auch fast, wie man sagt, auf den Händen. Ihre Brüder versorgte er, und was er nicht vollenden konnte, ist jetzt meine Sache.

Drei Jahre lebte er im Schooße unsrer Familie, dann entschlief er, um zu einem beseligenden Wiedersehen jenseits zu erwachen, und dort geläutert vor Allen in der Liebe Aller beglückt zu werden.

Frieden seiner Asche! sprach ich gerührt, als Albert geendet hatte.

Laß uns Amalien suchen, bat er. Wir gingen. In einer stillen Laube saß sie und weinte der Erinnerung Thränen, und der kleine Adolph küßte sie ihr weg.

Auch ihre Ruhe und Heiterkeit kehrte wieder, und in der Mitte dieser Menschen, in der Erinnerung der

glücklichen Jugendzeit schwanden mir drei Wochen wie drei Tage.

Mit Mißbehagen vernahm ich den Ruf der Pflicht. Hier war ja so gut seyn. O, hätte auch ich mir da eine Hütte bauen können!

Ich mußte ziehen.

Schweren Herzens schied ich von dem Wiedergefundenen, dem Treuen. Nur der Gedanke, daß ich auf der Rückreise länger weilen könne, machte mir den Abschied weniger schwer. Thränen und Segenwünsche begleiteten mich.

Meine Reise war einförmig und ohne großes Interesse. Ich hatte aber so viel zu sinnen, zu erwägen, zu bedenken — daß ich dennoch vergnügt in dem Orte meiner Bestimmung eintraf. Es kostete mich schwere Kämpfe, bis ich die Scheintraulichkeit der politischen Gemüther mir beilegen konnte. Es mußte seyn. Mein Glück war es, daß ich mit redlichen Männern zu thun hatte. Ich war so glücklich, schnell, sicher und erwünscht meinem Ziele nahe zu kommen, und mir nebenbei die Gunst des Ministers, mit dem mich mein Beruf zusammenbrachte, zu erwerben. Dies brachte mir Einladungen die Fülle.

Nur eine nahm ich gerne an — bei dem Staatsrath v. H...., und das aus einem besondern Grunde — den ich — jetzt ohne zu erröthen, bekennen darf; die Tochter des Staatsraths hatte eine Gesellschafterin — mehr eine Busenfreundin, die mir mein Hagestolzenthum zu verleiden anfing. Dieses Mädchen, ein Inbegriff der Liebenswürdigkeit, hatte mein Herz gewonnen beim ersten Anblick. Vielleicht trug es viel dazu bei, daß sie mit Alberts Amalie in ihren Zügen eine ent-

fernte Aehnlichkeit, in ihrem Thun und Lassen, in der Art, sich zu benehmen, eine entschiedene hatte. Ob sie mir gut war? — Ihr Blick ruhte oft lange auf mir, wenn sie sich unbeachtet glaubte. — Redete sie mit mir, so war sie sehr beklommen, und der sonst sprudelnde Witz stockte — diese und viele andere Zeichen wollten mir fast Muth zum Glauben geben, sie sey mir gut. Was sollst Du lange auf's Liebeln warten — dachte ich — frisch gewagt, ist halb gewonnen. Ich kleidete mich gut und ging zum Staatsrathe, in der Absicht, entscheidende Schritte zu thun. Ich mußte auch eilen, denn meine Geschäfte waren beendet; ich hatte erreicht, was ich wollte, vollkommener, als die Excellenz daheime geglaubt, und meine Abreise war nahe.

Ich fahre vor des Staatsraths vor.

Excellenz sind nicht zu Hause! sagt der Portier.

Und wohin denn? —

Auf's Land!

Und Frau Gemahlin?

In's Bad mit Fräulein Julie!

Donnerwetter! fluchte ich und ließ umkehren. So macht mir das Schicksal einen Querstreich!

Jetzt war ich ärgerlich. Fort! rief ich. Hier ist nichts. Du bist zum Hagenstolzen verdammt. Alter Narr, wie konntest Du auch glauben, das blühende Mädchen liebe dich? Pah! Laß fahren!

Den Tag darauf rollte mein Wagen zum Thore hinaus. In O...... hoffte ich Erheiterung. Ohne Fährlichkeiten erreichte ich es. Albert wußte nicht, daß ich kam. Ich wollte ihn überraschen. Leise schlich ich zur wohlbekannten Gartenpforte hinein durch die ver-

schlungenen Gänge zu Amaliens Lieblingslaube am Teich. Dort dachte ich beide Gatten zu finden.

Als ich mich leise nähere, höre ich Stimmen, die ich nicht recht unterscheiden konnte. Ich schlich näher. Amaliens Stimme erkannte ich, die andere nicht. Horchen ist verboten! sprach mein Gewissen, aber — jetzt erkannte ich die andere Stimme auch, und mein innerstes Wesen erbebte. Es war ja die Engelsstimme Augustens, die ich bei dem Staatsrathe gesehen — geliebt — — die Gedanken vergingen mir, denn ich hörte folgendes abgebrochene Gespräch:

Und er zeichnete Dich aus? fragte Amalie.

Ja, lispelte Auguste.

Er ist ein edler, guter Mensch, Schwester (man vergebe das Selbstlob, das jedoch rebus sic stantibus, kein Selbstlob ist) der ein Weib glücklich machen wird. Du wirst ihn bald wiedersehen. Freuest Du Dich?

Ach ja, lispelte der Engel wieder, und umschlang die Schwester.

Da aber konnte ich mich nicht mehr fassen. Ich stürzte in die Laube zu ihren Füßen und bekannte meine Liebe. Die Ueberraschung, der Schrecken war groß — aber ich hatte ja gelauscht und Amalie legte sie an mein Herz — und — der Hagestolz wurde — was er noch ist — der glücklichste Gatte, ja, bei Gott, der glücklichste! —

Mit dem Ausruf: Ja, bei Gott, einer der glücklichsten! schloß ich meine erste Historie, und wollte damit nur sagen, wie unendlich glücklich ich mich als Gatte von Amalia's Schwester, die in allem ihr Ebenbild ist,

fühle. Daß ich aber am Schlusse der Historia Vieles übersprang, was zwischen dem Tage meiner Abreise aus O...... und meiner Verheirathung lag, ahnete vielleicht Niemand, zumal man geneigt seyn möchte, zu glauben, was ich erzählt, sey eine bloße Aufschneiderei, oder, mich technisch auszudrücken: so eine Art von Romänchen. Dagegen muß ich doch mit dem ehrlichsten Gesichte von der Welt und der Hand auf dem Herzen protestiren! Ich bin keineswegs der Mann, der den lieben Leuten etwas aufbindet. Ich habe aus meinem Leben jene Lichter und Schatten treu und redlich abkonterfeiet, und wer mich kennt, glaubt mir's auf's Wort schon.

Was ich aber dort zu erzählen versäumt, hole ich gewissenhaft nach, so wie es sich ereignet, ohne daß ich der Putzmacherin Phantasie erlaube, auch nur Eine ihrer gemachten Blumen dem Kindlein in die Locken zu stecken.

Ob ich in O...... bei meiner Holden, bei meinem Albert, meiner Amalie und all' den Herrlichen glücklich war? — Darnach wird wohl Niemand fragen, weil es Latus per se wäre. Ich war's im Superlativ. „Bräutigam!" du Wort voll Seligkeit! du Namen, der nur allein die Seele meines Freundes, des Medizinalraths Friederici, des eingefleischtesten aller Hagestolze, ohne Wonne lassen kann! — Dich hörte ich von den Lippen, den Rosenlippen meines Mädchens säuseln, und jeder Nerv bebte, und mein Herz schlug in lauter Vierundsechzigsteln. Ich schäme mich gar nicht, es zu sagen, daß das liebliche Wesen tausendmal mir den süßen Namen geben mußte. O, lachet nicht, Ihr Alltagseelen, die Ihr Euren Bund schlosset mit Kratzfüßen und „Erlauben Sie's!" Ihr begreift der Liebe Seligkeit nicht,

weil sie eben nicht zu begreifen, nicht Sache des Verstandes, sondern des Herzens, des Gefühls ist; aber wenn ein Glücklicher es liest, dem die Rosentage noch lächeln, oder der eben noch mit stiller Lust in sie zurückblickt, wie — in ein verlornes Paradies — der wird mich verstehen und nicht lachen, und entweder sagen — Ja, ja, so ist's! oder mit einem tiefen Seufzer: Fuimus Troës! Blitzschnell flogen die Tage hin, und meine Urlaubzeit eilte ihrem Ende zu. Der Bräutigam fluchte auf den Kammerrath wie ein Bootsknecht, und konnte ihn doch nicht abschütteln, weil der Ehemann in spe ihn gar zu nöthig hatte. Die Thränen im Auge meiner Braut drückten mir fast das Herz ab — und doch mußte ich weg, um daheim alles vorzubereiten, einzuleiten et caetera.

Der Abschied bleibe ungeschildert. Jeder, der einmal glücklich geliebt, greife in seinen Erinnerungkasten, und er wird gewiß ein treues Conterfey finden.

Erst nachdem die Thürme des Residenzchens mir wieder entgegen sahen, wurde ich ruhig, denn der Kammerrath gebot eine Weile dem Liebenden Ruhe.

Es war ein heiterer Sommermorgen, da ich zum Thore hineinrollte und tausend Willkommen empfing von allen Seiten.

In ganz andrer Stimmung trat ich über die Schwelle meines Hauses, als ich über sie hinausgeschritten war vor wenig Monaten. Mein alter Konrad wußte gar nicht, was er sagen sollte, denn sein Herr lächelte, und sah ihn doch nicht an, erwiederte doch seinen herzlichen Gruß nicht. Er beschwerte sich nachher darüber. Der alte Narr wußte nicht, daß ich jetzt im Geiste meine Braut in mein Haus führte! —

Kaum umgekleidet war ich, da trat schon der Secretär Sr. Excellenz herein.

Excellenz haben des Herrn Kammeraths Ankunft vernommen — sagte er pathetisch, und —

Werde sogleich die Ehre haben — erwiederte ich, und das Männlein huschte hinaus.

Excellenz lagen auf der Ottomanne und sahen recht lüstern nach den Novitäten aus.

Grüß Sie Gott, lieber Kammerrath! Endlich? — Na setzen Sie sich zu mir und referiren Sie haarklein — ich brenne vor Begierde.

Ab ovo begann ich, die lange Brühe anzurühren, legte die Dokumente vor — und von Minute zu Minute wurde das gelbe hohe Antlitz freudiger.

Als ich geendet, drückte er mir die Hand, und sagte mit dem allergnädigsten Gesichte: Ihre Gesandtschaft ist herrlich geendet. Das errungene Ziel macht Ihnen Ehre. Sr. Durchlaucht vollste Zufriedenheit und mein Dank spricht sich in diesem aus —

Wie wurde mir's? — Eine goldne Tabatiere — und — ein Patent im größten Format lag in meiner Hand. —

Se. Excellenz geruhten sich an meiner Verlegenheit zu ergötzen.

Nun, wie stehts, mein werther Geheimdte-Regierungsrath? fragte er fein lächelnd. Gratulire! — Ihr eifriger Dienstfleiß wird Ihnen die Bahn der Ehre noch öfter öffnen!

Ein gnädiger Wink — und ich — ging — ? — Nein, ich rannte wie besessen von dannen.

Kann ich Dir gratuliren, Brüderchen? fragte der Medizinalrath Friederici, ein Universitätsfreund von mir und Albert, indem er in meine Stube trat und mir die

Hand reichte, mich herzlich willkommen zu heißen; aber die Antwort auf seine Frage konnte er nicht abwarten. Hast's infam lang gemacht, Adolph, sagte er; da bin ich herumgezogen die lange Zeit her, von einem Siechbette zum andern, habe das Volk auf die Beine und unter die Erde operirt und kurirt, und war immer mißfidel, denn die ledernste Langeweile plagte mich, weil Du nicht da warst, und — hol' mich der — ich habe seitdem keine Pfeife mit Lust, keine einzige philosophisch geraucht.

Sey ruhig, lieber Doctor, fiel ich ein, nun bin ich auch wieder da. Stopfe Dir sogleich eine in diesen Meerschaum — den ich Dir mitgebracht!

Adolph! rief er, bist Du geckig? Donnerwetter, das ist ein Köpfchen! Nein, Du bist doch ein Goldjunge! Den will ich Dir aber auch anrauchen, daß die Leute sich scheel dran sehen aus lauter Neid.

Er drehte sich auf einem Fuße herum vor Freude.

Nun stopf' Dir eine, und dann sitz' nieder und gieb Acht. Du sollst Wunderdinge hören.

Er besah den Kopf ohne mich zu hören, und brummte in den Bart: Das ist ein Köpfchen! Wie zart! Wie fein! Wie leicht! Und welche Form? —! Und welch' geschmackvolles Beschläge — Silber mit Gold? Höre, rief er dann, ich wollte, Du hättest ein Bein zerbrochen, und ich könnte Dir's gleich wieder heilen, ohne daß Du hinktest! — Du wärest gewiß froh, und sagtest, Doctor, ich danke Dir! Aber so froh wie ich mit dem Kopfe könntest Du nicht seyn, und so herzlich nicht sagen, ich danke Dir, wie ich jetzt! Er schüttelte mir die Hand.

Setz' Dich doch, um Himmelswillen, und höre —

Aber was hast Du denn? —

Mancherlei, lieber Friederici, was Dich freuen wird. Höre und staune! Ich fange bei'm Kleinsten an. —

Und das ist? —

Diese Tabatiere, die mir Se. Exc. als Zeichen der Zufriedenheit Serenissimi so eben eingehändigt!

Pah', die ist hübsch; aber höre, Adolph, Du schnupfst doch nicht? —

Warum denn nicht? Zuweilen eine Prise de contenance — ist das denn was Uebles? Wie manche Grille nießt man weg. Wie oft erheitert eine Prise den verworrenen Kopf!

Schweig! rief Friederici, der Schnupfer ist — eins von den Thierchen, die Mosis Kinder scheuen. Pfui! Rauchen ist eine andre Sache. Sieh wie gravitätisch, wie ehrwürdig sieht der Raucher aus, wenn er seine treue Freundin an den Lippen hängen hat! —

Friederici? Freundin? Ist das nicht eine Idee, die ein Weiberfeind wie Du durchaus gar nicht herbergen sollte?

Du hast recht, Adolph — allein Du verstehst mich und hättest mich nun einmal durch diese Diversion nicht aus dem Concepte bringen sollen. — Der Raucher ist der ächte Philosoph, sage ich, denn dem ist das Irdische nichts. Der Dampf seiner Pfeife mahnt ihn an die Nichtigkeit der Dinge in dieser Welt, und wie er aufwärts steigt, führt er den Geist aufwärts in die höheren Regionen, und der Dampf r i n g, der seiner Pfeife entsteigt, das Sinnbild der Ewigkeit, eröffnet durch die Association der Ideen dem denkenden Geiste des Rauchers die Sphären des Ewigen. Der Raucher hat nur

die unverkennbarste Anlage zu der Schule des Zeno von Cittium, und wenn Bedürfnißlosigkeit Seligkeit ist, so ist der Raucher allein der Selige, weil er, wenn sein Pfeifchen dampft und glüht, und der Rauch von Blättern duftend seine Nas' umzieht, selbst nicht tauscht mit Göttern. Mir ist's immer, als sey ich der Herr der Welt, wenn ich meine Pfeife rauche. Ich brauche nichts. Hunger und Durst flieht. —

Amen! sagte ich, die Standrede unterbrechend; ich habe in der That nicht Lust, jetzt Dein Sancho Pansa zu seyn, Doctor, drum halt's Maul in Gottes Namen! Du hast noch so viel zu hören, daß Du Deine fünf Sinne zusammen nehmen mußt!

So rede! rief er ärgerlich.

Daß ich geheimer Regierungsrath geworden bin, ist das zweite.

Gut, Adolph, bei mir soll's geheim bleiben — denn ich habe keine Frau. — Aber ich wünsche von Herzen Glück!

Das Dritte ist, — ich habe meinen und Deinen Albert wieder gefunden.

Albert? — Bist Du geckig? — der ist ad patres versetzt; wer weiß, wie lange schon dem kein Zahn mehr weh thut.

Auf Ehre, Friederici, ich habe ihn gefunden!

Ist Dein Ernst? —

Er lebt und ist sehr glücklich.

Da starrte er mich an, und ich mußte ihm die Begebenheit in O...... erzählen. Seine Freude war groß.

Wir müssen hin, Adolph, den muß ich sehen, ehe denn ich die alte Mode mit mache und sterbe.

Du wirst Dich glücklich bei ihm fühlen. Er hat ein treffliches Weib, das Ideal einer Hausfrau und Gattin.

Weib?! rief er. Ist er denn auch des Teufels? — Und Du sagst mir — ein gutes Weib? Gutmüth'ger Narr, der Du Dich nun wieder einmal von einem Weibe hast über den Löffel barbiren lassen!

Sey zufrieden, Doctor, und suche Dich zu fassen. Nimm jetzt ein niederschlagendes Pulver, daß Dich meine vierte Eröffnung nicht allzusehr alterire. —

Er sah mich lange forschend an. Du kommst mir ganz anders wie sonst, so — so — wie soll ich sagen? — so ehestandskandidatisch vor! Du wirst doch nicht komplett verrückt geworden seyn? —

Das hieße in Deiner Sprache so viel als „heirathen wollen?"

Die Interpretation ist richtig.

Gut, Freund, so bin ich verrückt, denn wisse — Alberts Schwägerin ist meine Braut! —

Er wurde jetzt kreidebleich, trat nach einer Pause zu mir, faßte meine Hand, und legte, sehr ernst, den Finger an den Puls — dann sagte er besorglich: Kein Delirium! — doch es ist Scherz. Du willst mich bloß foppen? —

Nein, bei Gott nicht, Freund! Ich liebe und werde geliebt, und fühle mich unbeschreiblich glücklich.

Da faßte er Hut und Stock, und rannte donnernd und fluchend die Treppe hinab.

Ich aber lachte herzlich, und dachte: er wird schon wieder kommen! —

Friederici war ein vortrefflicher Mensch, aber ein Grillenfänger und Brausekopf. Er hatte in seiner Jugend geliebt mit all' dem Feuer seines Wesens, und ihn

traf das herbe Geschick, daß er eine Unwürdige liebte, die — ihn betrog, die dem Mittellosen einen reichen alten Sünder vorzog. Seitdem war sein Herz leer, und nur noch ein heiliges Gefühl war ihm geblieben, die Freundschaft. Amt, Beruf hatte in späterer Zeit, nebst den mannichfachen Verbindungen, ihn in das Innere vieler Familien, besonders höherer Stände, eingeführt. Manches Weib hatte um den schönen Mann kokettirt — sein scharfer Blick hatte die Weiber von keiner schönen Seite kennen gelernt, und mit dem Vorurtheile sah er selbst im hellsten Lichte dunkle Schatten — er haßte und verachtete aus Grundsatz die Weiber. Und wie denn jeder Hagestolz gewisse fixe Ideen, Eigenheiten, Narrheiten besitzt, die eben in seiner Vereinzelung ihren Grund haben — so war Haß des andern Geschlechts bei ihm fixe Idee geworden, die er so weit trieb, daß kein Thier weiblichen Geschlechts in seinem Hause seyn durfte. Ihm mußte der rasche Entschluß, den ich gefaßt, greuelhaft erscheinen, wie er denn aufrichtig Jeden bedauerte, der sich verheirathete, weil er ihn nun keiner hochherzigen Idee mehr fähig, nur für einen Sklaven hielt, der im allergemeinsten Partikularismus untergehe. Das waren seine Ansichten; allein ich zweifelte oft daran, daß es wirkliche Ueberzeugung sey — ich hielt es mehr für eine gewisse Bizarrerie. Wenigstens thaten diese Ansichten seiner Menschenliebe keinen Eintrag. Diese war aufopfernd und umfassend. Rief ihn der Arme, so gab er sicher, und die Linke wußte nicht, was die Rechte that. Man sah ihn oft eifrig und mit sich selbst redend über die Straße schreiten, und seine Säcke weit abstehen und strotzen von Gaben für den Dürftigen, dem er Linderung bringen wollte.

Die allgemeine, ungetheilte Achtung, die er genoß, die unverkennbare Liebe gegen ihn, die sich bei Hohen und Niedern aussprach, gab den sichersten Maasstab zur Beurtheilung seines Charakters. Seine Eigenheiten übersah man. Seit einer langen Reihe von Jahren war er mein täglicher Umgang. Oft, und das konnte nicht fehlen bei seiner Art, kämpften wir hitzig für und wider eine Sache; oft war er ärgerlich von dannen gerannt, immer aber nach Verlauf weniger Stunden wiedergekommen, und seine heitere Miene wies deutlich aus, sein Aerger sey verraucht. So wird es auch jetzt seyn, dachte ich, und setzte mich freudig an den Schreibtisch, der Geliebten alle die fröhlichen Nachrichten von Tabatiere, Geheimde-Regierungsrath cum annexis zu melden und zu schwatzen — wie ein — achtzehnjähriger Verliebter. Notabene! In der Liebe und ihrem ersten Beginne wird der Mensch nicht alt. Das herrliche Gefühl äussert sich überall gleich — nur wenig modificirt. Der Brief wurde lang. Zeile an Zeile reihte sich. Die Zeit verstrich, der Brief wurde gelesen, gesiegelt, expedirt — Friederici kam nicht.

Ich nahm meinen Hut, um ihn aufzusuchen.

Als ich mich seiner Thüre nahte, lauschte ich, denn ich hörte ihn fulminiren. Er schritt heftig auf und nieder. Ich konnte nur die Worte: Narr — Esel, und dergleichen Ehrentitel vernehmen.

Indem zupfte mich Jemand am Rockschoos.

Es war Sebastian, des Doctors buckliger Famulus, ein Kabinetstück, dessen Aeußeres einem Teufel auf Breughel's Bildern ähnlich sah.

Er gestikulirte, ohne zu reden. Seine Pantomimen waren verständlich. Er deutete auf die Stirne, schüttelte mit der Hand und wies auf die Thüre.

Nicht bei Trost? fragte ich leise, mit Mühe das Lachen unterdrückend.

Er nickte bejahend.

Was widerfuhr ihm denn?

Gott weiß es! sagte er leise. So tobt er schon seit heute Vormittag! 'S ist nicht auszuhalten.

Sebastian! Sancho! Wo hat Dich der Teufel? — rief des Doctors Stentorstimme jetzt.

Er ist bei demselben, seiner Frau Großmutter und Sippschaft auf Hochderselben Witthum bei einem Thée dansant! sagte ich und trat zu ihm hinein.

Halb ärgerlich, halb lachend sah er mich an.

Was willst Du? fragte er.

Eine Pfeife Knaster rauchen und ein Glas Doppelbier mit Dir trinken, Patron!

Potz Element, Bastianchen, lauf, hole Bier! Aber der Kobold ist bei einem teuflischen Thee! —

Sey ruhig, Freund, so eben ist er auf einer Mistgabel angeritten.

Gut, so komm' und setz' Dich!

Alles war vergessen.

Gottlob! ächzte Bastian und humpelte fort, Bier zu holen.

Das Bier schäumte, die Pfeifen glühten und die leidige Politik, diese Mumie ohne Seele, hatte uns auf ihre Schlachtfelder und Sandsteppen gelockt. Ich wußte meinen Murrkopf zu behandeln. Die Politik war sein Steckenpferd. Saß er im Sattel zurecht, dann vergaß er Alles.

Um ihn jedoch wieder auf das Heirathsthema zu bringen, suchte ich einzulenken. Ruhiger sprach er jetzt. Der Vulkan war durch eine starke Eruption ruhiger geworden. Kleine Lavaströme erinnerten nur noch an seinen frühern Ausbruch.

Wie magst Du, hob er an, Du alter Kerl, noch einmal ein Narr werden?

Mit Vergunst, fiel ich ein, bin nur ein Jahr jünger als Dieselben.

Das störte ihn nicht. Sieh', Adolph, ich meyne es so gut mit Dir, wie, Gott ist mein Zeuge! mit Niemanden mehr auf dieser Welt! Darum sey vernünftig, und höre nur diesmal meine warnende Stimme: Es ist die Stimme Deines Schutzgeistes. Du weißt es, ich kenne die Frauen besser als Du. Du stehst an einem Abgrunde, in dem Deine Selbstständigkeit, Deine Zufriedenheit, ja, um kurz zu reden, Dein ganzes Glück und Deine Würde untergehen will, und Du siehst nicht, daß Dich eine Finsterniß erwartet, wo da ist Heulen und Zähneklappen. — Lache nicht. — Sieh' da den armen Finanzrath X.... Der arme Teufel besaß ein Erkleckliches, war das fidelste Haus, was nur konnte gefunden werden. Da fällt's dem Esel ein, zu heirathen. Er nimmt ein glattwangiges Gänschen, das so sanft zu seyn schien wie ein Lamm, so bescheiden wie ein Veilchen et caetera, und — siehe — kaum sind die sogenannten Küßwochen vorüber, so entfaltete der Engel seine Xantippentugenden. Sie keift wie ein Hofhund, sie putzt sich wie ein Pfau. — Die Fidelität geht per. Der arme X.... darf kein Kassino mehr besuchen! indeß die Dame von einer Sippschaft in die andere rauscht. Aussen Prunk, innen Schmalhanns Küchenmeister. X.... sieht

täglich seine Gelder von dannen ziehen in floribus, während er in einem abgeschabten Gottfried von Anno Eilf umherschleicht, und seufzt und arbeitet wie ein Plantagensklave, und doch Schulden machen muß: — Ein Beispiel für Viele.

Pro secundo: Da ist mein College, der **Doctor medicinae** Rumpel, ein treuer, ehrlicher Kauz, der noch nie ein Wasser getrübt. Er heirathet ein Mädchen von den reinsten Sitten, wie man sagt. Sie liebt ihren Mann furios. Es geht eine Weile gut. Da aber führt der gute Doctor das schöne Lärvchen seiner Frau zur Schau. Wo Honig ist, da summen die Bienen. Die jungen Gelbschnäbel wittern gut. Der Doctor freut sich königlich, daß mehr Leute, Leute von feinem Geschmack, Theaterkritiker, Poetaster u. dgl. seinen Geschmack gut finden. Dem Frauchen gefällt's. — Die treue Seele ahnets nicht; allein lange blieb es ihm nicht verborgen. Man bespöttelt ihn, und ist endlich so gutmüthig, ihm den Staar zu stechen. — Er sieht's ein, und sein Glück ist hin. Die Scheidung macht ihn nicht mehr glücklich. Er schleicht umher wie ein Gerippe. Wenn er den nächsten März erlebt, so will ich, mit John Fallstaff zu reden, ein ausgenommener Häring seyn! — Ein Beispiel für Viele.

Pro tertio: Du kennst den Assessor Dorr? — Er ist ein edler, wackrer Mann. Seine Eltern starben früh, ihm blieb Niemand hier unten als seine Schwester, eine Zwillingsschwester, die er liebt wie seine Seele. Diese Schwester ist in L..... hier in der Nähe an den Amtmann verheirathet. Zu ihr lief er, so oft er konnte. Ich habe ihn nie glücklicher gesehen, als wenn er von seiner Schwester kam. Dieser Schwester einziger Trost

ist er — da ihre Ehe eine Hölle auf Erden ist, denn sie und ihr Mann taugen nicht zusammen. Vor einigen Jahren nun gewinnt die Amtmännin eine Freundin, die sich recht innig an sie schließt, wahrscheinlich um ein Netz nach dem Bruder zu werfen. Es gelingt. Dorr findet der Schwester Freundin schön, liebenswürdig, weil sie der Schwester Freundin ist. Er heirathet Sie. Wie immer, geht's im Anfang gut. Bald aber zeigt es sich, welch' ein Schätzchen die Assessorin ist. Ihre Anmaaßung muß des Assessors Schwester in die Schranken weißen. Da entsteht Hader. Sie verbietet dem Assessor, die Schwester zu besuchen. Der Gutmüthige will Frieden stiften, bringt seine Schwester zu seiner Frau. Diese aber empfängt sie mit den pöbelhaftesten Reden. Kurz, der Skandal wird stadtkundig und Dorr ist von seiner Schwester getrennt, darf sie nicht mehr sehen, und hat daheim einen Teufel. Ein Beispiel für Viele!

Bis hierher hatte ich ruhig zugehört, allein meine Geduld war nun auf der Neige.

Bist Du zu Ende? — fragte ich mit Satyre.

Nein, Adolph! erwiederte er; störe mich nicht!

Schöpf' ein wenig Athem, Freundchen, und laß mich auch einmal reden, ein Wörtchen reden. Deine Exempla sind in der That odiosa; allein Du übertreibst bei all Deiner bewundernswerthen Kunde der Chronique scandaleuse dieser ehrenhaften Residenz, und schadest dadurch offenbar Deiner Sache. Du giebst nur Ausnahmen von der Regel glücklicher Ehen. Bei dem ersten Deiner Exempel ist der Mann ein Tölpel, bei der zweiten ein Rülps, und bei der dritten ein armseliger Wicht. Daß es recht viele böse Sieben unter den Weibern giebt, ist nicht zu bestreiten; allein eben so wenig, daß es unend-

Das stimmte ihn fast wehmüthig, und verletzte ihn zugleich, weil es wie Spott ihm vorkam.

Doch Albert glättete die Falten seiner Stirne, da er von Politik zu reden anfing.

Die Staatsvisitte endigte endlich. Mein Weibchen lud Friederici ein, uns ja oft zu besuchen, und wir schieden.

Ein kurioser Kauz, Dein Special, sagte mein Weibchen.

Aber ein sehr edler Mensch, Liebe, fiel ich in die Rede. Du wirst ihn kennen und achten lernen.

Ich erzählte ihnen sein Schicksal, und sie bemitleideten ihn innig.

Am Abend kam Friederici, wie er es gewohnt war. Sein Anzug eben so nachlässig als sonst, seine Pfeife in der Hand. Ohne anzuklopfen trat er singend ein. Wahrscheinlich hatte er in seiner Zerstreutheit mein Verheirathetseyn wieder rein vergessen.

Ich konnte das Lachen nicht halten, als er verblüfft an der Thüre stehen blieb, sich linkisch verbeugte, und, sich vor die Stirne schlagend, ausrief: ich meynte, es wäre noch wie sonst!

So soll es auch seyn und bleiben, sagte mein Weibchen, faßte ihn freundlich bei der Hand und führte ihn zu Albert und mir auf's Sopha. Dann hüpfte sie hin, holte meinen Tabakkasten, setzte ihn vor ihn und sagte: Jetzt ein Pfeifchen, mein lieber Herr Medizinalrath, ungenirt wie immer, ich bin jetzt die Dritte in Eurem Bunde.

Da starrte sie Friederici an, lange, lange; dann schien's als beschleiche ihn eine leise Wehmuth. Sein Gesicht wurde heiter. Er drückte mir die Hand, stopfte,

und das heiterste Gespräch fing an, unsern kleinen lieben Zirkel zu beleben.

Zur Nachtsuppe mußte er bleiben, dann braute mein Weibchen Punsch und kredenzte ihn. Es war des Doctors Lieblingsgetränk. Einmal über das andremal sah er mich an und in seinem Gesichte lag etwas, das so viel zu sagen schien — als — ich bereue; das ist eine Ausnahme von der Regel!

Ich mußte mein Weibchen bewundern. Es lag in ihrem Thun eine Grazie, die mich entzückte, eine seelenvolle Heiterkeit und Anspruchlosigkeit, die mir ein Leben voll Seligkeit verhieß. Friederici kam nun jeden Abend wieder; und immer heit'rer. Er sagte nichts; aber ich sah's, mein Weibchen hatte ihn gewonnen. Nur einmal strömte sein Herz über. Adolph, rief er, meine Hand drückend, Dir ist der große Wurf gelungen; Dir ist keine Niete in diesem gefährlichen Lotto gefallen! —

Und so war's. Jeder Tag war ein Festtag des reinsten Glücks, der innigsten Liebe. Ich fing neu an zu leben, und lernte jetzt erst, was Leben sey. Unbeschreiblich lieblich war meines Weibchens Anblick in ihrem häuslichen Thun. Sie war so ganz im vollen und schönen Sinne des Wortes Hausfrau, und sie fand in diesem schönen weiblichen Berufe so ganz ihr Glück.

Ging ich in mein Collegium, so war ihr Lebewohl eine herzliche Umarmung; kam ich wieder, so empfing sie mich jubelnd. — O, wie ist das Hagestolzenleben so arm, so elend, so engherzig und verschroben! Ich blickte in die Tage meines Junggesellenlebens zurück, wie man, angelangt in einer freundlichen Gegend, in die öde Steppe zurückblickt, die man mit Seufzen durchwandert.

Monde schwanden in ungestörtem Glücke. Auch jenseits der Küßwochen blieb mein Weibchen, zu Friederici's Erstaunen, ein Engel wie vorher.

Mein Glück aber sollte noch höher steigen. Ich wurde Vater eines herrlichen Knaben.

Friederici und Albert wurden Pathen.

Bei Gott, Adolph, rief er aus, als er mein Vaterglück und meine Vaterfreude sah, nicht jeder Ehestand ist ein Wehestand!

Bist Du endlich bekehrt? fragte ich frohlockend. Willst Du nun auch freien?

Er wurde ernst. Nein, Adolph, sagte er, für mich ist Spiel und Tanz vorbei, das Freien ist vorüber.

Ich aber hoffte noch alles Gute und dachte: Sein Stündlein hat noch nicht geschlagen!

Ueber lange Zeit kam eines Abends Friederici früher als gewöhnlich. Sein Wesen schien stark aufgeregt zu seyn, sein Herz bewegt. Er sprach kein Wort und ging rasch im Zimmer auf und nieder.

Was giebt's, Patron? fragte ich.

Für Dich nichts, Adolph, rufe Deine Frau.

Sie kam.

Sie wollen mit mir reden, lieber Doctor? sprach sie mit seelenvoller Freundlichkeit. Setzen Sie sich, und lassen Sie mich hören.

Er that's, und begann: Heute früh werde ich in das Hospital gerufen zu einer kranken Frau. Ich gehe hin so schnell ich konnte, und finde eine Fremde, eine Frau von fünfzig Jahren in den letzten Zügen. An ihrem Lager knieen drei Kinder, zwei Knaben und ein Mädchen, die in Thränen zerfließen. Der Mutter war nicht mehr zu helfen. Das hypokratische Gesicht war

schon eingetreten, und alle Vorboten eines nahen Todes. Ich ließ die Kinder entfernen, um mit der Mutter zu reden. Sie war noch ganz klaren Geistes. Ich fragte nach ihrem Befinden. In einer Sprache, die ganz die vortreffliche Bildung ihres Geistes und Herzens kund gab, sagte sie: Ich fühle es, mir ist nicht mehr zu helfen. Meiner wartet die Ruhe — aber — meine Kinder — o Gott, o Gott! — Sie sind hülflos. Sie haben Niemanden, der sich ihrer annimmt! —

Seyn Sie ruhig, entgegnete ich, es lebt ein Gott, der der Waisen Vater ist, und gute Menschen, die sein Geist regiert.

O ja, sagte die Frau: das allein ist mein Trost — aber das Mutterherz — ach — Herr, man sagte mir, Sie seyen gut und edel — aber Sie fühlen nicht, was ein Mutterherz fühlt bei'm Scheiden von hülflosen Kindern.

Während sie so sprach, kam eine stärkende Mixtur, die ich verordnet. Sie nahm und wurde stärker. Ich forschte leise nach ihrem Herkommen. Sie war die Wittwe eines Offiziers, der kurz erst gestorben war. Sie wollte in ihre Heimath, um dort, wo sie auch Niemanden mehr hatte, mit ihrer Hände Arbeit ihre Kinder zu ernähren; da erkrankt sie hier.

Des Weibes Schicksal, das so viel Aehnliches mit dem meinigen hatte, denn ich hatte ja auch Niemanden mehr auf Erden, sprach gewaltig zu meinem Herzen. Ich versprach ihr mit Hülfe edler Menschen für ihre Kinder zu sorgen. Mit diesem Troste wurde sie ruhiger und ihr Herz floß in Dank gegen Gott und mich über. Nun ließ sie die Kinder kommen, und gab ihnen die trefflichsten Lehren der Tugend. — Ich mußte hinwegeilen, denn mein Herz war tief erschüttert. — Nun

komme ich zu Ihnen, um — — er stockte — um Sie zu bitten, die Leidende zu besuchen. Ihnen wird sie mehr anvertrauen als mir. Wollen Sie?

Mit Freuden! rief mein edles Weib, und eilte, sich sogleich zum Mitgehn anzuschicken. Auch ich ging mit.

Wir fanden die Kranke um Vieles ihrer Auflösung näher. Mein Weibchen setzte sich zu ihr, sprach mit ihr lange und angelegentlich. Allerlei Stärkendes hatte meine Frau mitgenommen. Jetzt bediente sie sich dessen mit einer Geschicklichkeit, die Friederici auf's Neue in Erstaunen setzte.

Das ist ein selt'nes Weib! rief er begeistert aus.

Wir blieben bis sieben Uhr. Da entschlummerte die Kranke zum ewigen Frieden.

Friederici drückte ihr das Auge zu und sagte gerührt: Frieden sey mit Dir!

Der Jammer der Kinder war unbeschreiblich groß.

Wir nahmen sie mit in unser Haus, wo meine Frau sie zu trösten bemüht war.

Friederici ordnete das Leichenbegängniß.

Die Kinder blieben bei uns. Es waren zwei Knaben, einer von acht, der andre von zehn Jahren; das Mädchen, ein sehr liebliches Geschöpf, hatte vierzehn. Sie hieß Victorine.

Bei den Knaben war der Schmerz heftig, aber schneller vorübergehend, bei Victorine sanft, aber tief und innig.

Mit zärtlicher Liebe schloß sie sich an mein Weib an, die ihr Mutter im vollen Sinne des Wortes war.

Wir müssen mit den Kindern einen festen Plan fassen, sagte nach vierzehn Tagen Friederici.

Und welchen meynst Du? fragte ich.

Die Knaben müssen in einer Schule untergebracht werden. Ich habe sie geprüft. Sie haben gute Anlagen.

Gut, Doctor, so sorge Du für Eins, ich für Eins, das Dritte nimmt Albert gewiß mit Freuden.

Wir loosen um sie, sagte mein Weib.

Sie machte Loose.

Sie müssen zuerst ziehen, Doctor, sagte sie; Adolph zieht für Albert, ich für uns.

Friederici zog. Victorine! sagte er verlegen, was soll ich mit dem Mädchen machen? —

Sie Dir groß ziehen! sagte ich lachend.

Nein, rief mein Weib, der Doctor kann sie nicht brauchen, wir wollen sie an Albert vertauschen, meine Amalie wird sie besser bilden als ich; darum aber bleibt sie doch des Doctors.

Er mußte einstimmen.

Wir waren doch entschlossen, unsern Albert zu besuchen. Friederici wollte uns begleiten.

Die Knaben brachten wir in einer Bildungsanstalt unter. Victorine reiste mit uns nach O...... Zwar that ihr die Trennung von meinem Weibchen sehr wehe, da sie sie zärtlich liebte; allein auch Amalien neigte sich ihr Herz zu, und sie blieb gerne in O......

Friederici beschäftigte sich viel mit ihr.

Amalie und meine Frau verkehrten heimlich viel mit einander. Erst als wir wieder in unserm häuslichen Stillleben waren, vertraute sie mir, was sie verabredet.

Der Doctor will dem kleinen Mädchen wohl, sagte sie. Er ist ohnedem ganz anders geworden seit einem Jahre. Amalie wird in Victorinens offnes Gemüth den Keim der Achtung und der Dankbarkeit für den Doctor legen. Er ist ein schöner Mann, wird ihr ge-

fallen, und — sie muß seine Gattin werden. Das haben wir ausgemacht.

Wenn ihr nur nicht die Rechnung vor dem Wirthe machtet? —

Laß nur Amalien gehen! sagte sie triumphirend, und brach ab.

So oft Friederici kam, redeten wir von den Pfleglingen. Von dem Direktor der Anstalt, in der die Knaben waren, kamen die besten Nachrichten.

Amalie schrieb oft. Ihre Briefe waren voll Lobes über Victorinen. Recht vergnügt hörte es der Doctor an, und meine Frau, der kleine Schelm, wußte so viel zu sagen von ihrem Gemüthe, ihren Talenten, daß der alte Kauz recht behaglich zuhörte, und unbewußt Victorinens Bild in seine Seele aufnahm.

Er darf sie nicht eher sehen, als bis sie sechszehn Jahre vorüber ist, sprach meine Frau, und dann — Adolph, Du wirst sehen, dann verliebt sich unser Hagestolz in schönster Art.

Ich zweifelte daran — aber Frauenlist geht über Alles, wie Ihr wißt! Sie legte ihren Plan methodisch an, und führte ihn methodisch fort.

Oft sagte der Doctor, wenn die beiden Knaben in ihren Ferien bei uns waren: ich wünschte doch auch Victorinen wieder zu sehen, wie die sich gemacht hat; aber mein Frauchen hatte immer etwas einzuwenden. Als aber endlich die zwei Jahre umwaren, und des Doctors Geburtstag, der 8. Oktober, nahte, da gerieth in meinem Hause Alles in neue Thätigkeit. Wir reisen nach O...... zu Albert und Amalien, sagte meine Frau zum Doctor; machen Sie sich fertig; allein gerade nehmen wir den Weg dahin nicht. Ich wünschte die herrli-

chen Anlagen von Wörlitz zu sehen. — Nicht wahr, Adolph, Du gewährst mir die Bitte? Sie auch, Doctor?

Mit Freuden! riefen wir Beide. Wir hatten Wörlitz selbst noch nicht gesehen, und wünschten dieses Paradies einmal besuchen zu können.

In der letzten Hälfte Septembers reisten wir zusammen ab. Das herrlichste Wetter begünstigte unsre Reise. Heiterkeit und Frohsinn waren unsre Begleiter. Selbst der Doctor war des fröhlichsten Humors. Mein Weibchen aber war ausgelassen munter. Sie mußte etwas in petto haben, das konnte ich nicht bezweifeln. Fragte ich, so legte sie den Finger auf den schönen Mund und schlug ein Schnippchen.

In Wörlitz, wo Kunst und Natur Hand in Hand gehen, um den Ort in ein Elysium umzuzaubern, sollten wir einige Tage weilen; so wollte es wenigstens meine Frau. Was mir auffiel, war, daß ihr Mädchen so oft ausging, wiederkam, und mit ihr verkehrte. —

Endlich schlug die Stunde, wo auch ich eingeweiht werden sollte in diese Mysterien.

Vergieb mir, lieber Adolph, bat sie dringend, daß ich so lange Dich hinhielt! Albert ist hier mit Amalien und Victorinen. Hier soll, ohne daß er es weiß, Friederici sie sehen, hier soll sein Wiegenfest gefeiert werden.

Ich hatte Lust zu schmollen — aber es ging nicht.

Wie soll denn das aber werden? fragte ich.

Ich habe Victorinen gesehen, Adolph, sie ist schön wie ein Engel geworden. Verliebe Dich mir nur nicht in sie? Hörst Du! Nun gehst Du heute um drei Uhr in den Garten, führst Friederici zum großen Teiche, dort wird Victorine mit Alberts Kindern spielen — und das Weitere wird der Himmel fügen!

Ich ging mit Friederici in die Gärten. Seine Seele war hier in dieser herrlichen Natur ungewöhnlich heiter.

Ich bin sehr glücklich, Adolph, sagte er, und bin Deiner Frau tausendfachen Dank schuldig, daß sie mir diese Freude bereitet hat.

Da nahten wir uns dem Teiche und mein Auge traf auf Victorinen, die uns nicht sah. Mit dem rechten Namen hatte meine Frau das Mädchen genannt, sie war schön wie eine Hebe, wie ein Engel.

Doctor, rief ich, sieh das herrliche Geschöpf dort!

Er sah hin. Bei Gott, sagte er, das Mädchen ist allerliebst — mir kommt sie bekannt vor — doch es ist eine Larve — ein Weib.

Er drehte sich um, sah aber doch wieder hin und konnte endlich seine Blicke nicht mehr abwenden. Gestehen mochte er es freilich nicht, und darum wollte er mich glauben machen, die Kinder interessirten ihn.

Laß uns weiter gehen! sagte ich.

Hier ist gut sein, erwiederte er, lasset uns Hütten bauen.

In diesem Augenblicke klopfte uns Albert auf die Schultern, und Amalie und mein Weibchen waren da.

Willkommen, Doctor, rief Albert laut.

Victorine erglühte und sah freudig auf.

Herzlicher Willkommen überall. Jetzt nahte das Mädchen. Eine brennende Gluth lag auf der sehr schönen Wange.

Doctor, rief wieder Albert, willst Du denn Deine liebe Victorine nicht sehen?

Da fuhr er schnell herum und war unbeschreiblich verwirrt, als das schöne Mädchen vor ihm stand, zit-

ternd fast und doch mit einem Blicke, so seelenvoll, so dankbar. —

Sie neigte sich tief und wollte seine Hand fassen, da fiel eine Thräne darauf, und Friederici zog das Mädchen, seiner selbst kaum bewußt, an sein Herz. Hier ist Dein Ort, meine Tochter, sagte er tief gerührt, und mein Vater! rief Victorine, und ihre Thränen rieselten.

Wir waren alle gerührt.

Wohl verdient sie an Deinem Herzen zu ruhen, Bruder, sagte Albert, denn sie ist gut und Deiner werth.

Da drückte sie Friederici noch einmal an seine Brust, küßte sie auf die Stirne mit Innigkeit und sagte, aufgelößt in Wehmuth: Gottlob, so habe ich doch einen Menschen, eine gute Tochter, die in meinem Alter meiner pflegt. Willst Du das, und mir einst, wenn ich sterbe, die Augen zudrücken?

O Gott! rief weinend das Mädchen, und schlang ihre Arme in kindlicher Unschuld und reiner Liebe zu dem edlen Mann, um seinen Hals. Nein, nein, Sie sterben nicht!

Als aber diese Wallung vorüber war, erglühte das Mädchen in hohem Purpur. Sie hatte den Muth nicht mehr, ihr Auge aufzuschlagen.

Friederici war ernst, aber sanft und weich gestimmt. Oft traf ich seinen Blick, der auf Victorinen ruhte, und ein leiser Seufzer seine Brust hob.

Victorinens Scheu verlor sich. Schon am andern Tage saß sie bei dem Doctor und sprach mit ihm recht innig und ohne Scheu. Auch ging sie mit ihm in den Garten des Hauses, wo wir wohnten. In ihrem Wesen lag das engelreine, heilige Vertrauen der Unschuld, der Dankbarkeit — der Liebe.

Mein Frauchen und Amalie jubelten. O, rief sie, unser schöner Plan gelingt! Schon steht im Heiligthum der Seele Victorinens des Doctors Bild mit einem Heiligenscheine. Der schöne Mann wird vollenden.

Am Abend sprach der Doctor seine Freude über die geistige Bildung Victorinens aus und über ihr reines heiliges Wesen.

Also lassen Sie doch einmal unserm Geschlechte Gerechtigkeit widerfahren? fragte meine Frau.

Seit ich Sie und Amalien kenne und — Victorinen — vollkommen! antwortete der Doctor.

Wie aber, sagte ich am Abend zu ihm, wenn ein Engel wie diese Victorine Dein Weib wäre?

Schweig, Adolph, ich bin alt.

Ein Narr bist Du, sagte ich, und das ein recht großer.

Damit endigte unser Gespräch, aber es hatte doch gezündet. Ich sah's an dem Ernst seines Wesens, daß er rathschlagte. Ich berührte nun diese Saite nicht mehr.

Täglich schloß sich Friederici enger und näher an Victorinen an, täglich neigte sich ihr Herz näher zu ihm.

Am Abend vor unsrer Abreise nach O...... flog sie an Amaliens Herz und weinte, und prieß sich glücklich, daß der Himmel ihr solche edle Menschen geschickt. — Dann erzählte sie Amalien, was ihr Friederici von ihren Brüdern erzählt.

Er ist ein sehr edler Mann! sagte Amalie, und begeistert stimmte Victorine in sein Lob ein.

Wenn Friederici nicht verliebt ist in unsre Victorine, sagte Albert, so war ich es meiner Lebtage nicht; denn seht nur, seit er hier in O....... ist, läßt er ja gar nicht von dem Mädchen, und wie sein Auge so lebhaft strahlt! —

Und Victorine, sagte Amalie, ist auch nicht mehr die alte; auch sie ist verändert, und mir scheint's, sie liebt — aber sie weiß es nicht.

Wie sich der Weiberfeind gebehrden wird? rief ich lachend.

Da ging die Thüre auf, und der Doctor stürzte herein, bleich, entstellt.

Was ist geschehen? — fragten wir alle erschrocken.

Um's Himmelswillen, Hülfe! rief der Doctor außer sich, und rannte wieder hinaus.

Wir alle ihm nach in Victorinens Stube.

Dort lag das herrliche Wesen, bleich und todtähnlich.

Entkleidet sie, ihr Frauen, rief Friederici.

Wir entfernten uns. Aber etwas aus dem Doctor zu bringen, war vergebliche Mühe.

Erst über eine Weile, da Victorine sich in etwas erholt hatte, hörten wir, sie sey im Garten nahe an dem Fischteiche ausgeglitten und hineingestürzt, und Friederici habe sie herausgeholt. Jetzt sahen wir erst, daß der Doctor naß war.

Victorinens erste Frage war nach ihm.

Als er nun umgekleidet war, und zu ihr eintrat — da fielen alle Fesseln, da stürzte er am Bette nieder, und preßte seine Lippen auf des Mädchens schneeige Hand und rief: Ich fühle es, ich kann ohne Dich nicht leben!

Und Victorine? — In unbeschreiblich süßer Verwirrung umfing sie Amalien; und diese legte ihre Hand in des Doctors Hand und sagte: Ihr seyd für einander geschaffen, und — an seinem Herzen lag das Mädchen, und der Kuß der Verlobung brannte auf ihren Lippen.

Am andern Tage, an des Doctors Geburtstage, war Verlobung. Friederici war selig. Feierlich that er dem weiblichen Geschlechte Abbitte, und — nun sind seitdem sechs Jahre und drüber hingeschwunden, und noch blüht unser beiderseitiges Glück. Unsre Kinder spielen zusammen, und wenn Friederici in mein Haus tritt, sagt er immer: Giebt's glücklichere Gatten als wir?

Alexius und Irene.

Eine historisch-romantische Erzählung aus den Zeiten der Kreuzzüge.

I.

Unweit des Hafens von Constantinopel lag im Jahre 1200 nach des Herrn Geburt ein stattliches Gebäude, welches einem Pisaner, Namens Marco Gregori zugehörte, welcher hier eine reichbesuchte Wirthschaft hielt. Der Mann besaß ein ächtes Schenkentalent. Freundlich, artig, redselig war er gegen Jedermann. Er hielt die besten Weine, wußte sie noch über Verdienst zu preißen, war schlau genug, mäßig zu fordern und vereinte allen Luxus und die weichlichste Bequemlichkeit in seinem Hause. Sein Witz und seine Laune würzte die Erzählung seiner Abentheuer und Schnaken. Seine Verbindungen mit manchem angesehenen Griechen machten ihn mit den Hofintriguen genugsam bekannt, und bahnten den Kaufleuten seiner Vaterstadt den Weg zu gewinnvollem Absatze ihrer Waaren. Auch manches heimliche Schleichhändelchen wußte er schlau einzuleiten und — nicht zu seinem Schaden auszuführen — kurz er war ein Genie in seinem Fach — war reich und geneigt gegen erkleckliche Zinsen Vorschüsse in glänzenden Byzantinen denen zu machen, deren Casse im lebevollen Constantinopel hektisch geworden war. Kein Wunder, daß sein Haus selten leer war und selbst der stolze Grieche es nicht verschmähte, sich hier in der Gesellschaft der Abentheurer Pisa's, Amalfi's und Genua's gütlich zu thun.

Es war grade an einem noch sehr heißen Tage des Septembers, als, eine seltene Ausnahme, die Gaststube nur von drei Gästen besetzt war. In einer Ecke saß einsam ein alter Grieche, dessen Gesicht, eine seltene Ausnahme seiner Landsleute, den unverkennbaren Stempel der Ehrlichkeit trug. Es war ein Samiote, der aber einen ziemlich bedeutenden Posten in Constantinopel bekleidete — er war Aufseher im Staatsgefängnisse des Kaisers Alexius III. Stille und in sich gekehrt saß er da und trank seinen Cyprier mit der Miene eines Mannes, der nicht blos mit dem Munde die köstliche Gabe des Bacchus genießt, sondern dessen Seele selbst an dem Hochgenusse Theil zu nehmen schien.

Mehr im Mittelgrunde des bedeutenden Zimmers saßen, oder lagen vielmehr auf hohen Sammetpolstern an einem Marmortische zwei Pisaner, Kaufleute und Schiffsherrn, deren Schiffe mit reicher Ladung köstlicher Waffen, größtentheils Erzeugnisse Solinger und Brabanter Kunstfleißes, die sie in der reichen Stadt Cöln am Rheine geladen, erst vor Kurzem im Hafen angelegt und durch Gregori's Vermittelung bereits sämmtlich glücklich verkauft hatten. — Sie tranken glühenden Syrakuser aus silbernen Pokalen. Beide unterhielten sich lebhaft über Venedigs Handel und die Vortheile, welche ihm wieder die Vorbereitung zu einem Kreuzzuge in Frankreich zu bringen verhießen. Und wie denn überhaupt Brodneid ein Patrizier in der Krämerseele ist, so gab er denn auch in diesem Gespräche den Ton an, der als Grundton durch alle die mäandrischen Windungen des Redewechsels hindurchklang. Schon war Manches herüber und hinübergesprochen, als man auch auf die Lage des griechischen Reiches kam.

Es ist himmelschreiend, rief heftig Pesaroni, Einer der beiden Redenden, wie der feige Comnene gegen Isaak handelt. Denke ich mir die entsetzliche Lage des Erblindeten, dem der Tyrann die Augen ausstechen ließ, so muß ich schaudern. Es ist schrecklich, des Augenlichtes beraubt seyn und in ew'ger Nacht leben zu müssen. War auch Isaaks Leben nicht makellos, so war er doch besser, als Alexius!

Während dieser Worte war Gregori in das Gemach getreten. Er grüßte vertraulich den Kerkermeister und flüsterte ihm, auf die andern deutend, zu: Aus denen spricht der Syrakuser, Herr; habt keine Ohren für sie! — Hierauf trat er zu Pesaroni, gab ihm durch einen Druck auf die Schulter ein Zeichen nöthiger Vorsicht und sagte lachend: Mit Gunst, Herr, Ihr urtheilt nicht ganz richtig. Alexius, unser kaiserlicher Herr, dem Gott Gnade gebe — er rückte sein rothes Mützchen — hat eigentlich Isaak erst recht fähig zum Throne gemacht. Der blinde Regent ist der beste. Er sieht seiner Trabanten Schleichwege und Ränke nicht, und eben so wenig seines Volkes Elend; hält also jene für rechtliche Leute, dieses für glücklich, und spart sich Aergerniß und Herrschersorgen.

Pesaroni fuhr auf. Euer Witz ist diesesmal lahm, Gregori, und euer Scharfsinn blind, wie Isaak.

Es käme darauf an, versetzte Gregori mit Nachdruck, wer von uns der Blindeste wäre. Ich meine z. B. in einem Wirthshause, wo der Ohren viele sind, sollte man sich hüten, über Leute zu reden, die leicht das Werk, das sie an Isaak verrichtet, zu wiederholen Lust bekommen könnten.

Die letztern Worte hatte er an Pesaroni gesprochen; indem er sich etwas zu ihm neigte.

Ach, laßt mich, rief er, mit Eurem ewigen Mahnen zur Vorsicht. Ich bin ein freier Pisaner und rede, wie es mir ums Herz ist. Könnte ich Isaak auf den Thron setzen, heute noch, obwohl mich die Sache nichts angeht, ich würde nicht bis morgen warten. Und zudem jammert mich am meisten der junge Alexius, der seine schönsten Tage im Kerker durchseufzt. —

Das ist leider wahr, erwiederte Gregori.

Und diese Feigen, rief hitziger Pesaroni, warum tragen sie das schmachvolle Joch des Tyrannen? Warum erbrechen sie nicht den Kerker und setzen Alexius auf den Thron, jenen — blendend, wie er es dem eigenen Bruder gethan?

Ihr geht weit, Herr, fiel Gregori in's Wort. Dort tadelt Ihr Alexius, weil er blendete, und hier wollt ihr, daß ihn das Volk blende! —

Es wäre ein Vergeltungsrecht, sprach etwas betroffen Pesaroni — freilich ein schreckliches — doch ein verdientes.

Der andere Pisaner hatte bisher geschwiegen.

Ich denke, wir entthronen Alexius III. nicht, setzen Isaak nicht auf den Thron und befreien auch den jungen Alexius nicht. Darum wäre es besser, wir ließsen sie's ausmachen, sorgten für uns und schwiegen über Dinge, die uns nichts angehn.

Du hast wahrhaftig alle Anlage zum Podesta von Pisa! rief jetzt höhnisch Pesaroni, und Gregori lachte, daß ihm der Schmeerbauch wackelte, über Pesaroni's Einfall.

Nun, fuhr dieser fort, da lobe ich mir den alten Dandolo, den Dogen von Venedig, der ist rasch in Wort und That, und er schwingt das Panier des heiligen Marcus mit jugendlicher Faust. Suchte der junge Comnene, wäre er frei, Hülfe bei ihm, Gott verdamme mich, wenn ich nicht die Venetianer wie die Hölle hasse — aber sie hülfen ihm auf den Thron, und ich auch, wenn ich könnte.

Der andere Pisaner war gekränkt. Schade, sagte er, daß Du nicht aus Venedig's Signoria stammst, würde ich Podesta von Pisa und Du Doge von Venedig, so würde die Welt zwei Regenten sehen, die den Krieg mit dem Maule führten, so gut als jemals Tapfere mit dem Schwerte.

Pesaroni sah ihn wild an. Er fuhr mit der Hand nach dem Dolche, der im rothen Gürtel steckte — aber Gregori legte sich auf seine Weise in's Mittel, nämlich, er zog die Sache in's Lächerliche und beide Partheien waren bald völlig versöhnt, standen auf und giengen friedlich von dannen.

So sind die Leute, hob er jetzt an, indem er sich zu dem Kerkermeister wendete, der ein stummer aber sehr aufmerksamer Zuhörer des eben gepflogenen Gespräches war, ihr Geld macht sie stolz, der Stolz kühn und dreist, und diese Dreistigkeit schließt ihrer Vernunft vollends das Auge, das ohnehin nicht viel sieht.

Der Kerkermeister zuckte die Achseln. Ich denke, hob er endlich, sich im Saale umsehend, an, was Pesaroni sprach, war so kurzsichtig nicht! —

Ihr kennt ihn? fragte ängstlich der Wirth. Habt Erbarmen mit ihm, er ist ein braver Mann!

Ei, Gregori, fuhr jener fort, seit wann kennen wir uns denn nicht mehr? —

Gregori trat ihm näher und sah ihm forschend in's Auge. — Das ist noch nicht lange her, Isidor, versetzte, sich immer noch in den Augen des Andern orientirend, der Wirth. Murzuphlos wußte viel von Eurer Treue für Alexius zu reden und von Eurer Grausamkeit gegen die beiden Gefangenen.

Und du hast ihm geglaubt, dem gottverdammten Mohrengesichte? — fragte Isidor.

Sollte ich nicht, fragte Jener zurück: Sind doch die Menschenherzen wandelbar und lassen sich durch keine Ketten fester binden, als durch goldene! —

Marco Gregori, hast du jemals gehört, daß Isidor ein Falscher war? sagte der Greis empfindlich. Meine grauen Haare soll nicht die Schmach belasten, daß ich Unglückliche noch unglücklicher gemacht!

Vergebt! bat Gregori. Ich dachte so, daß die Samioten eben nicht durch ihre Treue zu Heiligen werden. — Doch das soll Euch nicht kränken. Ihr seyd eine Ausnahme aller Kerkermeister, das heißt, menschlich und brav.

Und Ihr ein Mann, der, wenn Gold in Haufen kommt, seine Thüre nicht verschließt. Hab' ich Recht? —

Ich glaube, man hat das Marco Gregori noch niemals nachgesagt, am wenigsten mit Grund, entgegnete der Wirth — aber was meint Ihr damit? —

Davon in Eurem geheimsten Stübchen! sprach der Kerkermeister mit Nachdruck und stand auf.

Freundlich lächelten Gregori's Züge. Er führte seinen Gast einige breite Stiegen hinauf, zu einem Kabinette, dessen Lichtseite nach dem Garten ging, welcher

hinwiederum eine Hinterpforte hatte, welche sich an den Hafenplatz mündete.

Man konnte aus dem Fenster Pesaroni's Schiff sehen, das segelfertig vor Anker lag.

Der Kerkermeister ließ sich auf den Divan nieder, der schwellend zur Ruhe einlud.

Meine Fragen, hob er an, die ich jetzt an Euch richte, beantwortet mir wahr. Schwört mir das, so wie ewige Verschwiegenheit über das, was ich Euch mittheile, woraus Ihr den größten Vortheil ziehen könnt.

Gregori schwur einen gräßlichen Eid, den ihm der Grieche vorsprach, dann hob dieser an:

Marco Gregori, liebst du Alexius III.?

Gott verdamme mich, wenn ich darauf jemals ein ehrliches Ja sagen könnte, war dessen Antwort.

Marco Gregori, fuhr jener fort, glaubst du, daß es besser würde, wenn statt seiner sein Neffe Alexius, der im Kerker schmachtet, auf dem Throne säße?

Ich hoffe es; Viel Gutes glaube ich von Keinem Comnenen!

Das ist deine Sache, entgegnete der Kerkermeister. Glaubst du aber, daß Alexius der Jüngere seinen Befreiern kaiserlich lohnen würde?

Er hätte es wenigstens Ursache!

Und wärest Du geneigt, wenn vierzig Tausend Byzantinen zwischen Dir und mir und Pesaroni getheilt würden, Deine Hülfe zur Rettung des Jünglings zu leihen? — fragte aufstehend, und ihm näher tretend der Kerkermeister.

Marco Gregori fuhr mit der Hand durch das pechschwarze Haar und sann eine Weile nach. Ja, sagte er darauf, wenn nicht griechische Treue dahinter steckt.

Gut, versetzte freudig der Kerkermeister, nimm diesen Beutel voll Byzantinen als Abschlagszahlung, und sprich weiter: Glaubst Du, daß es Pesaroni mit den Worten, die er sprach, ernstlich meinte? —

Jetzt wurde Marco Gregori nachdenkend; doch schien er schnell mit sich einig und antwortete: Wenn ich Euch vorhin sagte, er sey trunken gewesen von süßem Syrakuser, so wollte ich ihn damit eigentlich nur in Euren Augen entschuldigen, weil — ich Euch nicht mehr trauen zu können meinte. Soll ich aber gerade heraus reden, so glaube ich, daß es ihm Ernst ist. Er ist einer von den Menschen, die nicht müßig seyn dürfen. Er will stets etwas zu thun haben. Je abentheuerlicher und einträglicher, je lieber. Sein Lebenslauf gleicht dem Mäander — tausend Windungen — ein Ziel — Geld. Er war Krieger, Seeräuber, Kaufmann — und zur Zeit ist er noch Letzteres. Dabei ist er jedoch worttreu, wie ein Deutscher, unternehmend, wie ein Franzose und — er lächelte — listig und schlau — wie ein Pisaner.

So wäre er ja ganz unser Mann und ich müßte den Heiligen danken, die mich heute in Euer Haus führten, daß ich seine Ueberzeugung vernahm. Euch, Marco Gregori, und Euerer Gewandtheit im Unterhandeln muß ich nun die Sache anheim geben, einzuleiten. Pesaroni wird wohl heute wieder zu Euch kommen. Sucht ihn in unsern Bund zu ziehen, und wenn Ihr sicher seyd, so komme ich wieder und die Sache wird abgeschlossen.

Daß er wieder kommt, dafür bürgt mein unvergleichlicher Keller und seine heiße Leber. Laßt mich gewähren.

Doch Ihr habt mich fürs Erste befragt, so gestattet mir dann jetzt auch einmal eine Reihe von Fragen an Euch.

Es sey, nur faßt Euch kurz, mir ist jede Stunde wichtig.

Wohl, ich will kurz seyn, hob Gregori mit schlauer Miene an; Wie wollt Ihr die Flucht bewerkstelligen? —

Dafür laß mich sorgen, Marco, es ist nicht der Erste, dem ich den Weg zur Freiheit gezeigt, versetzte Isidor.

Daran zweifle ich auch nicht eine Minute. Ihr laßt eine goldene Brücke sprengen und darüber geht man sicher. Aber habt Ihr auch schon an Euch, an Euer Weib und den Engel gedacht, der zu Euch Vater sagt? Glaubt Ihr denn, daß der blutdürstige Alexius es so ungestraft hingehen lasse, daß sein Neffe, der ihn zu entthronen strebt, frei werde?

Für diesen Fall habe ich auch schon gesorgt. Irene und ihre Mutter bleiben in Constantinopel. An den Weibern wird er keine Rache nehmen, zumal ich sie seinen Augen entziehen werde. Ich fliehe mit Alexius und weile in Samos, bis er wiederkehrt, oder Kaiser ist. Dann wird Isidor nicht mehr der Gefangenen Wächter seyn, das glaubt mir! Bis zum Tage der Abfahrt Pesaronis verbergt Ihr mich.

Hm, ja; aber Alexius, wo weilt er? Bei mir auch?

Das wird sich zeigen. Leitet Ihr nur mit Vorsicht das Ganze ein. Heute erwarte ich noch die Botschaft von Euch selbst. Keine Seele ausser uns darf in das Geheimniß eingeweiht seyn. Noch ahnet der kaiserliche Jüngling nicht, wie nahe seine Rettung ist. Alexius III. ist so menschlich geworden, daß er Isaak und dem

Jüngling gestattet, täglich im Garten des Gefängnisses der frischen Luft zu genießen. Er hält sich für sicher, der Tyranne, und grade dadurch hat er die Möglichkeit der Entweichung gefördert. Alexius flieht zu Philipp, Deutschlands Kaiser, der sein Schwager ist, und Irene, die Kaiserin, die treue Schwester, wird den schönen unglücklichen Bruder nicht verlassen. Ich sehe im Geiste ihn auf dem Throne. Ich sehe die Frucht meines Strebens reifen. Marco Gregori, meine Aerndte wird reiche Garben auch für Dich tragen. Sey thätig, sey vorsichtig und schlau.

Ich bin ein Pisaner, Isidor, verlaßt Euch auf mich! sagte freundlich der Wirth zu dem Scheidenden.

II.

Es war noch früh am Nachmittag, als der Gefangenenaufseher des Kaisers, in seinen Mantel gehüllt, stolz dem ungeheuern Gebäude zuschritt, das seine und so mancher Unglücklichen traurige Wohnung war. Die Turkopulen, welche die Wache hielten, ließen die ungeheure Zugbrücke nieder — das eiserne Gitter rasselte auf, Isidor schritt stolz hinüber, nickte den Turkopulen zu, und die Brücke flog in die Höhe, das Gitter stürzte nieder und Isidor war geschieden von der Welt da draußen und ihrer Freiheit und in Mauern eingeschlossen, aus denen, ohne ihn, keine Flucht möglich war. Jedem der Turkopulen reichte er jetzt eine Münze. — Trinkt auch einmal Cyprier, sagte er zu ihnen. Bei Marco Gregori, dem Pisaner am Hafen, findet Ihr ihn köstlich — ich kann es aus Erfahrung sagen!

Die Söldlinge lachten und versprachen Folge. Isidor ging. Doch bald wendete er sich um und kam zurück.

Suidas, rief er einem der Turkopulen zu, gieb ein wenig Acht. Es dürfte seyn, daß der Pisaner, der den guten Cyprier schenkt, heute noch herein wollte. Er hat noch eine kleine Rechnung mit mir. Laß die ehrliche Haut nicht lange warten.

Ehrliche Seele und ein Pisaner! lachte der Söldling. Verlaßt Euch drauf, setzte er hinzu, es soll Eurem Willen genügt werden.

Isidor entfernte sich jetzt in das Innere des Gebäudes.

Der ist immer freundlich, wenn er vom Hafen kommt, lächelte der Turkopule, ich wette, er tritt die Marmorstufen der Sophienkirche nicht aus.

Die Uebrigen stimmten in das Lachen ein und Einer ging hinweg, für Isidors Geschenk einen erquickenden Trank zu holen.

Indessen war Isidor die Wendelstiege hinaufgeschritten, und trat in sein Wohnzimmer, wo seine Gattin am Fenster stand, das in den Garten wies. Wenn Scio ein schöneres Paar aufzuweisen hat, als das da unten, so will ich meine Seligkeit verloren haben, Isidor, sprach die muntre Sciotin zu ihrem Gatten, indem sie ihn zu sich zog.

Lange weilte des Alten leuchtender Blick auf einem Punkte — dann sagte er: Ja, Lais, die Heiligen wollen uns wohl. Es hat sich heute Manchens unerwartet gefügt, was ich noch in Wochen nicht zu hoffen gewagt und diesen Abend noch wird mir die Kunde, ob es ganz gelingen wird, woran ich nicht mehr zweifle. Dann ist

binnen heute und übermorgen Alexius frei. O mein Kind! rief er aus, wenn einst die Krone von Byzanz Deine Locken ziert, wenn die edelsten Geschlechter Griechenlands vor Dir das stolze Knie beugen — dann wird die Vaterliebe ihren Triumph feiern!

Der Mutter traten Freudenthränen in das Auge. Hätte ich das gedacht, sagte sie mit seliger Wonne, als diese Hand Mastix sammelte und der schöne, aber arme Isidor mich heimführte!

Des Breitern ergossen sich nun die Herzen der Eltern über die Aussichten des Ehrgeizes, die ihnen der Tochter blendende Schönheit und des Kaisersprößlings Liebe zu ihr eröffnete.

Drunten im Garten, über dessen himmelhohe Mauern nur noch theilweise die Sonnenstrahlen eindrangen, spielte die Liebe ihr zauberisch süßes Spiel.

Auf einer Bank saß ein Mädchen, dessen rein griechisches Profil, dessen helle, große Augen, dessen frischer zarter Mund, dessen Rosenwangen, dessen unaussprechlich reizende Gestalt an jene Göttergebilde mahnte, die einst Pygmalions und Phidias lebengebende Meisel aus parischem Marmor schufen, und die dennoch herrlicher war, weil sie frisches jugendliches Leben in allen Pulsen beben fühlte. — Nein, Scio — Griechenland hatte Herrlicheres nicht mehr aufzuweisen! Das empfand, davon war sicher Niemand mehr überzeugt, als der schöne Jüngling, der sein, durch Kerkerluft gebleichtes, Antlitz tief herab beugte, um in das himmlische Gesichtchen des Mädchens mit alle dem unbeschreiblichen und dennoch so leicht erkennbaren Ausdruck der Liebe hineinzuschauen. Die kleinen Hände des Mädchens wanden einen Blumenkranz und der Jüngling

reichte ihr eine Blume nach der andern hin. Dabei neckten sich Beide unaufhörlich und des Mädchens momentanes Schmollen über die Störung hemmte auf Augenblicke den süßen Scherz, der in dem nächsten wieder anhob. Der Kranz war endlich vollendet. Das Mädchen setzte ihn auf des Jünglings Haupt.

Blitzschnell umschlangen sie seine Arme und er wollte einen Kuß auf die blühende Lippe pressen. Rascher aber, als er vermuthet, entwand sie sich den Schlingen und stand drohend einige Schritte von ihm.

Versucht das nicht wieder; sonst war ich das letzte Mal bei Euch im Garten! sagt die Erglühende zürnend und — schöner noch war sie jetzt.

Der Jüngling ließ das Haupt sinken und sah sie schmerzlich an.

Irene, sagte er, soll ich ewig darben? Willst Du mir auch jetzt noch den Kuß der Liebe wehren, wo ich bald vielleicht aus diesen Mauern scheide, die mir so schrecklich waren und doch mir so selige Stunden gaben? — Dann bin ich von dir auf lange, lange Zeit getrennt und dorthin zieht mich das Geschick, woher die Hoffnung besserer Tage matt herüberglänzt. Du hier — und ich im barbarischen Deutschland —!

Irene legte die kleine Hand auf's Herz. Für die Liebe, die rein im Herzen glüht, sagte sie, gibt es keinen trennenden Raum: Ich bin Euch nahe, und wenn Ihr im äussersten Thule weilt!

Alexius beugte sein Knie auf den Rasen. Irene, rief er mit dem süßesten Schmeichellaut der Liebe, verweigerst Du mir, der Trennung so nahe, den Kuß? —

Ja; sagte sie fest.

Wie? fragte er aufstehend — auch dann noch, wenn ich einst die Krone von Byzanz auf Deine Locken setzte? —

Das Mädchen erglühte und wandte sich ab. Nein! flüsterte sie kaum hörbar und flüchtig wie die Antilope flog sie den Laubgang dahin.

O Du himmlisches Wesen, rief der Jüngling aus und folgte ihr langsam. Ja, diese Locken sollen einst die Krone schmücken und Byzanz soll es laut sagen, daß nie eine Kaiserin würdiger war, die Krone zu tragen, als sie!

In die Thüre des Gartens trat jetzt Isidor. Er trug die Mütze in der Hand und nahte sich mit tiefer Ehrfurcht dem Gefangenen.

Verzeiht mir, dem Diener, den eine traurige Pflicht beherrscht, wenn ich meinen kaiserlichen Herrn an die Rückkehr mahnen muß!

O laß ihn noch, Vater! flehte das Mädchen. Sieh, der Abend ist so schön, so mild — und so düster ist's im Gefängnisse, laß ihn noch! Ach, wie lange hat er sie ja nicht geathmet, diese reine erquickende Luft!

Schmeichlerin! drohte der Vater.

Aber Irene flog an seinen Hals und herzte und küßte ihn und der alte Mann war besiegt.

Geh, sagte er, zu Deiner Mutter; ich habe mit dem Prinzen allein zu reden.

Irene sah ihn ängstlich forschend an — dann lächelte sie Alexius zu und entfernte sich.

Dieser nahm den Kranz von seinem Haare und trat Isidor näher.

Bald wird ein goldner Reif die Stelle dieses Kranzes einnehmen, sagte der Alte, würdiger als er, dies erhabne Haupt zu zieren.

Und doch nicht soviel werth, als er, entgegnete Alexius. Was bringst Du mir, braver Isidor? Gieb mir Alles, nur nicht trügerische Hoffnungen!

Dieses Mal nicht, entgegnete Isidor. Der Himmel und alle Heiligen sind für uns, das Ziel ist näher, als Ihr denkt. Geht die Sonne zum dritten Male auf: so mögt Ihr sie begrüßen im Archipelagus.

Der Jüngling sah ihn starr an. Mensch, sagte er dann, täusche mich Unglücklichen nicht. Das Bild ist schön, fast zu schön, um daran zu glauben. Freiheit! Freiheit! rief er aus und breitete die Arme gegen den Himmel, wann, wann werd' ich dich begrüßen?

Schon liegt segelfertig das Pisanerschiff am Hafen, das Euch aufnehmen wird. Ehe eine Stunde vergeht, haben wir Gewißheit.

Also noch nicht? O, Isidor, warum schweigst Du nicht? Warum legst Du erst die Hoffnung an mein Herz und dann den nagenden Zweifel!

Nein, zweifelt nicht, mein hoher Herr; betet um Segen zu Eurem Heiligen. Horch! — die Zugbrücke rasselt. O, geht jetzt zurück! In kurzer Frist sollt Ihr Alles erfahren. Der Mann nahet, der mir Kunde bringt! Alexius ging wie ein Träumender hinweg.

Der Kerkermeister folgte ihm und schloß die Kerkerthüre — dann ging er in sein Wohnzimmer, wo Irene, den schönen Kopf in die Hand stützend und ihre heißen Thränen trocknend, saß.

Er winkte Mutter und Kind, sich zu entfernen, denn man vernahm in den gewölbten Gängen den Wi-

derhall der gewichtigen Tritte eines Mannes, dem ein langsamer Tritt nicht eigen war — oder der Wichtiges zu vollbringen hatte.

Die Thüre öffnete sich und Marco Gregori, der Pisanerwirth vom Hafen, trat in das Gemach.

Aengstlich-neugierig blickte ihm Isidor nach den Augen, als wolle er schon ein Ja oder Nein darin lesen. Aber dieses Gesicht sagte Nichts und Alles, was man wollte.

Was bringst Du, Marco? fragte endlich Isidor, als Jener nicht mit der Sprache heraus wollte.

Was Ihr wollt, Herr, entgegnete Jener, Ja und Nein, nach Eurem Belieben.

Das ist eine seltsame, zweideutige Rede in so wichtiger Sache, fuhr Isidor auf, erkläre Dich rund!

Pesaroni ist bereit, Alles zu thun. Nur meint er, der ein guter Rechner ist, [illegible] vier ließe sich nicht gut theilen und mit Brüchen gäbe er sich ungern ab. Daher sey sein Sinn auf eine Rundzahl gerichtet.

Ich verstehe dich nicht, Marco!

Nun, man hat doch nicht nöthig, ein Euklid zu seyn, um das herauszukriegen. Ihr verspracht, 40,000 Byzantinen zu theilen zwischen uns Dreien. Das geht aber nicht zu gleichen Theilen. Daher meint mein Freund Pesaroni, 15,000 ihm, 15,000 mir baar und im Voraus, so wäre der Handel richtig. Er sticht dann morgen in See, in meinem Hause liegt eine alte Matrosenkleidung, die für einen Jüngling von 17 Jahren vollkommen paßt, und der Flüchtling kann kommen, wann er will.

Ihr Pisaner seyd doch wahrlich schlimmer, als Juden! rief ärgerlich der Alte.

Dafür aber auch zuverlässigen, als sie, sprach schlau lächelnd der Wirth. Ist es Euch so recht? —

Was sollte Isidor machen? Er hatte es einmal so weit kommen lassen, daß er nicht wohl mehr zurück konnte. Er mußte also in den ächtjüdischen Handel willigen.

Sie schlossen ihren Akkord ab. Pesaroni sollte am dritten Morgen schnell die Anker lichten, wenn Alexius auf dem Schiffe seyn würde. Marco Gregori entfernte sich selbstzufrieden lächelnd über den trefflichen Handel, den er gemacht, von dem eigentlich Pesaroni nichts wußte, und dem er noch ein Tausend Byzantinen abzuzwacken hoffte, als Lohn für seinen schlauen Streich.

Am andern Morgen kündigte Isidor die nahe Wendung seines Schicksals dem Prinzen an, der vor Lust und Angst, daß es noch mißlingen könnte, wechselsweise zitterte und bebte. Aber auf Irenen fiel ein Donnerschlag mit aller Heftigkeit. Sie wurde todtenbleich und sank ohnmächtig in der Mutter Arme.

Aufgewachsen in diesen stillen Mauern, wie eine Himmelsblüthe entfaltet, rein und lauter das Herz und fromm und treu — so fand sie Alexius. Das Mitleid mit dem Unglücklichen erfüllte ihr Herz mit Theilnahme, ehe sie ihn sah. Da gestattete der Kaiser dem Gefangenen die freie Bewegung im Garten. Isaak war schwach und kindisch geworden im langen Gefängniß. Ihn gelüstete es selten nach dem Garten. Dort, wie in den Mauern, war ja ewige Nacht für ihn — dort, wie hier, verfolgten ihn die schrecklichen Bilder der Erinnerung aus einem grausamen, gottlosen Leben. Ihm genügte das offene Fenster. Aber Alexius nicht. Er fühlte

zuerst wieder die kümmerliche Lebenswonne, die ihm gegönnt war in Isidor's Garten. Dort sah er Irenen, sie ihn, und Beide liebten sich. Schöneres als Irenen hatte Alexius nie erblickt, nie war ein schöner Jüngling Irenen mit Liebe noch genahet. So war bald der Bund der Herzen geschlossen, mit aller Gluth sinnlicher Erregtheit von Seiten des Jünglings, und mit aller Engelsreinheit von Seiten Irenens. Den Abstand zwischen des Gefangenwärters Tochter und dem Thronerben von Byzanz ahnete das Mädchen nicht; auch war er nicht von der Erheblichkeit im griechischen Reiche, als in dem übrigen von Feudalwesen und Kastengeist beherrschten Europa.

Dort war es fast unerhört, daß eine niedrig Geborene zur Kaiserkrone emporstieg; hier, wo der Wille des Tyrannen das Gesetz war, und seine Leidenschaften Sitte und Brauch bestimmten, war es nichts Neues, daß Schauspielerinnen, Tänzerinnen, ja gemeine Buhldirnen auf den Thron erhoben wurden. Der Eltern Ehrgeiz förderte das Verhältniß mit Fleiß, und bald war der Garten des Gefängnisses das Paradies der Liebe, deren Engel der Reinheit in Irenens Herzen wohnte. Sie träumte keine Trennung, denn sie war so glücklich, und wurde der Gedanke in der letztern Zeit öfter ausgesprochen, dann tröstete sie die unzertrennliche Vereinigung mit dem Geliebten nach kurzer Frist, und sie konnte sich dennoch so recht das Leben ohne ihn, da seine Gegenwart als selige Gewohnheit sie jetzt so glücklich machte — kaum denken. Jetzt traf das reine, liebende Herz unerwartet dieser Schlag. Er drückte sie nieder. Ihre Thränen rannen unaufhörlich. Angstvoll sah die Mutter diesen drohenden Zustand der Tochter, deren Leben und

Liebe nur eins war. Ihrer Ueberredung, ihren Tröstungen mit der glücklichern Zukunft gelang es kaum, etwas mehr Ruhe dem Gemüthe der Erschütterten zu geben.

Isidor sah die Nothwendigkeit ein, die Trennung zu beschleunigen. Er ging darum früh am Morgen in die Stadt. Durch mehrere Straßen schlenderte er, als sey es sein Wille, in der Sopienkirche zu beten. Statt aber dorthin seinen Weg zu lenken, bog er plötzlich in eine Nebenstraße, klopfte dreimal auf eigenthümliche Weise an die kleine Hinterpforte eines herrlichen Palastes und trat, als die Thüre sogleich sich öffnete, hinein. Er fand in einem hohen Saale eine Anzahl der angesehensten Männer des griechischen Reichs, die freudig seine Botschaft vernahmen. Allerlei wurde hier, leise flüsternd, verhandelt. Zuletzt empfing Isidor ungeheure Beutel Geldes, die er sorgfältig an seinem Gürtel befestigte, seinen Mantel dicht um sich schlug und nach dem Hafen eilte. Hier fand er bei Marco Gregori dessen Landsmann Pesaroni. Schnell wurde das Geschäft abgethan, das Geld in blankem Golde bezahlt, das die beiden freundlich einstrichen und nun flog der Greis, der auf einmal neue Jugendkraft in sich fühlte, nach seiner Wohnung zurück. — Es war dieser Tag und der folgende hohe Heiligentage der griechischen Kirche, daher fiel es nicht auf, daß bald darauf Isidor mit seiner Gattin und Tochter, beide dicht verschleiert, wieder herausging. Er mußte Irene führen, denn sie wankte dahin, wie eine Todtkranke. Der Abschied von Alexius war schrecklich für sie gewesen. Unter den heiligen Schwüren wandelloser Liebe, besiegelt mit dem ersten Feuerkusse, hatten sie sich getrennt. Isidor führte sie in eine der fernsten Vorstädte, in ein Haus, wo seine

Schwester als Wittwe lebte. Hier gab er ihnen reiche Geldmittel und trennte sich dann zum ersten Male im Leben von den geliebten Seinigen auf lange Zeit und ungewisses Wiedersehen.

Dem Anscheine nach heiter, kam er zurück und setzte sich diesesmal zu den Turkopulen.

Wo habt Ihr denn Eure Frauen, Herr! fragte Suidas.

Ach, laß die frommen Betschwestern! rief er aus. Heute sind wir sicher und ich habe Lust nach ächtem Cyprier. Geh', Suidas, hole bei dem Pisaner für diese drei Byzantinen — Mauro kann Dir ihn tragen helfen. Wir wollen dann heute auch einen Festtag haben.

Diese Botschaft konnte willkommener nicht aufgenommen werden.

Die beiden Beauftragten gingen lustig fort und Isidor begab sich in das Innere, mit der Weisung, wenn sie zurück seyen, ihn zu rufen.

Droben schloß Isidor eine Truhe auf, nahm ein Fläschchen heraus, das er sorgfältig zu sich steckte, und begab sich dann zu Alexius.

Die Stunde ist da, sagte er vor Freude bebend, wo ich für immer Eure Kette lösen, Euch die Freiheit geben kann. O laßt uns jetzt denn auch des blinden Vaters Herz mit der Botschaft erfreuen! Beide, die es bisher nicht gewagt, ihr Unternehmen dem alten Vater Isaak Angelus mitzutheilen, weil er, schwachsinnig und oft kindisch, leicht durch ein Wort das ganze Unternehmen vernichten konnte, begaben sich jetzt zu dem Greise. Der Augenblick war erschütternd, als Alexius an des blinden Vaters Brust sank, als er bei der Nachricht von des Sohnes naher Rettung die leeren Augenhöhlen weit öff-

nete und sich von seinem Staunen kaum erholen konnte; dann aber Thränenströme aus den leeren Augenhöhlen flossen und der tief Erschütterte den geliebten Sohn segnend an seine Brust zog. Isidor ging weinend hinweg und holte einen Anzug Irenens, den er Alexius brachte und ihn bat, mit männlichem Muthe und Gottvertrauen sich von dem Vater zu trennen, dem Freiheit und Ersatz für seine Leiden zu bringen, ja auch Ziel seines Strebens sey. — Doch hier blieb die kahle Ermahnung fruchtlos. Beide fühlten des Augenblicks ernste Wichtigkeit, fühlten, daß es leicht eine Trennung für dieses ganze, düstre Leben, diese Umarmung die letzte seyn konnte an der Schwelle des Grabes — denn das war dieser Augenblick, dessen Beginnen so leicht entdeckt werden konnte.

Geh, mein Sohn, sprach Isaak endlich, geh' in Gottes Schutz und Schirm. Er segne und leite Dich, und wenn Du lebend mich wieder findest, o dann nimm zum letzten Mal die Ermahnung, halte es rein und schuldlos, Dein Herz — mag's dann um Dich stürmen, Du behältst Frieden in Deiner eignen Brust, den ich nicht habe! Gott segne Dich!

Er küßte ihn auf die Stirne und drängte ihn leise von sich. — Isidor zog Alexius mit Gewalt hinweg in seine Wohnung, wo er Irenens Gewänder anlegte und allmählig zur Besonnenheit kam. Leichter kehrte die Ruhe und schneller zurück in das Gemüth nach solcher Erschütterung, als es Isidor erwartet hatte. Er trennte sich jetzt von ihm, indem er ihn bat, wohl auf das Zeichen zu achten, das er ihm, durch dreimaliges Klatschen in die Hände, geben würde; alsdann solle er ein Körbchen nehmen, sich dicht verschleiern und, ohne

auf irgend etwas zu achten, ruhig nach dem Hafen gehen, wo er in dem Hause des Pisaners Marco Gregori die Zufluchtsstätte finden würde.

Isidor verließ nun seinen Schützling, nahm einen ungeheuern silbernen Pokal und begab sich zu den Turkopulen hinab. Suidas begegnete ihm unterwegs, ihn zu rufen. Der Cyprier war da und den Durstigen blieb Isidor zu lange.

Isidor fand die andern mit seligen Gesichtern bei der ungeheuern Kanne voll des feurigen Getränkes. Ihre gierigen Blicke verschlangen schon fast das perlende Gold, welches Isidor in seinen Pokal goß, den er jetzt zum Munde führte, aber plötzlich absetzend, mit Erstaunen rief: Ihr habt ja keine Becher! Lauft, so schnell ihr könnt und holt sie, damit nicht meine dürstige Leber das Ganze aufsauge, wie ein Schwamm! — Diese Worte wirkten gleich einem elektrischen Schlage. Zugleich fuhren alle dreie in die Höhe und enteilten, Becher aus ihrer Wachstube zu holen, um das Versäumte zu vergüten.

Isidor benutzte die wohlberechnete Entfernung, goß das Opiat schnell in die Kanne und sagte zu sich: So! Nun schlaft recht süß, bis wir gerettet sind!

Die drei durstigen Brüder kamen blitzschnell zurück und gossen sich nun die Becher voll, die sie hastigen Zuges leerten. Isidor ermunterte sie, die dessen gar nicht bedurften, immer mehr zum Genusse des herrlichen Trankes, und bald zeigte sich der erwünschte Erfolg. Die Augen wurden starr, die Zunge schwer, das Reden — Lallen, und trotz aller Anstrengung wirkte das Opiat so kräftig, daß sie taumelnd einen Schlafort suchten, und bald in einen todtähnlichen, bewußtlosen Schlaf sanken. So lange wartete Isidor, der sich der allmählig na-

henden Dämmerung freute. Er klatschte jetzt dreimal in die Hände und Alexius nahte — schlüpfte durch das Thor hinaus, das Isidor von Außen verschloß und den gewichtigen Schlüssel in die Tiefe des Grabens schleuderte, über den sich die Zugbrücke legte. Er folgte nun dem Entflohenen nach und erreichte ihn bald.

Marco Gregori's Haus leuchtete wie ein Feenpallast. Hunderte von Lichtern verbreiteten Tageshelle selbst auf der Straße vor dem Hause.

Halt! sprach Isidor, hier dürfen wir uns nicht nahen ohne Gefahr. Tretet hier in den Schatten und laßt mich vorausgehen.

In diesem Augenblick trat Marco's runde Gestalt in das Portal und blickte sich sorglich nach allen Seiten um. Isidor gab ihm ein verabredetes Zeichen.

Seyd Ihrs? — fragte er.

Isidor bejahte.

So geht hier die Gasse hinab an die Hinterpforte, flüsterte Jener, und die Beiden folgten seiner Anweisung.

Von Marco hereingeführt, nahm sie bald ein sicheres Gemach auf, wo der Prinz schnell die bereitliegende Matrosentracht anlegte.

Pesaroni trat bald darauf ein. Er begrüßte ehrfurchtvoll den Prinzen und sprach ihm Muth und Hoffnung ein. Er stellte es ihm als nöthig vor, sogleich mit ihm an Bord zu gehen, wohin er sich jetzt zu begeben im Begriffe stand.

Pesaroni verabredete mit Isidor das Signal, da er vielleicht schnell absegeln dürfte, wenn der Wind umspränge, und begab sich dann mit Alexius hinweg.

Alexius bestieg das Schiff mit bebendem Herzen, das ihn in die Freiheit tragen sollte. Kein Schlaf kam in sein Auge. Der unglückliche Vater, die trauernde Geliebte, das Dunkel der Zukunft und die Gefahren der Gegenwart, das Alles bestürmte gleich mächtig das jugendliche Herz. Und wollte sich auch übermächtig der Schlaf auf das brennende Auge senken, so fuhr, durch gräßliche Träume geängstet, der Unglückliche empor. — Er beneidete Pesaroni, der eines festen und ruhigen Schlafes genoß, trotz dem Schaukeln des Schiffes und der plätschernden Wellen. — Der Morgen kam endlich.

Der Wind war ungünstig. Wir müssen heute noch bleiben, sprach Pesaroni zu dem Flüchtling. Waffnet Euch mit Muth!

Pesaroni hatte ganz richtig prophezeiet.

Ein unglücklicher Zufall wollte, daß früh am Morgen ein neues Opfer kaiserlicher Tyrannei in das Gefängniß sollte gebracht werden.

Es war ein Trupp Petschenegen, Miethvölker des Kaisers und grimmige Feinde der Turkopulen, die den Gefangenen zum Gefängnisse führten. Ihr Führer blieb staunend vor dem Thore stehen. Die Zugbrücke lag nieder, das Fallgatter war in der Höhe und keine Wache sichtbar. Er pochte an das verschlossene Thor. Kein lebendes Wesen regte sich. Das Pochen und Rufen wurde jetzt lauter und heftiger — der Verdacht mit jedem Momente größer. Endlich erwachte vom allzuheftigen Lärm ein Turkopule, der alsbald die Gefährten zur Besinnung brachte. Gräßliche Verwirrung!

Draußen die höhnenden Feinde, — innen ein Umherlaufen ohne Ziel, ein Suchen ohne Erfolg. Der Schlüssel war weg. Man rief nach Isidor — Niemand.

antwortete. Endlich begab sich Suidas in Isidors Wohnung. — Alles leer! Die offene Thüre von Alexis Gefängniß und seine Abwesenheit — lößte endlich das Räthsel. Bebend kehrte der Turkopule zurück — kaum hatte er den Muth, die Wahrheit, die ihn das Leben kosten konnte, zu gestehen.

Aber es mußte bekannt werden. — Ein Theil der Petschenegen eilte in den kaiserlichen Pallast, das Vorgefallene zu melden. In einem Zeitraum weniger Stunden war ganz Constantinopel in wilder Bewegung. Die Söldner des Kaisers besetzten die Thore, den Hafen, und jedes Schiff mußte vor Anker bleiben. Die Thüre des Gefängnißgebäudes wurde gesprengt, die Wächter verhaftet und das Gebäude durchsucht. Alles war in Ordnung, nur Alexius und die Familie des Gefängnißaufsehers Isidor waren entflohen.

Das Verhör der Turkopulen stellte es fest, daß Niemand im Gebäude gewesen war, als Marco Gregori, der Pisaner. Er wurde sogleich verhaftet und sein Haus strenge und wiederholt durchsucht — aber nirgends konnte man eine Spur der Flüchtlinge entdecken.

Der Pisaner wurde in ein strenges Verhör genommen. Seine Aussage kam mit der Bemerkung Isidors gegen die Turkopulen überein, daß er Geld gefordert, da der allzeit durstige Isidor ein zwar guter Kunde, allein, stets ohne Geld, ein schlechter Bezahler gewesen. Ganz sich gleich bleibend, erkundigte sich Gregori, ob denn der Entflohene auch noch etwas zurückgelassen, damit seine Schulden getilgt werden könnten. Er wußte den Charakter der Unschuld so täuschend anzunehmen und zu behaupten, daß er endlich entlassen werden mußte.

Diese Gefahr war vorüber, gefährlicher wurde die Untersuchung der Schiffe für Alexius: kam ein kaiserlicher Beamter, der ihn kannte, so war er verloren.

Pesaroni bebte, als er endlich gegen Mittag einen kaiserlichen Offizier auf sein Schiff, in Begleitung mehrerer Unterbeamten, zurudern sah. Jetzt gilt es Geistesgegenwart und Muth, raunte er Alexius zu, Ihr müßt sie selbst im Schiffe herum führen! Kennt Ihr ihn? fragte er dann ängstlicher. Als aber Alexius, scharf die Nahenden musternd, erklärte, daß ihm keiner bekannt sey, da kehrte des kecken Pisaners ganzer Muth zurück. Macht Eure Sache gut, flüsterte er ihm, vorübergehend, zu, und begrüßte den Untersucher, der eben an Bord stieg.

Zeno! rief Pesaroni, komm' und begleite die Herren. Zeige ihnen jeden Winkel des Schiffes, Du kennst sie besser als ich. Dann sagte er lachend zu dem Fremden: Dieser Katze könnt Ihr getrost folgen, Herr, sie kennt jedes Ratzennest im Schiffe!

Alexius trat keck hinzu, und führte die Beamten in das Schiff. Jeder Winkel wurde sorglichst durchsucht. Als die Untersuchung geendet war, kehrten sie zu Pesaroni, der in stiller Angst oben geblieben, zurück.

Ihr könnt segeln, wenn Ihr wollt, sagte zu ihm der Angesehenste der Beamten.

Habt die Güte, Herr, mir das schriftlich zu geben, damit ich nicht mehr aufgehalten werde. Seht, der Wind wird günstig zur Fahrt, und unser Einem ist jeder Augenblick von Werth. Er ließ bei diesen Worten ein Röllchen Byzantinen in dessen Hand gleiten und erwarte den Erfolg.

Der Grieche ließ es gewand in eine Tasche gelangen, und bemerkte, daß nichts billiger sey, als das. Er begab sich nun in den Schiffsraum herab, gab das Gewünschte und ging dann, begleitet von Pesaroni, zu dem Boote, in welches auch der Pisaner stieg. Gegen Abend kehrte er, in Begleitung Isidors, an Bord zurück, und gegen Mitternacht lichtete das Schiff die Anker, da der Wind immer besser wurde. Die Fahrt durch die Meerenge ward glücklich in der mondhellen Nacht bewerkstelligt, und der junge Tag fand sie im offenen Meere, welches sie jubelnd begrüßten. Nirgends hielt Pesaroni sich auf. Selbst Isidor gab seinen Plan auf, in Samos zu landen. Er blieb bei seinem Herrn als treuer Diener, und glücklich erreichten sie endlich Pisa. Kurze Zeit nur rasteten die Flüchtlinge hier, dann traten sie die Reise nach Deutschland an das kaiserliche Hoflager an, wo der Kaiserin Irene Schwesterherz dem geliebten Bruder entgegenschlug. So freudig und vielverheißend aber auch die Aufnahme war, die er am Hoflager fand, so war dennoch die Lage des deutschen Reiches der Art, daß der Kaiser seinen jungen Schwager nicht unterstützen konnte, und fast Jahre verflossen, ohne daß sich eine Aussicht eröffnen wollte. — Da änderten sich die Verhältnisse, und ein neuer Kreuzzug bot sichre Gelegenheit, sein Ziel zu erreichen.

III.

Millionen hatten schon in Syrien verblutet, die Länder waren entvölkert, der Wohlstand auf lange Zeit vernichtet, das Familienglück zerstört — aber von dem Wahne war Europa noch nicht geheilt. Wie einst Peter von

Amiens, Bernhard von Clairvaux, so zog jetzt Fulko von Rueilli umher und predigte mit eben der Begeisterung, eben der Kraft und Beredsamkeit das Kreuz in Frankreich. Der Geruch seiner Heiligkeit war außerordentlich und selbst Wunder hatte das Rüstzeug des Herrn gethan, von denen man damals überall sprach — von Hörensagen. Wie dem auch war, er erlebte außerordentliche Erfolge seiner Kreuzpredigten, und that er keine andre, so waren diese Wunder genug. Schon im Jahr 1198 hatte Fulko diese Predigten begonnen, und zahlreiche Ritter, Barone und Herren trugen von ihm das Kreuz.

Papst Innocentius III. unterstützte wesentlich dieses Unternehmen und sandte, um es zu fördern, einen eignen Legaten nach Frankreich, welcher Absolution allen gab, die sich des heiligen Zeichens bedienten. So rasch, wie es zu Peters von Amiens, und des heiligen Bernhards Zeiten mit dem Kreuzzuge ging, wollte es doch nicht fördern. Schon ein Jahr hatte Fulko gepredigt und ermahnt, die Zahl seiner gewonnenen Streiter war wohl auch schon groß; allein zu einem Heereszuge nach Syrien weder zahlreich, noch mächtig, noch reich genug. Ein Turnier, welches unweit Corvey gehalten wurde, war ein günstiges Ereigniß, zahllose Menschenmasse strömten zu dem Schauspiel, von nah und fern; die angesehensten Ritter und Grafen des Landes vereinigten sich hier, und Fulko konzentrirte hier seine Beredsamkeit, die der Legate unterstützte — und der Erfolg war wunderbar. Jetzt, wo große Namen schon genannt werden konnten, stieg die Zahl täglich, so daß im Juli des Jahres 1201 ein zahlreiches Heer zur Abreise bereit war, an dessen Spitze durch die einstimmige Wahl

der Fürsten, Bischöfe, Grafen, Barone, Herren, der Markgraf Bonifacius von Montferrat gestellt wurde.

An diesen und seinen Ritterrath wieß Deutschland's Kaiser den jungen Alexius. Sie hatten sich Edlem und Großem geweiht; so lag es nicht außer ihrem Pflichtkreise, auch das Recht des Unterdrückten und Mißhandelten zu schützen und wieder das Verlorne ihm zu geben. Von den Gesandten des Kaisers begleitet, trennte sich Alexius von der geliebten Schwester, die so bald das traurige Loos erfahren sollte, durch des Wittelsbachers Mordstahl das geliebte Gattenherz zu verlieren, und reiste nach Montferrat zu dem Grafen Bonifacius. Die Aufnahme des kaiserlichen Prinzen war die glänzendste, die Versprechungen des Markgrafen die befriedigendsten, doch er allein konnte nicht entscheiden. Daher berief er die Häupter des Kreuzheeres und den Legaten des Papstes zur Berathung. Man fühlte hier allgemein die wichtige Gelegenheit, theuer die Hülfe zu verkaufen und Vergünstigungen der wichtigsten Art sich zu erwerben, ja die Bischöfe und der Kardinal-Legate erblickten hierin die günstige Gelegenheit, die griechische Kirche der römischen wieder zu vereinigen. Sie unbenutzt vorübergehen zu lassen, war man um so weniger gesonnen, als die Lage des Prinzen Gewährung verhieß. Nach langen Berathungen legte man ihm, nachdem man ihm verheißen, ihn auf den Thron zu erheben, diese Bedingungen vor: Er sollte 200,000 Mark Silbers zu den Kosten des Kreuzzugs schießen, ein Jahr hindurch 10,000 Streiter zum Kreuzesheer stellen, 500 Ritter zum Schutze der eroberten Städte in Syrien unterhalten, dem Heere so viel Lebensmittel zu reichen, als

es bedürfe, so lange es für ihn streite, und das Kirchenwesen des Kaiserreichs dem Pabste unterwerfen.

Als Montferrat diese Bedingungen Alexius vorlegte, erbleichte der Jüngling. Er fühlte es lebendig, wie man das Unglück hier zu den eigennützigsten Plänen mißbrauchte oder doch mißbrauchen wollte, und hegte tiefen Unwillen gegen die Menschen, die dieß unter dem gleißenden Schein des Edelmuths vermochten. Aber Alexius Charakter hatte keine Männlichkeit, nichts Festes und Entschiedenes. Leichtsinnig lebte er der Gunst des Augenblicks, und sein Blick ermaß nie die Zukunft und wollte es nicht. War nur das Nächste gewonnen, an Fernes dachte er nicht; dabei hatte er den Charakterzug des Griechen — Worte — aber keine Thaten. Er wußte zu schmeicheln, zu täuschen und hatte es schon gelernt am Hoflager des Kaisers, wie man sich die Menschen gewönne. Ohne darum jemals daran zu denken, die Versprechungen zu halten, die er hier leistete, ohne zu erwägen, daß die Krone, die er sich so erkaufte, schon verloren war, ehe er sie besaß, durch die Bedingungen, die zu erfüllen waren, unterzeichnete er den Vertrag.

Isidor, der Treue, erfuhr nicht, was sein Herr gethan, und der biedre deutsche Kanzler, der ihn im Namen des Kaisers begleitete, rieth vergebens ab, da er tiefer sah, als der jugendliche Leichtsinn. Er verließ mißvergnügt den Prinzen, der sich nach Venedig begab, wo der Markgraf von Montferrat das Kreuzheer versammeln sollte.

Auch hier empfing man den künftigen Kaiser mit der Aufmerksamkeit, die ein scharf berechnender Handelsstaat gegen denjenigen zu beobachten sich verpflichtet hält, der ihm einst große Vortheile zu bereiten im Stande ist.

Der graue Dandolo ermaß die Vortheile, die der allerdurchlauchtigsten Republik hier blühten und mit fürstlichen Ehren ließ er den kaiserlichen Jüngling überhäufen. Venedig's jugendlicher Adel umschwärmte ihn. Stets neue Festlichkeiten rissen ihn von Taumel zu Taumel hin. Seine Sinnlichkeit war beschäftigt und die Angelegenheiten seines zu erringenden Thrones lagen fern. Der blühende Jüngling, dessen kerkerbleiches Aussehen längst der Blüthe jugendlicher Schönheit gewichen war, entzückte Venedig's Frauen, und jede gab sich die Mühe, ihn zu fesseln. Bald war er in Liebeshändel verflochten, und der Rausch der Lust verdrängte vollends jede andere Vorstellung.

So flossen in Venedig die schwelgerischen Tage dahin, die sich zu Monaten reiheten, und niemals fragte Alexius, wann kommt das Heer, das meine Rechte schützen und die verlornen mir wiedergeben soll? —

Desto lebhafter wünschte Isidor den Zeitpunkt herbei, wo das Heer sich sammelte, und Alexius den verderbenden Banden dieses sinnlichen Lebens und Treibens entrissen, kriegerischen Beschäftigungen sich zuwenden würde. Von dem Alten wich allmählig die Heiterkeit, welche ihm bisher die Aussicht in eine glänzende Zukunft verliehen. Es wollte ihm manchmal in den stillen Stunden des Alleinseyns bedünken, als habe er mit seinem armen Kinde ein schlimmes Spiel gespielt, als sey es halb verloren, aber des Kindes Lebensglück ganz; und diese Vorstellungen drückten das Herz mit unerträglicher Last, und das Heimweh nach Gattin und Kind zog mit unwiderstehlicher Gewalt in das Herz ein. Endlich nahten die Abgesandten der Kreuzfürsten aus Frankreich. Sie waren in Genua und Pisa gewesen, wegen der

Ueberfahrt zu unterhandeln, und kamen auch jetzt gen Venedig.

Der schlaue Dandolo, voraussetzend, daß sie in Genua und Pisa ihren Zweck nicht nach Wunsch erreicht hatten, empfing sie mit ungewohnter Freundlichkeit. Ihm lag etwas am Herzen, wozu ihm der Kreuzzug die erwünschteste Gelegenheit bot. Zara, eine bedeutende Stadt im venetianischen Dalmatien, hatte sich empört gegen ihren Zwingherrn, deren Joch sehr drückend war. Vergebens waren bisher alle Unternehmungen gegen Zara gewesen und selbst in diesem Augenblick schien jede noch gefährlicher, da Zara sich in die Arme des Ungarkönigs geworfen. Dandolo's Muth kannte keinen Widerstand, sein eiserner Wille kein Hinderniß... Zara mußte der Republik wieder gewonnen werden, es koste was es wolle. Seine Gewandheit wußte die Hindernisse alle zu besiegen, die des Pabstes Einreden und der Kreuzfahrer Gewissenhaftigkeit machten, da der Kampf gegen Zara, ein Kampf gegen Christen, ja gegen einen König war, der selbst zu einem Kreuzzuge jetzt eben sich zu rüsten begann. Er selbst, der Greis, der aber noch Jünglingskraft in seinem Marke fühlte, schloß sich dem Kreuzzuge, unter der Bedingung der Eroberung Zara's an. In Venedig strömte nun das Heer der Kreuzfahrer zusammen. Ungeheure Massen erschienen und die Einschiffung begann. — Die Fahrt war glücklich. Schon am 10. Dezember 1202 erschienen Venedigs Galeeren mit dem ähernen Phalanx der Kreuzfahrer vor Zara. Auch Alexius war erwacht aus seinem Wahn, wie es Isidor gehofft. Noch hatte die Weichlichkeit der Sitten Venedigs in ihm nicht ganz den kriegerischen Geist einer thatendurstigen Jugend getödtet.

In diesem kriegerischen Leben, in diesem begeisterten Aufschwung wurde auch er emporgerissen und zum ersten Male schwang er muthig vor Zara das Schwert.

Zara's hohe, feste Mauern waren nicht geeignet, schnellen Sieg zu verheißen, und manches Herz bebte vor dem drohenden Kampfe, nur Dandolo nicht.

Rachedurst und Muth beseelte ihn und die Belagerung wurde mit solcher Energie betrieben, daß die Stadt erobert wurde.

Jubelnd zogen die Sieger ein und das Kreuzheer in die Winterquartiere, da an fernere Unternehmungen vor dem Frühling nicht zu denken war.

IV.

Die Trennung von dem Geliebten und das Scheiden vom Vater — zwei Ereignisse, die Irenens Innerstes erschütterten — warfen sie auf ein langes, schmerzliches Krankenlager. Manchmal schien es, als habe der Todesengel schon seinen Kuß auf die erblassende Lippe gedrückt und der Jammer der verlassenen Mutter grenzte an Wahnsinn. Irenens Jugend siegte endlich über der Krankheit Gewalt. Sie genaß; aber die Leiden des Mutterherzens hatten ihm den Todeskeim gebracht. Kaum war Irene genesen, da erkrankte die Mutter und der Tod ließ das Opfer nicht mehr fahren, das er gleich Anfangs mit starkem Arm umschlossen. Eine Waise stand um die Trostlose in der fremden Welt. Des Vaters Schwester war ein Weib, das Irenen nicht verstand, den Himmel nicht kannte, der in diesem Herzen wohnte. Irenens Schmerz war beispiellos tief. Sie fühlte ganz das Entsetzliche ihrer Lage.

Nur die Hoffnung des Wiedersehens hielt sie oben; aber von dem Geschicke der fernen Lieben kam keine Kunde. Jahre verstrichen — und es kam keine zu dem liebenden Herzen. Die stete Sehnsucht, der nagende Schmerz, die innige Andacht, in der das arme Herz Frieden suchte — gaben den Reizen Irenens einen schwärmerischen Ausdruck, der sie nur noch erhöhte. Sorgsam vermied sie es auszugehen, sorgsam mied sie jeden Umgang, so sehr auch ihre Verwandte ihr nonnenartiges Alleinseyn tadelte. Ging sie nach der Kirche, so verhüllten dichte Schleier ihr Antlitz, die kein Blick zu durchdringen vermochte. So war es ihr bisher gelungen, jede Aufmerksamkeit der entarteten Männerwelt Constantinopels von sich entfernt zu halten. — Nicht immer sollte der Unglücklichen dies gelingen.

Das Osterfest war gekommen und zur herrlichen Sophienkirche strömten die Gläubigen. Auch Irene folgte dem Zuge ihres frommen Herzens, in der heiligen Eucharistie ihm zu genügen und Kraft und Muth zu suchen. Als sie dem gottgeweihten Priester nahte, schlug sie die Schleier zurück und — selbst am Altare des Herrn erspähte der Blick eines Teufels den Engel in Menschengestalt.

Nicht fern von ihr kniete Alexius Murzuphlos, aus dem mächtigen Geschlechte der Ducas, ein Mensch, dem vom Menschen nur die Gestalt geblieben und diese nur in abschreckender Form. Es war eine robuste Gestalt. Die Farbe des Gesichtes schwarzbraun — dicke aufgeworfene Negerlippen, wolliges, rabenschwarzes Haar, eine plattgedrückte Nase, kleine, tief liegende, lauernde grimmige Augen, aus denen alle Geister der Hölle heraussahen, vollendeten das Bild eines Mannes, der durch

Reichthum und Geburt, Ränke und Tyrannengunst dem Throne nahe, aber dem Himmel und der reinen Menschheit fern stand. Gewohnt, jede seiner teuflischen Lüste zu befriedigen, loderte die verzehrende Gluth höllischer Gier selbst an heiliger Stätte in dem Bösewicht auf, als er unvermuthet hier ein Wesen erblickte, wie Constantinopel — kein Zweites umschloß. Das teuflische Auge starrte nur auf das Engelsbild; und als der züchtige Schleier sank und die Fromme, die nicht die Nähe dieses Ungeheuers ahnete, zurück trat, da verließ schnell Murzuphlos seinen Platz, ohne die heilige Handlung zu schänden, wie er es durch ihre Uebung mit schwarzem Herzen gewollt, und drängte sich, von ihr unbeachtet, in ihre Nähe.

Der festliche Gottesdienst war geendet, der Segen vom Patriarchen ertheilt. Irene ließ den Strom der Menge sich erst lichten, dann verließ auch sie, in ihrem Innern erhoben, gestärkt, beruhigt, das Heiligthum. Auf dem Fuße folgte ihr jetzt das schaamlose Laster und begleitete sie bis zum niedern Häuschen, wo sie schnell seinen gierigen Blicken entschwand.

Er stand wie gefesselt an der Stelle. Es war bei ihm fest und bestimmt, koste es, was es wolle, diese Blume des Himmels zu pflücken. Schnell trat er in Eins der nächsten Häuser, sich nach den Verhältnissen Irenens zu erkundigen und zufällig fand er hier Irenens Tante, die bei einer Freundin sich befand. Nicht wenig erstaunte die Alte, als sie Namen und Stand des Mannes vernahm, der sich nach Irenen erkundigte.

Die Alte sah dieß als das höchste Glück an, zumal Murzuphlos, als er vernahm mit wem er es zu thun. Eine Hand voll Gold gewann ihm schnell das

Herz der alten Kupplerin, und die Versicherung, wenn sie seine Wünsche fördre, reichere Belohnungen folgen zu lassen, gewannen dem Entsetzlichen unerwartet schnell das Herz der Alten. Sie versprach alles zu thun, und bestellte ihn auf den morgenden Abend in dieses Haus, um ihm von dem Erfolg ihrer Bemühungen Nachricht zu geben.

Selig in der Hoffnung reichen Gewinnes, eilte die Alte nach Hause, um das, nach ihrer Meinung ausserordentliche Glück Irenen zu verkündigen.

Aber wie erstaunte sie, als mit heiliger jungfräulicher Schaamgluth auf den Wangen und mit loderndem Unwillen im sonst so sanften Blick, das Mädchen mit den Worten tiefer Verachtung sie zurückwies und sie mahnte, an die heilige Verpflichtung, der mutterlosen Bruderstochter Mutter, Schutz und Schirm zu seyn; als sie sie an die gerechte Strafe des Bruders und Vaters erinnerte für solches Vorhaben.

Doch die Alte ließ sich so leicht nicht einthun.

Närrchen, sagte sie, vergißt Du, daß Dein Gold zur Neige geht und es Zeit ist, daran zu denken, Hülfsmittel zu erwerben? — Denkst Du denn, daß ich arme Frau Dich ernähren sollte, ohne jemals der Hoffnung Raum zu geben, Ersatz für meine Opfer zu finden? Dein Vater, o der schläft wohl längst im kühlen Grabe, D'rum sey vernünftig und wirf das Glück nicht von Dir was Dir blüht und Deine Zukunft zu sichern verspricht! —

Diese schonungslose Worte zerrissen Irenens Herz. Der Vater todt? — Ach, das hatte sie ja noch nicht gedacht, und der Gedanke wälzte eine Zentnerlast auf ihr Herz. Ihre Thränen brachen stromweise hervor. Ihr ganzes Wesen bebte. Aber die innere sittliche Kraft

richtete sich heldenkühn empor. Sie redete heftig der Alten in das Gewissen. Aber diese blieb sich gleich. Sie sah eine zu reiche Goldquelle vor sich, als daß sie sie hätte leicht versiegen lassen wollen. — Für's Erste jedoch ließ sich die Tiefempörte in Ruhe. Sie versicherte, als Murzuphlos sie um die bestimmte Zeit wiedersah, diesen des Ziels seiner Wünsche; doch müsse er sich noch gedulden, da des Mädchens frommer Wahn Hindernisse in den Weg schiebe, die sie jedoch werde zu entfernen wissen.

Irene hatte den Glauben an sie gänzlich verloren, und mit Recht argwohnend, sie sey im Bunde mit dem Verruchten, heimlich sie beobachtet. Sie sah, wie die Alte sich flüsternd von ihm trennte und wieder Geld empfing. Jetzt war ihr Entschluß gefaßt. Sie mußte die Alte verlassen und im Vertrauen auf den Schützer der Unschuld fliehen. Das stand felsenfest in ihrem Herzen. Aber wie das bewerkstelligen? Wohin fliehen? — Lieber in des Meeres Wellen mich stürzen, als in die Sünde willigen, das war ihr Wille jetzt. Zum Glück fiel ihr eine Unglückliche ein, der sie in einer schmerzlichen Krankheit liebevolle Pflegerin gewesen und sich ihrer Dankbarkeit in hohem Grade erworben hatte. Auf diese bauete sie. Die Tante aber mußte sie täuschen. So sehr ihr das im Innern zuwider war, sie mußte es. Die arme Frau erstaunte zwar sehr, als Irene ihr die Gefahr mittheilte, die ihr drohe, aber sie war bereit, Alles für sie zu thun. Beide berathschlagten und kamen darin überein, ein Knabenkleid für Irenen herbeizuschaffen. Nach einigen Tagen war dies da.

Ob die Alte etwas ahnete oder etwas gemerkt hatte, sie war kaum zu bewegen, Irenen eine Stunde allein

zu lassen. Jetzt galt es, sie zu überlisten. Irene that sich Gewalt an. Sie schien allmählig weniger ungern die verführerischen Reden der schändlichen Alten zu hören. Diese triumphirte im Stillen und gab dem ungeduldigen Murzuphlos bessere Hoffnung. Sie wurde jetzt mit ihm Eins, ihn bei Irenen einzuführen. Ehe aber dies geschah, benutzte Irene den günstigen Moment, wo die Alte bei Murzuphlos war, kleidete sich in das Knabengewand, färbte die Lilienweiße ihres Gesichtes dunkeler und entwich unbemerkt.

Die Dämmerung wob schon an ihrem Schleier für die Erde, als Irene in fieberischer Angst, daß ihre schändliche Verwandte sie erblicken, erhaschen und zurückführen möchte, mit beflügeltem Fuße die Straße entlang eilte, an deren Ende das Häuschen lag. Ohne zu wissen, wohin, eilte sie immer stärker vorwärts. Jeder Tritt, den sie hinter sich vernahm, war ein Verfolger. Jeder, der ihr begegnete, wollte sie in die Arme des Rasenden liefern, der sie verderben wollte. Nur der zunehmenden Dämmerung hatte sie es zu verdanken, daß ihre Flucht nicht entdeckt wurde, ihre Hast und Eile nicht jedem auffiel, der ihr begegnete.

Stürmisch hob sich ihre Brust, ihre Wangen glühten, der Athem stockte, ihre Füße versagten den Dienst. — Sie blieb angstvoll stehen — aber sie mußte sitzen, ruhen, sonst sank sie um. Wo bin ich? fragte sich plötzlich das unglückliche Mädchen und zentnerschwer fiel ihr ihre Hülflosigkeit auf das Herz. Vor ihr lag in ungeheurer Masse ein Gebäude. Sie strengte ihre Augen an, es zu erkennen. Es war die Sophienkirche. O hier bin ich im Schutze Gottes! seufzte sie und wankte zu den breiten Porphirstufen, die zum Portale des Heilig-

thums führten. Hier sank sie nieder und unwillkührlich faltete sie die Hände zum Gebet. Sende, betete sie, sende, Du Schützer der Unschuld, Hülfe, Rettung deinem Kinde. O laß es nicht in böse Hände gerathen! Laß deinen schützenden Engel es begleiten, wie einst den frommen Tobias! Wende ihm ein barmherziges Menschenherz zu! —

Horch! da nahten Tritte, rasch, stürmisch und eine rauhe, widrige Stimme sprach: Sie ist entflohen! Hierher muß ihr Weg geführt haben. Laß uns eilen, wir erhaschen sie noch! — Und an ihr vorbei stürmten zwei Männer und wandten sich rechts an der Basilika vorbei.

Ach, wie bebte, wie zitterte sie! Und als die Schritte verhallt waren in der Ferne, als jetzt das dämmernde Sternenlicht allmählig herabzuflimmern begann, da erhob sie sich, neugestärkt durch die Rast und das Gebet, und floh wieder schnell, wie das gescheuchte Reh, in der entgegengesetzten Richtung ihrer Verfolger. Und weiter und immer weiter trug sie der flüchtige Fuß, der kaum den Boden berührte. Bald aber sanken die übermäßig angestrengten Kräfte immer mehr — wieder trieb ihr das Blut nach der Brust, wieder stockte der Athem und ärger als vorher, begann es ihr zu schwindeln, und ein jäher, stechender Schmerz hemmte ihren Lauf. — Jetzt blickte sie aufwärts, und abermals lag vor ihr die durch das magische Sternenlicht bis zum Entsetzlichen gesteigerte Masse eines ungeheuren Gebäudes, dessen Thürme wie ungeheure Riesen in den Abendhimmel hineinragten. Sie sann nach, so viel ihr Zustand erlaubte. Es schien ihr das Gefängnißgebäude zu seyn, in dem sie ihre glücklichsten Tage verlebt. Die Vergangenheit und das Elend

der Gegenwart fuhr sinnverwirrend durch ihr erhitztes Gehirn und mit dem Ausruf: Vater, Alexius! sank sie ohne Besinnung nieder. —

Die Nacht kam mit schnellem Schritte und verdeckte das ohnmächtige zarte Geschöpf den Blicken der Menschen. Sie schwand endlich, die Dunkelheit, und des Frühroths erste Streifen lichteten den Osten. Da stand des Gefängnißwärters Frau von ihrem Lager auf, auf welchem sie der Schlaf floh und nahte dem Fenster, das auf die Straße führte, um ihr Morgengebet dem Herrn der Welt darzubringen. Sie that es mit frommer Andacht und mit heißen Thränen, denn gestern hatte man den einzigen Sohn in der Erde dunkeln Schooß gesenkt, der ihr von sieben vorangegangenen allein zu des Alters Trost und Stütze geblieben war. — Das Herz, das beten und weinen kann, ist geneigt zur Barmherzigkeit. Das Weib vernahm in der lautlosen Stille, die noch über diesem entfernten Theile der ungeheuern Stadt lag, ein banges Stöhnen. Sie horchte. — Es kam von der Straße her und sie schien nicht entfernt, die Brust, aus der dieses Stöhnen sich hervorarbeitete.

Sie strengte ihre von Thränen schwachen Augen an, den Gegenstand zu entdecken, von dem diese Schmerzestöne kamen. Es dünkte ihr endlich, bei zunehmender Helle, es läge ein Knabe von 13 Jahren dort an der Mauer und winde sich am Boden. Mitleid bewegte das Herz der unglücklichen Mutter. Ohne ihren Gatten zu wecken, der noch ruhig schlief, eilte sie, von des Mitleids göttlichem Triebe geleitet, hinab. Brummend ließen die Wächter die Zugbrücke nieder, daß sie hinaus konnte. Jetzt nahte sie dem Unglücklichen. — Irene, denn sie war es, die die Nacht hier zugebracht und jetzt

von Fieberfrost geschüttelt wurde, starrte angstvoll die sich über sie hinbeugende Barmherzige an:

Habt Erbarmen, habt Erbarmen! stöhnte sie. O, gönnt mir ein Obdach! Vater- und mutterlos irr' ich umher und sterbe hier vor Frost!

Das Weib sah gen Himmel. Willst Du mir Ersatz geben, o Herr? flüsterte die leise sich bewegende Lippe, und ihre Hand ergriff die Unglückliche, richtete sie auf, und halb von ihr getragen, halb gehend, führte sie sie durch die Pforte wieder ein, aus der Irene, von doppeltem Weh gedrückt, aber doch noch im Besitze der Theuersten, hinausgeschritten war. Noch stand oben in der Kammer des verstorbenen Sohnes Bettlein. Hurtig legte sie ein schneeiges Linnen darüber und bettete dann den bildschönen Knaben hinein, kochte ihm ein erwärmendes Getränke und bald legte sich der wilde Frost und gab einer verzehrenden Gluth Raum, auf welche allmählig ein tiefer Schlaf folgte. Jetzt verließ die weinende Frau, die so ganz den Verlust ihrer Kinder fühlte und doch auch wieder in dem Gedanken sich gefiel, der Himmel habe ihr zum Trost die schöne Waise gesendet, das Bettchen, um dem Gatten das Frühstück zu reichen.

Weinst Du wieder, Helena, sprach fast strafend der Gatte. Hast Du noch nicht Fassung gewonnen und Ergebung in Gottes unabänderlichen Rathschluß? —

Da brach des Weibes Schmerz heftiger hervor und gereuete ihn des Wortes, und sanfter bat er sie, sich zu beruhigen.

Jetzt offenbarte sie ihm, wie sie heute früh gebetet, wie sie dann ein Stöhnen vernommen, und wie sie ein Kind von dem Alter ihres Sohnes gefunden habe, das

Vater-, Mutter- und heimathlos sey, gewiß als Gabe Gottes zum Ersatz ihres Verlustes.

Der Gatte ließ sich nun zu dem Bette führen und die Engelszüge, die im Bewußtseyn der Unschuld hier ihm aus dem sanften Schlafe entgegenlächelten, rührten des harten Mannes Herz wunderbar.

Ja, sagte er zu seiner Frau, möge Dir geschehen, wie Du gebetet hast! Weib, ist der Knabe, wie er sich ansieht, so mag er mein Sohn seyn und ich will ihn lieben und pflegen.

Da fiel das Weib um seinen Hals und prieß die Huld Gottes. Kaum war das Frühstück genossen, so eilte sie an das Bette. Irene schlief fest und tief. Sie regte kein Glied. Die ungeheure Ermüdung zeigte sich erst jetzt. Wieder schlich die Frau hinweg, ihrem Schützling eine erquickende Speise zu bereiten. Als diese fertig war, lugte sie wieder durch die Spalte der Thüre — aber wie staunte sie. Durch eine Bewegung Irenens war das Käppchen vom Haupte gefallen und die ganze Fülle der schönsten Haare ringelte sich um das schöne Gesichtchen, das jetzt plötzlich Alles Knabenhafte verloren, und in dem Ausdruck der Weiblichkeit vor den Augen des Weibes lag. Es that ihr diese Bemerkung einen Stich durch's Herz. Aber als sie ruhiger geworden, schien es ihr fast lieber, eine Tochter zu finden, als einen Sohn, denn diese Freude hatte sie ganz entbehren müssen, selbst in den Tagen ihres mütterlichen Glücks. Von dem Anblick dieser rührenden jungfräulichen Schönheit konnte sich die Frau kaum trennen. Sie stand wie eingewurzelt da. Jetzt regte sich die schöne Schläferin. Sie rieb die schönen Augen und sah sich um mit sicht-

lichem Staunen und Schrecken. — Die Frau öffnete die Thüre und trat zu ihr, um ihr zu sagen, wo sie sey.

Dies beruhigte das arme Herz. Aber sie ergriff weinend die Hand der mitleidigen Frau, die zu ihr gesagt, sie habe geglaubt, in ihr einen Knaben zu finden, um ihr das ganze Unglück ihres Lebens zu erzählen.

Staunend hörte die Frau die Begebnisse des unglücklichen Mädchens. Das herzlichste Mitleid ergriff ihr ohnedem weiches Herz. Sie that einen tiefen Blick in das reine Heiligthum dieses Herzens und gewann die herzlichste Liebe zu Irenen.

Als diese endlich ihre Erzählung unter heißen Thränen geendet hatte, umschlossen die Armen der Frau das Mädchen. Sey meine Tochter, sagte sie, ich bin ja kinderlos, wie Du älternlos, und es ist die Hand des Herrn, die Dich zu mir geführt. Ich betrachte Dich als eine Gabe Gottes zu meinem Troste. Ich will Dich lieben, wie mein Kind!

Da sank Irene an das Herz der Gutmüthigen unter den Thränen des reinsten Dankes gegen Gott, und die Zentnerlast fiel von ihrem Herz.

Nicht wenig staunte der Gatte, als er das liebliche Mädchen bei seiner Rückkehr von den Gefangenen fand. Bald aber löste ihm die Gattin das Räthsel und auch er nahm liebevoll das unglückliche Mädchen auf, das nun mit sorglicher Treue den beiden Alten unter die Arme griff, ihnen die Last zu erleichtern, die ihnen schon schwer wurde. Süßer aber noch war ihr der Gedanken, des alten Isaaks Pflegerin zu werden. Wirklich übergab ihr der Pflegevater dies Geschäft, als sie ihm gesagt, sie habe es bei ihrem Vater versehen. Doch so süß auch dieser Gedanken für ihr Herz war, so wurden die Erin-

nerungen ihrer glücklichen Liebe wieder alle lebendig und eine nicht zu verscheuchende Wehmuth ergriff ihr Inneres, so oft sie den Garten betrat, der nun verödet war. Sie gab sich ganz der Erinnerung hin und lebte nur in ihr, da die Gegenwart kalt und blüthenlos für sie war. Mußte sie ja doch Alexius für todt halten, wie ihren Vater, da nie eine Kunde zu ihr gedrungen war und die Jahre still hinzogen. Immer schwärmerischer blickte ihr Auge gen Himmel, wo ihr frommer Glaube ihre Lieben wußte und bei ihnen zu seyn im Lande des Friedens, das war die einzige Hoffnung, der sie Raum gab, und ihr einziges Flehen in den stillen Stunden des Gebets.

V.

Der Frühling des Jahrs 1203 war endlich, nach einem für die südlichen Gegenden Dalmatiens beispiellos rauhen und kalten Winter, mit all seinem Blüthenschmucke gekommen. In unumwölkter Bläue wölbte sich der südliche Himmel über dem Lager der Kreuzfahrer bei Zara, und mit dem behaglichen Gefühle, womit die laue Frühlingsluft den Körper durchströmt, regte sich die Thatenlust derer, die dem Zuge treu geblieben — denn durch die Streitigkeiten Dandolo's mit dem Pabste, wegen Zara's Eroberung, waren Viele in ihre Heimath zurückgekehrt. Auch Alexius wurde unruhig und sehnte sich, endlich sein Ziel zu erreichen. Aber ihm drohte neue Gefahr. Der bei dem Heere anwesende Kardinal-Legate, Pietro von Capua, berichtete dem Pabste, wie jetzt, nachdem die Schiffe in gehörigen Stand gestellt worden, die Flotte nach Constantinopel unter Segel zu gehen gedenke, um hier Alexius,

den Sohn Isaaks Angelus, des Kaisers Philipp Schwager, auf den Thron von Byzanz zu setzen, und wie der eigensinnige Doge Dandolo von Venedig diesen Gedanken mit besondrer Liebe hege, um noch grössere Vortheile der Republik zu erwerben. Kaiser Philipp und Dandolo waren beide Feinde des Pabstes und ihre hier in einem Punkte zusammentreffenden Wünsche waren hinlänglich, sie und ihren Gestand dem Pabste verhaßt zu machen. — Noch schien der Wille des Geschickes nicht versöhnt gegen Alexius. Nicht nur, daß der Pabst schon aus den angegebenen Gründen ihm abgeneigt war — jetzt trafen auch Gesandte des Tyrannen Alexius III. in Rom ein, die, weil dem Tyrannen Gefahr von Zara her drohte, dem Pabste bewiesen, Isaak sey rechtmäßig seiner Grausamkeit wegen entthront und der junge Alexius habe auf den Thron keine Ansprüche, da er geboren sey, ehe sein Vater den Thron habe bestiegen gehabt. Diese Gründe würden nun freilich allein nicht den Tyrannen und Thronräuber entschuldigt haben, wenn nicht noch ein anderes Argument sicherer das Ziel getroffen. Die Gesandten machten begreiflich, daß, da der Kaiser Philipp Alexius unterstütze, er schon aus Rücksichten der Familienbande und der Dankbarkeit, sobald er den Thron bestiegen, ein Feind des Pabstes seyn werde. Würde nun, so sprachen sie weiter, Constantinopel von dem Kreuzheere nicht angegriffen, so würde der Kaiser Alles anwenden, die morgenländische Kirche unter die Suprematie des Pabstes zu stellen. — Freundlich nahm der Pabst diese Worte auf und vergaß gänzlich, mit wem er es zu thun. Er erkannte Alexius III. als rechtmäßigen Kaiser und ließ durch Pietro von Ca=

pua die Kreuzfahrer auffordern, Constantinopel in Frieden zu lassen, nicht gegen christliche Brüder, sondern gegen die Heiden und für den Herrn zu streiten. Als Zugabe zu diesem Befehl folgte eine Drohung des Bannes und Interdikts.

Mittlerweile aber waren Gesandte des Kaisers Philipp im Lager bei Zara eingetroffen, die den Befehlen des Pabstes, zu Alexius Gunsten, mit aller Kraft entgegen zu wirken strebten. Diese vermochten besonders die französischen Häupter des Kreuzzugs mit Alexius den Vertrag, den er bereits mit ihnen bei dem Markgrafen von Monferrat unterzeichnet, auf's Neue zu schließen, und Alexius, der seine schwierige Lage würdigen gelernt hatte, nahm keinen Anstand, ihn auf's Neue zu unterschreiben und ihn durch die feierlichsten Eide zu bekräftigen. — Aber das Volk des Heeres war andrer Meinung und nicht Wenige der Häupter. Diese waren auf des Pabstes Seite und verließen das Heer in zahlreichen Schaaren, sich unter jenen Fürsten vereinigend, die es nach Jerusalem zu führen versprachen. Trostloser, als je, war Alexius und der mit ihm Verbündeten Lage. Sie sahen ihre Leute ausreißen, sie kannten die Verführung. Da warfen sie sich selbst vor ihnen zur Erde nieder und gelobten ihnen Alles, was dem räuberischen Sinne des Volkes schmeicheln konnte. So nur gelang es ihnen, vierzig Tausend Streiter sich zu erhalten, die denn ein Sinn und ein Ziel vereinte und mit ihnen segelten sie endlich von Zara ab.

Alexius begab sich mit einem Theile nach Durazzo in Albanien, das ihn als seinen rechtmäßigen Herrscher anerkannte, und als die Flotte in Corfu

beilegte, versprachen auch die Corfioten, ihn anzuerkennen, sobald er den Thron Constantinopels dem Tyrannen Alexius III. würde entrissen haben. Mit diesen günstigen Vorbedeutungen schloß er sich der Flotte Dandolo's an. Bald landeten sie da, wo Abdul Hamid's Serail steht und rückten nun in engegeschlossenen, wohlgeordneten Gliedern gegen Constantinopel vor, wo unschlüssig und kraftlos der Tyrann im Arme seiner Buhlerinnen schwelgte und sich erst zur kräftigen Wehr entschied, als die Kreuzfahrer nahe waren und eine Parthei für Alexius im Innern der Hauptstadt sich gebildet und Zwiespalt bereits bewirkt hatte.

Was sonst selten der argwöhnische Tyrann vergißt, sich gegen jede mögliche Gefahr zu schützen, das hatte Alexius III. in seinem sardanapalischen Leben gänzlich versäumt und vergessen. Zwar war Constantinopel mit ungeheuern Mauern umgeben, zahlreiche Miethsöldnerrotten erfüllten die Stadt — aber diese kämpften nicht für den eignen Heerd, sie hatten kein Vaterland, keine Vaterstadt zu vertheidigen und selbst am Kriegsbedarf litt der Kaiser Mangel. Keine Seemacht war da, die Flotte des muthigen Feindes zurückzutreiben. Auf des Pabstes bekannte Allmacht hatte der unfähige Wollüstling gerechnet. Seines Neffen Alexius ganze Unternehmung hatte er verachtet. Jetzt folgte, rasch wie die Donnerschläge eines nahen mächtigen Gewitters, die Nachricht von Durazzo's Fall, von Corfu's Untreue, von der Feinde Landung und ihrem Heranrücken aufeinander. Jetzt erwachte der durch seine Weiber gefesselte Frevler fürchterlich. Er raffte seinen Rest von Muth und Energie zusammen und ließ

eine Reiterschaar ausrücken. Aber Alexius, in dem, so nah dem Ziele, der Muth lebhaft zu glühen begann, trieb sie schnell in die Flucht, obgleich die Zahl weit überlegen der Seinen war. — Das war eine schlimme Vorbedeutung für die nahe Zukunft. Die Freunde des jüngern Alexius jubelten im Stillen. Alexius III. fühlte es, er stehe auf einem Vulkane und eine böse Ahnung sagte ihm: Es thue Eile, Noth, um den Frieden zu erhalten, ehe ein glücklicher Kampf den Feind zum Herrn der Stadt machte. Einen lombardischen Ritter sandte er in das Lager des Feindes, aber nicht an Alexius lautete seine Botschaft, sondern an die Fürsten des Kreuzheeres.

In der Mitte der Fürsten und Herren des Heeres saß Alexius, als der Lombarde Rossi hereintrat. Sein Benehmen war voll Stolz und Hochmuth, hinter welchem er die Furcht verbarg, die ihn, wie den Kaiser gleichermaßen erfüllte. Unter den Fürsten des Heeres ragte vor allen durch Größe, Kraft, Adel und Würde Conon von Bethune hervor. Auf ihm ruhte zuerst des Gesandten Blick, an ihn richtete er seine Rede. Er drückte des Kaisers Verwunderung darüber aus, daß ein Heer, das sich den Kämpfen für das heilige Grab geweiht, hier gegen Christenbrüder kämpfte und Constantinopel, das von je die freundlichsten Gesinnungen gegen die Kreuzfahrer gehegt, feindlich bedroht. Er bot ihnen neue Lebensmittel in Fülle an, mit der Bedingung, so schnell als möglich hinüber über den Bosphorus zu schiffen, damit er nicht in die unangenehme Lage versetzt werde, seine Macht aufbieten und die Kreuzfahrer züchtigen zu müssen.

Diese hochfahrende, beleidigende Rede erfüllte Alle mit Unwillen. Conon von Bethune erhob sich, er sah Alle umher an, gleich, als ob er sie um die Erlaubniß bitten wollte, an ihrer Stelle das Wort führen zu dürfen, dessen er in hohem Grade Meister war. Dandolo nickte ihm und nach ihm Alexius und alle Führer des Kreuzheeres. Er nahm eine ehrfurchtgebietende Stellung an, der Unwille seines Herzens trat lebendig in die Mienen und in den Ton, mit dem er sprach: Sagt Eurem Herrn, wenn ihr schaam- und ehrlos genug seyd, einem Thronräuber und Wütherich Eures Armes Kraft für seine schlechte Sache zu leihen, sagt ihm, daß wir das Gewebe seiner Ränke durchschauen, daß wir seine Verwunderung über unser Hierseyn weder für aufrichtig, noch vernünftig halten können. Er muß es wissen, so gut als wir, wessen dies Gebiet sey, daß es nicht ihm, sondern diesem hier, dem Sohne Isaaks Angelus gehöre, daß in seiner Hand das Scepter nur mit Unrecht ruht, daß nicht er des Thrones Erbe sey, sondern Alexius, den er seiner Freiheit beraubte und, Hohn sprechend jeglichem Gefühle des Menschenherzens, den eignen Bruder des Augenlichts beraubte. Wehe ihm, wenn er es wagt, das Schwert zu ziehen für seine schlechte Sache! Aber erkennt er seine große Schuld, will er zu dieses jugendlichen Fürsten Füßen die Krone niederlegen, dann hoffen des Abendlandes Fürsten, daß dieser mißhandelte Fürst ihm verzeihen und ihm so viel geben werde, um in der Abgeschiedenheit ruhig zu leben. Das sagt ihm. Giebt er Gehör der Stimme des Rechts und der Pflicht, so kehret wieder in unsre Mitte — wo nicht, so waget es nicht mehr, vor unser Angesicht zu treten, denn nicht zum zweiten Male dulden des Abendlands

Fürsten eines Dienstmannes frechen Stolz und tollkühnen Trotz! Er winkte ihm zu gehen und kehrte ihm stolz den Rücken. Des Lombarden Stolz war von diesen Worten gänzlich niedergedonnert. Conon's Wort, Ton und Weise hatten ihn so imponirt, daß er bleich und keines Worts mächtig von dannen schied. Man gab im Rathe Conon von Bethune den allgemeinen Beifall zu erkennen, zweifelte aber mit Recht im Voraus an dem Erfolg. Dandolo machte nun den Vorschlag, dem Volke, das sich in zahlloser Menge auf den Mauern gesammelt, den Prinzen Alexius zu zeigen und es dadurch vielleicht zu einer kräftigen Handlung zu seinen Gunsten zu bewegen.

Dieß geschah — aber fruchtlos, denn die Furcht vor des Tyrannen Macht und Rache fesselte Jeden und der Haß gegen die Abendländer trug sich selbst auf Alexius über, der in ihrer Mitte kriegerisch der Hauptstadt nahte. Nichts blieb übrig, als offener Kampf, für den sich der Kriegsrath energisch erklärte, besonders Conon von Bethune. So wurden denn die Stellungen verabredet, die Haufen vertheilt, die Schlachtordnung bestimmt. Der Morgen tagte eben am 8. Juli 1203, als das Heer eingeschifft wurde.

In herrlicher Ordnung, in glänzender Wehr standen sie da, und der Sonne Strahlen fielen blendend auf die glänzenden Schilder und Harnische, und die spiegelglatten, kristallhellen Wogen des Bosphorus strahlten den Glanz zurück. Das Schauspiel war imposant und herrlich. Drüben am Ufer stand der Griechen größre in gleichem Glanz und gleicher Ordnung, an ihrer Spitze Alexius III., der die Nothwendigkeit erkannte, durch das Wort und That die Seinen zu ermahnen. Jubel-

ruf und Hörnerklang wirbelte in der Luft und die Kreuzfahrer machten durch das Anschlagen ihrer Schwerter an ihre Schilder einen so entsetzlichen Klang, daß das griechische Blut zu gerinnen drohte in den Adern Alexius III. und seiner Söldlinge. Jetzt waren die Schiffe dem Lande nahe genug. Alle die Ritter stürzten sich jetzt, wie auf ein Zeichen, in das Meer, deckten sich mit dem Schilde, und ehe die Pfeilschützen zum Schusse bereit waren, mähete das Schwert in den Gliedern mit behender Gewalt. Es entstand eine grenzenlose Verwirrung in der Griechen Schaaren. Ohne Hinderniß landeten die Uebrigen, mit ihrem Schützling Alexius in ihrer Mitte, und mußten, da das Heer allgemein und schnell floh, gegen die Mauern heranrücken, nachdem sie sich müde gemordet an den Fliehenden. So glücklich als die Franzosen hier bei Galata, waren auch die Galeeren der Venetianer am Eingange des Hafens. Schlecht bemannt waren des Kaisers wenige Schiffe, und noch übler ihre Ordnung. Gegen den kriegserfahrnen Dandolo vermochten sie nicht Stich zu halten. Seine Schützen tödteten die Ruderknechte und die Bemannung der feindlichen Schiffe; seine wohlgeleiteten Maschinen zerschmetterten das Plankenwerk und richteten sie so zu Grunde. Bald war die ungeheure Kette gesprengt, die den Hafen schloß. Im Angesichte des bebenden Volks eroberten die Venetianer die Galeeren, und Constantinopels Schutz zur See war vernichtet, wie der zu Lande in schimpflicher Flucht die Thore suchte. — Jetzt rauschten Dandolo's Galeeren daher. Auf der vordersten stand der greise Held und schwang muthig die Fahne mit dem Löwen von San Marco.

Wildes Geschrei und Kampfesruf ertönte jetzt zur See und auf dem Lande. Die Franzosen schwenkten sich um die Stadt, die Venetianer landeten im Hafen, wo keine Seele sie verhinderte, denn nur hinter den Mauern hielten die Feigen sich sicher. Grenzenlos war die Verwirrung in der Stadt. Alexius hatte sich selbst verloren. Theodor Lascaris, des Kaisers Eidam, stellte sich schnell an die Spitze der 40,000 Streiter, die ihm zu Gebote standen, und ordnete, so gut es ging, die Vertheidigung an. Sein Beispiel gab wieder Muth den Muthlosgewordenen. Der Sturm, den die Kreuzfahrer jetzt wagten, wurde abgeschlagen und sie zogen sich in eine sichre Stellung zurück.

Am 17. Juli war endlich der zum Sturm bestimmte Tag.

Mit neuem Muthe griffen die Abendländer an. Auch heute war Dandolo der Glücklichere.

Gerade im Hafen wüthete der entsetzliche Kampf. Die Venetianer waren unbesiegbar. Tod verbreiteten sie überall um sich, und Lascaris fehlte den Griechen, denn des Kaisers Eifersucht hatte den Tapfern entfernt. Sie wichen. Jetzt standen sie an der Mauer. Ihre Wurfmaschinen arbeiteten rastlos. Ihre Leitern wurden angelegt. Dandolo war der Vorderste, er schwang die Fahne von San Marco mit Jünglings-Muth. Es war ein Zufall, daß gerade, wo er jetzt hinaufstieg, keine Streiter waren. Da reichte ein Knabe dem Greise seine Hand und — er stand auf der Mauer. Folge mir, rief der Knabe und riß die Thüre des nächsten Thurmes auf — die Kämpfer hatten ihn verlassen.

Gieb mir die Fahne, rief der Knabe, ich pflanze sie auf die Mauer. Dandolo starrte ihn an, es war das

Antlitz eines Engels — er reichte sie ihm, und siehe — siegreich wehte die Marcusfahne auf dem Thurme, in dessen Thüre der alte Held gezückten Schwertes stand. Kaum sahen dies Siegeszeichen die Venetianer, als sie, Löwen gleich, heranstürmten, die Mauer erstiegen und, niedermetzelnd, was sich ihnen entgegenzustellen wagte, sie eroberten. Panischer Schrecken lähmte die Griechen. Kaum vermochten sie zu fliehen. Ehe eine Stunde verging, waren 28 Thürme in Dandolo's Gewalt. Als Dandolo sich nach dem Knaben umsah, war er verschwunden, und es dünkte den Helden, es sey ein Bote des Himmels gewesen, wie sich denn diese Sage unter seinen Streitern verbreitete.

Nicht ganz so glücklich war der tapfere Montferrat und sein heldenkühner Gefährte Montmorenci. Unvergleichlich waren ihre Thaten, doch nicht so leicht dort der Sieg. Als Alexius III. das siegreiche Eindringen der Venetianer vernahm — da ahnete er sein Schicksal, und er, der so viele seines Volkes gemordet in gränzenloser Grausamkeit, fürchtete durch die Wuth seines eigenen Volkes zu fallen. Da nahm er alle seine Reiterei, machte einen Ausfall und wollte die Franzosen, in deren Mitte sein Neffe Alexius und der treue Isidor kämpften, im Rücken anfallen. Allein Montferrat kam ihm zuvor. Schnell schwenkten sich seine Ritter und standen in Blitzesschnelle geordnet gegen dem Feinde über. Jetzt senkte sich die Nacht herab, und Alexius in seiner Unschlüssigkeit wagte den Angriff nicht. Er ließ zum Rückzug blasen. Statt sich bis auf den letzten Mann zu vertheidigen, entfloh der Schändliche mit allen Schätzen, die er erhaschen konnte, unter dem Schirme der Nacht nach Adriano-

pel und von da in das Herz Thraziens, wo man des Verächtlichen vergaß.

Durch diese Flucht hatten die Verhältnisse in Constantinopel plötzlich eine gänzlich veränderte Gestalt angenommen. Sie wurde kaum laut, so traten Isaaks und seines Sohnes Alexius Freunde auf, für Beide den Thron fordernd. Alles Volk strömte zu Isaaks Kerker. Der blinde Greis staunte die Großen an, die ihm Glück wünschten und ihn auf einen Thron zurück leiteten, von welchem er vor acht Jahren herab in das Gefängniß gewandert war. Wie ein Kind freute sich der Geistesschwache und folgte ihnen. Alles Volk jubelte und grüßte ihn freudig als Kaiser. Noch wußte man in Monferrat's Lager nichts von den Ereignissen in der Hauptstadt. Alexius saß sinnend in seinem Zelte und Isidor bei ihm in angstvoller Beklemmung wegen der Seinen, die er in der unruhvollen Stadt wußte.

Sey ruhig, Isidor, hob Alexius an, bald sind wir am Ziele, bald siehst du die Deinen wieder! — Der alte Mann seufzte, eine bange Ahnung durchbebte ihn.

O, sagte er zu Alexius, sprecht ihr denn nur von den Meinen, Herr? — Hat euer Herz nichts zu hoffen, als den Thron? —

Es hat einen Vater wieder zu sehen, die Geliebte und ein Volk zu beglücken, sprach Alexius mit Nachdruck, den er jedoch vorzugsweise auf die Worte: Vater und Volk legte. Und wird der Kaiser Griechenlands seiner Liebe gedenken? fragte zagend der Greis.

Er wird nicht vergessen, was ihm Irene war. Doch wozu diese Frage, Alter?

Wozu, mein Prinz? — rief erbleichend der Greis. O, warum habt ihr in Venedig ihrer vergessen, die

nur für euch lebt? — Werdet ihr in Constantinopel, wenn einst des Hofes üppige Weise euch ergreift, ihrer gedenken, die Alles für euch hingab, Vater und Lebensglück! — ? —

Ist das der Preis deiner Rettung, Alter? rief zornglühend Alexius, daß du jetzt als Hofmeister mit mir rechten, mich zwingen willst, deine Tochter auf den Kaiserthron zu setzen? Dich hat also nicht die Anhänglichkeit, an mich, an meine gerechte Sache zu meiner Befreiung bewogen, sondern der Ehrgeiz, Schwiegervater des Kaisers zu seyn! Und was war Irenens Liebe am Ende? fuhr er vor Zorn übersprudelnd fort, nur die schlaue Falle, in die der Unerfahrne ging, die aber nicht dem Menschen Alexius, sondern dem künftigen Kaiser galt. Alter, ich bin deines Meisterns müde, ich war es schon in Venedig und duldete es nur, weil ich mußte. Ich will dir das, was du für mich thatst, mit Gelde überreich lohnen — aber meinen freien Willen suche nicht mehr zu beschränken! — Er drehte sich um und ging gegen den Eingang des Zeltes, wo Conon von Bethune ihm entgegen trat und ihn in das Zelt Montferrats rief, wo Abgesandte aus Constantinopel seiner harreten. Isidor stand erstarrt, niedergedonnert auf der Stelle, wo er vor Alexius gestanden. Ein gähnender Abgrund öffnete sich vor ihm. Er rang die Hände verzweiflungsvoll. O, mein armes Kind! rief er aus, mein armes Kind! Ja, er ist ein Kaiser, wie sie alle, wie Isaak, wie der ruchlose Komnene! Sie sind vergessen die Schwüre seiner Treue! Ich Unglücklicher! — Allmählig trat die Schuld, die er und seine Gattin an der Liebe Irenens und Alexius gehabt, vor seine aufgereizte Seele

und wie der Geier des Prometheus nagte an seinem Innern der bittere Vorwurf, des eignen Kindes Herz zerbrochen zu haben, denn er kannte Irenens tiefes Gemüth, die Festigkeit ihres Charakters und konnte daher das Schicksal der Unglücklichen wohl ermessen.

VI.

Als Alexius in das Zelt des Markgrafen von Montferrat von Conon von Bethune geleitet wurde, waren alle Häupter des Kreuzheeres darin einmüthig versammelt und bei ihnen standen zwei Griechen in alle dem Glanze, den die höchsten Stände des griechischen Reiches, in Ueppigkeit und Luxus erschlafft, zur Schau zu tragen pflegten. Der eine war Alexius Murzuphlos und der andere Constantin Ducas, Beide aus fürstlichem Geschlechte, Beide von hohem Ansehen, Beide Abgesandte Isaaks Angelos an die fränkischen Heerführer, seine Thronbesteigung anzukündigen, sie von der Belagerung, die nun fruchtlos, da das Ziel erreicht, abzuhalten und Alexius als Mitregenten an des Vaters Seite zu rufen. Die Botschaft hatte die Ritter mit hoher Freude erfüllt und diese strahlte nun in jedem Gesichte wieder.

Als Alexius eingetreten war, ließen sich die Griechen auf ein Knie nieder und grüßten ihn als Mitregenten des Kaisers mit tiefster Ehrerbietung.

Alexius war sprachlos vor Erstaunen. Diesen schnellen Wechsel seines Schicksals hatte er in keinem Falle erwartet. Laut grüßten ihn nun auch die Fürsten und Ritter als den künftigen Kaiser. Alexius ermannte sich endlich. Er nahm würdevoll, ja mit einem sich erhebenden Stolze die Glückwünsche hin und schien

sich in dem Gedanken glücklich zu fühlen, nun endlich am Ziele heißer Wünsche zu seyn.

Als aber nun Murzuphlos und Ducas Anstalt machen wollten, Alexius in die Stadt zu geleiten, da trat Conon von Bethune kräftig unter die Fürsten und sprach:

Nicht also! Griechische Treue hat keinen feinen Klang im Abendlande, und unsre Brüder, die vor uns zum Grabe des Herrn zogen, haben sie nimmer zu rühmen Grund und Ursache gehabt. Wo sind die Bürgschaften für die Satzungen und Verträge, die der Prinz mit uns abschloß, wenn er nun nach Constantinopel zieht? — Soll umsonst unser Blut für ihn geflossen seyn? — Sollen wir die Drangsale umsonst erduldet, des Pabstes Grimm umsonst auf uns geleitet, umsonst die Reise zum Grabe des Herrn aufgeschoben haben, um uns täuschen zu lassen? Wir sind es, uns selbst und unserm guten Rechte schuldig, ihn so lange als Geisel zu behalten, bis wir hinlänglich gesichert sind.

Diese Worte des kräftigen Ritters machten einen außerordentlichen Eindruck auf die Ritter und Fürsten. Dandolo trat mit Montmorenci sogleich auf seine Seite, und die andern alle folgten. Die Wahrheit dessen, was Bethune vorgebracht, sprach sich zu klar aus, um nur einen Augenblick verkannt werden zu können.

Bleich vor Grimm standen die beiden Griechen unter den Helden des Abendlandes, die ihre Seele aus dem Grunde haßte. Solche Demüthigung zu tragen, war den Stolzen unerträglich. Aber was sollten sie beginnen? Ihre erwartungsvollen Blicke ruhten auf Alexius, der bleich, ein Bild der Verwirrung, vor ihnen stand. Sein früherer Stolz vermochte sich kaum wieder zu er-

heben. Endlich erholte er sich. Es schmerzt mich, sprach er, und seine Stimme zitterte dabei in verhaltenem Grimme, daß Ihr, edle Fürsten und Herrn, so kränkend von mir und meinem Volke sprechen könnt, daß Ihr zweifelt an dem Erfüllen der Eide, die ich Euch geleistet; allein ich bin Euch zu hoch verpflichtet, um auch nicht diesem Begehren mich zu unterwerfen. Ich will Euch dadurch von der Lauterkeit meiner Absichten überzeugen. Geht zu dem Kaiser und meldet ihm dieß! fuhr er, sich zu den Griechen wendend, fort. Ein edler Ritter dieses Heeres möge Euch begleiten.

Diese Rede befriedigte Conon von Bethune vollkommen, und Ville-Harduin wurde zum Gesandten an Kaiser Isaak erwählt.

Während dieser mit den zornigen Griechen nach Constantinopel sich begab, nahm das Kreuzheer wieder die Schlachtstellung ein, um durch diese den Griechen zu imponiren.

Der blinde Isaak erschrack heftig, als er diese unerwartete Botschaft erhielt — und in der Stadt stieg dadurch der Haß gegen die Abendländer bis zu außerordentlicher Höhe. Isaak erkannte die Unmöglichkeit, die Verträge, die, von der Noth gedrängt, Alexius geschlossen, zu erfüllen. Gestand er dieß ein, so war offenbar Thron und Reich zum zweitenmal verloren; denn die Abendländer nahmen Rache und zogen ab, und Alexius III. und sein Schwiegersohn Lascaris, dieser in Bythinien, wohin er geflohen, jener in Thrazien, mochten leicht sich Anhang erwerben und Constantinopel überfallen. So zwischen zwei Gefahren schwebend, schwor Isaak in Ville-Harduins Hand, daß er Alles, was Alexius in Zara verhießen, treulich

erfüllen wolle. Mit dieser Botschaft kehrte der Gesandte in's Lager zurück.

Der nächste Morgen bot ein imposantes Schauspiel dar. Schon in aller Frühe hallte das Geläute aller Glocken von den Thürmen Constantinopels seinen gewaltigen Gruß dem Kaisersohne zu. Im Lager der Kreuzfahrer war Leben und Bewegung. Im höchsten Glanze sah man die Fürsten und Herren, begleitet von ihren Bannerführern und Vasallen, sich bei dem Zelte Alexius versammeln. Das Thor der Hauptstadt öffnete sich und in langem Zuge nahten die Großen des Reiches auf prachtvoll gezierten Rossen. Murzuphlos führte das Roß, das Alexius besteigen sollte. Der Klerus, mit dem Patriarchen an der Spitze, folgte ihnen und der Patriarch legte den kaiserlichen Purpur um des Jünglings Schultern. Jetzt bestieg er unter lautem Jubel das Roß, der Klerus trat nun heraus, die Großen folgten, dann Alexius und um ihn Montferrat, Dandolo, Montmorenci und in seinem Gefolge die übrigen Fürsten und Herrn mit ihren wehenden Bannern.

Langsam ging der Zug vor sich. Die Glocken läuteten — aber des Volkes Jubel schwieg, denn die Feinde führten Alexius, er war mit Isaak der Feinde Freund und Verbündeter. Unweit des Pallastes hatte sich das Volk in dichten Massen gedrängt. Hier standen die Jungfrauen der Großen des Reiches — ein Blüthenkranz von seltener Schönheit — an ihrer Spitze: Anna Ducas, die Tochter Constantin Ducas, der Schönen Schönste. Blumen streuten sie auf des Jünglings Weg — und in dem hohen Portale stand vom Purpur umwallt — der blinde Isaak und breitete seine zit-

ternden Arme dem geliebten Sohne entgegen, den er nicht sah.

Alexius stieg vom Rosse. Sein flammendes Auge ruhte auf Anna Ducas — traf in das Ihre und der Blitz trifft nicht schneller, als die Liebe das Herz des Leichtsinnigen. Jetzt trat er die Stufen hinan und sank in des Blinden Vaters Arme. —

Die Scene ergriff mächtig das Volk, Thränen flossen und ein brausender Jubel folgte — und ließ einen gellenden, herzzerreißenden Schrei überhören, den ein Knabe ausstieß, welcher unweit von Anna Ducas stand, als Alexius Flammenblick dem ihren begegnete. Der Knabe war ohnmächtig geworden. Eine menschenfreundliche Hand trug ihn hinweg aus dem Gedränge, knöpfte das Kleid auf, das eng um die schöne Gestalt lag und — ein blendend-weißer, jungfräulicher Busen wallte hervor. In diesem Augenblick erwachte die Ohnmächtige, sah wild und verzweifelnd um sich, riß sich dann gewaltsam los, und floh, wie von allen Furien getrieben, von dannen. Das Gedränge des Volkes, die Scene war am Kaiserpallaste, die Aller Augen und Herzen fesselten, ließ diese Begebenheit unbemerkt vorübergehen und der menschenfreundliche Retter des vermeintlichen Knaben kehrte, obwohl seltsam berührt, in die Volkshaufen zurück.

VII.

Als der Zug aus dem Lager zu der Stadt sich bewegte, stand im Zelte, das bisher Alexius bewohnt, der treue Isidor von tiefem Schmerz ergriffen. Auf ihn, den Treuen, hatte der Undankbare, von seinem Glücke Geblendete, nicht einmal geblickt, auf ihn, dem er doch

das Alles nur zu danken hatte. Dies schmerzte den Greis unaussprechlich. Nicht, wie er gehofft und geträumt, freudig, nein langsam und gebeugt vom Harme, mit schwerem, ahnendem Herzen, begab er sich auf den Weg nach der Stadt. Sein schleichender Gang, sein bleiches, verändertes Aussehen machte, daß ihn Niemand kannte. Müde kam er am Häuschen seiner Schwester an. Zitternd öffnete er die Pforte. Das Weib, das sich so Schlechtes bewußt war, stieß bei seinem Anblick einen Schrei des Entsetzens aus. — Sein Auge flog umher. Wo ist Lais, wo Irene? rief er erschüttert und hielt sich, daß er nicht sank, denn die Beine zitterten unter ihm. —

Sie sind todt! schrie außer sich die unnatürliche Schwester — und beide Hände vor das Gesicht haltend, sank Isidor leblos auf der Stelle nieder, wo er gestanden.

So war es denn zusammengetrümmert, das ganze Gebäude seines Glücks, seiner Hoffnungen, und der Abgrund des Elends that sich sinnverwirrend vor ihm auf. — Er lag lange da, ehe die Stimme des verzweifelnden Weibes die Nachbarn zusammengerufen. Sie kamen endlich. Sie hoben ihn auf — er war starr — das Leben aus ihm gewichen. Ein Schlag hatte sein Leben geendet. — —

Noch standen in dumpfem Schrecken die Leute umher. Das Weib, die durch ihr heftig ausgestoßnes Wort den Unglücklichen getödtet, die ihm dennoch eine Lüge gesagt, um ihre niedrige Handlungsweise zu verdecken, raufte sich wild das Haar und klagte sich als Brudermörderin entsetzlich an — da öffnete sich die Thüre und es traten herein Marco Gregori, der

Pisaner, und mit ihm der Gefängnißaufseher des Kaisers, den Isaak, weil er ihm durch Irenens Hand wohlgethan, zu einem höhern Ehrenposten am Hofe befördert hatte. Die Frage erstarb bei dem Anblick der Leiche auf ihren Lippen.

Als die Ereignisse in Constantinopel sich so rasch einander gedrängt, da kam auch zu den Mauern, die Irenen umschlossen, die Kunde von Alexius Nähe durch ihren Pflegevater. Zu ihm, dem Geliebten, zum theuern Vater zog sie das sehnende Herz. Die Mauern wurden ihr zu enge. Die Pflegeältern mußten es ihr endlich gestatten, in ihrer Knabenkleidung sich in die Stadt zu begeben. So sehr sie auch für sie bebten, sie flehte so rührend, ihr zu gestatten, von der Mauer herab vielleicht den Vater zu erblicken, daß sie es ihr nicht wehren konnten. Selbst, als der Kampf begann, verließ sie die Mauern nicht. Die Pfeile schwirrten — sie zagte nicht. Sie hatte ja Alexius auf Dandolo's Schiffen gesehen, nur mit dem Siege kam er in die Stadt — sie mußte den Sieg fördern, und kostete es ihr auch das Leben — sie verlor es ja dann nur für den, dem es zu eigen war in unendlicher Liebe. Sie war es, die Dandolo's Fahne ergriff und auf die Mauern pflanzte und nun, nachdem sie es vollendet, was sie gewollt, freudig wieder zu den Pflegeältern zurückkehrte.

Jetzt wurde Isaak aus dem Gefängnisse auf den Thron gerufen, und bald darauf zog Alexius ein. In das schützende Knabengewand hüllte sich das liebende Mädchen und eilte zum Pallaste, wo schon Tausende sich drängten. Da standen die Jungfrauen, ihm Blumen zu streuen. O, sie, die ihn ja doch allein kannte, liebte,

allein nur von ihm geliebt wurde, mußte verborgen in schützender Hülle dastehen und durfte ihm nicht nahen, ihn nicht begrüßen! Zum ersten Male im Leben fühlte das reine, arglose Herz eine Art von Neid — zum ersten Male wurde sie unwillkührlich an den Abstand zwischen ihm und ihr erinnert — und dieser Gedanke legte sich wie eine Eisrinde um das arme Herz und preßte es schmerzlich zusammen. Jetzt nahte er. Wie schlug ihm das Herz entgegen, das treuliebende! Wie zitterte, wie bebte sie! Nahe mußte sie seyn, möglichst nahe. Darum drängte sie sich zu den Jungfrauen der Großen des Reichs. Sie stand hinter Anna Ducas, der Schönsten von Allen. Er nahte. — Ach, sie sah er nicht, sie nicht, nur Anna, die schöne Anna. Und welch' ein Blick! O, sie kannte ihn ja, diesen Blick, aus dem die Liebe mit tausend Zungen spricht. Sie ahnete es, sie hatte er vergessen, rein vergessen — sonst könnte, dürfte er die Schöne nicht mit diesem Blicke ansehen. Jetzt kam der Abstand wieder in ihr Gedächtniß, dessen sie sich hier erst bewußt geworden. Es war zu viel für das arme Herz, das jetzt, wo es sein ganzes Glück fühlen sollte, sein grenzenloses Elend sah. — Das gepreßte Herz machte sich in einem schrecklichen Schrei bewußtlos Luft und dann sank sie in die Arme eines mitleidigen Mannes, der hinter ihr stand. — — Sie kam zurück zu den Pflegeältern in entsetzlicher Erregung. Wild glühte es in ihren Adern. Die Pulse schlugen schrecklich. Sie war außer sich und fiel in wilde Phantasien. Die guten Pflegeältern waren trostlos. Ihre Herzen hingen in abgöttischer Liebe an dem herrlichen Wesen, dessen Gegenliebe ihnen so vielfachen Verlust zu ersetzen wußte. Die Phantasien stiegen in immer größ-

sern Potenzen bis zur Nacht. Immer sprach sie von dem Treulosen, der sie vergessen, der ihr Vater und Mutter, Ruhe und Lebensglück geraubt. Es waren verworrene Bilder, aus denen die Pflegeältern nur soviel nahmen, daß sie einen Mann im Gefolge des Alexius gehabt, denn an ihn dachten sie nicht. Gegen Mitternacht schienen die Phantasien nachzulassen. Ein sanfter Schlaf, selten noch von Traumbildern unterbrochen, senkte sich auf die brennenden Augen, und das arme Herz fand — das Köstlichste im Unglück — Vergessenheit seiner selbst. Sie erwachte ruhiger am Morgen. Ihr Bewußtseyn war klar. Nur flossen ihre Thränen unaufhörlich und ihr Vater beschäftigte sie lebhaft. Aufstehen konnte sie nicht, sie war zu sehr angegriffen. Gerne verstand sich der Pflegevater zur Nachfrage nach Isidor. Aber wo, wo sollte er im unermeßlichen Byzanz forschen nach dem alten Manne, von dem es sehr zweifelhaft war, ob er mit Alexius wirklich zurückgekehrt, oder ob er nicht im fernen Lande sein Ruheplätzchen schon gefunden. Er äußerte sich behutsam über die Schwierigkeit des Suchens.

Geht zu Alexius, mein Vater, rief sie hastig. O, er wird doch nicht seines Retters vergessen haben, wie seiner — Sie stockte.

Nein, sagte sie dann sich besinnend und die Möglichkeit erwägend, der Undankbare könne von Ihrem Daseyn hören — geht zu Marco Gregori, dem Pisaner, und findet Ihr ihn dort nicht, wo er oft gewesen, so geht — sie beschrieb ihm ihrer Muhme Haus genau und bat ihn dann, ja doch nicht zu säumen.

Der alte Mann bedurfte dieser Ermahnung nicht. Die Liebe zu Irenen war Sporn genug für ihn zur Eile. Er ging zu Marco.

Als er dort seine Frage vorgebracht und Irenens gedacht hatte, staunte Marco, daß er selbst Isidor noch nicht gesehen, seit Alexius zurückgekehrt; auch von den Leuten vom Hofe und den Kreuzrittern, die bei ihm wacker gezecht, nichts davon habe vernehmen können, ob Isidor mit dem Prinzen eingezogen. Sie besprachen die Sache und Marco, von Natur kein böser Mensch, nahm aufrichtigen Antheil an Isidors Schicksal, dem er einen großen Theil seines vermehrten Wohlstandes schuldete. Sie wurden nun miteinander Eins, für's Erste das Häuschen seiner Schwester in der Vorstadt aufzusuchen, und sollten sie, wider alles Vermuthen, auch hier keine Kunde von ihm vernehmen, sich selbst bei dem jungen Mitkaiser nach ihm zu erkundigen. Sie gingen und fanden den Armen als Leiche. Sie ließen sich nun Alles, so viel die fast Wahnsinnige vermochte, von der Schwester Isidors erzählen und diese Umstände machten selbst auf die rauhen Männer tiefen Eindruck. Beide vereinten sich, sein Leichenbegängniß herzurichten, und gingen endlich von dannen.

Marco stellte sich die einzelnen Umstände scharfsinnig zusammen und fand ziemlich richtig den Grund der Niedergeschlagenheit Isidors. Er hat das Loos aller getheilt die den Großen sich geopfert — er hat Undank geärndet, sagte er zu seinem Begleiter, das drückte ihn und die Nachricht vom Tode der Seinen, die noch sein Glück ausmachten: brach ihm das Herz. So ist es!

Mög' ihm das Grab Frieden geben! sprach der Andere. Ihr möcht Recht haben mit Eurer Vermuthung;

aber die arme Irene? — Wie soll ich es ihr beibringen? Wie sie trösten, deren gereiztes Wesen sich schon so furchtbar geäußert?

Marco empfahl ihm die möglichste Vorsicht und beide schieden traurig.

Irenens Sehnsucht nach der Rückkehr ihres Pflegevaters stieg von Minute zu Minute. Endlich vernahm man seine Tritte. Sie richtete sich im Bette auf und sah dem Eintretenden ins Auge. Ein Blick reichte hin. Sie sank langsam zurück und bedeckte ihre Augen mit ihren Händen und laut schluchzte sie. Der Alte trat näher, er faßte ihre Hand und vor Rührung vermochte er kaum ihren Namen auszusprechen.

Irene — meine Tochter — bat er endlich. —

Irene richtete sich auf. Sie reichte die andre Hand ihrer Pflegemutter. O, nun bin ich ganz Euer, sagte sie weinend, bis das arme Herz bricht, ich habe nun auf Erden Niemand mehr, als Euch!

Die alten Leute zogen sie weinend an ihre Herzen.

Auch er hat seinen Lauf geendet! sagte Irene darauf fester, nicht so?

Friede sey mit ihm! war die Antwort des erschütterten Mannes.

Eine lange Pause tiefen Schmerzes erfolgte, in welcher die Gatten die Unglückliche ganz sich selbst überließen.

Als sie ruhiger geworden, fragte sie, wo Isidor gestorben. Der alte Basil wagte es nicht, die Wahrheit zu gestehen, weil dies auf Irenen noch entsetzlicher einwirken mußte.

Sein Grab ist in Samos, sagte er.

Nun fragte sie nicht mehr. Stille und in sich gekehrt lebte sie mehrere Tage fast ohne Nahrung, dann

aber schien ein Strahl himmlischer Verklärung auf ihrem Gesichte zu leuchten. Sie lächelte gleich einem Engel, der nur auf kurze Zeit hienieden wandelt. Sie vermochte wieder das Lager zu verlassen, aber sie bat ihre Pflegeältern, daß, da sie nur von wenigen sey erblickt worden, sie fortan männliche Gewänder tragen dürfe. Obwohl Basil und seine Gattin den Grund dieser seltsamen Bitte nicht begriffen, so gestanden sie es doch gerne zu, dem Herrn dankend, daß die Gefahr, sie zu verlieren, glücklich vorübergegangen sey. Fortan trieb sie wieder ihr stilles, liebevolles Wesen, las der Pflegeältern Wünsche in ihren Augen und erfüllte sie in stiller Freundlichkeit, ehe sie sie ausgesprochen, und beglückte so der Alten Lebensabend. Aber ihr Herz kannte auch keine andre Freude mehr — zumal einst der Pflegevater die Kunde brachte, Alexius sey verlobt mit Anna, der Tochter Constantin Duca's. Noch einmal zuckte da der Schmerz erschütternd durch ihr innerstes Wesen, dann aber war er überwunden und nur im Innern zehrte sicher und langsam ein schleichendes Gift an des Lebens bestem Marke.

Um diese Zeit nöthigten Basils neue Verhältnisse, die stillen Mauern des Gefängnisses für immer zu verlassen und seine Wohnung im kaiserlichen Pallaste zu nehmen. Bei dieser Nachricht bebte Irene. Die Stätte zu verlassen, die durch die Erinnerungen der schönsten und einzigen Blüthentage ihres Lebens geheiligt, geweiht waren für ihr Herz — das war eins der schwersten Opfer, die das Geschick von ihr fordern konnte, in Alexius Nähe zu leben, ihn zu sehen — eine der schwersten Obliegenheiten für sie; allein so schwer es ihr auch wurde — sie schied stille weinend von den theuern

Orten und folgte, wie das Lamm zur Schlachtbank, ihren Pflegeältern in den Pallast, dessen wildes, verworrenes Treiben schneidend durch ihr Herz fuhr.

Doch schien jetzt ein anderer Gedanke ihrem Leben neuen Reiz zu geben. Durch Basil kannte sie Alexius schlimme Lage. Das Volk haßte ihn, als den Freund der Abendländer, haßte ihn, ob der Versprechungen, die er auf's Neue dem Pabste gemacht, und wegen den Verschuldungen an die Kreuzfahrer. Sie kannte ihr Volk und seinen grimmen, wilden Haß. Vielleicht konnte sie Alexius Schutzgeist werden. Der Gedanke belebte sie auf's Neue: denn sie liebte ihn ja noch, den Treulosen. Im weiblichen, reinen Gemüthe lebt die Liebe nur einmal und geht dann auch mit ihm zu Grabe. So in Irenens Herzen die Liebe zu Alexius. Sie konnte ihn nicht hassen, obgleich seine Treulosigkeit ihre Lebensblüthen für immer zerknickt, ihr das Herz gebrochen hatte. Ihre Liebe war noch diesseits, während ihre Hoffnungen nur jenseits waren.

VIII.

An des blinden, oft aus Altersschwäche kindischen Vaters Seite hatte denn nun Alexius den Thron bestiegen und mit ihm die Mittel erhalten, jeden Wunsch des Herzens zu befriedigen. Der Blick in das Feuerauge der schönen Anna Ducas hatte über sein Herz entschieden und die letzte Erinnerung an Irenen getilgt. Nicht, wie bei Irenen, wachte jungfräuliche, heilige Zucht über das Herz. Hier wallte ihm, dem schönen Jünglinge, ein glühendes Herz entgegen. Ihr seine Hand zu reichen, war Entschluß geworden, ein Entschluß, den zudem die Politik gut hieß, ja sogar nöthig machte, denn

Ducas war der mächtigen Fürsten des Reiches Einer, bei dem Volke beliebt durch Freigebigkeit und kluge Herablassung. Mit Anna's Hand hoffte er, sich eine feste Stütze auf dem schwankenden Throne zu erringen, deren er so sehr bedurfte.

Der Sommer war bald vorüber — der Winter kam. Die Kreuzfahrer konnten jetzt nicht mehr nach Syrien ziehen, so mächtig auch der Zug des Herzens bei den Bessern war. Der Leichtsinnigen große Zahl gefiel sich in diesem genußvollen, ruhigen Leben in einer Hauptstadt, die Alles bot, was oft die Verhältnisse der Heimath gebieterisch und strenge versagen. Noch waren zudem die Versprechungen Alexius und Isaaks nicht erfüllt. Alexius wünschte nichts sehnlicher, als sie zu seinem Schutze, so lange als möglich, bei sich zu behalten. So verging ein Theil des Winters. Je näher aber der Frühling kam, je lebhafter das Verlangen des Heeres wurde, das Osterfest in Jerusalem zu begehen, desto mehr Dandolo und Monferrat drängten, daß ihnen die Geldunterstützungen geleistet und das Hülfsheer, das Alexius und Isaak versprochen, zu ihnen gesellt werde.

Alexius, in dessen Hand die Regierung des Reiches größtentheils ruhte, fühlte nur zu sehr, daß eine unerfahrne Hand, ohne Hülfe einer fremden, reichern Erfahrung, diesen Ziegel nicht führen konnte. Er sah sich nach treuen Rathgebern um — und gerade seine Unerfahrenheit ließ ihn die traurigste Wahl treffen. Constantin Ducas und — Alexius Murzuphlos wurden seine Rathgeber, und Letzterer im höchsten Grade, denn er war ein schlauer, ränkevoller Schmeichler, ein Auswurf des Geschlechts. Ihm neigte sich Alexius

zu, weil er die Lüste des mehr und mehr den wildesten Ausschweifungen sich hingebenden Jünglings zu befriedigen und so Alexius in seine schändlichen Fesseln zu schlagen wußte. Er rieth — zu strengen Eintreibung der Steuern, damit die Kreuzfahrer befriedigt werden könnten. Alexius folgte ihm und der schwache Isaak dem Sohne. War schon Alexius verhaßt, jetzt wurde er's in immer höherm Grade. Es schien, als solle sich Alles zu seinem Unglücke vereinen. — Obgleich die Kreuzfahrer ihr Lager auf der Höhe von Galata hatten, so blieb doch ein großer Theil des Heeres in der Stadt und täglich strömte der verworfenste Theil des Heeres dorthin, um sich den freventlichsten Handlungen zu überlassen. Mit unterdrücktem Grimme duldeten die Griechen, aus feiger Furcht, lange die Mißhandlungen dieser Rotten. Als aber ihre Frechheit zunahm, als sie sich sogar es herausnahmen, zu plündern — da quoll ihr Haß über. Sie rotteten sich zusammen und griffen die Plünderer an. Es entspann sich bald ein blutiger Kampf, der mit der schmählichsten Niederlage der Kreuzfahrerrotten endete. Rache gohr in ihren Herzen. Sie steckten ein Haus in Brand.

Ein frischer Wind blies vom Bosphorus her und fachte die Flamme so furchtbar an, daß bald ganze Straßen in Flammen standen und im Zeitraume weniger Stunden lag der größte Theil der Stadt mit ihren reichen Pallästen und herrlichen Kirchen in rauchenden Trümmern. Zahllose Opfer fanden ihren Tod in den Flammen — auch Constantin Ducas, Anna's Vater, dessen Pallast mit dem größten Theile seiner unermeßlichen Reichthümer zu Grunde gegangen war. — Der entsetzlichste Zustand herrschte jetzt in der Stadt.

Das Volk war außer sich. Die Lateiner und wer es mit ihnen hielt, war ihr Feind, so denn auch Alexius, der — so tief war er durch Murzuphlos gesunken, selbst mit Anna Ducas brach, weil seine Politik in ihr keine Stütze mehr, und er durch ihre verlornen Reichthümer keine Mittel mehr sah, seine Ausschweifungen zu fördern. Murzuphlos leitete ihn ganz und des schändlichen Verräthers Plan war kein andrer, als Alexius zu stürzen und sich selbst auf den Thron zu erheben. Um dies zu erreichen, stellte er sich bei dem Volke als den Feind der Abendländer und den Ankläger Alexius dar; diesem aber war er Freund, Schmeichler, Rathgeber, Genosse eines verruchten Lebens — und Aufreizer gegen die Kreuzfahrer, durch die er allein konnte gerettet werden. Oft sprach Irenens Pflegevater von diesem verruchten Menschen und seinem Einwirken auf Alexius, von seiner Treulosigkeit und dem sichtlichen Bestreben, Alexius gänzlich zu verderben. Irene hörte mit tiefem Kummer diese Erzählung. In ihrem Herzen bewegte sie es und wurde bei sich Eins, einen Versuch zu des noch immer geliebten Kaisers Rettung zu machen.

Es war an einem Abende, als Alexius über einen Gang des Kaiserpallastes ging, dessen Lampenschimmer schon zu erlöschen begann. In seinen Gemächern hatte er in wilder Lust geschwelgt mit Murzuphlos und seinen Genossen. Er taumelte mehr, als er ging. Jetzt stand plötzlich eine hehre Gestalt vor ihm — es war Irene! Bleich und kummervoll stand sie vor ihm. Er fuhr entsetzt zurück — wähnend, einen Geist zu sehen.

Sie erhob ihre Hand langsam und sprach: Alexius, wie bist Du so tief gesunken! Wohin führt Dein Weg? Bist Du der Beglücker Deines Volkes geworden? —

Ein Teufel verdirbt Deine Sitten, raubt Dir des Volkes Liebe, Dein glänzendes Glück! Murzuphlos — verbanne ihn — rette Dich — über Deine Leiche will er zum Throne steigen! Alexius, höre die Stimme Irenens, die Dein Glück mit treuem Herzen will! —

Sie verschwand nach diesen Worten allmählig im Hintergrunde des Ganges, wo die Lampen erloschen waren. Alexius stand betäubt da. Ein Meer von Gefühlen wogte in ihm. Es war, als ob mit einem Male der Rausch verschwunden sey. Sein Herz war beklommen, bis zum Zerspringen. Es machte sich Luft durch den Ausruf: Irene!

Sie, die auf keine andre Weise sich ihm zu nahen vermochte, die in stiller Verborgenheit bisher sich allen Augen im Palaste zu entziehen gewußt hatte, die schon lange auf diesem Gange, dessen hohe Fenster nach dem Hofe gingen, ihn erwartet hatte, wollte durch die Thüre, die sie hergeführt, wieder zurückkehren, aber ein nahes Fenster war offen gewesen, eine Zugluft hatte die Thüre zugeworfen. Sie stand in starrem Schrecken vor der Thüre, die sie nicht öffnen konnte von Innen, — denn Alexius Ausruf hatten die Genossen seiner Schwelgerei vernommen, sie kamen herzu mit den leuchtenden Dienern.

Alexius sprach von seiner Erscheinung. Murzuphlos lachte des Geistersehers und ging mit einem Licht auf die Stelle zu, wo der Geist sollte verschwunden seyn.

Irene zitterte — verzweifelte. Sie sprang an's offne Fenster. In diesem Augenblick sah sie Murzuphlos und erkannte sie, zurückprallend. — Du hier? rief er dann, aber sich schnell ermannend und auf sie zueilend.

Zurück, Teufel! rief Irene in wilder Verzweiflung. Zurück!

Murzuphlos ließ sich nicht irre machen und — Ehe er sie zu ergreifen vermochte, schwang sie sich mit Blitzesschnelle auf das Fenstergesimse und sprang hinaus. Ein Schrei — ein fürchtlicher Schlag auf die Steine des Hofes folgte — und Alles war stille. Entsetzen durchriefelte Alle, selbst den verruchten Murzuphlos.

Lange standen sie in dumpfer Betäubung.

Was war das? rief Alexius — lebte sie? —

Murzuphlos, den der Schrecken der Hölle in diesem Momente ergriff, bejahte die Frage des Kaisers. —

Dieser rang die Hände. Hinab! rief er, hinab! und eilte voraus. Es gab Lärm im Palaste. Von allen Seiten strömten jetzt Menschen herzu. Man kam im Hofe an. Gräßlich zerschmettert lag hier Irenens kaum noch kenntlicher Leichnam.

Im Ausbruche des rasendsten Schmerzes warf sich Alexius auf den Leichnam. Laut klagte er sich seines Unrechts an, laut nannte er sich einen Treulosen, ihren Mörder.

Der wilde Lärm weckte Irenens Pflegevater. Er eilte herzu — hörte, was geschehen, sah den Leichnam, und mit dem Ausrufe: meine Tochter! meine Irene! warf er sich neben dem Kaiser nieder.

Isidor! rief dieser fragend aus.

Doch es war ein Fremder, ein Andrer, nicht Isidor.

Die Räthsel häuften sich. Hier war der Ort nicht, sie zu lösen.

Murzuphlos zog Alexius hinweg. Aber Basil mußte ihm folgen — und das Dunkel wurde aufgeklärt.

Alexius war erschüttert. Er wieß alles von sich — nur Basil mußte bleiben und ihm Alles erzählen, was er wußte.

Alexius war außer sich. Sein Zustand grenzte an Wahnsinn. Mehrere Tage war er unzugänglich. Doch allmählig siegte der Leichtsinn und die Gewohnheit seines bisherigen Lebens über ihn. Die bessern Regungen verschwanden, und im wildesten Taumel suchte er die Gewissensbisse, die ihn marterten, zu zerstreuen. Nach wie vor, ja mehr als je, wurde er Murzuphlos Sklave, der nun seine Obmacht nicht mehr gefährdet sah. Von Alexius war sein guter Stern gänzlich gewichen, und die Nemesis übte ihr schreckliches Werk. Murzuphlos entzweite ihn mit dem Kreuzheere — wiegelte das Volk gegen ihn auf. Wilder Bürgerkrieg zerrüttete die Stadt. Das Volk setzte endlich Alexius ab. Jetzt, um ihn ganz zu verderben, ließ ihn Murzuphlos ein neues Bündniß mit den Kreuzfahrern schließen, dessen Abschluß er dem Volke verrieth — in dessen Hände er endlich Alexius auslieferte. Furchtbare Vergeltung! Zum zweiten Male wurde Alexius in das Gefängniß geschleppt, wo er die gemordete Geliebte gefunden. — Jetzt erwachte sein Gewissen schrecklich, und die Qual seiner Vorwürfe zerriß sein Herz.

Murzuphlos wurde vom Volke zum Kaiser erwählt. Noch aber war des Schrecklichen Thatenlauf nicht zu Ende. Isaak, der mit Alexius gleiches Loos theilte — wurde im Kerker erdrosselt — Alexius starb an Gift, das ihm Murzuphlos bereitet hatte.

Sämmtliche

historisch-romantische

Erzählungen und Geschichten

von

F. W. Lips.

Zweiter Band.

Frankfurt am Main, 1833,
bei Johann David Sauerländer.

Gedruckt bei Heller und Rohm in Frankfurt a/M.

Inhalt.



Venedigs Patrizier.

Eine Erzählung aus dem siebten Jahrzehn des fünfzehnten Jahrhunderts.



Am Sonntage vor Himmelfahrt 1472 standen auf dem Rialto, der größten und ganz von herrlichem Marmor erbauten Brücke Venedigs, drei Jünglinge, sich durch lustige Reden und satyrische Bemerkungen über die Vorübergehenden und in Gondeln den großen Kanal Befahrenden unterhaltend. Der geschmackvolle und kostbare Anzug, welcher aus Seide und Sammt bestand, die wehenden Straußenfedern der Hüte, zusammengehalten von blitzenden Agraffen, die goldenen Ketten, an denen die zierlichen Dolche, deren Hefte ebenfalls von Diamanten schimmerten, befestigt waren, mehr aber noch die stolze Keckheit, die sich in Worten und Manieren aussprach, und der schonungslose Spott, der jeden Vorüberziehenden, ohne Ausnahme traf, ließen sie bald als Nobili's erkennen, deren Väter über unermeßliche Reichthümer, so wie, als Glieder der Serenissima Signoria, über das Wohl und Wehe der Republik gebieten konnten. Sie stammten aus dreien der ersten Familien des goldenen Buches, und mancher ihrer Vorfahren, so wie jetzt noch der Vater des Einen, hatten sich am Himmelfahrttage mit dem adriatischen Meere vermählt und die herzogliche Krone getragen. Marco Falieri, der Sohn des Dogen, war der Eine, Lucio Cornaro der Andre, und Giovanni

Anafesto der Dritte des spottenden, übermüthigen Kleeblatts. Sie schienen Freunde zu seyn, wenn man von dem traulichen Verkehre aus schloß; beobachtete man aber genauer die Blicke, so lag doch in einigen etwas, was keineswegs den Stempel der Himmelgebornen trug. Marco Falieri war ein Jüngling von 19 Jahren, schön, daß man unwillkührlich bei seinem Anblick an die idealen Vorbilder des hellenischen Alterthums erinnert wurde, ohne daß er doch eine Heldengestalt besessen hätte. Er war zart gebildet, von mittlerer Größe, ohne aber auch schwächlich zu seyn; vielmehr blühten die frischen Rosen der Gesundheit auf seinem Antlitz. In seinem Gesichte sprach sich bei einem leisen Zuge von Frivolität, wie sie damals des jungen Adels herrschende Denkweise war, dennoch so viel Gutmüthigkeit und Treuherzigkeit aus, daß jeder, der ihn genauer kannte, ihn sicher liebgewann; dabei war er edel und bieder. Lucio Cornaro besaß die Gestalt eines Herkules und den weitausstrebenden Ehrgeiz, wie die kühne Tapferkeit seiner Vorfahren, die der Republik so große Dienste geleistet. Er war ebenwohl schön, doch seine Züge waren rauher, derber. Der Dritte endlich, Giovanni Anafesto, war weder ein Liebling der Natur noch des Himmels. Das Siegel eines schwarzen Herzens lag auf seinen Zügen. Laster hatten früh die Wangen gebleicht und gefurcht. In seinem Auge loderte die wilde Gluth sinnlicher Begierde, das nieerlöschende Feuer der Rachsucht. Wen er haßte, den haßte er furchtbar und ewig. — Freunde waren Cornaro und Falieri, denn Letzterer schloß sich an Erstern an und ward von ihm geliebt, obwohl die Väter einen geheimen Groll in dem Herzen nährten. Falieri's Vater war Doge, darum suchte Anafesto ihn auf und drängte sich an ihn.

Für ihre Unterhaltung fanden die Jünglinge einstweilen reichen Stoff, bis sie die Ankunft der Galeere Cornaro's, auf welche sie warteten, auf eine andre Art beschäftigen sollte, denn der milde Wind, der vom Meere her wehte, machte die Luft des sonst heißen Maitags kühler, und da der Gottesdienst lange geendigt war, und die Kanäle von Gondeln wimmelten und die Gesänge der Gondolieri's und die lieblichen Klänge der Guitarren bereits hörbar wurden, wogte über den hohen Rialto eine zahllose Menschenmenge herüber und hinüber, wie es eben die Wohnung, das Geschäft oder die Lust des Einzelnen bestimmte. Bald schweiften die Blicke der drei Jünglinge über den Kanal, bald über die an ihnen vorbeiwogende Menge, und überall boten sich Gegenstände des Witzes und Zielscheiben der bittern Satyre dar. Machte es Giovanni Anafesto zu arg, dann gebot der ältere Cornaro Ruhe und Stille; allein es half nicht. Volk und Adel, Männer und Frauen empfingen ihre keineswegs schmeichelhaften Epitheta. Und eben als sich in den Volkshaufen ein unzufriedenes Murren gegen die drei Spötter erhob, und jene das Wort der Drohung vernahmen, und blitzenden Auges um sich blickten, da donnerte ein Kanonenschuß von der Rhede her, daß die Luft zitterte. Horcht! rief Cornaro, das ist unsre Galeere, die meine Schwester bringt! — Alsbald erfolgte ein zweiter Schuß; die Jünlinge eilten hinab, sprangen in Carnaro's reichgeschmückte Gondel, und glitten fröhlich den Kanal hinab den Lagunen zu. Und als sie so dahinglitten zwischen den Häuser- und Pallästereihen, und geschmückten Gondeln, da wurde es Cornaro ernst und wehmüthig. Diese Schwester war ihm einzig geblieben, und mit ihrem Daseyn hatte die geliebte Mutter

das Leben eingebüßt; darum hatte der tiefgebeugte Vater das Kind des Schmerzes zu einer Schwester nach Corfu gethan, wo es erzogen worden. Lucio hatte die Schwester nicht gesehen seit der frühesten Kindheit. Aber ein Bild besaß er von ihr, das er stets bei sich trug, weil es, wie der Vater oft gesagt, das treueste Abbild der geschiedenen Mutter sey.

Lucio, hob endlich Marco Falieri an, so sage mir doch, wie sieht denn Deine Schwester aus, daß ich wenigstens nicht verblüfft werde, wenn ich vor ihr stehe.

Man sagt, dieß Bild sey treffend ähnlich, erwiederte jener, indem er es ihm darbot. Ein Grieche aus Cypern, der Arzt und Maler, und die Götter wissen was sonst noch ist, Namens Calopulo, hat es gemalt.

Rasch ergriff es Marco, und rief nach einem Blicke, in dem seine ganze Seele lag: Bei meinem Patron! das ist das schönste Engelgesicht, das ich jemals in Rom und Florenz sah! Und — mit einem innern Schauer setzte er in sich hineinmurmelnd hinzu: Ich vergebe dem Vater, daß er diese Jessica so gewaltig liebte, wenn sie diesem Bilde glich! —

Ueber Marco's Schultern blickte gierig und lüstern, wie der Teufel in's Paradies schaute, Giovanni Anafesto auf das Bild Catharinens, und sagte, mit einem seltsam giftigen Seitenblick auf Marco, zu Lucio: Deine Mutter war ein schönes, ein sehr schönes Weib!

Der Ton der Stimme hatte etwas Schneidendes, das verletzend in Marco's Seele drang, und ihm schien's, als wisse dieser unheimliche Anafesto um das, was als Geheimniß der Vater ihm einst anvertraut. Er blickte schnell zurück, und begegnete jedoch einem Gesichte, das grinzend freundlich ihn ansah.

Unterdessen hatten sie die Lagunen erreicht. Stolz schwamm mit wehenden Flaggen und Wimpeln die schlanke Galeere daher, und man gewahrte schon deutlich unter einem purpurnen Baldachin zwei Frauen auf dem Verdecke. Rüstiger ruderten die Leute und das Hurrah der Schiffsmannschaft begrüßte die Ankommenden. Lucio gab schnell dem Schiffhauptmann einen Wink, daß er nicht wolle erkannt seyn, den jener verstand; dann raunte er Marco in's Ohr: Du besteigst zuerst die Galeere! und sie legten an. Die Strickleiter wurde herabgelassen. Marco betrat das Schiff, nach ihm Giovanni, endlich Lucio. Die Jünglinge schritten dem Verdecke zu, sich verneigend vor den Frauen, die sich von ihren türkischen Polstersitzen erhoben hatten, sie zu begrüßen. Catharina Cornaro warf einen forschenden Blick auf die Gesichtszüge der drei Jünglinge, und trat dann mit glühender Röthe auf den jungfräulichen Wangen auf Marco Falieri zu, ihm Hand und Mund bietend zum Willkommen, indem sie mit einer sanftflötenden Stimme sprach: Sey mir gegrüßt, lieber Lucio! Aber Marco erröthete eben so glühend wie die Jungfrau, und entwand sich den umschlingenden Lilienarmen, indem er leise sprach: Vergebt, theure Signora, dieser ist Euer Bruder! Da erbleichte die Jungfrau erschreckend; Lucio breitete ihr seine Arme entgegen, und die Thräne im Auge des Bruders hob den Zweifel, und sie lag weinend an seiner Brust. — Zum Glücke für die beschämte Catharina legte in diesem Momente des Vaters Barke an und sie flog dem theuern Vater entgegen. Giovanni aber stand da wie eine Bildsäule des Neides, während sein Auge mit einem ächt faunenartigen Ausdruck auf Catharina's wunderlieblicher Gestalt ruhte, oder vielmehr herumschwebte, die

reizenden Formen betrachtend. Marco legte unwillkührlich die Hand auf sein Herz. Er fühlte, daß dieser Augenblick über sein Leben entschieden habe, und sprach leise zu sich: O, wenn ich nur nicht dein Geschick theile, armer Vater.

In einem bis zur Ueberladung mit Gold, Sammt und Seide, kostbaren Geräthen und schimmernden Teppichen verzierten Gemache des St. Marcus-Pallastes saß am Morgen des folgendes Tages der Doge Falieri in seinem reichen gepolsterten Lehnstuhle. Sein Arm stützte das müde Haupt, welches bleich und zerstört aussah, und das Auge war mit düsterm, schwermüthigen Ausdrucke auf das Bild Catharina's gerichtet, — das ein Diener des Doge auf dem Corridor vor Marco's Thüre gefunden. Etwas recht Schmerzliches mußte den silberhaarigen, aber noch sehr kraftvollen Greis bewegen, das verriethen die Seufzer, die der gepreßten Brust sich entwandten. Als er eine Weile so still, auf das Bild hinstarrend, gesessen hatte, stand er auf und maß mit gewaltigen Schritten das Gemach. Es schien, als rolle die Vergangenheit ihren Vorhang auf, und noch einmal kämpfe die Seele den Kampf früherer Jahre! — Herz! Herz! rief endlich der Doge aus, willst du nach zwanzig Jahren noch einmal die mühsam errungene Ruhe meines Lebens stören?! Ach der Vulkan hat ausgeglüht, die Leidenschaft und die grauen Haare sind seltsame Genossen! — Er schritt mächtiger auf und nieder. —

Wie kam das Bild in Marco's Hände? fragte er sich, und legte die Hand an die Stirne. — Grausames Schicksal! — Soll das Weh der Vergangenheit noch

einmal den Greis durchzucken? Soll die bittere Wonne noch einmal ihn marternd in der Erinnerung durchbeben? — Jessica! Jessica! Dir hat der Richter über den Sternen ein mildes Urtheil gesprochen; — aber mir! — mir! — welch' ein Strafgericht wird mich treffen, wenn der Richter das Donnerwort: Ehebrecher! ausspricht!! — Er hüllte sein Gesicht in den faltenreichen Pupurmantel, und sank in den Lehnstuhl zurück. — Ach, seufzte er leise, ich glaubte durch ein tadelloses Leben, durch strenge Buße den Himmel versöhnt zu haben — aber jetzt — jetzt fühle ich tief das Schwere meiner Schuld! — Er sank auf seine Kniee nieder und betete leise mit tiefer Andacht und Inbrunst; — dann wurden einzelne Worte hörbar: — Vergieb, vergieb Richter, dem schwachen Menschenherzen! — Richte mild und laß des Elends genug seyn, das über mein graues Haupt kam und mich alt machte vor der Zeit! O, gieb Ruhe und Frieden meiner geängsteten Seele!! — Sein Haupt sank auf den Lehnstuhl, und in der betenden Stellung blieb er lange seufzend liegen — dann erhob er sich schnell, horchend auf einen raschen Schritt, der dem Gemache nahte. — Das ist Marco! sprach er; nun, Falieri, sey wieder Mann! — — Er setzte sich anscheinend ruhig in den Lehnstuhl, die Thüre ging auf und Marco trat herein; bleich und zerstört aussehend, grüßte er den Vater.

Du kommst so frühe, Marco, sprach der Vater, und siehst so bleich aus; ich hoffe, Du wirst doch die letzte Nacht nicht gar durchschwärmt haben in den Casinos? Das grade nicht, theurer Vater, erwiederte der Sohn: aber mich bewegt etwas Anderes. Ich fuhr gestern mit Lucio Cornaro seiner Schwester entgegen, die von Corfu zurückkam, wo eine Tante sie erzog. Lucio zeigte mir

in der Gondel seiner Schwester Bild, vergaß es zurückzufordern, und ich steckte es in Gedanken ein, und — finde es nicht mehr, da ich es ihm zurückgeben wollte! —

Marco, hob mit tiefgefalteter Stirne und ernstem Worte der Vater an, und seine Stimme nahm einen Ton des scharfen Tadels an; Marco, wie oft bat ich Dich, Cornaro's Gesellschaft zu meiden! Wie oft warnte ich Dich vor diesen Cornaro's, die Deines Vaters Glück zerstört, und ihm namenlose Kämpfe und unzählige bittere Lebensstunden bereitet haben! Und doch gehorchst Du der Stimme Deines Vaters nicht! — ?

Vergebt mir, theurer Vater, bat Marco, wenn ich Euer Gebot übertrat. Lucio schließt sich so arglos, so liebevoll an mich an; seine Grundsätze sind so lauter und rein, sein Leben so untadelich, so ganz dem wüsten Treiben der übrigen Nobili's entgegengesetzt; sein Sinn ist so ritterlich — daß ich — vergebt, wenn mein Wort Euch kränken sollte, daß ich oft dachte, ich müßte durch mein Betragen ein Unrecht vergüten, das Ihr den Cornaro's anzuthun scheinet!

Der Vater blickte ihn strenger an; Marco, fuhr er dann ernster fort, Deine Gutmüthigkeit sieht Licht, wo Schatten ist. Du bist noch nicht gereift in der Schule bitterer Erfahrungen, wie Dein Vater. Du darfst meinen grauen Haaren reiferes Ermessen zutrauen, darfst glauben, daß ich nicht gerne Menschen verdamme; aber — hier wurde seine Stimme so feierlich, daß es kalt Marco's Gebeine durchrieselte — Dein Geschick könnte dich zu einem Abgrunde unaussprechlichen Elendes bei diesen Cornaro's hinreißen, in dem Du untergehen würdest. Die Fäden Deines Schicksals sind näher mit denen des Ihrigen verwebt, als Du glaubst. Forsche

nicht wie, nicht warum? Aber sprich, willst Du die grauen Haare Deines Vaters mit Herzenleid in die Grube senken? Ich bin ein morscher Baum, dem das Schicksal alle Blüthe nahm, bis auf Eine — soll ich auch die verlieren? Sprich, Marco, soll ich? —

Da sank der Sohn in des Vaters geöffnete Arme, und rief erschüttert: Nicht mein, Euer Wille geschehe!

Nach einer stummen Pause ermannte sich der Vater.

Du sagst, Lucio's Schwester sey zurückgekehrt, Marco?

Gestern, mein Vater! —

Du warst mit Lucio auf seines Vaters Galeere, wie war der alte Cornaro gegen Dich?

Marco besann sich. Das kann ich euch nicht sagen, Vater; doch meine ich, freundlich.

Und Cornaro's Tochter, Catharina — wenn ich nicht irre? —

Marco erröthete. Er war gewohnt vor dem Vater kein Geheimniß zu haben — und doch wollte es ihm jetzt schwer werden, den Auftritt auf der Galeere zu erzählen.

Der Doge las in seiner Seele. Hast Du ein Geheimniß vor deinem Vater, Marco? — fragte er.

Da übergoß ihn die Schaam, daß er nur einen Augenblick zweifelhaft seyn konnte. Nein, sprach er, Ihr sollt alles wissen. Er erzählte ohne Rückhalt die Begebenheit mit den kleinsten Umständen dem aufmerksam Horchenden. Als er geendet, runzelte der Doge die Stirne. Das ist nicht gut, sagte er mit innerer Bewegung. Marco, ich beschwöre Dich bei allem, was Dir heilig ist, bei dem Heile Deiner unsterblichen Seele, meide die Cornaro's, meide Catharina's Umgang. Fliehe sie, wie Du den Erbfeind Deiner Ruhe fliehen wirst.

Willst Du das? Willst Du die einzige Bitte Deines Vaters erfüllen? Falieri reichte dem Sohne seine Hand hin, und dieser schlug mit einem Blicke gen Himmel, der um Kraft und Muth flehte, ein.

Aber — sagte er nach einer Pause, in der beide ihren Gedanken und Empfindungen nachgehangen, was werde ich Lucio sagen wenn er nach dem Bilde fragt?

Gieb es ihm wieder, Marco, hier hast Du es; sagte mit heftiger Bewegung der Doge, indem er auf das Bild blickte. Nun geh' mein Sohn, und vergiß nicht, was Du mir gelobt! Marco verließ das Gemach, indem er seine Lippen auf das Bild der Theuern drückte, und leise seufzte: „Dir entsagen und dem Leben selbst, das steht sich gleich. Und doch scheint ein feindlich Geschick uns zu trennen, während mein Herz mit einer süßen Zaubergewalt sich zu Dir hingezogen fühlt." Der alte Vater aber flehte drinnen zum Himmel, daß er gnädiglich walte über Marco und ihm.

Während die süße Siesta ganz Venedig, das sonst so lebenvolle, in einen todtähnlichen Zustand der Stille und Leere versetzt, und so manches von Freude strahlende und von Thränen umdüsterte Auge geschlossen, und selbst im Pallaste des Dogen Morpheus allmächtiger Mohnstengel die Hellebardiere wie die Diener des Dogen, und diesen selbst besiegt hatte, saß unter dem mit Blumen des Morgenlandes und duftenden Stauden zu einer dichten Laube umgeschaffenen, mit grünem Schirmdache versehenen Balkon des Marcuspallastes Marco Falieri, und starrte hinaus in die öde Stille der Piazetta, und auf das bläuliche, nur kleine Wellen schlagende Meer. Er glich einer Bildsäule. Doch nur äusserlich war dieser Zustand, innerlich tobte es gewaltig, und das Herz schien

die Brust sprengen zu wollen. Kurz darauf, als er den Vater verlassen, eilte er hinab, wanderte über die Piazetta durch das Gewühl des Marcus-Platzes hindurch, warf sich in die erste Gondel, die er traf, und befahl dem Gondoliero, nach dem Pallast Cornaro zu fahren. Rasch und kräftig theilte das leichte Fahrzeug die Fluth, die langsam nur floß, mehr einem stehenden Wasser gleich. Um einige Ecken bog die Gondel, — da lag der Marmorpallast des reichen Cornaro vor ihm, und ein Blick, den er mit beklommener Brust auf den Balkon warf, machte sein Herz heftiger pochen — denn — da stand Catharina in einem schneeweißen faltigen Gewande, eine halbentblüthe Rose an ihrem jungfräulichen Busen. An ihrer Seite lehnte Lucio. Als Marco näher kam, da deutete Lucio auf ihn. Catharina blickte nach ihm, und er sah, wie ein süßes Lächeln um den lieblichen Mund schwebte, während eine leise Röthe die Wangen zu überfliegen schien. Lucio drohte jetzt dem Kommenden mit dem Finger, und rief lustig herab: Komm nur schnell, Du Räuber, Du hast Vieles gut zu machen!

Zitternd entstieg Marco der Gondel. Es zog ihn mit süßer Gewalt hinauf, und doch war es ihm, als halte ihn eine kalte Hand zurück. In diesem innern Zwiespalt trat er in den reichen Saal, den Titian's und Tintoretto's Bilder in reichen Goldrahmen schmückten, und durch die große Glasthüre auf den Balkon, wo ihn Lucio, mit einem biedern Handschlag empfangend, zu der Schwester führte, die in überaus reizender Verwirrung ihn willkommen hieß. Mit wenigen Worten entschuldigte sich der Jüngling, daß er so spät erst komme, sich nach ihrem Befinden zu erkundigen. Lucio ließ ihn nicht ausreden, sondern rief lachend: Freilich hast Du meiner

lieben Cattinetta keinen guten Begriff von der feinen ritterlichen Sitte der Nobili Venedigs beigebracht, doch wird sie Dir das vergeben, wenn Du ihr zusagst, für diesen Abend sie mit Deinem lieblichen Lautenspiel und Deiner Silberstimme Wohllaut zu entschädigen. Marco neigte sich gegen Catharina, indem er, obwohl mit wankender Stimme, solche Erlaubniß als hohe Ehre und Vergnügen prieß, und die Jungfrau entgegnete, daß sie nur bitten dürfe, wo ihr Bruder herrisch gebieten wolle.

Ich habe aber noch ein ernster Wort mit Dir zu reden, Falieri, fuhr halb scherzend Lucio fort, denn an mir hast Du gestern einen Raub begangen. Du dachtest wohl, da ich das Original habe, könne ich Calopulo's Copie leichter entbehren? — In der That würde ich geglaubt haben, ich hätte es in's Meer fallen lassen; allein Giovanni Anafesto meldete mir, Du habest das Bild in Deinen Busen gesteckt.

Dir 'es wieder zu bringen, war ein Theil meiner Absicht jetzt, entgegnete Marco, der immer verwirrter wurde, je mehr er Catharinen erglühen sah, die wohl wissen mochte, wovon die Rede sey.

Marco schlug den Sammetmantel zurück, und zog das Bild Catharinens hervor, welches an einer rosenfarbenen Schnur um seinen Nacken, und grade über dem Herzen hing, und reichte es ihm. — Lucio's Laune wuchs mit der Verlegenheit Marco's und seiner Schwester. Sieh' doch nur, Cattinetta rief er lachend, wo er Dein Bild hatte! Ich schwöre es bei Lysipp's Pferden auf St. Marco, daß Dein Bild heute zum erstenmale auf dem Herzen eines Jünglings ruhte, es müßte dann in Corfu gewesen seyn! —

Beider Verlegenheit stieg mit jedem Momente, mit jedem Worte Lucio's. Catharina warf ihm einen halb-strafenden, halb bittenden Blick zu, und wollte sich entfernen. Lucio ergriff ihre Hand. Sey mir nicht abhold, Schwester, bat er, daß ich toll genug scherzte, aber sieh', Ihr beide verdientet einen kleinen Verweis. Du, weil Du den schönern Jüngling lieber für Deinen Bruder halten wolltest, und er, weil er das Bild der niedlichen Schwester nun schon für sein Eigenthum anzusehen beliebt. — Doch — er faßte beider Hände und sagte gutmüthig: seht es der Freude nach, die in mir lebt und webt über der Schwester Rückkehr!

Da sang unten der Gondoliero:

„Wenn wild die Stürme sausen,
„und dumpf die Wellen braußen —
„dann denk' ich nur an dich,
„Daß mir bliebe
„Deine Liebe
„und kein Sturm erschüttert mich!"

Die süße Sehnsucht, die die Melodie dieses Liedes selbst in der klangvollen Sprache Italiens haucht, drang in Marco's Herz, und schlug die gleichgestimmte Saite an. Lucio eilte in den Saal, und holte eine herrliche, ebenhölzerne Laute, sie in Marco's Arm legend, und rief: sing, o singe uns die herrliche Barcarola. Auch Catharina bat mit der so sanften Stimme, daß der Jüngling, in dem mächtig die Gefühle angeregt waren, nicht widerstehen konnte. Die Sonne war indeß hoch über der Inselstadt heraufgestiegen, und sandte ihre brennenden Strahlen auf den Balkon, deren Gluth durch den sie zurückwerfenden glänzenden Marmor des Pallastes noch verdoppelt wurden. Catharina bat in den Saal zu tre-

ten. Dort, an des lieblichen Mädchens Seite, sang Marco mit zitternder Stimme das Lied, das so ganz das reine Gefühl einer starken und innigen Liebe ausspricht, und dieß Zittern gab dem Gesange einen Ausdruck, der seine Wirkung um so weniger verfehlen konnte, als wirklich Catharinas Herz gegen den blühenden, sinnigen Jüngling keineswegs gleichgültig war. Noch zitterte der letzte wehmüthige Akkord durch die Silbersaiten, als Lucio aufsprang, und den Sänger in seine Arme schloß, indem er ausrief: Du hast nie schöner gesungen! Auch Catharina sprach mit Ausdruck von seinem herrlichen Gesange. Da nahm er die Laute und legte sie in des Mädchens schönen Arm, bittend, daß auch sie ein Lied singe. Und sie nahm die Laute, ging mit wenigen Accorden in eine weiche Tonart über, und begann ein neugriechisches Lied zu singen, dessen Weise elegisch, wie sein Inhalt war. Marco's Auge ruhte auf der Lieblichen. Seine ganze Seele trat in das Auge, und ihr Bild grub sich in diesen Momenten unauslöschlich in sein Herz.

Die Sitte gebot sich zu entfernen. Er schied mit dem Versprechen, am Abend wiederzukommen. Dieses Zusammentreffen war entscheidend für beide gewesen. Der Blitzstrahl hatte in beider empfängliches Innere geschlagen, und die Flamme loderte hell auf. Marco hatte unter Venedigs Töchtern keine an Reiz und Hulden, Catharinen gleich, bisher gefunden; was er für Liebe hielt, war der vorüberrauschende Sturm einer sinnlichen Leidenschaft gewesen, auf welchen in bessern Gemüthern stets die Windstille der Reue und Schaam folgt. Erst jetzt fühlte er das reine Gefühl, das „Menschen Göttern gleich macht", oder den Kelch des Weh's dem

Liebenden bent mit unaussprechlicher Bitterkeit. Bei ihm war Liebe Leiden und Leiden Liebe geworden; denn sein Herz war getheilt, und des Vaters dunkle Worte störten die Wonnegefühle oft furchtbar. — Und dennoch übte der geheimniß= und grauvolle Schleyer, der über sein Verhältniß zu Catharinen gebreitet war, seinen Reiz auch bei ihm aus, und zog ihn bewußtlos mehr und mehr zu dem Mädchen hin. Auf Catharinas Herz hatte auch er tiefen, bleibenden Eindruck gemacht. Vom ersten Augenblicke an, wo sie ihn sah, und für ihren Bruder hielt, fühlte sie ein inniges Hinneigen ihres Herzens zu dem Jüngling, welches sie mehr und mehr ergriff. Mit stiller Freude dachte sie, daß sie ihn am Abend wiedersehen würde.

Marco kam träumend nach Hause zurück. Als er aber nun durch die Säle des Pallastes wandelte, wo die Bilder seiner Ahnen in ihren seltsamen Trachten hingen, als er an der früh vollendeten Mutter Bilde und dem des ernsten Vaters vorüberschritt, da bebte er, und kalt durchzuckte es ihn. Des Vaters Bild sah finster auf den Sohn. Er war wortbrüchig geworden. Sein Gemach wurde ihm zu enge; es war ihm eine Folterkammer für sein Gefühl. Zerrissen in seinem Innern, floh er auf den Balkon, und suchte hier Ruhe zu gewinnen. Vergeblich. Er vermochte nicht vor dem Vater zu erscheinen; denn er fühlte es tief, mit Schaam und Reue, daß er gegen sein Wort, gegen des theuern Vaters Wunsch und Willen gehandelt. — Er sann nach. Er suchte einen Ausweg aus diesem Labyrinth. Er fand ihn nicht. Die Liebe und die Pflicht stritten — die Erste siegte. Aber auch dieser Sieg war bitter, weil die Stimme seines Gewissens ihn mit steten Vorwürfen

folterte. Sollte er Catharinen meiden — ach, sein Herz zog ihn ja zu ihr. Es war die Stimme der Natur, sollte er ihr nicht gehorchen? Seine Liebe war rein und edel, warum sollte er gegen sie kämpfen? War es nicht vielleicht ein alter Haß gegen Antonio Cornaro, der dem Vater seine geliebte Jessica entrissen hatte, der den Vater bestimmte, ihn zu warnen vor dem Cornaro's? Wollte er nicht vielleicht durch das Grauenvolle, das Dunkele seiner Worte des Sohnes Phantasie mit Schreckbildern füllen, und so durch die Phantasie das Herz harnischen gegen eine Leibe zu dem Gliede der gehaßten Familie? — Das war ohngefähr der Gedankengang in Marco's Kopf, der sichtlich sich für die Sache des Herzens entschied. Das Herz war der Anwalt der Liebe vor dem Richterstuhle des kalten Verstandes, so konnte das Urtheil nicht mehr zweifelhaft seyn. — Manchmal wollte er zurück — aber er konnte nicht mehr. Sein Wort konnte er nicht brechen, ohne in Catharina's Augen sich herabzusetzen. — Das Resultat seiner Selbstunterhaltung war, daß er vor dem Vater seine Liebe geheimhalten, auch den Gang zu Cornaro's am Abende verschweigen wolle. Marco's Schutzgeist rief ein: Wehe, Wehe!

Das Gold der untergegangenen Sonne säumte noch den Horizont fern über dem Meere. Purpurne Wolken mit goldenem Saume, deren Roth in allen Tinten und in den lieblichsten Uebergängen sich verschmolz, zogen, langsam von einem linden West getrieben, am tiefblauen Himmelsbogen hin. Venedigs Thürme, Palläste und Häuser lagen im Schatten des kommenden Abends, und in den engen Straßen lag bereits ein Zwielicht, das näher

der Nacht als dem Tage verwandt war. Hin und wieder sah man Lichter in den Wohnungen schimmern, und an den großen Fenstern der Palläste wie Irrwische vorüberflattern. Marco saß noch immer auf dem Balkon, und stützte das Haupt in die Hand. Je tiefer der Abend seinen Schleyer senkte, je mehr in ihm die Unruhe zunahm. Endlich ging der Jüngling, vom Sturme seiner Gefühle getrieben, hinaus, dem Marcus-Platze zu. Ein Leben und Weben war hier herrschend, von kaum beschreiblicher Art. Aus allen Straßen, die auf den Platz sich ausmündeten, wogten Menschen dem weiten Raume zu. Zimmerleute bauten hier an den Buden der Kaufleute; dort waren die Zeltmacher aus Pavia eifrig daran, reihenweise die geräumigen Zelte aufzuschlagen. Laubgewinde und Majen pflanzten andre in den Boden, und hingen die Majen in Bogen. Matrosen trugen kostbare gestickte Flaggen vorüber dem Hafen zu, und andre brachten Körbe voll der herrlichsten Blumen, um sie nach dem Hafen zu bringen, die Galeeren und Gondeln zu schmücken. Hier eilte ein betriebsamer Armenier in seinem langen dunkeln Kleide mit der seltsamen Kappe auf dem Haupte durch die Menge; dort ging gravitätisch ein Türke seinen Sclaven voraus, die die schweren Kisten trugen voller Herrlichkeiten des Orients, die am morgenden Festtage die Augen der Kauflustigen locken, und ihre mit Zechinen gefüllten Beutel leeren sollte. Polnische Juden, die der Pelzhandel aus ihrer rauhen Heimath in den fernen Süden lockte; listige Griechen, die der Gewinn gelockt, der hier zu finden war; hochgestaltige Albaneser und Dalmatier in den seltsamsten Kleidungen — Alles wirbelte durcheinander, vom blendenden Glanze unzähliger Fackeln beleuchtet. Es summte das Men-

schengewühl, wie tausend Bienenschwärme, als nun plötzlich die Glocken von San Marco und San Geminiano ihren ehernen Mund aufthaten, und die Kanonen vom Hafen her drein donnerten, um die **Fiera dell' Ascensione**, die Vermählung des Doge mit dem Meere anzukündigen. Die beiden Tempel, die den Marcusplatz bekränzen, San Marco und San Geminiano, strahlten von tausend Kerzen. Die Menschenmasse theilte sich, und während der Türke sich mit einem Gesichte, in dem Hohn und Verachtung sich malte, zu seinen Buden und Zelten wandte, lenkte der Christ seine Schritte einem der beiden Tempel zu.

Immer stärker wurde der Strom der Menge nach den Kirchen. Marco Falieri hatte bisher gedankenlos das bunte Treiben angestarrt, das ihm heute wunderlicher vorkam als je, ob er es gleich so oft schon gesehen. Ihm war in seiner aufgeregten, nur auf sich selbst gerichteten Stimmung der Tummelt im Marcus-Pallaste entgangen, der auch dort durch die Feier des morgenden Tages veranlaßt wurde. Willenlos wurde er auch jetzt von dem Strome des Volkes fortgeschoben in die Kirche San Marco, wo der Vesper Gottesdienst vor dem so bedeutsamen politischen und kirchlichen Feste, feierlicher als gewöhnlich gehalten wurde. Als ihn aber hier der weite herrlich erleuchtete Dom aufnahm, als der harmonische Gesang in sanften Wellen das weite Gewölbe erfüllte, da löste sich der Zwiespalt seines Innern in ein Gefühl der Andacht auf, das sein Gemüth über die Grenzen des Raumes und der Zeit erhob. Es war ihm, als umschwebe ihn der Geist seiner Mutter, und fächele seinem Herzen Frieden zu. Sein Haupt sank auf die gefalteten Hände, und so kniete er betend, bis

der Gottesdienst geendigt war. Dunkel lag auf dem Marcusplatze, als er heraustrat. Das Gewühl der Arbeitenden hatte dem Gewühle der Lustwandelnden die Stätte geräumt. Nur hin und wieder vernahm man den Klang des Hammers noch. Er wand sich durch die Menge, und durchwanderte die Straße bei Procuratori, und gewann den Canal. Zahllose Gondeln schwammen, von Fackeln erleuchtet, hinab und hinauf. Marco bestieg eine, die noch angefesselt lag, und ließ sich hindurch schaukeln. Viele Gondolieri hatten, in der Vorahnung morgenden reichen Verdienstes, in Cyperwein sich berauscht, und ihr wüstes Geschrei verletzte das Ohr um so mehr, da es mit dem melodischen Gesange Anderer in einer gräßlichen Dissonanz zusammenklang. Unmittelbar vor Marcos Gondel glitt eine Andre desselben Weges den Canal hinab, deren Lichtglanz weithin fiel, und das Wasser strahlte den Fackelglanz wider, als ob es brenne. Marco war zu weit entfernt, um die zu erkennen, welche in der Gondel saßen. Er fragte die Gondolieri, die ihn ruderten, wer es sey? und hörte nicht ohne Bewegung, daß es müsse Cornaro's Gondel seyn. Jetzt befahl er schneller zu rudern, um sie zu erreichen; allein ehe er noch einen bedeutenden Vorsprung erreichen konnte, schlug ein gellendes Geschrei und ein wildes Fluchen und Hülferufen an sein Ohr. Eine gewaltige Angst erfüllte ihn jetzt. Er rief, befahl, schalt, bat, alles in einem Athem — schnell und doch zu langsam für ihn rauschte jetzt die Gondel dahin, und erreichte so endlich den Ort, wo das Getümmel gewesen, und der Schrei hergekommen. Er sah jetzt, wie man angstvoll suchte mit den Fackeln, und wie Lucio Cornaro in das Wasser sich stürzte, während Giovanni Anafesto in einer

Gondel stand, und die Hände verzweifelt rang und aus- rief: Rettet, rettet die Jungfrau! Krampfhaft preßte der Ruf seine Lungen zusammen, er hatte keinen Athem mehr, und doch, aber blitzschnell, sprang er über das Bord in den Canal, und theilte kräftigen Armes die Fluth. Jetzt schien es dem Schwimmenden, als erblicke er etwas unter dem Wasser; er griff hinab, und faßte ein seid'nes Gewand; Hülfe! Hülfe! rief er, ich habe sie! nur hier- her! Bald waren die Gondolieri da, und man zog Ca- tharinen heraus, die bleich und starr, mit geschlossenem Auge, ein Bild des Todes, in die Gondel gebracht wurde. Schnell brachte man sie zu Hause, wo die zweck- mäßig angewendeten Mittel sie in das Leben zurückrie- fen. Der alte Cornaro, der eben erst von der Signo- ria zurückgekehrt war, stürzte laut jammernd in den Saal, als Catharina eben die Augen aufschlug. Er kniete neben dem Ruhebette, auf welches man sie gelegt; jetzt aber, nachdem er Gott für seines Kindes Rettung gedankt, rief er mit steigendem Enthusiasmus aus: Wo ist meines Kindes Retter, daß ich ihn an mein Herz drücke! Lucio, der bleich und noch mit triefenden Klei- dern dastand, faßte, in diesem Augenblick rasch wieder zu sich selbst kommend, Marco's Hand, und führte ihn zu dem Vater und sagte: hier ist er, Vater. Ein Blick des Alten fiel auf Marco's Züge, und alsobald faltete sich seine Stirne, bitter verzog sich sein Mund, und er fragte gedehnt — Ihr — Falieri — rettetet mein Kind? So nehmt den Dank eines alten Vaters! Er drückte ihm gleichgültig die Hand. Aber Lucio's Auge sprühte Feuer. Komm an mein Herz, Bruder, rief er, und drückte ihn fest in seine Arme. Und Ca- tharina, die des Vaters schneidende Kälte bemerkte, und

jetzt erst den Jüngling sah, der ihr Leben gerettet, winkte leise und matt, daß ihn Lucio an ihre Seite führe. Sie faßte seine Hand, und wollte aussprechen, was so beredt ihr Auge aussagte, allein die Stimme versagte ihr den Dienst. Der Jüngling flehte sie an, sich zu schonen. Giovanni stand bleich, aber eher vom Neide, als von der Angst dabei, und sah der Jungfrau Blick, der mit einem unverkennbaren Ausdruck inniger Liebe auf ihm, der für sie sein eigenes Leben eingesetzt hatte, ruhte, und entfernte sich leise, indem er auf sein Geschick fluchte, und einen giftigen Blick auf Marco warf, in sich hinein murmelnd: Du sollst es mir entgelten!

Catharina sank in einen sanften Schlummer, der ihre Kräfte schneller herzustellen verhieß. Langsam zogen sich die Umstehenden zurück, bis auf Catharinens Amme und übrige Frauen. Erst jetzt, wo die Hoffnung der rückkehrenden Lebensgeister der Geliebten Marcos Wesen freudig durchdrang, fühlte er die Kälte, die ihn durchschauerte, bemerkte er die Nässe seiner Kleider. Lucio sah ihn zittern.

Komm, theurer Bruder, rief er, als sie auf dem Vorsaale zu Catharinens Gemächern sich befanden, komm, und laß uns andere Kleider anziehen, daß nicht die Erkältung dir und mir schade! — Sie gingen, und der alte Cornaro sandte dem Jüngling einen Blick nach, in dem sich der Unwille deutlich genug kund gab, und sprach: Soll ich denn dem verhaßten Stamme noch zum Danke verpflichtet werden?! — In Lucio's Gemache angelangt schloß dieser den Retter seiner Schwester noch einmal an sein Herz. Dank dir, und des Himmels Segen über dich, rief er, ihn umschlingend. O, vergiß die Kälte, Marco, mit der mein Vater dir dankte, vergiß sie. Es

ist der alte Haß, der in seinem Herzen nicht vernarben kann. Laß uns in Liebe Eins seyn, daß die Kinder söhnen der Väter Haß. Laß dir meine und Catharina's Liebe der Lohn deiner Edelthat seyn!

Catharina's Liebe? O mein Lucio, entgegnete leidenschaftlich Marco, sprich das Wort nicht mehr aus, daß nicht ein beseligender Wahn mich beschleiche, der später in ein leeres Nichts zerrinnend, dann mich desto tiefer in den Abgrund eines verfehlten Lebens stürze!

Zweifelst du, Marco? Zweifle nicht. Glaube mir, ich habe tief in meiner Schwester Inneres geschaut: dein Bild nur spiegelte es mir zurück. Dein sey sie, Marco, dein, und sollte ich kämpfen mit der Hölle — denn du — du liebst sie! — Da schlossen sich die Jünglinge inniger in ihre Arme, und die Seligkeit des Bewußtseyn's, geliebt zu seyn, drang durch tausend Thore in Marco's Herz.

Ist es Wahrheit, was man mir sagt, Marco? fragte der Doge, freundlichen Antlitzes. Hast du wirklich Cornaro's Tochter vom Tode errettet? —

Ein seltsamer Zufall, mein Vater, —

Nein, Marco, fiel ihm der Vater in die Rede, nenne nicht Zufall die Gelegenheit zu einer edeln That. Glaube fest, daß die Gottheit, die jedes Schicksal lenkt, die uns zu unsrer sittlichen Vollendung führen will, die Gelegenheit zu edeln Thaten zuführt. Doch erzähle mir mir den Zufall!

Ich war in San Marco's Kirche, in der Vespermesse, erzählte Marco, und fuhr, nachdem sie geendet war, den breiten Kanal gegen den Rialto zu, welcher

von Gondeln wimmelte; da drang plötzlich der Hülferuf an mein Ohr. Ich befahl schneller zu rudern, kam zur Stelle, und sah eben Lucio Cornaro in das Wasser springen. Schnell sprang ich ihm nach, und war so glücklich, Catharina's Retter zu werden.

Aber dein Kleid ist nicht durchnäßt? —

Lucio gab mir andre Gewänder.

Du warst also in Cornaro's Pallast, wie nahm sich Antonio Cornaro?

Er dankte mir so kalt, als ob er mir eine Zechine zum Lohn bieten wolle, erwiederte Marco. — O, der alte Haß glimmt fort in ihm, bis die Todeskälte ihn erstarren macht! rief der Doge aus. Auch wenn er freundlich ist, gleicht sein Aeußeres dem Boden am Vesuv, der in heiterer Blüthe prangt, wenn unter ihm das Feuer fort glüht! Du hast dem Feinde Gutes gethan, Marco, dafür danke ich dir, möge der Himmel dir's lohnen! Er küßte den Sohn auf die Stirne. Aber wie kam jenes Unglück? fragte er weiter.

Das kann ich Euch eigentlich nicht sagen — Vater. Meine Gondolieri jedoch wollten wissen, daß Anafesto's Gondel wider die Cornaro's prallte, und Catharina, die, wie Lucio erzählte, sich über das Bord hinauslehnte, um dem Widerscheine der Fackeln im Canale zuzusehen, das Uebergewicht bekam und hinaus stürzte.

Und willst du wieder zu Cornaro's gehen?

Marco schwieg. Es möchte scheinen, fuhr der Doge fort, als wolltest du dir den Dank holen! Ohnedieß wirst Du morgen bei der hehren Feierlichkeit nur an der Seite deines Vaters seyn, und so keine Gelegenheit finden, so wenig als Zeit. Geh' jetzt, mein Sohn. Beschicke, was Du auf morgen zu beschicken hast!

Marco entfernte sich. Es schien ihm, als sey sein Vater gerührt gewesen, als er mit ihm sprach. O vielleicht, vielleicht, rief er hoffend aus. — Doch das, was sein Herz so gerne hinzugesetzt hätte, das auszusprechen hatte er den Muth nicht. Der Schlaf floh ihn. Ach, wie war dieser Tag so reich an Ereignissen, die seinen Gedanken und Empfindungen alle nur eine Richtung gaben! Er hatte die Geliebte gerettet! Sie liebte ihn, das hatte ihm ja der Bruder selbst gestanden! Wer konnte glücklicher seyn, als Marco? —

Der Morgen des Himmelfahrttages 1472 brach heiter an. Mit dem ersten Sonnenblicke, der über das kräuselnde Meer wegzitterte, wurde in Venedig's Hundert-Inseln alles lebendig, und vom gewaltigen Saale der vier Thüren im Herzogpallaste bis zur finstern Kammer im engsten Gäßlein jenseits der Seufzerbrücke, regte sichs mit fleißigen Händen, und ordnete zierlich den Schmuck der Armuth und den Reichthum des Orients. In dieß rege Leben hinein donnerten die Feldstücke und Falconets von den Schiffen und Hafenbatterien, und von den siebenzig Kirchen und sieben und sechzig Klöstern der Inselstadt klangen die gewaltigen Töne von mehr denn einem halben tausend Glocken in den Geschützdonner, und das fröhliche Aufjauchzen der seltsam und grotesk geschmückten Menschen, die die Straßen schon bedeckten, und theils in Gondeln, theils über die fünfhundert Brücken sich drängten. Reger noch war das Leben auf dem Marcusplatze. Dort durchkreuzten sich tausend Gewerke und eben so viele Menschen. Die Erzeugnisse der damals bekannten Welt wurden in den Buden und Zelten ausgelegt, damit nicht am Tage,

wenn die Buden geöffnet wurden, die Zeit damit müßte verloren werden.

Obgleich die Sitte des heißen Italiens den Frühmorgen dem süßen Schlafe weiht, so ließ es doch der festliche Tag, der im Kreislaufe des Jahres über der gewaltigen Republik heraufdämmerte, nicht zu, daß man länger im schwellenden Pfühl die Glieder behaglich dehnte. Der Tag sollte so viel Herrliches bieten, daß das Volk seine Neugierde an ihm nicht bändigen konnte. — Das Glockengeläute und der Geschützdonner hatten indessen geschwiegen. Die Königin des Tages stieg höher herauf, und sandte ihre Strahlen über ein Volk, das im ungemeß'nen Jubel eines Tages die Ketten vergaß, an die es eine stolze und weitausstrebende Aristokratie gelegt.

Die Zeit, wo in der Basilika des heiligen Marcus der feierlichste Gottesdienst der Festfeier die Weihe der Religion geben sollte, nahte heran. Im Vierthürensaale saß in ernster Würde und königlichem Glanze der Doge, um ihn her die Signoria. Von Minute zu Minute füllte sich mehr der Saal mit den Nobili's des goldenen Buches. Auf der kostbar behängten Tafel vor dem Doge lag, auf dem purpurnen Kissen, der vom Pabste geweihte Brautring, der Falieri heute seiner Thetis-adriatica vermählen sollte. Eine ernste und feierliche Stille herrschte, welche der Doge endlich unterbrach, indem er sich an den greisen Foskari, das älteste Glied der Signoria wandte, und sprach: Noch fehlet uns die Jungfrau aus Venedigs ersten Familien, die den Brautring trage? —

Das zu ordnen, steht Euch zu, erwiederte dieser; doch däucht mich, wäre dieser Ehre Niemand würdiger

als Cornaro's Tochter, die erst kurz in den Schooß der Republik zurückgekehrt. —

Der Doge nickte beifällig, und Marco, welcher zu des Vater Seite stand, das Banner der Republik mit dem golDgewirkten Bogen haltend, erglühte sichtlich. Mehrere Nobili's, unter ihnen Catharina's Vater, begaben sich hinweg und traten nach einer Weile mit der erbleichenden Catharina in den großen Männerkreis. Der Doge war sehr bewegt, als er sie betrachtete, und konnte deß kaum Hehl haben. Vielleicht bewegten seltsame Vermuthungen in diesem Augenblicke manches Herz, vielleicht auch, daß Mancher der grauen Häupter jetzt an das gestörte Liebeband zwischen dem Dogen und der Jungfrau Mutter gedachte. Der Doge war zu sehr mit sich, und Marco mit der Geliebten, und Cornaro mit der Ehre seiner Tochter beschäftigt, als daß einer der drei Betheiligten solch einer Bemerkung fähig gewesen wäre; aber auch das satanische Judaslächeln Giovanni Anafesto's beobachtete Niemand.

Der Doge neigte sich zu Catharinen, ihr einige herzliche Worte sagend, und schloß, daß er Gott für ihre Rettung am gestrigen Abende danke.

Dem Herrn und Eurem edeln Sohne sey der Dank! sprach Catharina, sich sittsam neigend. Diese kleine Unterredung jedoch hatte Niemand vernommen, als die Nächststehenden, und als sie beendigt war, erhob sich der Doge.

Von neuem begann das Glockengeläute und der Donner des Geschützes. Eine rauschende Musik, wie sie nur in Stambul's Mauern gehört wurde, wenn der Sultan auszog, welcher sie dann auch nachgebildet war, ließ sich vor dem Pallaste vernehmen, wo die Söldlinge der Re-

publik sich aufgestellt hatten. Voraus traten die Prokuratoren der Republik, dann folgte Venedigs Clerus, an dessen Spitze der Patriach von Venedig, der von Aquileja und der Primicerio von San Marco gingen; dann folgte der Doge im herzoglichen Schmuck und Mantel, vor welchem pochenden Herzens Marco mit der Standarte und Catharina mit dem Brautring der Fluthengöttin gingen; dann folgte die Serinissima Signoria in ihren imposanten Gewändern, und endlich die Nobili di Venezia nach ihrem Range als Nobilita di natura, Nobilita di merito, und die Nobilita per il prezzo comparata. Langsam und feierlich ging der Zug durch die Flügelthüren des ungeheuern Saales, die große Marmortreppe, die die gewaltigen Löwen bewachen, hinab, über die Piazzetta hinauf, nach der San Marco Kirche, wo der Gottesdienst und die nochmalige Einsegnung des Ringes und der Standarte statt fand. — Wie pochte Marco's Herz, als er neben der Geliebten kniete und der Primicerio den Segen sprach! Wie süß war der dankbare Blick, den Catharina auf ihn herüber warf! — Des Dogen Auge ruhte auf den Knieenden mit einer Mischung von Wonne und Schmerz, die sich so deutlich in seinen Zügen malte, daß selbst Marco es wahrnahm, und dadurch aufs neue einer süßen Hoffnung Raum gab. —

Der heiligste Theil des Festes war vorüber. In derselben Ordnung, wie der Zug gekommen, zog er durch die eherne Pforte wieder hinaus. Kopf an Kopf stand das Volk, also daß kaum die Söldner konnten einen Weg bahnen zum Ausgange nach dem Hafen. „Der Doge!" rief das Volk. Evviva! wirbelte es durch die Lüfte. „Seht, seht," riefen dann wieder andere, „das schöne

Paar! — Die sind für einander geschaffen!" Marco vernahms und Catharina, und in ihren bebenden Herzen klang das Wort nach und machte sie heftiger beben, und jagte das Blut in die Wangen. Unter stetem Jubelruf erreichte der Zug den Hafen. Ein brausendes „Hurrah" erscholl, selbst unter dem Donner des Geschützes vernehmbar. Die mit Blumengewinden, Gold und Purpur verbrähmte herzogliche Galeere nahm den Dogen und seine Begleitung auf. An Marco's Hand bestieg sie Catharina. Sie fühlte den Druck seiner Hand, sie erwiederte ihn, von ihrem Gefühle überwältigt. Das Signal war gegeben. Zahllose geschmückte Gondeln mit Frauen und Männern umschwärmten die herzogliche Galeere. Das Meer, der ganze Golf schien lebendig geworden zu seyn. Und als der Jubel wieder gewaltig braußte, bei dem Gruße, den der Doge der Menge winkte, da flüsterte Catharina ihrem Ritter (denn das war für die Dauer der Sensa jetzt Marco) zu: „Meinen Dank darf ich nur fühlen, aussprechen kann ich ihn nicht!" Und wie Worte des Himmels drangen sie in Marco's berauschtes Herz. — Jetzt hatte die Galeere das hohe Meer erreicht, das sanft sich unter die Herrschaft des Gewaltigen, der auf ihm dahinschwamm, zu beugen schien; Falieri nahm von Catharina's Hand den Ring, steckte ihn an seinen Finger, und dann zog ihn der Patriarch wieder ab, und warf ihn in die unergründliche Tiefe. Jetzt überstieg der Jubelruf jede Beschreibung, die Kanonen donnerten, die Glocken läuteten, die Musik erklang. In diesem Tumulte kehrte die Galeere in den Hafen zurück, und von da begab sich die Signoria in den herzoglichen Pallast, wo das üppige Mahl bereitet war.

Der Nachmittag kam. Der große Kanal, der die Inselstadt in zwei große Hälften theilt, wimmelte schon von Barken und Gondeln. Am untern Ende desselben standen in Reihen die Gondeln der wettfahrenden Gondolieri, die, im höchsten Schmucke an ihre Ruder gelehnt, zur Regatta bereit waren. Die Ufer des Kanals waren von einer großen Menschenmasse bedeckt, die Fenster der Häuser und Palläste glänzten vom Schmucke der holden Frauen Venedigs, alle wollten die höchste Volksbelustigung Venedigs, die Wettfahrt der Gondolieri, schauen. Auf den reichgeschmückten Gondeln erschienen jetzt die Signoria und der Doge, langsam den Kanal hinaufrudernd. Catharina, von ihrem Cavaliero begleitet, trug den Preis des Sieges, einen kostbar gearbeiteten Silberpokal, in ihrer schneeweißen Hand. Aller Augen ruhten auf der lieblichen Erscheinung. Marco sah die Triumphe, die die Liebliche ärndete, die sie nicht ahnete, und seine Liebe wuchs zur reinsten Flamme empor. Oft ruhte mit unnennbarer Angst des Vaters Blick auf ihm. Er ahnete, wie dieses Ebenbild seiner ersten Liebe, seiner Jessica, auf des Jünglings Herz wirken müsse; er nahm den Eindruck wahr, den es bereits hervorgebracht — und er bebte und seufzte: „Lenker über den Sternen, walte Du väterlich, und laß nicht den härtesten Schlag Deiner Strafe den Vater treffen!“ Die Regatta begann. Das Interesse dieses Schauspiels, wie die rüstigen Söhne Neptuns ihre Gondeln über die Spiegelfläche des Kanals fliegen ließen, nahm jedes Auge gefangen, nur das des Dogen nicht, nicht die der beiden Liebenden, nicht das Anafesto's, der lauschend in Marco's Nähe weilte, und hier das süße Flüstern vernahm, und von dem Grimme der Eifersucht erfüllt wurde. Ein

junger Gondoliero empfing den Preis aus Catharina's schöner Hand. Jubelnd füllte er ihn schnell mit Cyperwein, und rief, ihn erhebend: „Der schönsten Jungfrau Venedigs und ihrem treuen Ritter!" — Er leerte den Becher. Die Menge rief Beifall. Der alte Cornaro biß die Lippen auf einander und murmelte: „Tod und Hölle!" Der Doge aber schoß einen Blick der Wuth auf den kühnen Sieger, und Anafesto's Faust fuhr wild nach dem Dolche, den er im Gürtel trug.

Die Scenen und Eindrücke des Tages waren zu mannigfaltig und wirkungsreich, als daß nicht alle die, auf welche sie besonders gewirkt, die beschauliche Stille gesucht haben sollten. Höchst verschieden aber war die Stimmung derselben. Während Marco und Catharina, die beide an diesem einen Tage den Zeitraum eines Jahres in gewöhnlichen Verhältnissen durchlebt hatten, in der ersten Liebe süßem Entzücken noch einmal nachträumten, was die Wirklichkeit so beseligend für sie in den Zeitraum weniger Stunden zusammengedrängt hatte, maß der Doge mit gewaltigen Schritten sein Gemach. Die Erinnerung eines längst verblüthen Jugendglückes, und der Schmerz eines jahrelangen Elendes, waren so gewaltig auf ihn eingestürmt, daß er den Eindrücken beinahe unterlag. Ein Schreckbild entsetzlicher Art marterte seinen Geist mit Folterqualen. Er hatte Marco gewarnt vor Cornaro, vor der Liebe zu Catharinen, und jetzt sollte sein grausames Geschick durch unabwendbares Zusammentreffen seine Vorsicht vernichtet, und in des Jünglings Herzen eine Liebe entzündet haben, vor deren Folgen der unglückliche Vater schauderte. Cornaro, dessen alter Haß gegen Falieri nie bisher geschlummert, war heute wieder in neuem Grimme, durch alte Erinnerung geweckt, ent-

brannt. Er hatte die Wirkung von Catharina's Erscheinen auf den Dogen wahrgenommen. Er sah, wie die Liebe zu der längst heimgegangenen Gattin noch im Herzen des Greises lebte, und seine Eifersucht konnte selbst die Liebe zu der Vollendeten nicht dulden.

In dieser Aufregung aller feindseligen Leidenschaften des, selbst als Greis noch, wilden und feurigen Cornaro's, trat Lucio in das väterliche Gemach.

Verdammt sey die Stunde, wo Marco Falieri Catharinen rettete, und Dein unmännliches Herz mit Wohlwollen für sich einnahm! schnaubte er dem Eintretenden entgegen, der vor Entsetzen einen Schritt zurückwich.

Was ist Euch, Vater? fragte mit Mäßigung der Sohn. Warum redet ihr so hart mich an? Wie mögt Ihr so unväterlich denken und fühlen?

Schweig, Knabe, herrschte ihm der Empörte zu. Ich befehle Dir, jeden Umgang mit Marco Falieri abzubrechen!

Der Sohn sah den Vater unverwandt und fest in's zornglühende und feuersprühende Auge. Die Gluth des Unwillens übergoß sein Angesicht mit dunkler Röthe; aber er unterdrückte sie und sprach ernst und würdevoll: Marco hat meine Liebe, und wird sie erst dann verlieren, wenn er je sollte ihrer unwürdig werden. Ich bin ihm Dank schuldig, denn er war der Lebensretter meiner einzigen, theuern Schwester. Mögt Ihr das nicht achten, ich weiß es zu würdigen. Ueber das Herz steht Niemand Gewalt zu, als dem, der es in der Brust trägt. Ich bin Euer gehorsamer Sohn bisher in allen Stücken gewesen und werde es bleiben in allen Dingen, die nicht jenseits der Grenzen Eurer väterlichen Gewalt

liegen. Das sprach der Jüngling und ging stolz empor=gerichtet aus dem Gemach.

Das fehlte noch, rief wüthend Cornaro aus, daß der eigne Sohn mir trotzt! O, das ist die Ohnmacht des Alters, daß sie nicht mehr zermalmen kann, was sich ihr in den Weg wirft! Aber ich will einen Damm aufbauen, über den hinaus auch das empörte Meer nicht dringen soll!

Er eilte zu Catharinen. Er fuhr hart die Jung=frau an, und drohte mit Kerker= und Klostermauern, wenn je ihr Herz eine Neigung fasse zu Marco.

Schweigend trug die fromme Tochter des wilden Va=ters Zornreden. Sie hatte ja dem harten Manne nichts entgegenzusetzen, als ein Auge voll Thränen und einen Blick, der um Schonung und Erbarmen flehte; aber als er hinausgestürmt war, legte sie die gefalteten Hände vor die verwundete Brust und seufzte: Kann ich denn anders, als ihn lieben? Er ist ja so gut! Er ist mein Retter; darf ich denn undankbar seyn? — Sie sank auf ihre Kniee und betete: „Du Heilige, nimm Dein Kind in Deinen Schutz! O, leite Du sein Herz, und wende das Ungewitter, das der reinsten Empfindung seines Herzens drohet!"

Sie erhob sich neu gestärkt und — Lucio stand vor ihr, an seiner Hand Marco, in dessen Blicke die reinste Liebe loderte. O, mein Gott! rief sie aus, und sank in einen Stuhl, die Hände vor ihre Augen haltend. Da stürzte Marco vor ihr nieder. Seine Arme umfingen sie. Sie lag an seiner Brust, und Lucio schloß beide in seine Arme, und sagte tief gerührt: Ich will der Schutz=geist Eurer Liebe seyn! —

Catharinens Anblick hatte schon im ersten Momente ihres Zusammenseyns denjenigen Eindruck auf Giovanni Anafesto hervorgebracht, den das mit allen Reizen des weiblichen Geschlechtes in seltnem Reichthum ausgerüstete Mädchen auf ein unreines Gemüth, wie das Giovanni's, hervorbringen mußte. Seine unreinen Begierden und Leidenschaften waren im hohen Grade erregt. Der Wunsch, Catharinen zu besitzen, nahm seine Seele ein, und All' sein Dichten und Trachten war nur darauf gerichtet, wie er zu seiner Wünsche Befriedigung gelangen möchte. Er drängte sich näher an Lucio an. Er folgte ihm wie sein Schatten, so sehr zurückstoßend dieser ihn auch behandeln mochte. Allein es schien als habe sich alles verschworen, seine Pläne zu durchkreuzen. Es gelang ihm nicht, Catharinens Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, viel weniger ihre Gunst. Das unglückliche Ereigniß, daß seine Gondel, von halbtrunkenen Gondoliers geführt, beinahe Catharinen den Tod brachte, das hatte vollends einen unauslöschlichen Schatten auf ihn geworfen. Er wollte ihn entfernen. Darum eilte er schon des Abends zu Lucio, bat flehend, ihn zu Catharinen zu führen, und fiel vor ihm nieder, als er endlich ihr Gemach betrat; jammernd über sein Mißgeschick, flehte er um Vergebung, und betheuerte seine Liebe der Jungfrau.

Seyd ihr unschuldig, sprach, von ihm sich wegwendend, Catharina, wie ich das fest glaube, so dürfet Ihr nicht um Vergebung bitten wegen eines Unglücks, dessen Urheber ihr nicht seyd. Eure Liebe aber, die ihr mir betheuert, muß ich Euch bitten auf einen andern Gegenstand zu lenken, der ihrer würdiger ist!

Das hatte einen giftigen Dolch in seine Brust gestossen. Er argwöhnte, Catharina's Herz neige sich zu

Marco Falieri. Er beobachtete diesen, und fand Grund genug, die Ueberzeugung fest zu gewinnen. Das Fest der Sensa machte ihn vollends gewiß, Marco sey geliebt, gleich innig wie er liebe. Von nun an nahmen die Furien der Eifersucht, des Neides und der Rache sein Herz ein, die mit jedem Tage ihn stürmischer verfolgten. Er brütete tagelang über den teuflichsten Plänen, und das Resultat gewann er, daß Marco aus dem Wege müsse geräumt werden. Dieser Gedanke war am Himmelfahrttage so recht stark und lebendig in ihm geworden. In einen weiten Mantel gehüllt, den Federhut tief in die Augen gedrückt, schlich er in der Finsterniß des Abends um Cornaro's Pallast, denn er hatte Marco mit Lucio hineintreten sehen. Mit einer Geduld, die nur der abgehärtete Bösewicht üben kann in Verfolgung seiner Racheplane, harrte er der Rückkehr seines Schlachtopfers. Es war schon Mitternacht vorüber, da öffnete sich die Thüre des Pallastes, und Marco trat heraus, und schritt im Bewußtseyn seines Glückes, fröhlich die Gasse hinauf, bog dann über die Seufzerbrücke hinüber nach der Gegend des Marcusplatzes ein. Jetzt hatte ihn der Bösewicht erreicht. Stirb! rief er halb laut aus, und stieß dem Arglosen den Dolch rücklings in die Seite. Marco stürzte nieder mit dem Ausrufe: Mord, Mord! Giovanni floh die Straße hinab, und ließ den Unglücklichen in seinem Blute liegen.

Von einer seltsamen und unerklärlichen Ahnung ergriffen, hatte Lucio noch an der Pallastpforte gestanden, und Marco nachgeblickt. Nicht ohne Angst sah er jetzt einen Vermummten vorübereilen. Er hatte keine Ruhe mehr, und folgte ihm eilend. Er kam zu spät. Marco wälzte sich winselnd in seinem Blute, als er ihn fand,

und in demselben Augenblick nahte eine Wache. Der Verwundete wurde aufgehoben, und Lucio als sein Mörder mit verhaftet. Man brachte ihn auf die Wache am herzoglichen Pallaste, und erkannte mit Schaudern den Sohn des Dogen. Schon lag in den Armen des kummerstillenden Schlafes der Doge, als die entsetzliche Botschaft ihm gebracht wurde, Lucio Cornaro habe Marco ermordet. Unbeschreiblich war der Eindruck dieser Botschaft auf den Greis. Händeringend stürzte er aus dem Bette, und wußte nicht sein Gewand zu finden.

Indessen hatte man bereits den Verwundeten in den Saal des Pallastes gebracht und ärztliche Hülfe herbei geholt. Als der unglückliche Vater, auf zwei Diener gestützt, bleich und jammernd in den Saal wankte, da fiel er bei dem Anblick des Leblosen ohnmächtig nieder. Der Wundarzt eilte herbei, untersuchte die Wunde, und fand, daß der Stich, zwar nach dem Herzen gerichtet, doch dieses nicht getroffen, und deßfalls, wenn der Dolch nicht vergiftet, die Wunde nicht tödtlich sey. Den angestrengtesten Bemühungen gelang es denn auch, den vom heftigen Blutverlust Entkräfteten wieder in's Leben zu rufen, und die Wunde wurde verbunden. Ein Strahl der Hoffnung fiel bei dieser Nachricht in des Dogen verzweifelnde Seele, der unterdessen auch wieder seine Besinnung gewonnen hatte. Er kniete am Schmerzenlager des Sohnes nieder und bedeckte ihn mit seinen Küssen. O, rief er jammernd aus, mußte mich denn auch dieses Elend durch die Hand eines Cornaro treffen! Cornaro? fragte matt Marco.

Ja, mein Sohn; Lucio ist der Meuchelmörder, der Dir den Todesstoß versetzen wollte. Ach, ich warnte Dich nicht umsonst!

Das ist unmöglich! sprach sich anstrengend der Jüngling. Ein schrecklicher Zufall kann Lucio zu mir geführt haben, aber nicht die Absicht des Mordes!

Sey ruhig, sey ruhig, bat der Vater. Lucio ist verhaftet. Bereits ist auch sein Vater gefänglich eingezogen. Ich will ein Gericht halten mit fürchterlicher Strenge.

Richtet nicht und verdammet nicht, Vater, ehe Ihr untersucht habt. Eher will ich glauben, der Himmel sey eingestürzt, die Liebe Gottes sey Haß geworden, als daß Lucio mein Mörder sey. Gebt mir den Dolch, ich kenne Lucio's Waffen! Man reichte ihm denselben.

Nein, sprach er, das ist Lucio's Dolch nicht — aber — ich kenne die Waffe, Vater, ich kenne sie, und die Hand, die sie führte! — — — —

Der Arzt bat um Ruhe, und meinte, die Geisteskräfte des Leidenden möchten gelitten haben, denn Lucio müsse der Mörder seyn, da er wie verzweifelnd sich gebehrdet habe, als man ihn in das Gefängniß abgeführt.

Ein grauenvoller Schleyer lag über dieser entsetzlichen Begebenheit, die am andern Tage durch Venedig lief. Welches Entsetzen empfand Catharinen, als sie es vernahm! Sie eilte zu dem Pallaste des Dogen, sie warf sich vor ihm nieder. Habt Erbarmen, flehte sie: Nicht mein Vater, nicht mein Bruder ist der Mörder. O, eilet nicht mit dem Gerichte! Die Hand des Herrn, welche die Unschuld schützet, wird Licht werden lassen in dieser Finsterniß! — — Des Dogen Herz bebte bei dem Anblicke der Flehenden. Eure Bitte sey gewährt, edle Jungfrau, sprach er, aber den Arm der Gerechtigkeit kann ich nicht lähmen.

O, Gottlob, Ihr seyd menschlich, fuhr Catharina fort, so werdet Ihr mir die zweite Bitte nicht versa-

gen. Lasset mich das Gefängniß meines Vaters und Bruders theilen!

Das darf ich nicht, antwortete gerührt der Doge, das steht nicht in meiner Macht. Ihr seyd schuldlos, und Schuldlose darf Venedigs Doge nicht verhaften.

O, so gestattet, daß ich sie sehen darf, nur jetzt und bisweilen einmal!

Ihr bittet Unmögliches, Jungfrau; ich kann nicht, auch wenn ich Euch gerne jeden Wunsch erfüllte. Das Gesetz verbietet vorweg allen Umgang mit den Verhafteten. Seyd unbesorgt, fuhr er dann fort, sollte es seyn, daß Euer Vater und Bruder unschuldig befunden werden, so wird ihre Unschuld bald gerechtfertigt, glänzend gerechtfertigt seyn, darauf gebe ich Euch mein herzogliches Wort.

Catharina hatte noch etwas auf dem Herzen. Ihr Busen arbeitete gewaltig, Röthe und Bläße wechselte stets in Ihrem Gesichte, und doch konnte sie nicht reden, was sie bewegte.

Ihr scheint noch etwas fragen zu wollen? redete sie der Doge an.

Vergebt, sprach sie leise und zitternd, ich wollte nach Marco's Zustande mich erkundigen.

Ich danke Euch! Marco, Dank sey es dem Himmel, lebt, und der Arzt gibt alle mögliche Hoffnung. — Jetzt erst entfernte sich beruhigt die Jungfrau.

In dem ungeheuern Gerichtssaale des Marcus-Pallastes, den man unter dem Namen des Vierthürensaales kennt, saßen auf der Estrade unter einem Baldachin der Doge, die zehn Senatoren in den feuerrothen Mänteln, ernst und stille. Jenseits standen die Diener des Gerichtes, die Zeugen und das übrige niedrigere Personale des Gerichtes. Aller Augen waren auf die porta fatale gerichtet, wie man die Thüre namte, durch welche der Gerichtete abgeführt wurde zum Tode, welche aber auch aus den Gefängnissen des Pallastes in den Gerichtssaal führt; durch sie mußten jetzt, nachdem der Doge das Zeichen des beginnenden Verhörs gegeben, die Angeklagten eintreten. Endlich öffnete sich langsam die Thüre, und in einer majestätischen Haltung, frei und kühn um sich blickend, traten die beiden Cornaro's, mit Ketten belastet, ein.

Kaum aber war dies geschehen, als auch schon der Doge sich erhob und sprach: Nur noch wenig Minuten werde ich hier die herzogliche Stelle einnehmen, und darum sey mein letzter Befehl, daß man den Angeklagten die Ketten abnehme, die mein Befehl ihnen nicht anzulegen hieß! Ein Blick der Verachtung von Cornaro war das, was er erwiederte.

Und nun, nahm wieder der Doge das Wort, kann ich nicht Richter seyn und Kläger zugleich! — Er legte den Mantel ab und gab den weißen Staab in die Hände Camillo Anafesto's, Giovanni's Vater, der an seiner Seite saß. Seyd Ihr Richter, Anafesto! Ein leises Murmeln ging durch den Saal, und selbst Cornaro blickte nicht ohne eine sanfte Regung des Wohlwollens auf Falieri — aber er schüttelte sogleich unwillig den Kopf, als sey diese Regung ungerecht, und die Falten der ho-

hen Stirne legten sich enger zusammen, so daß die buschigen Augenbraunen sich tief herablegten, und beinahe das blitzende Auge bedeckten. Anafesto nahm indessen den herzoglichen Lehnsessel ein, und rief den Kläger auf. Mit schlichten einfachen Worten schilderte Falieri den Thatbestand und schloß, daß man Lucio Cornaro bei dem Ermordeten mit blutigen Händen gefunden. — Die Anklage war zu Protokolle genommen, und die Zeugen traten einzeln vor. Sie sagten dasselbe aus. Nachdem auch ihre Aussage niedergeschrieben war, forderte Anafesto Lucio Cornaro zu seiner Vertheidigung auf.

Ehe ich ein Wort in meiner Sache rede, hob der Jüngling an, muß ich die Frage stellen: Was hat der Vater gemein mit der angeblichen That des Sohnes? — Ich bin treu und gehorsam meinem Vater, aber selbstständig genug, mich nicht von ihm, dem Kinde gleich, am Gängelbande lenken zu lassen; ich frage noch einmal, mit welchem Rechtgrunde man ihn, den Greis, das Glied der Signoria, verhaftet hat? — Die Richter schwiegen verwirrt. Der Doge trat vor. Ich danke Euch, junger Mann, daß Ihr mich so glimpflich an ein Unrecht erinnert, von dem mich nur die gereizte Stimmung des kinderlos sich wähnenden Vaters frei sprechen mag. Ich selbst klage mich der Uebereilung an; ich selbst verlange von Euch Richtern, und Euch, dem Stellvertreter herzoglicher Durchlaucht, daß ihr den Falieri, der so unüberlegt handeln konnte, zu der gesetzlichen Strafe, zur Ehrenbuße gegen Cornaro verdammet, und diesen frei sprechet! — Es sey! sprach Anafesto, den Staab neigend gegen Cornaro. Dieser hatte mit widerstrebenden Gefühlen Falieri's Worte angehört. Wohlan, sprach er endlich, so will ich an Edelmuth Euch nicht nachstehn,

und keiner Ehrenbuße gedenken, die die herzogliche Würde in den Augen des Volkes herabsetzen würde. — Es trat jetzt eine peinliche Pause ein. Alter Groll sprach sich in den Zügen der beiden Greisen aus, Verwunderung in denen der Uebrigen. — Lucio begann nun zu reden. Er erzählte den Hergang nach der strengsten Wahrheit, wie erbittert ihn auch sein Vater ansehen mochte. Es lag etwas so Ueberzeugendes in der kraftvollen Rede des Jünglings, daß die Richter nicht wußten, was sie sagen sollten. In diesem Augenblicke gingen die Flügelthüren des Saales auf, und auf einer Tragbahre, von vier Dienern getragen, erschien Marco Falieri vor den Richtern. Kaum war er Lucio's ansichtig, als er seine Arme gegen ihn ausbreitete, und dieser an seine Brust flog. — Die Verhandlungen des Gerichts wurden so lange ausgesetzt, bis Marco wieder reden konnte. Er übergab dann den Dolch seinem Vater, und bat ihn, denselben Anafesto zu reichen, nachdem man ihn unstreitig als das corpus delicti anerkannt. Anafesto ergriff ihn, warf einen Blick darauf und erbleichte. —

Marco richtete sich auf. Kennt ihr den Dolch? fragte er. Kennt ihr die Hand, die ihn mir in den Rücken stieß? — Erstaunen rings um. — Der Greis erhob sich. Sein Gesicht war bleich und starr; seine Hände waren über der Brust gefaltet. Sein Athem schien zu stocken. — Es ist — meines Sohnes Dolch! sprach er dann langsam und zitternd. Richtet gerecht über den Mörder, und schonet des Knaben nicht! Dann verließ er die Stufen, legte den Mantel ab, und sank ohnmächtig in die Arme Falieris. — Nach einer geraumen Weile schlug Anafesto die Augen wieder auf. Laßt ihn gefesselt hierher bringen, bat er. Indeß die Diener

des Gerichts sich entfernten, erhob sich der Prokurator Foskari. Mir geht ein gräßliches Licht auf über dieses Ereigniß, begann er: an jenem Abend war ich noch um Mitternacht bei einem Freunde, und kehrte eben heim über die Seufzerbrücke, als mir Marco Falieri begegnete, der aus der Richtung von Cornaro's Pallast kam. Grüßend ging er an mir vorüber. Einige hundert Schritte weiter, sah ich einen Vermummten an mir vorüberhuschen, jenem nach. Ich ging langsam weiter; allein bald hörte ich wieder eilende Tritte hinter mir. Es war der Vermummte. Ich vertrat ihm den Weg und erkannte in ihm Giovanni Anafesto, der jedoch mich schnell über die Seite schob und an mir vorüber eilte. Böses ahnete ich nicht, wohl aber ein Liebesabentheuer, wie es jetzt die Sitte unserer jungen Nobili's leider mit sich bringt. — Stummes Staunen und Entsetzen ergriff die Versammlung. — Jeder schwieg, denn Keiner mochte das Gemüth des armen Vaters tiefer verwunden, als es schon verwundet war. — Ja — nahm dieser endlich das Wort, ich selbst theile jetzt Eure Vermuthungen. Ich sah meinen Sohn am heutigen Morgen bleich und entstellt und von einer Unruhe umgetrieben, die ich mir nicht erklären konnte. Gott! Gott! rief er dann händeringend, habe ich denn das verdient? Muß nun mein graues Haupt mit Schmach und Herzenleid in die Grube sinken? — — Die ausgesendeten Gerichtsdiener kamen jetzt zurück. Giovanni Anafesto ist nach Dalmatien entflohen! berichteten sie. — Da wurde der Vater noch bleicher, Es ist klar! rief er aus und wankte hinaus — noch an der Thüre sich umkehrend und zu der Signoria sprechend: Gedenket des Vaters nicht, wenn Ihr das unnatürliche Kind richtet. — Falieri nahm seine Stelle wieder ein.

Es ist ein heiliger Act der Gerechtigkeit, sagte er mit Würde, Euch frei zu sprechen. Es geschah auf's glänzendste. Die Sentenz wurde laut publicirt und Giovanni Anafesto geächtet. Rührend war die Scene zwischen Marco und Lucio, wie sie sich umarmten, und selbst der alte Cornaro blickte mit weniger Ingrimm auf sie hin. —

Marco's Genesung ging glücklicher als man vermuthete. Lucio Cornaro wich nicht von seinem Bette, und nicht wenig trug der Balsam der Liebe bei, den dieser in Marcos Herz flößte. Ihnen waren Giovanni's Beweggründe klar, wenn auch im Allgemeinen ein Schleier darüber lag. Giovanni's Vater hatte ein prophetisches Wort gesprochen, als er gesagt: Muß nun mein graues Haupt mit Herzenleid in die Grube fahren und mit Schmach? denn bald tödtete ihn des Sohnes Schande. Die Güter des Hauses wurden der Republik zu Erbe, da kein Geächteter erben konnte. Giovanni hatte das Gebiet der Republik verlassen und war nach Albanien geflohen, wo er, von Haß und Rache erfüllt, die unruhigen Häuptlinge aufwiegelte, die den Krieg mit Feuer und Schwerdt in die Besitzungen der Republik in Epirus trugen, und gleich ihm, wie gereizte Tyger, verheerend verfuhren, und keine Rechte der Menschheit, kein Gebot der Sittlichkeit achteten.

Es war gerade ein halbes Jahr später, und wieder war die Signoria versammelt im Pallast San Marco, aber kein erfreulich Ereigniß mochte sie vereint haben zur Berathung, denn es lag ein trüber Ernst auf den Mienen. Väter der Republik! redete sie der Doge an, es ist Euch nicht fremd geblieben, daß ein entartetes Kind der Republik in ihr Gebiet des Krieges Unheilfackel warf und ihre Säulen da zu erschüttern droht, wo sie leider leicht zu erschüttern sind, in den griechischen Besitzungen. Anafesto's Sohn, der unedlere Coriolan unserer Zeit, hat den Klephtiskrieg in Albanien erregt und mächtige Banden geordnet, und ist ihr Haupt und ihre Seele, und dabei wild wie das Thier der Wüste, und blutdürstend wie die Hiäne, die Asiens Schrecken ist. Die Depeschen, die unser Gouverneur aus Epirus sendet, sind nicht geeignet, das Herz zu beruhigen. Er hat angewendet, was er konnte, den Sturm zu beschwören, allein er braußt wild durch die Gebirge herüber an die Siedelungen, sie zerstörend und unserm Handel einen schmerzlichen Dolchstoß beibringend. Während dort der Bürgerkrieg wüthet, gefolgt von allen Furien der Hölle, regt sich unter dem Volke Venedigs eine Gährung, die wild aufbrausen könnte, wenn der Staat sich von Söldnern entblößte und den Hafen von Galeeren leerte. Ich lege Euch das zwiefache Uebel zur Berathung vor!

Ein tumultuarischer Widerstreit der Meinungen entstand, worin der Eigennutz und das Interesse des Einzelnen kein Resultat gewinnen ließ. Am eifrigsten für die Dämpfung des Krieges auf Griechenlands Festland war der alte Cornaro; denn er besaß in dem Kreise des Kriegsschauplatzes nicht unbedeutende Landgüter, wo er den Seidenbau mit besonderm Erfolge bisher betrieben.

Nach langen Debatten vereinigte man sich, eine Abtheilung des Heeres dorthin zu senden. — Und wer wird des Heeres Führer seyn? fragte der Doge. Ihr habt ja einen heldenmüthigen Sohn, Cornaro; er sey der Führer!

Die Ehre, entgegnete bitter der Alte, möchte eher Euerm Sohne geziemen, der noch nicht das blutige Handwerk versucht. Dort giebt's mehr Lorbeeren zu sammeln, als in den Gondeln Venedigs. —

Ehe noch das Wort des Dogen über die zornbebende Lippe verheerend fuhr, meldeten die Diener, draussen seyen Nobili's, die dringend vorgelassen zu werden begehrten. — Diese Bitte wurde gewährt, und es traten ein: Lucio Cornaro, Marco Falieri und eine bedeutende Zahl edler Jünglinge Venedigs, die alle einmüthig begehrten, unter den Fahnen der Republik zu fechten für ihre Ehre und ihr Heil. — Mancher Vater erbleichte in dem Halbkreise der Signoria. Bitt'rer Unmuth lag auf Cornaro's, Wehmuth auf den Zügen des Dogen. Doch die Vaterlandsliebe der Jünglinge begeisterte die Väter. Ihrem Begehren wurde willfahrt.

Rüstig wurde nun die Sache betrieben. Bald waren Truppen geworben, bald die Flotte bereit, die Anker zu lichten. Schweres aber stand noch bevor — der Abschied. Heimlich hatte Lucio seinen Marco zu der Geliebten geführt. Unter tausend Thränen, Küssen, Schwüren der Liebe und Treue, schieden sie von einander. Catharina war untröstlich. Ihr schien nun das Leben seine Freudenpforten geschlossen zu haben, und eine Ahnung schwebte ihr vor, die jede Lebensfreude im Keime erstickte. Mit des Vaters Segen ausgerüstet, betrat Marco seine Galeere. Die Flotte lichtete die

Anker. Ein frischer Landwind füllte die Segel, und das weite Meer nahm sie auf, um sie hinzutragen zu Thaten, Ruhm und Sieg. — Auch im Pallast San Marco wurde es jetzt stille. Der alte Doge glich einem Stamme, den der Blitzesstrahl entlaubt und entastet. Nur für die Republik lebte er jetzt und in deu stillen Stunden des Alleinseyns betete der Greis für den einzigen Sohn und seine glückliche Rückkehr. Eine Entdeckung, die er erst jetzt durch Foskari's Mittheilung machte, fiel freilich wohl schwer auf seine Seele — allein sie erhob sich auch wieder. Bisher hatte der Greis des ruhigen Glaubens gelebt, Marco sey durch die väterliche Warnstimme vor einem Liebebunde mit Cornaro's Tochter gesichert gewesen, und dieser Glaube hatte oft die Falten seiner Stirne geglättet. Wollte auch hinwieder manchmal eine böse Ahnung ihn beschleichen, er mißtraute Marco's Offenheit nie, und wurde wieder ruhig, und ließ willig das Schicksal walten. Jetzt fielen die Schuppen von seinen Augen. Ach, es schmerzte tief den grauen Vater — und erfüllte seine Seele mit unbeschreiblicher Angst und Qual. Er sah in Marco's Entfernung nur Heil und Segen — denn er hoffte, die Trennung würde seiner Neigung vielleicht eine andere Richtung geben. Der Greis blickte in sein früheres Leben zurück und seufzte tief, denn es war nicht frei von Schuld — und haderte weniger über des Sohnes Heimlichkeit, so sehr sie ihn auch schmerzte.

Andre Sorgen sollten bald ihn in Anspruch nehmen.

Cornaros Haß kannte keine Gränzen, seine Rache keine Verjährung. Neue Nahrung hatte seine Verhaftung der alten Gluth gegeben, und sie flammte gewaltiger als je. Im Stillen zu wirken, hatte er nie verab-

säumt. Reichliche Spenden hatten das Volk ihm günstig gemacht, und er befliß sich, das Mißvergnügen des zügellosen Pöbels zu nähren, zu mehren. Wo es geschehen konnte, streuten seine Agenten, Bürger, deren Reichthum sie die Ehre des goldnen Buches zu erringen lüstern machte, aber dieser Ehre durch Falieri's Entgegenwirken nicht theilhaftig werden konnten, Leute, die durch ihre Klugheit allein den Galeeren entgangen waren — den Saamen der Unruhe aus. Jede Last, jede Beschränkung der Freiheit, jede Bestärkung des Aristokratismus — die von der Signoria ausging — wurde als Falieri's Werk dargestellt. So war eine Gährung geweckt und vorbereitet, die Falieri's Auge nicht entgangen war. Mehrere Nobili's, Falieri's Feinde, schlossen sich an Cornaro an. Jetzt gerade, wo sich Alles vereinte, die allmächtige Venetia ihrer Hülfsvölker zu berauben, jetzt, wo auswärtiger Krieg die Signoria beschäftigte, schien der Zeitpunkt gekommen, einen Racheplan auszuführen, der nur im italischen Herzen reifen konnte. Cornaro's Absicht war zwiefach. Ihn dürstete nach Falieri's Blut, und der Ehrgeiz und seine Schwester, die Herrschsucht, machte ihn lüstern nach dem Herzoghute. —

Indessen dort auf Griechenlands Boden die Jünglinge kämpften für der Republik Heil, wurde im Herzen derselben der teuflische Plan eines Bürgerkrieges geschmiedet. Umsichtig verfuhren Cornaro und seine Anhänger. Klug war alles berechnet, vorsichtig angelegt. Allein dem wachsamen Auge Foskari's entging das heimliche Treiben nicht. Ihm wurde es bald klar, wie es stehe. Er offenbarte das grauenvolle Geheimniß dem Dogen, und nun wurde sorglich entgegen gewirkt. Foskari reiste an das Hoflager des Kaisers, dort Hülfvölker zu sichern,

um dem drohenden Sturme zu begegnen. — Eine Gewitterschwüle, nahen Donner verheißend, lag auf Venedig. Cornaro triumphirte im Stillen schon. Er triumphirte zu frühe. Gute Mächte waren nicht auf seiner Seite, wie sie nie des Verbrechens Schutz sind. Ein unglückliches Ereigniß sollte alle Plane vernichten. Bald nach der Entfernung Lucio Cornaro's traf aus Cypern ein Mann ein, auf den Cornaro viel und großes Vertrauen setzte. Es war der Sohn von Catharina's Amme, Theophilos Calopulo, ein Grieche, der den Pinsel kunstreich führte, aber auch den Dolch und das Mischen des furchtbarsten Giftes eben so gut verstand, als die Bereitung heilsamer Arzneien. Reich an Talenten, Erfahrungen, List und Betrügerei, lag dennoch in seinem Gemüthe etwas, das ihn nicht ganz ein Werkzeug des Teufels werden ließ — ein Zug von Gutmüthigkeit, der ihn fest an den fesselte, der ihm theuer war. Freilich wohl ließ auch dieser Zug sich durch goldne Fesseln gewinnen und festhalten, also daß die übrigen Eigenschaften freiern Spielraum gewannen. Cornaro, der ihn wohl kannte, und leicht einsah, wie nützlich ihm dieser Mensch werden konnte, zog ihn in sein Interesse. Er wußte ihm den Dogen von einer Seite zu schildern, daß Calopulo es als ein gutes Werk ansah, die Sache Cornaro's zu fördern, wobei er denn nicht aus dem Auge ließ, wie es ihn so gewaltig heben müßte, wenn einst der herzogliche Hut auf Cornaro's kahlem Schädel ruhe; allein es wollte ihm nicht behagen, eine untergeordnete Stelle in diesem Unternehmen zu behaupten. Auf eig'ne Rechnung und Faust hatte er Manches bisher unternommen am Hofe von Cypern, und sich dadurch in Jakob von Lusignans, des Königs von Cypern, Gunst hoch em-

vorgeschwungen. Jetzt galt es Ruhm und Gewinn in Venedig, und in seinem Kopfe reifte ein Plan, der schneller das Werk der Umwälzung herbeiführen sollte. Ihm schien es gewagt, von Unten auf zu beginnen; sicherer, dünkte es ihm, müsse der Schlag treffen, wenn er von Oben herab komme. Der Doge sollte von seiner Hand fallen — dann hatte Cornaro freien Spielraum.

So sey es! rief er frohlockend aus, als der Plan zur Reife gediehen war, und Cornaro soll sehen, daß Calopulo brauchbarer ist, als alle seine goldbehängten Nobili's!

Ein dunkler, stürmischer Abend war über Venedig hereingebrochen. Kein Stern blickte durch die finstern Wolken, die den Horizont umlagerten. Wild braußte das Meer und warf krachend die Schiffe gegen einander im Hafen. Auf den engen Straßen der Stadt gingen nur noch Einzelne hin und her, denn Jedermann hatte sich zurückgezogen in die Wohnungen. In einen weiten Mantel gehüllt, schlich leise Calopulo aus Cornaro's Pallaste durch die engen, verschlungenen Straßen, sich nach dem Pallaste des Dogen begebend. Er fand Gelegenheit, ohne Hindernisse sich hineinzuschleichen, und wählte seinen Stand in der Ecke einer Gallerie, die von des Dogen Gemächern nach der großen Löwentreppe führte. Nicht lange mochte er dort gestanden haben, so kamen zwei Männer in Mänteln die Gallerie herauf. Sie sprachen über die Ereignisse im Epirus, und über Lucio Cornaro's Siege daselbst. Der, welcher auf derjenigen Seite ging, auf welcher Calopulo's Schlupfwinkel lag, war der Doge, das hörte Calopulo deutlich, indem der andere ihn „herzogliche Durchlaucht" nannte.

Dieser war ein Schiffhauptmann aus Corfu, der erst diesen Morgen angekommen, und wichtige Depeschen überbracht haben mußte, auf die sich theilweise der Inhalt ihres Zwiesprachs bezog. Sie näherten sich langsam. Grade vor Calopulo blieben sie, leise sprechend, stehen. Calopulo wollte den Moment abwarten, wann der Fremde sich entfernt haben würde; allein jetzt vernahm man Stimmen am andern Ende der Gallerie. Jetzt galt es Eile und einen sichern Stoß, denn das Licht, das weither von den Kommenden schien, brachte ein Zwielicht hervor, das Calopulo's Auge ungewiß machte. Er besann sich kurz, stieß nach dem Dogen und rannte der Treppe zu, als dieser: Mord! rief. Zu Calopulo's Unglück hatte der Schiffhauptmann ihn in dem Augenblick bemerkt, als er den Dolchstoß führte, und ergriff ihn jetzt mit nervigem Arm, ihn festhaltend. Der Doge war wider die Wand gesunken, allein es war mehr der augenblickliche Schrecken, der ihn betäubt. Die Wunde war nur leicht, der Mantel hatte ihn geschützt. Bald hatte er sich erholt. Die Diener kamen herbei. Calopulo wurde verhaftet. Fackeln erleuchteten jetzt den Schauplatz des Meuchelmordes. Man brachte den Griechen vor den Dogen. Er sah ihn lange mit einem Blicke an, der durch Calopulo's Seele drang, dem er mit seinen Augen nicht begegnen konnte.

Was that ich Dir, Grieche, sprach der Doge mit wehmüthigem Ernst, daß Du mich morden wolltest? — Calopulo schwieg. — Sieh her, fuhr der Doge in eben dem Tone fort, sieh hier auf dieses kahle Haupt — ich zahle bald den Zoll der Natur — warum wolltest Du dem Herrn des Lebens vorgreifen, der bald mich zu den Vätern versammeln wird? Konntest Du nicht noch die

wenigen Stunden warten, um Deine Seele vor einem schwarzen Verbrechen frei zu erhalten? — Calopulo sah ihn an. In wahrer Hoheit stand der alte Mann vor ihm, und — er fühlte zum Erstenmale Reue über solch' eine That. — Der Doge fuhr fort: Thatst Du's aus eig'nem Antriebe, so sage, warum Du es thatst, daß ich Deinen Antrieb kennen lerne, vielleicht ein Unrecht vergüten kann. — Aber bitte Du Gott, der über die Herzen richtet, daß er Dir verzeihe. Handelstes Du auf fremdes Anreizen — dann geh und schäme Dich, das Werkzeug der Bosheit gewesen zu seyn. — Calopulo stand starr und bleich vor dem Manne, der so mild vergalt. Den Mann wollte ich morden? sprach er zu sich, und unwillkührlich schüttelte er das Haupt und schauderte. Nein! rief er dann aus — nein — ich kannte Dich nicht so, Herzog. Vergebe mir einst Gott so mild, wie Du! Aber wisse, Du hast jetzt keinen treuern Freund, als mich. Rufe Deine treuesten Freunde, daß ich in ihrer Gegenwart Dir ein Geheimniß enthülle, dessen Opfer Du werden solltest. —

Der Doge blickte ihn strafend an und sagte: Geh, Du bist frei; ich traue Dir nicht!

Calopulo's Lippe bebte vor innerm Schmerz, daß ihn der Doge verachtete.

Wirf den guten Rath nicht weg, Herzog, sagte er dann; ich bin in Deiner Gewalt. Lüge ich, so martre mich auf der Folterbank, bis kein Glied meines Leibes mehr in seiner natürlichen Lage ist, und das Blut aus jeder Pore dringt.

Ich bitte Euch, durchlauchtiger Herzog, hört ihn, bat der Schiffshauptmann. Und die Diener Falieri's stimmten mit ein.

So rede denn hier, was Du zu reden hast, sprach der Doge zu Calopulo.

So höre, Herzog: Nach dreien Tagen wird Cornaro mit seinen Genossen Venedigs Volk zum Aufruhr rufen, Dich morden, wie ich's versucht, denn ich war eingeweiht in ihren Plan; mir versprach man hohe Ehren, reichen Lohn. Ich wollte schneller zum Ziele gelangen, Dich morden. Ich war Dein Feind, ohne Dich anders zu kennen, als Cornaro Dich geschildert. Wache, Herzog, Du bist gewarnt! — Jetzt schalte mit mir, wie Du willst!

Der Herzog hatte ihm stille zugehört. Die Umgebung war bleich vor Schrecken. Nur einer von den Dienern war es aus anderm Grunde, und schlich ungesehen von dannen.

Großer Gott! sprach Falieri, die Hände faltend, vergiebt denn Cornaro nie?

Nie, wenn er einmal haßt, fiel Calopulo ein.

Falieri wandte sich zu ihm und sagte: Geh, Grieche, warne Cornaro, und — er nahm jetzt den Ton des Herrschers an — verlaß Venedigs Gebiet, wenn Dein Leben Dir lieb ist! — Du bist frei.

Er wollte reden, aber des Herzogs Blick traf ihn mit der Gewalt des Blitzes, und stille, aber gesenkten Hauptes, ging er die Treppe hinab, und ward nicht mehr gesehen. —

Der Herzog ging in sein Klosett, von dem Schiffshauptmann gefolgt; die Diener standen auf der Gallerie in Gruppen und redeten über den Auftritt. — Eine Weile nachher wurden mehrere ausgesandt, Falieri's Freunde zum Dogen zu bescheiden, und die Versammlung dauerte bis tief in die Nacht.

In Cornaro's Pallast lag schon Alles in des Schlafes süßen Fesseln; nur die Liebe und der Ehrgeiz wachten noch. Catharina kniete, betend für des Bruders und des Geliebten theures Leben, vor einem Madonnenbilde von Titians Meisterhand. Die Angst um die Theuren ließ noch keinen Schlaf in ihre Auge kommen. Schirme sie, Heilige, die du die Angst um ein theures Haupt fühltest, schirme sie in den Gefahren! betete sie leise mit tiefer Inbrunst.

Derweile maß der Vater sein Schlafgemach mit raschem Tritt. Ha! rief er aus und ballte die Faust, Falieri, nun geht dein Stern bald unter! Nun wird dein Feind bald jubeln, wird bald das süße Gefühl befriedigter Rache für erduldete Schmach empfinden, wird — er richtete stolz sein Haupt empor — wird bald auf sein Haupt deinen Ehrenhut setzen, und dich — wie ein schädliches Insekt, im Staube zertreten! — O, ihr Mächte der Finsterniß, steht mir bei! — In diesem Augenblick klopfte es dreimal sanft an seine Thüre. Er schauderte in sich hinein und sah bebend sich um. Was ist das? rief er dann — und setzte, sich besinnend, hinzu: Tritt ein, Calopulo! — Aber es war nicht Calopulo, sondern Lionardo, Falieri's bestochener Diener.

Was willst Du so spät? fragte ihn, nicht ohne Besorgniß, Cornaro.

Euch eine Hiobspost bringen, versetzte Lionardo, bleich und entstellt. Flieht, sobald ihr könnet, noch diese Nacht mit Allem, was Euch lieb ist. Alles ist verrathen: Calopulo wurde in dem Augenblicke erhascht, als er den Dolch in des Dogen Herz meinte gestoßen zu haben. Dieser begnadigte ihn und Calopulo verrieth Alles. Ich

war Augen- und Ohrenzeuge. Flieht, wenn Euch Euer Leben lieb ist.

Graeca fides! rief erbleichend Cornaro. O, führst Du zur Hölle, Du Schurke! Sprich, Lionardo, sprich, ist's wahr, was Du sagst? —

Es ist leider zu wahr! und wollet Ihr's abwarten bis morgen, so könnet Ihr's in den Kerkern von San Marco reiflich überlegen!

Spotte nicht, Hund! schrie Cornaro, und faßte seinen Dolch.

Langsam! sprach kalt Lionardo. Ist das der Lohn, daß ich Euch warne vor drohendem Untergange?

Cornaro faßte seine Hand. Vergieb, Lionardo, bat er; mir schwindelt. Geh, ich bitte Dich, wecke meine Diener; geh, eile, fliege! Du sollst mit mir fliehen, sollst bei mir leben. Geh, eile nur. Lionardo ging.

Tod und Hölle! fluchte der Alte, und schlug sich wider die Stirne. Mußte es sich so wenden?! Er riß die Thüre auf und stürzte in Catharinas Gemach. Weg mit Deinen Heiligen, Dirne, rief er aus, packe Deine Sachen so schnell Du kannst. Nimm das Beste von dem, was Du hast, noch diese Nacht müssen wir fliehen!

Fliehen, mein Vater, vor wem? fragte zitternd vor dem schrecklichen Blicke und Tone des Vaters die Jungfrau.

Vor dem Teufel! Catharina! Frage nicht. Dein Vater muß fliehen und Du. Ehe der Tag graut, sind wir sonst Falieris Gefangene, und die porta fatale schließt sich hinter uns! — Catharina begriff nichts von dem Allen; allein daß es schreckliche Wahrheit sey, was der Vater sage, das bestätigte sein Anblick. — Corna-

ro's Donnerstimme hatte ihre Frauen geweckt. Diese beschickten zitternd das Nothwendigste. Catharinen hatte der Schrecken gelähmt. Alles im Pallaste war nun in stiller, emsiger Thätigkeit. Cornaro sandte nach dem Hafen. Seine Galeere lag dort segelfertig. Die Klugheit hatte ihn diese Maßregel treffen gelehrt, wenn etwa die Verschwörung mißglücke.

In dem Zeitraume zweier Stunden waren Packe und Truhen auf dem Schiffe. Cornaro und die zitternde Catharina folgten und erreichten glücklich das Schiff, das alsobald die Anker lichtete und die offene See zu gewinnen eilte. Aber noch hatten sie diese nicht erreicht, da wirbelte der Wind eine hohe Flamme in die Lüfte — die Kanonen der Hafenkastelle donnerten, die Sturmglocken läuteten — Cornaro's Pallast stand in lichten Flammen. Sieh hin, sprach mit dem Tone der Verzweiflung und unterdrückter Wuth Cornaro zu Catharinen, das ist mein Lebewohl für Venedig. Mag die Stätte zur Asche werden, wo meine Plane scheiterten! Mag von Cornaro keine Spur mehr übrig bleiben!

Weinend wandte die Jungfrau ihren Blick dahin, und dann gen Himmel und betete: Heilige Jungfrau, schütze meine Liebe und laß Licht werden nach dieser Finsterniß. Die Flamme wuchs. Fernher scholl der verworrene Ton der Angst und Noth. — Ha! rief Cornaro — letze dich, Falieri, an dem Anblick! Lägst du in den Flammen! Mein Herz hätte doch dann noch etwas, woran es mit süßer Lust denken könnte. — Weithin röthete die Flamme den Himmel und das Meer, über das nun das Schiff dahinflog. —

Wohin sollen wir steuern? fragte der Hauptmann.

Nach Cypern! antwortete Cornaro, und stieg hinab in den Schiffraum.

Jakob von Lusignan, König von Cypern, stand eines Morgens auf dem Balkon seiner Villa, deren Schönheit, Pracht und Ueppigkeit ihr den Namen eines Feenschlosses erworben, und dehnte behaglich die Glieder in die balsamische, von Blüthenduft geschwängerte Luft hinaus; denn die letzte Nacht war durchschwelgt worden mit seinen Günstlingen. Jakob war ein Mann in der Blüthe seines Lebens, kraftvoll und feurig, und das Ideal männlicher, vollendeter Schönheit. Alles, was das Leben eines Fürsten erheitern kann, war seyn; Alles, was Ueppigkeit wünschen mag, stand ihm zu Willen, und seine Feste trugen den Stempel der Göttin Cyperns. Er blickte jetzt fröhlich hinaus in die lachende Ebene, die sich, ein Eden, vor seinen Blicken ausbreitete. — Hier, fern von der Residenzstadt, pflegte er den größern Theil des Jahres im ungestörten Genusse der Freude hinzubringen. Die Höflinge, die ihn umgaben, sprachen halblaut von dem geächteten Venetianer, der im Ueberflusse seiner Reichthümer, ohnweit der königlichen Villa, sich eine andre erkauft, und sie mit verschwenderischer Pracht einrichten und ausschmücken ließ; übrigens ohne allen Umgang dort lebte.

Hast Du, fragte Einer dieser Höflinge einen Andern, hast Du seine Tochter schon gesehen? — Man sagt, sie sey ein Engel, sie sey Cyperns Göttin in menschlicher Erscheinung.

Da hat man Dir nicht zu viel gesagt, entgegnete dieser. Ich habe sie einmal unverschleiert gesehen, und bekenne —

Was? fragte Jakob von Lusignan, der das Gespräch aufmerksam mit angehört. —

Ich bekenne — fuhr jener fort, daß Catharina Cornaro das schönste Weib ist, welches Cyperns Boden betrat, und das mag viel heißen.

Kann man sie sehen? fragte der König neugierig.

Das möchte wohl nicht ganz leicht seyn, entgegnete Jener, da Cornaro seinen Schatz hütet, und dabei des Mädchens keusche Sitte einen dichten Schleier über ihr Angesicht breitet.

Der König sann eine Weile nach. Abentheuer liebte er. Je romantischer sie waren, desto lieber.

Seht dort hin! rief jetzt Einer. Ew. Majestät können dort die Göttin reiten sehen.

Wirklich ritt Catharina auf einem milchweißem Zelter neben ihrem Vater vorüber. Allein der omniöse schwarze Schleier verhüllte sie, jedoch nicht so sehr, daß nicht Jakob Gelegenheit gehabt hätte, eine wunderschöne Gestalt zu bewundern, die mit ausgezeichneter Grazie zu Pferde saß. — Des Königs Auge folgte der Gestalt, so lange sie zu sehen war; dann zog er sich in seine Gemächer zurück, nur von Einem begleitet. Dieser war Jeronimo Donatelli, ein Genueser, des Königs Günstling, sein Rathgeber, sein Unterhändler, mit einem Worte, sein Factotum. Listig und schlau, fein und gewandt, hartnäckig und schaamlos, war er ganz zu dem Posten geboren, den er einnahm, aus welchen ihn auch keine Ränkemacherei seiner Neider zu entfernen vermochte.

Zu langsam für Jakob's Wünsche ging der Tag hin. Als er aber sich zu neigen begann, als die Sonne pur-

purn über dem Meere unterging, und ein sanfter Wind von dem Meere her wehte, eine liebliche Kühle verbreitend, da erschien außerhalb Cornaro's Garten ein Lautenspieler in phantastischer Kleidung. Es war ein wunderholder Jüngling, dessen Stimme, rein und klar, dem schwellenden Tone der Saiten folgte, mit einer Lieblichkeit, die jedes Ohr bezauberte und jedes Herz ergriff. — Nicht lange hatte der Sänger draußen gespielt und gesungen, so horchten auch innerhalb des Gartens Catharina und ihre Dienerinnen den herrlichen Weisen, und die weibliche Neugier wollte sehen, gerade, als ob dadurch der Genuß des Hörens verdoppelt würde. Eine kleine Cyprierin, Donatelli's Golde nicht abhold, die Tochter des Gärtners, kannte den Sänger als einen gar lieben, freundlichen Menschen, wußte so viel Gutes von ihm zu erzählen, daß Catharina sich nicht sehr weigerte, ihn einzulassen. Die Kleine hüpfte zur Pforte und rief: Komm, Alexis, Du sollst meiner schönen Herrin ein Lied singen vom blinden Amor und seiner lieblichen Mutter! So sehr auch Catharina vor Unwillen erröthete, so konnte sie es doch jetzt nicht mehr hindern, denn vor sie hin trat mit einer anmuthigen Verbeugung der Sänger, und rührte die Saiten so zart und lieblich, daß die Wolken des Unwillens von Catharinens Zügen schwanden und die Heiterkeit sie wieder mit ihren ewig jungen Rosen schmückte. Oft aber stockte des Sängers Stimme, denn sein Auge ruhte auf Catharinens Reizen, und ihr Bild drückte sich mit unauslöschlichen Zügen in sein Herz. — Als er geendet hatte, wollte ihn Catharina belohnen. Er schlug es aus. Gebt mir, engelgleiche Jungfrau, die Rose, die Eure Brust ziert, und mein Lohn ist königlich! sprach er. In holder Verwirrung reichte sie ihm Catha-

rina. Er faßte die niedlichste Hand, die je eine Rose als Lohn bot, drückte sie an seine Lippen und verschwand.

Dein Sänger ist ein dreister, alberner Mensch, sprach strafend Catharina zu des Gärtners Tochter — ich mag ihn nicht mehr sehen!

Vergebt ihm, bat diese, Eure Schönheit hatte ihn bezaubert. Hörtet Ihr nicht, wie seine Stimme zitterte? — Schweig! gebot die Erröthende, und entfernte sich. Der Sänger aber ging im süßen Taumel an der hohen Mauer entlang und drückte die Rose an seine Lippen. Donatelli wartete auf ihn. Was sagt Ew. Majestät zu dem Mädchen? fragte er den Sänger. — Rede nicht von ihr, wie von einer andern Sterblichen! verwies Jakob von Lusignan. Sie hat zum erstenmale mein Herz die Liebe kennen gelehrt. Mein, als Geliebte oder Weib, muß sie werden! Weib? — zog lang hinaus Donatelli. Das Wort klang seltsam in Jakobs Munde und widerlich an Donatelli's Ohr. Die Idee mußte dem König benommen werden, sonst wurde ja Donatelli überflüssig. Der König sah ihn strafend an, als er das Wort „Weib" so lang dehnte. Und wenn ich denn nun sie als Geliebte in Ew. Majestät Arme lief're? fragte er listig lachend. Der König schwieg stille und trat in sein Gemach. Donatelli schüttelte den Kopf und ging auf Kundschaft aus. Alles, was bisher geglückt war in ähnlichen Fällen, Alles, was in seinem erfinderischen Kopfe nur immer erzeugt wurde, wendete Donatelli leise und vorsichtig an; allein seine List, seine Klugheit — alles scheiterte. Er wurde muthlos. Jakob's Liebe wuchs mit jedem Tage, und in gleichem Maaße sank Donatelli's Muth und Heiterkeit. Da entschloß sich Jakob, um Catharinen zu freien, und sie als Gattin

auf seinen Thron zu erheben. Dieser Antrag überraschte Cornaro. Allein welche Nahrung für seinen Ehrgeiz! Er sprach mit Catharinen; — aber — wie bebte die Unglückliche, die ohnedem seit Monden ohne alle Kunde von Lucio und ihrem Marco war — wie fiel diese Zentnerlast auf ihr geängstetes Herz. Doch sprach sie ein entscheidendes Nein aus, das Cornaro um so mehr erstaunen machte, je weniger er solche entscheidende Rede von der Demüthigen erwartet hatte. Er gab Jakobs Freiwerbern freundliche Rede zurück und bat um Weile. Jetzt aber war Jakob nicht mehr der schüchterne Liebhaber. An den Hof wurde Cornaro gezogen, das vollste Maas der Ehre ihm zugetheilt. Auch Catharina mußte wider ihr besseres Gefühl die glänzenden Festlichkeiten mitgenießen. Aber wie war es so drückend für ihr Herz! Täglich wurde sie bestürmt von ihrem Vater, von dem Könige. Ach, wie oft betete sie auf ihren Knieen halbe Nächte hindurch um Erlösung — aber sie kam nicht. Cornaro ahnete wohl den Grund ihrer Weigerung. Er war zu klug, davon etwas zu äussern. Sein Plan war gut berechnet. Eines Tages brachte ein Schiff, das Morea's Küste erst kurz verlassen, Briefe von Lucio, die — Marco Falieri's Tod meldeten. Catharina sah die Briefe; es war Lucio's Hand. Der Schmerz treuer Freundschaft hatte die Zeilen geschrieben. Ihr blieb kein Zweifel, aber von nun an auch keine Freude mehr. Die Nachricht hatte sie fürchterlich erschüttert. Sie erkrankte heftig, und kam dem Tode nahe, den sie so sehr wünschte. Das Schicksal hatte es anders beschlossen. Sie sollte die Bürde eines liebeleeren, kalten, dornenvollen Lebens tragen. Sie genas langsam. — Ihr Vater wartete kaum ihre Genesung ab, um ihr

wieder neue Anträge zu machen, sie auf's neue zu beschwören. Sie wollte in einem Kloster Frieden suchen; aber da trat der Vater flehend vor sie hin. Ihr Beichtvater, mit Cornaro und Jakob von Lusignan im Bunde, stellte ihre Einwilligung als das schuldige Opfer der Kindespflicht dar. Sie hatte nichts mehr entgegen zu setzen, als ihre Thränen. Wie das Lamm sich zur Schlachtbank führen läßt, so ließ sie endlich willenlos sich leiten. Jakob erhielt durch den Vater ihr Ja, und schwebte nun in den Regionen eines überirdischen Glückes. Die glanzvollsten Feste feierten Catharina's Genesung, und nach einem Monate wurde Catharina Cornaro Königin von Cypern, und hinter ihr schloß das Leben seine Freudenthore, und einer Steppe gleich, wo kein Blümchen blüht, that sich die Zukunft vor ihr auf.

Das Spätjahr 1473 hatte den Feldzug gegen die wilden Albaneser geschlossen. Blutig war er gewesen, siegreich nicht immer für die Venetianer. Die Jahreszeit allein ließ die Schwerdter ruhen. Lucio und Marco hatten die Lorbeeren des Heldenruhmes um ihre Schläfe gewunden. Inniger war ihre Freundschaft geworden durch das Theilen der Gefahren. Die schreckliche Botschaft von Cornaro's Thaten und seiner Flucht und Landesverweisung war auch zu ihnen gedrungen, allein nichts Umständliches hatten sie erfahren können. Die Jünglinge gingen nach Athen für die Zeit des Winters; Marco mit schwerem Herzen, Lucio mit tiefem Kummer, denn wohin war der Vater geflohen? wo war Catharina? — Das Niederschlagende der Nachrichten, welche Lucio in Athen empfing, warf ihn auf's Krankenlager. Ein Arzt

in jener Zeit eine Seltenheit, wurde glücklich gefunden. Er war erst kurz von Joniens Inseln herübergekommen. Es war Calopulo, der jetzt den Namen Athanasios führte. An Lucio's Krankenlager wachte sorglich der treue Kampfsgenosse und Freund. Marco war sein Trost, seine Freude, da er sonst keine mehr hatte, und auf seinem Namen der Schandfleck der Acht ruhte. Calopulo lernte hier Marco kennen, sah hier zuerst Lucio. Marco's offenes Wesen, seine treue Freundschaft, das Andenken an des Vaters Edelmuth, gewann ihm Calopulo's Wohlwollen. Dieser theilte ihnen zuerst die bestimmtesten Nachrichten über Cornaro's Verschwörung mit. Marco schauderte, er bebte für seinen Freund. Er ruhte nicht eher, als bis er Calopulo einen Brief an seinen Vater diktirt hatte, worin er Lucio's Thaten in's Licht setzte, und für ihn um des Vaters Verwendung und Begnadigung bat. Er hoffte, keine Fehlbitte zu thun. Die Wintermonde schlichen träge vorüber. Marco schlug jede Freude aus, zu der ihn der Gubernatore lud. Er blieb an Lucio's Siechbette, den Zoll der Freundschaft entrichtend. Ach, er zeigte dem Freunde nicht, was sein Herz litt um Catharinen. Er wollte Lucio's Schmerz nicht vermehren. Allmählig begannen Calopulo's Bemühungen, Lucio's Gesundheit zurückzuführen, aber die Heiterkeit seiner Seele kehrte nicht wieder. Die Tage des Frühlings kamen und schmückten Griechenlands Ebenen und Berge mit der Hoffnung schönerem Grün, mit Blumen und Blüthen. Die Rüstungen zum Feldzug gegen Albaniens Raubhorden wurden gewaltiger betrieben als früher, — aber noch schwebte Dunkel über Lucio's Schicksal. Da ließ eines Tages der Gubernatore die Freunde zu sich bescheiden. Sie fanden ihn im amtlichen

Schmucke, von seinen Räthen umgeben. Nach den ehrfurchtvollsten Begrüßungen entfaltete er ein Pergament, an dem das große Löwensiegel der Republik hing. Er las das Dekret der Signoria. Es sprach Lucio von aller Gemeinschaft an den Unruhestiftungen seines Vaters frei, wandelte dessen Verbannung, die für die Dauer seines Lebens ausgesprochen war, in eine dreijährige, rief Lucio unter den ehrenvollsten Ausdrücken nach Venedig zurück, um seines Vaters Stelle in der Signoria einzunehmen, und übertrug das Commando des Feldzugs an Marco Falieri. — Der Gubernatore ergriff Lucio's Hand, ihm Glück wünschend, und führte dann Marco in einen angrenzenden Saal, wo die Führer des Heeres ihren neuen Oberfeldherrn jubelnd begrüßten, und dem Ueberraschten Treue und Gehorsam schwuren. — Das war ein Tag der Freude nach den trüben — aber dennoch ein Tag des Weh's, weil er das unabänderliche Gebot der Trennung den Freunden brachte. Von nun an waren sie noch unzertrennlicher, bis endlich das Eintreten des günstigen Windes Lucio an Bord des Schiffes rief, das ihn nach Venedig führen sollte. Die Trennung war bitter. Nur das Versprechen, oft Nachrichten zu Marco gelangen zu lassen, nach Catharinen zu forschen, und sogleich das Resultat seiner Forschungen Marco mitzutheilen, erleichterte das Scheiden. Noch an demselben Tage verließ Marco Athen, um sich zum Heere zu begeben. Calopulo, oder, wie er sich jetzt nannte, Athanasios, blieb dort zurück. Die Feindseligkeiten begannen bald. Marco's Waffen folgte der Sieg. Giovanni Anafesto, der an der Spitze der wüthenden Klephtishorden stand, war ausser sich. Er schonte nichts, selbst nicht das hülflose Alter, nicht die wehrlose Kindheit.

Das entfremdete ihn — und mehr noch sein unerträglicher Despotismus, die Häuptlinge Albaniens. Sie fielen nach und nach von ihm ab und suchten die Gunst der Republik. Marco ertheilte uneingeschränkte Amnestie Allen, die zur Ruhe zurückkehrten. Der Sieg war leichter über die Hartnäckigen. Tief in das Herz Albaniens drang Marco. Die Banden, ihres Unterganges gewiß, sandten drei Häuptlinge als Unterhändler in Marco's Lager. Anafesto's Auslieferung war ihr erstes Erbieten. Der Friede wurde vorläufig abgeschlossen, durch Geißel gesichert, und Marco sah bald der sieggekrönten Rückkehr in die Vaterstadt entgegen.

Am Abend des Tages, wo dieß erfreuliche Ereigniß eingetreten war, saß Marco, heit'rer als je, auf dem Feldsessel in seinem Zelte. Die Zukunft trat, mit neuen Hoffnungskränzen geschmückt, vor seine Seele, und er öffnete willig sein Herz den süßen Träumen eines nahen Glücks. — Da nahte eine vermummte Gestalt seinem Zelte. Die Wache hielt sie an und meldete den Arzt Athanasios. Er trat ein.

Du hier, Athanasios? rief ihm Marco entgegen. Bist Du ein Bote des Glücks oder des Unglücks? — Oder kommst Du, Dich mit mir des glücklichen Ausgangs dieser blutigen Fehde zu freuen?

Von allen dreien etwas — führt mich zu Dir, Falieri, sprach, sich neigend, Calopulo. Laß uns bei'm Guten anheben: Ich bringe Dir Lucio's Grüße, Deines Vaters Freude, und will Deine Siegesfreude theilen!

Sey willkommen mit dem Allem! Aber was bringst Du Schlimmes? —

Nicht viel, antwortete Calopulo. Schlimm ist eigentlich nichts von dem, was ich Dir bringe; denn — (er

beobachtete ihn scharf) über das Glück der Schwester Deines Freundes wirst Du Dich gewiß freuen wie über das seinige! — ?

Marco sprang auf. Sein Auge flammte. Das Blut drang ihm all' nach dem Herzen, daß es kaum mehr schlagen konnte. Sprich deutlicher, Athanasios, weißt Du etwas von Catharinen?

O ja, wenn Dich das so nahe angeht, versetzte jener, so wisse, Catharina Cornaro ist — die Gattin von Jakob von Lusignan, König von Cypern; sie ist es seit einem Jahre. — Aber was ist Dir, Falieri, Du erbleichst? Marco taumelte zurück und sank in den Lehnstuhl, und bedeckte sein Gesicht mit den Händen. So saß er einige Minuten, dann sprang er auf. Hinweg, Schurke, rief er, Du lügst! Das ist ein Truggewebe der Hölle! Das konnte Catharina nicht! Woher hast Du die schändliche Kunde? —

Sey ruhig, Falieri, besänftigte Calopulo. Höre mich an, dann richte. Meine Mutter ist Catharina's Amme — Du, Du, fiel Marco ein, Du bist der Maler Calopulo, der Catharinens Bild malte? — Ich bin's, fuhr Calopulo fort, und daß ich nicht lüge, so sieh' hier Catharina's Bild, das ich gemalt. — Marco entriß es ihm und preßte es an seine Lippen. Nein, nein, rief er aus, so treulos konntest du nicht seyn! — Höre mich an, Marco, ich bitte Dich! bat Calopulo wieder. Sieh, als Du zwei Tage von Athen entfernt warest, wird mir die Kunde, meine alte Mutter liege krank in Cypern. So thörigt auch mein Unternehmen war, weil sie ja konnte gestorben seyn, ehe ich Cypern erreichte, ich hatte dennoch nicht Ruhe. Ich eilte nach Milo, von dort mit einem Handelsschiffe nach Cypern. Die Fahrt war

glücklich. Ich erreichte bald Nicosia, und fand in Jakobs Pallast meine kranke Mutter, Cornaro's Tochter als Cyperns angebetete Königin. — Als Papas meiner Religion fand ich Eingang und blieb unerkannt. Mir gelang's, die Mutter zu heilen. Von ihr erfuhr ich, Catharina habe Dich geliebt. Die Nachricht Deines Todes habe sie krank gemacht, und nach ihrer Genesung der Vater sie gezwungen, Jakob von Lusignan's Hand zu nehmen, und Cyperns Krone.

Hatte Marco früher in wilder Leidenschaftlichkeit geglüht — jetzt verlor sich mit jedem Worte Calopulo's ein Tropfen Blutes nach dem andern aus seinen Wangen, bleicher und bleicher wurde er; an die Lehne seines Feldsessels mußte er sich halten — Catharinens Bild entfiel seiner Hand — und die Elfenbeinplatte sprang entzwei. — Brich, sagte er matt und wehmüthig, brich wie die Treue und mein Herz! — Dann sank er leblos vom Stuhle in Calopulo's auffangende Arme. O, rief Calopulo, Deine Liebe war stark! Vielleicht kann ich vergelten Deines Vaters Edelmuth. Er legte den Ohnmächtigen auf seinen Mantel und wusch ihn an. Nach vielen Bemühungen erwachte Marco. Habe ich geträumt, Calopulo? fragte er. Ist Catharina untreu? — Calopulo suchte ihn zu beruhigen. Es half nicht. Jede Kraft schien gelähmt. Einem Todten gleich, wankte er unter den Lebendigen. Keine Zerstreuung konnte seinen Gedanken eine andere Richtung geben. Stundenlang saß er da und stützte sein Haupt in die Hand, und sprach nichts. Dann fuhr er wieder plötzlich auf, sein Auge glühte noch einmal, nnd er rief: Calopulo, wenn wir ihr Unrecht thäten, wenn? — Dann aber sank er gleich wieder in die alte Stellung und setzte leise hinzu, gleichsam sich

selbst antwortend: Nein, sie ist Königin! Auch ihr Herz war nicht von Ehrgeiz frei! — Thue Ihr nicht Unrecht, bat Calopulo. Kennst Du die Kämpfe, die sie bestanden? Weißt Du das Weh zu ermessen, das ihre Brust beengte? Kannst Du die Thränen zählen, die sie vergoß? — Wenn so Calopulo sprach, dann hörte Marco ihm zu, und schwieg er — dann sagte er nichts als — sie ist eines Königs Weib! — Sie hat Marco's Liebe vergessen. — Der Zustand seines Gemüthes, einer Lethargie gleich, dauerte fort. Nur die Rückkehr albanesischer Gesandten rüttelte ihn auf aus seinem dumpfen Hinbrüten. Calopulo's Freude war groß bei dieser Bemerkung. Er hoffte jetzt eine glücklichere Wendung nahen zu sehen. — Anafesto's Auslieferung war unmöglich. Er hatte sich mit Dreien seiner Freunde gerettet und war nicht zu finden. Sie brachten ihre Geissel. Der Tribut an die Republik wurde festgesetzt, der Friede beschworen, und bald trat das Heer seinen sieggekrönten Rückzug an.

Auf den gewaltigen, ehrwürdigen Massen der Akropolis saß drei Monate später der unglückliche Jüngling, und blickte stumm hinaus über die Minervenstadt und ihre untergegangene Herrlichkeit. Auf Tempeltrümmer und Ruinen einst herrlicher Gebäude, auf zerbrochene Säulen und zerstörte Altäre fiel sein feuchter Blick. Meines Glückes Bild! seufzte er. Er hob seinen Blick, da lag vor ihm das bewegte Meer. Schiffe kamen mit vollen Segeln und zogen dahin; aber nichts konnte ihn fesseln. Ich mag Venedig nicht wiedersehen! sagte er, und dann seufzte er wieder: O, mein theurer Vater,

mein treuer Lucio! Er versank wieder in sein stilles Hinbrüten.

Dort liegt Cypern! sprach in diesem Augenblick eine Stimme hinter ihm.

Wo? fragte er auffahrend.

Dort, erwiederte Calopulo, und das Schiff dort im halbversandeten Piraeus segelt heute noch dorthin ab! — Willst Du Catharinen wiedersehen, Deine Catharina? —

Komm, komm, Calopulo, laß uns eilen! Er riß ihn mit sich fort. — Sie eilten zum Hafen, und willig nahm sie der Schiffhauptmann auf. Nicht lange nachher blies der günstigste Wind, und das Schiff stach in See. — Jetzt erst schien Marco zu sich selbst zu kommen. Was beginne ich, Calopulo? — fragte er. Soll ich sie wiedersehen? Soll ich das Elend noch tiefer fühlen lernen, als ich es empfinde? —

Sey ruhig, Marco, besänftigte dieser; weißt Du nicht, daß jedes Elend seine Gränzen hat? Glaubst Du nicht, daß auch Dein Herz wieder erwarme?

Kannst Du des Nordens Eismassen in blühende Orangen wandeln, Calopulo? Oder hast Du Macht, dem Strome zu gebieten, daß er zur Quelle zurückkehre? — Täusche mich nicht. Mir wäre es besser gewesen, Giovanni's Dolch hätte mein Herz getroffen damals, — o, da wäre mein Herz glücklich gebrochen! Jetzt — jetzt? — !

Aber es war nicht mehr zu ändern. Pfeilschnell flog das Schiff über die Fläche dahin, seinem Ziele zu. Näher und näher kam Cypern. Und je näher es kam, desto mehr wuchs Marco's Unruhe. Du siehst sie wieder, Marco; hoffe, hoffe! das war Calopulo's Rede — allein was der Gegenstand seines Sinnens war — warum

er stundenlang allein saß und nachdachte — warum er manchmal schauderte, dann wieder laut auflachte — das verschwieg er, und nur Marco fühlte manchmal einen unaussprechlichen Widerwillen gegen ihn. Doch strafte er sich selbst dafür, da Calopulo ihn behandelte mit einer Liebe und Sorgfalt, die oft die Freundschaft kaum kennt.

Land! Land! rief eines Morgens, als eben Aurora den ersten Blüthenstrauß auf das Meer warf, die Schiffsmannschaft. Was ist das? fragte Marco, der eben einen Nebelstreifen am Saume des Horizontes dämmern sah. Cypern, entgegnete der Steuermann. Ihr werdet bald die grünen Punkte der Palmen über der Fläche erblicken. Marco's Auge hing fest an Cypern's Küste. Allmählig tauchte es auf. Bald erschienen die Felsen der Küste, die Berge, die grünen Bäume — die Thürme von Nicosia. Marco war festgewurzelt. Dort lebt sie! — sagte er zu sich. Ach, was beginne ich? Ich werde sie sehen — Herz, Herz, willst Du Deine Fesseln sprengen? Muth, Muth! Calopulo flüsterte ihm in's Ohr: Suche ihn in Dir selbst, Marco! Vertraue mir — ich will Dein Schützer seyn!

Er war aber auch gleichsam nur eine willenlose Maschine in Calopulo's Hand gewesen, und seine Seelenstimmung ließ den klugen Griechen hoffen, er werde es auch ferner bleiben, da er so hochfahrende Plane in seinem schwarzen Herzen barg. —

Sie waren in den Hafen eingelaufen. Im Schiffe herrschte der bei solchen Gelegenheiten gewöhnliche Tumult. Der Grieche zog Marco hinab in den Schiffraum. Wirf diese Mönchkutte über, sagte er, daß Dich Niemand kenne. Vielleicht ist Catharinens Vater hier! — Marco sah selbst die Nothwendigkeit ein, und gehorchte willig

dem Rathe Calopulo's. In dieser Vermummung, Calopulo als Papas, Marco als italienischer Mönch gekleidet, erreichten sie die Stadt und die Herberge, wo der Grieche den Jüngling allein ließ und zu seiner Mutter eilte. Die Königin war krank. — Schöner konnte der Zufall Calopulo's Wünsche nicht begünstigen, denn auch der, von dem er allein Alles zu befürchten Ursache hatte, Cornaro, war nicht in Cypern, und kehrte sobald nicht wieder.

Am andern Morgen nahm er Marco's bebende Hand und schritt mit ihm durch Nicosia's volkbelebte Straßen dem königlichen Pallaste zu.

Bleich und krank aussehend, saß Catharina in ihrem Gemache und las im Evangelienbuche, das auf purpurnem Pergamente, mit goldnen Buchstaben geschrieben, auf ihrem Schooße lag. Calopulo's Mutter wiegte in ihren Armen Catharina's Kind. Da öffnete sich die Thüre und die Beiden traten ein. Catharina erhob ihr schönes Haupt empor, warf einen Blick auf den Mönch, erglühte, und rief bebend: Heilige Jungfrau! Marco? — Stehn die Todten auf? — Da stürzte der Jüngling zu ihren Füßen und umschlang ihre Knie. Ich war ja nicht todt! rief er aus. Die Amme und Calopulo zogen sich zurück. Welch' ein Wiedersehen, Marco! O, so betrog man mich? sprach sanft die Dulderin, ihn emporhebend. Er sank an ihre Brust, und die alte Liebe flammte in ihrem ersten Feuer auf. Thränen und Küsse und Umarmungen — dann aber machte sich Catharina los aus den umschlingenden Armen des Geliebten. Gott! rief sie aus, was beginnen wir? Marco, ich beschwöre Dich, verlaß' mich, und mache meiner heiligen Pflichten Erfüllung nicht zur unerträglichen Last. Es ist schon Frevel, daß ich Dich

sehe. Ich bin Jakob's Weib, seines Kindes Mutter. — O, so war es Trug, daß Du nicht mehr lebtest? — Vergebe euch Gott den Betrug! setzte sie sanft weinend hinzu. Marco warf sich auf seine Knie. O, vertreibe mich nicht, Geliebte, flehte er. O, laß mir die einzige Freude, die das Leben noch für mich hat, laß mich Dich sehen! — Konnte sie die Bitte abschlagen? Durfte sie die Pflicht verletzen? — Wer malt den Kampf zwischen Pflicht und Liebe in dem Herzen Catharina's? — Wer wollte sie verdammen, wenn die Liebe siegte? — Marco sah sie oft. Er erhob sich wieder zur alten Kraft. Er wurde ein anderer Mensch, denn er vergaß, daß sie Jakob's Weib war; aber die reinste Sitte waltete in ihrem Verhältniß. Calopulo ging stolz einher; seine Augen strahlten vor Freude. — Er mußte etwas Wichtiges vollbracht haben. — Jakob von Lusignan erkrankte und war nach dreien Tagen eine Leiche. — Der Himmel ist Dir günstig, Marco, rief er, mit dieser Botschaft in das Gemach stürzend, Jakob ist todt, Catharina frei, Königin von Cypern! Wirf die Kutte weg, jetzt ist sie Dein, Du König von Cypern! — Marco wurde bleich. Eine Eiseskälte rieselte durch seine Glieder. Mensch, rief er aus, wenn nur die Hölle nicht im Spiele ist! Der Grieche lachte gellend auf. — So lacht der Teufel, Calopulo. Warum starb der König? Ich bin sein Arzt nicht, Marco; ich weiß es nicht. Was fragst Du auch? Ist denn Jakob nicht ein Staubgeborner, wie Du und ich, daß er sterben kann, wenn seine Stunde kommt? —

Tiefe Trauer herrschte in Nicosia. Die Leichenfeierlichkeiten gingen vorüber. Catharina wurde Königin von Cypern. Aber ein neuer Schlag wartete des armen Weibes: ihr Kind starb bald nach seinem Vater. — In tiefer Trauer huldigte Cypern seiner schönen Königin. Calopulo spielte jetzt eine Rolle nach seinem Sinne. Er wurde Rathgeber der Königin. Manches wurde anders als es früher gewesen. Männer, die Jakob's Gunst besessen, wurden entfernt, andre erhoben. Marco lebte still und zurückgezogen. Das forschende Auge der Höflinge entdeckte ihn nicht. Nur Catharina sah ihn manchmal — doch selten. Erst gegen das Ende der Wittwentrauer trat er öffentlich auf, und zwar als Kanzler des Reichs. So hatte es Calopulo geleitet. Jetzt nur noch ein Schritt, jubelte er, und mein Ziel ist erreicht — mein Loos geworfen für mein Leben! — Aber anders war es beschlossen im Rathe des Schicksals. — Denn bald liefen venetianische Schiffe ein in den Hafen, und Lucio Cornaro sah nach langer Trennung die Schwester wieder, und — seinen Marco. Lucio war nicht heiter. Eine trübe Wolke lag auf seiner Stirne. Er hatte ein schweres Werk zu verrichten. Die Republik hatte Catharinen für ihre Tochter erklärt und sich als ihre Erbin. Lucio war der Delegate der Signoria; ihm waren Truppen mitgegeben, Cypern in Besitz zu nehmen. — Das eröffnete er der Schwester. Catharina's Seele war von Ehrgeiz frei. Sie legte willig ihre Krone nieder, da keine Mutterpflicht sie anders handeln hieß, und Lucio besetzte Cypern mit seinen Truppen, wo er als Gubernatore der Republik bestätigt war. — Marco aber sank an des Freundes Brust am Abende des Tages, wo Lucio in seiner Würde aufgetreten war. Entlaß

mich meines Kanzlerthums, bat er; gieb mir Catharinen, und dann laß es kommen, wie es wolle. Ich fliehe mit ihr nach Thessaliens Gefilden, siedle mich dort an und lebe wieder! Der Freund drückte ihn an seine Brust. Laß mich handeln, Marco, sagte er, und sey ruhig; Du weißt es, ich war der Schutzgeist Eurer Liebe, ich will es wieder werden.

Dann habe ich noch einen Wunsch, Lucio, den versage mir nicht! —

Er sey gewährt, ehe Du ihn aussprichst, antwortete der Freund.

Gieb Calopulo die Kanzlerwürde Cyperns.

Sie sey sein, wenn er anders fähig ist, sie zu bekleiden.

Das Trauerjahr Catharinens ging vorüber. Lucio rüstete das Schiff aus für sie. Ein Priester traute die Glücklichen, und weinend rissen sie sich aus Lucio's Armen, Griechenlands Küste zu gewinnen.

Auf Cypern ging nun alles den geregelten Gang des Gesetzes. Calopulo, dem Lucio für frühere Rettung verbunden war, that seines Dienstes Pflicht zu Lucio's Zufriedenheit, allein der Grieche war nicht zufrieden. Die Wendung der Ereignisse hatte er nicht erwartet. Er wollte Cypern regieren unter Marco's Namen. Darum hatte er die Wege eingeschlagen, die er bis hierher gegangen. Den erwarteten Lohn seiner Mühen fand er nicht. — Eines Tages schritt er murrend gegen sein Geschick in seinem Saale auf und nieder. Seit einem Jahre hatte er seinen hohen Posten bekleidet — aber Lucio's scharfes Auge ließ ihn nicht walten wie er wollte. Das Sammeln der Reichthümer ging nicht nach Wunsch. Manchmal trat seines frühern

Thuns Schreckbild vor seine Seele und drohete seinen Verstand zu zerrütten. Er konnte sein Gewissen nicht mehr übertäuben. In einem ähnlichen Zustande befand er sich jetzt, als plötzlich seine Thüre sich öffnete und der alte Cornaro eintrat. Erschreckend, wie vor einem Gespenste, prallte Calopulo zurück. Was willst du hier, alter Sünder? brüllte er. Aber Cornaro stand starr da und richtete seinen durchbohrenden Blick auf ihn, dem Calopulo zu entgehen suchte. Was ich will, hob dieser mit einer hohlen, tiefen Baßstimme an, fragst Du noch, Teufel? Giftmischer, höllischer Bösewicht, fragst Du noch? — Calopulo taumelte wider die Wand. Du hast Jakob und sein Kind gemordet, Du hast mich elend gemacht, Du hast Catharinen in Falieri's Arme geliefert. — Ist es nicht so? — Calopulo hatte sich gesammelt. Er rief zum Fenster hinaus zu den Hellebardirern, die sein Haus bewachten, um Hülfe. — Aber in diesem Augenblicke stieß ihm Cornaro seinen Dolch in's Herz und er stürzte fluchend und röchelnd nieder. Der Saal füllte sich mit Menschen. Lucio stürzte herein. Was ist hier? fragte er wild, und — seinen Vater mit dem blutigen Dolche erblickend, fuhr er mit Entsetzen zurück. Was thatet Ihr? fragte er dann zürnend. Ich habe den Königsmörder, den Giftmischer, gerichtet! antwortete kalt Cornaro.

Da wo der Peneus seine Silberfluth von Thessaliens Bergen herabwälzt durch die lachenden Gefilde, hatte Marco sich niedergelassen. Eine schöne Besitzung, früher das Eigenthum eines Griechen, war sein geworden, und hier lebte er im Vollgenusse des höchsten Liebe-

glückes mit seiner, einer Frühlingsrose gleich blühenden Catharina. Ungetrübt war der Himmel ihres Glückes. Ein holdes Knäblein hatte die schöne Mutter dem glücklichen Vater geschenkt, und dadurch ihn auf den Gipfel des Glücks erhoben. Ach, die Tage des Elends, sie traten noch manchmal vor ihre Einbildungskraft, aber das heit're Bild der Gegenwart ließ sie nicht lange weilen, und die Freude zog, da jene ihre Folie bildete, desto herrlicher in ihre Herzen ein. Marco lebte nur seiner Catharina, seinem Kinde. Auf seinen Armen trug es der glückliche Vater hinaus in die freie Gottesluft, wandelte mit ihm in den Schluchten der Gebirge umher. Kehrte er dann heim mit dem lächelnden Knaben, und legte den Lechzenden an der Mutter Lilienbrust, daß er die balsamische Nahrung sauge, dann hatte das Glück seinen höchsten Segen über sie ausgeschüttet.

Ein dichter Olivenwald umgab Marco's Landhaus; hinter dem Walde erhoben sich steile Felsen und thürmten sich furchtbar über einander bis zu schwindelnder Höhe. Ungeheure Wände erhoben sich senkrecht empor. Eine aber vor allen stieg furchtbar empor. Oben auf dieser Wand war eine kleine Plattform, hinter welcher der Felsen sich wieder erhob. Entzückende Aussicht genoß man hier, und Marco hatte hier sich sein Lieblingsplätzchen gebildet. Er hatte einen Pfad sich in die Felsen hauen lassen, um bequem die Höhe ersteigen zu können, und oben schirmte ein Zeltdach vor der Sonne Gluth. Von hier aus übersah man die Thäler und Flächen des lieblichen Landstrichs, die Dörfchen und Hütten, die Wälder und üppigen Wiesen und Waiden mit ihren Heerden, die lieblichen Schlingungen des Peneus, der wie ein Silberband sich durch das Grün

hindurch wand. Oft weilten hier die Gatten in glücklicher Stille, und freuten sich ihres harmlosen Glückes und Friedens, nicht ahnend, daß auch aus wolkenloser Bläue der zischende und zerstörende Blitz der Geschickes herabfahren könne in den Blüthengarten ihres Lebens. — Einst war Marco auch wieder die Höhe hinaufgeklettert, und saß unter seinem Schirmdach. Die Amme hatte ihm das Knäblein gebracht, das er auf seinen Knieen schaukelte und ihm die Blümchen pflückte, die hin und wieder der dürre Fels hervorbrachte. Da hörte er Männertritte den Pfad herauf kommen. Ohne böse Ahnung gab er der Amme das Kind und wollte den Kommenden entgegen treten, als urplötzlich drei Albaneser, wilden Ansehens, stark bewaffnet, in ihren blutrothen Mänteln und Mützen vor ihm standen.

Kennst Du mich, Räuber meines Glückes? herrschte ihm mit vor Wuth bebender Stimme der Vorderste zu.

Marco war unbewaffuet. Erbleichend erkannte er — Giovanni Anafesto.

Entsetzlicher Mensch, was willst Du von mir? rief Marco aus.

Nichts als Dein Blut, Marco, sonst nichts, lachte fürchterlich der Gräßliche.

Unmensch, was that ich Dir? fragte Marco zitternd zurücktretend.

Du entfliehst mir nicht, Falieri — aber — das ist Dein Kind? — Er riß es der Amme aus den Armen und hob es empor, um es in den furchtbaren Abgrund zu schleudern.

Barmherzigkeit! rief flehend Marco. Er riß seine Brust auf. Da, tödte mich, stoß mir den Dolch in's Herz, nur schone des Kindes!

Knie nieder! brüllte er flammenden Auges Marco zu. Fluche Deines Weibes, Deines Kindes, Deiner selbst, dann lebe das Kind! —

Entsetzlicher, was verlangst Du? —

Fluche ihnen, sonst zerschmettere ich Dein Kind vor Deinen Blicken!

Marco schauderte. Er rang verzweifelnd die Hände und flehte um Rettung.

Hoffe keine Rettung für Dein Kind, schrie wüthender Anafesto, wenn Du nicht ihnen fluchest!

Ich — fluche ihnen! stieß Marco, von allen Qualen der Verzweiflung gefoltert, aus.

Ha! lachte Anafesto, nun ist Deine Seele des Teufels, wie die meine! Nun stirb. — Er schmetterte das wimmernde Kind jetzt mit rasender Gewalt gegen die Felsen des Abgrundes. Marco stürzte mit einem Schrei der Verzweiflung gegen den Felsen. Dann aber erhob er sich. Anafesto stand noch an des Abgrunds Rande, und blickte mit einem grinsenden, teuflischen Gelächter dem zerschmetterten Kinde nach. Da sprang Marco auf ihn zu, umfaßte ihn verzweifelnd, und stürzte sich mit ihm hinab — und in den Felsen hingen die zerschmetterten Leichname.

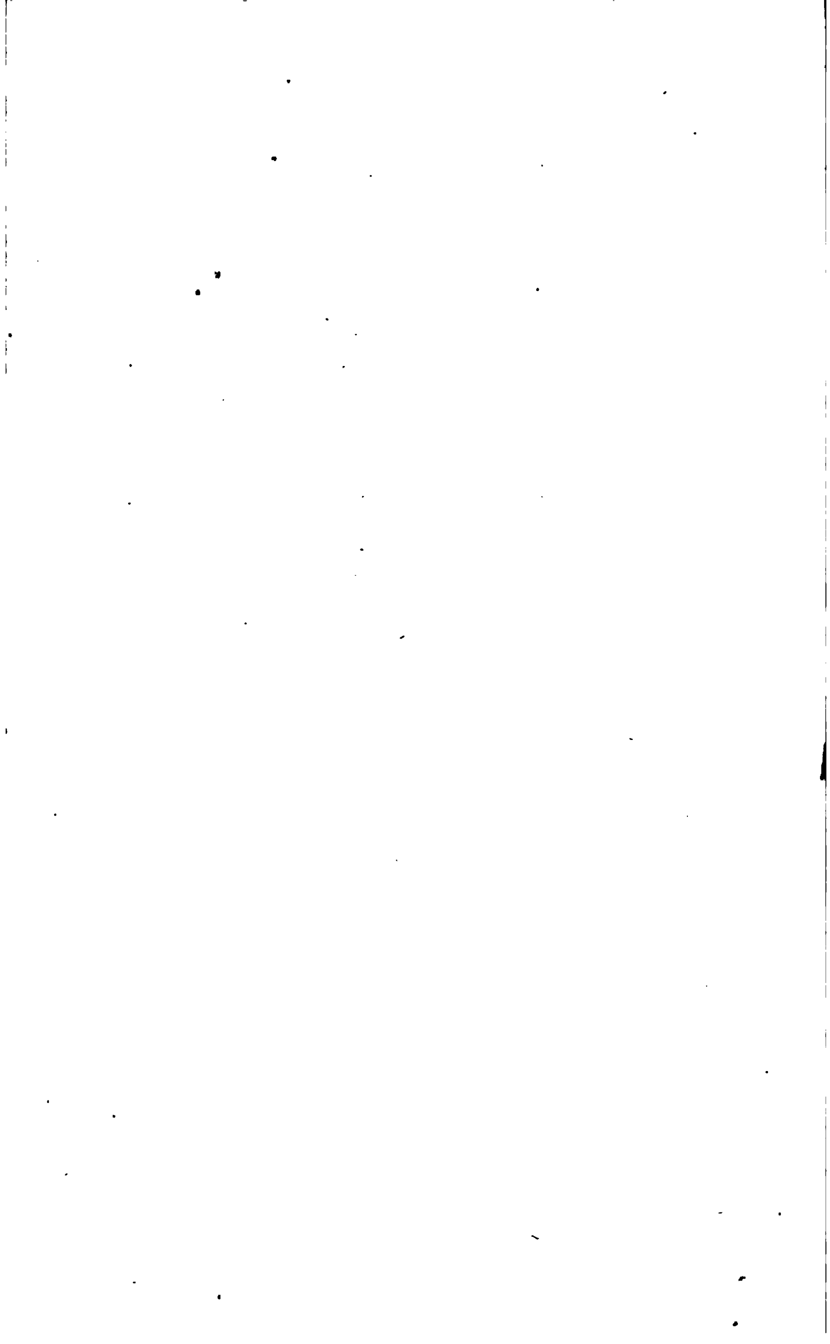
Von einer unaussprechlichen, ihr unerklärbaren Angst gefoltert, saß Catharina in ihrem Gemache und arbeitete. Ihre Angst wuchs von Minute zu Minute. Sie warf endlich ihre Arbeit weg und wollte hinaus eilen, Marco, ihr Kind zu suchen. Da öffnete sich die Thüre, und bleich wie ein Gespenst stand der Doge Falieri vor ihr. — Wo ist Marco? fragte er. — Ist er Dein Gatte?

Mein Gatte ist Euer Sohn, Herzog! O, zürnet uns nicht! bat die liebliche Mutter. O, sehet Euren Enkel und segnet ihn!

O, ihr Mächte des Schicksals! rief taumelnd der Doge, Du — Du bist seine Schwester — er Dein Bruder! Sieh mich vernichtet, ich — ich brach die Ehe mit Deiner Mutter!

Ha, so trog mich meine furchtbare Ahnung nicht! rief in diesem Moment der alte Cornaro, der eben angekommen war. So höre ich die entsetzliche Wahrheit aus Deinem eig'nen Munde!

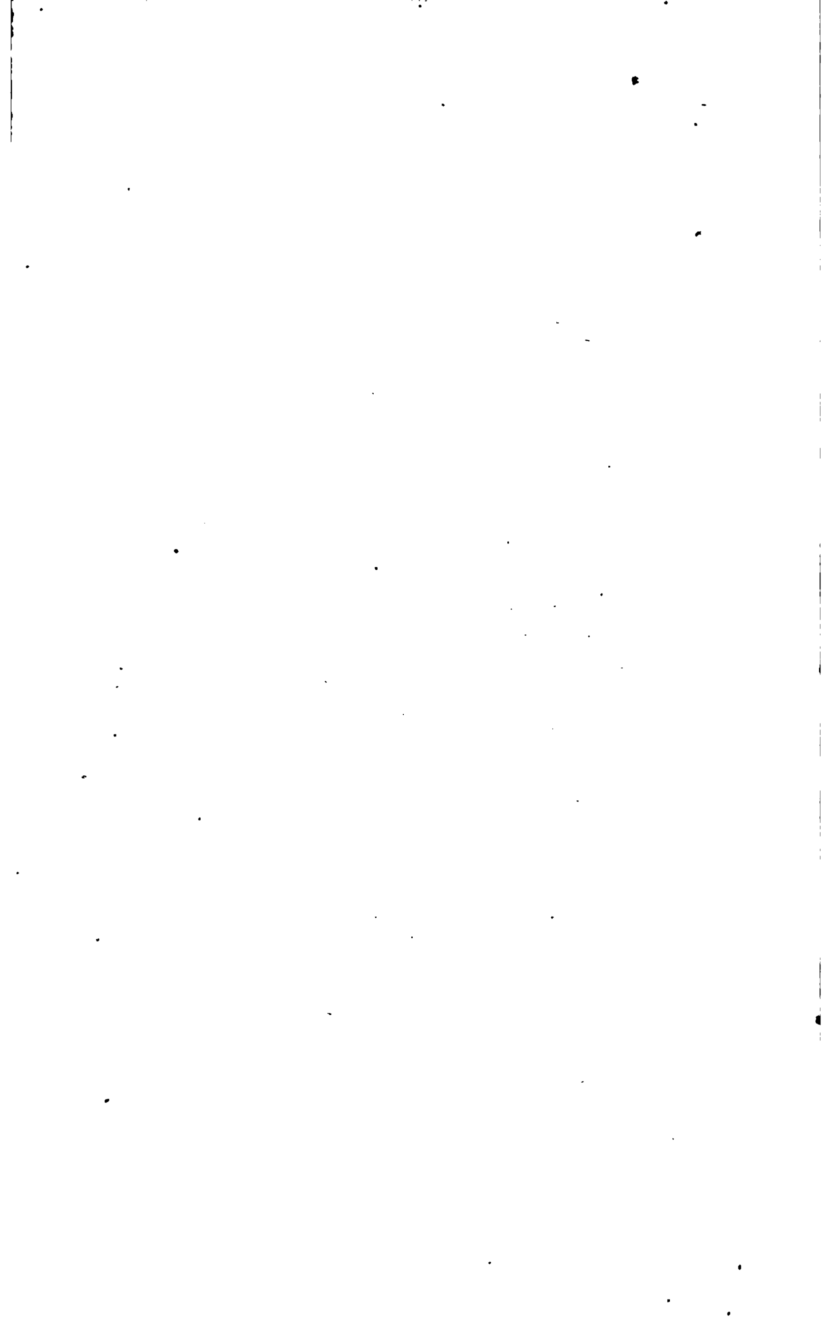
Falieri wandte sich um. Zieh' Deinen Degen, Ehebrecher! rief Cornaro seinem Feinde zu — Leben gegen Leben! Da funkelten die Klingen im Strahl der Morgensonne, der durch die hohen Fenster fiel. Und über der ohnmächtigen Catharina fochten grimmig die erbitterten Männer. Hitziger und hitziger wurde der Kampf. Da glitt Falieri aus und stürzte rücklings nieder, und Cornaro setzte ihm den Fuß auf die Brust und stieß ihm den Degen in das Herz, daß er röchelnd verschied. — Nun zu Marco! rief er dann — daß ich die Brut vertilge! Aber — ein Bild des Entsetzens — stürzte jetzt die Amme in das Gemach, und erzählte, was geschehen. Ruhig steckte Cornaro sein blutiges Schwerdt in die Scheide und hob Catharinen auf. Sie erwachte zu einem furchtbaren Wahnsinn.



H u a s k a r.

Eine Erzählung aus der Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts.





In jener Zeit, wo Francesco Pizarro nach unaussprechlichen Leiden, Entbehrungen, Kämpfen und Blutvergießen das herrliche Peru entdeckt und erobert, das großherzige Volk der Peruaner zu der drückendsten Sklaverei herabgewürdigt, in dieses unglücklichen Volkes Blute sich gebadet, seinen Fürsten gemeuchelmordet, den Frieden tausender harmloser Menschen zertrümmert, und dennoch, trotz dem unaussprechlichen Reichthume der Beute, seinen Golddurst nicht gestillt hatte, in jener für Europa in vielfacher Hinsicht heil-, für die neue Welt aber unheilbringenden Zeit, wo Alles, was Spanien an verworfenen, raubgierigen, habsüchtigen Glücksrittern in sich schloß, nach dem transatlantischen Paradiese die gefahrvolle Reise unternahm, hoffend, mit amerikanischem Golde die verlornen Glücksgüter, den eingebüßten guten Ruf dermaleinst wieder zu gewinnen und schwelgend die Folgezeit zu durchleben — in jener Zeit ungeregelter Wünsche und Handlungen, Begierden und Leidenschaften — lebte unweit Sevilla, treu ergeben seinem heiligen Berufe, Führer der Menschen auf dem Wege zum Himmel zu seyn, Muster jeglicher Tugend im dreifachen Verhältniß als Mensch, Christ und Priester, der fromme Las Casas. Beinahe angebetet von seinen Pfarrkindern, hochverehrt

von Jedem, der ihn kannte, hatte der edle Mann ganz seinem heiligen Berufe gelebt, und heller sehend, als so viele Andere seiner finstern Zeitgenossen, Licht und Trost gespendet nach allen seinen Kräften, und den hohen Gottesfrieden eines reinen, pflichttreuen Bewußtseyns in seinem Thun gewonnen; aber wie in so manches Gemüth, obwohl auf andre Art, die Nachricht von Pizarro's wirklich gefundenem Eldorado gleich einem elektrischen Schlage, jede Kraft neu aufregend, fuhr, so traf auch diese Kunde den edeln Las Casas. Mit einem Herzen voll Menschenliebe hatte ihn die Natur beschenkt, mit einem großen, edeln Herzen. Ihn hatte sein Geschick in früher Jugend nach Sanct Domingo geführt, wo er Zeuge war jener unmenschlicher Mißhandlung, welche die Spanier an den Wilden verübten; wo er oft mit blutendem Herzen Zeuge gewesen, wie entmenscht ein Menschenherz werden, wie schrecklich es gegen die Brüder wüthen kann.

Seit jener Zeit standen jene grausenhaften Bilder in all' ihrer blut'gen Furchtbarkeit vor seiner Seele und es zog ihn ein heiliges, unnennbares Gefühl hinüber in den Welttheil des Jammers, Freude zu bringen den Unglücklichen. Nicht der Ehrgeiz, der nur nach eitler Verherrlichung des eig'nen, unbedeutenden Namens ringt, nicht die Habsucht, die nur Reichthümer sucht und nicht die Frivolität, die den Erwerb nur als Mittel zum Zwecke üppigen Lebensgenusses ansieht, beherrschte ihn; in seinem Herzen wohnte jene Liebe, die des wahren Jesusjüngers eigenthümliches Abzeichen ist, die nicht das Ihre sucht, sich nicht erbittern läßt, nicht nach Schaden trachtet, sondern Alles glaubet, Alles hoffet, Alles duldet, Alles verträgt; jene Liebe belebte ihn. Es war ihm oft in den heiligen Stunden einsamen Gebetes, als

spräche in ihm eine Stimme: „Ziehe hin, mein Knecht, und bringe Frieden, wo alle deine Brüder nur Mord und Raub üben, gieb du dem unglücklichen Volke die unvergänglichen Güter, wo jene die vergänglichen mit thierischer Leidenschaft suchen, gieb ihm die Freyheit der Kinder Gottes, wo ihm jene die äussere frevelnd rauben!"

So sprach's in ihm. Und öfter und öfter vernahm er die innere Stimme, die er nur als die heilige Stimme des Herrn ansehen konnte. Und der innere Trieb wurde kräftiger, so daß der fromme Mann nicht mehr länger widerstehen konnte. Wie wehe es ihm auch that, die zu verlassen, die ihm anvertraut waren, die er mit Grauen wieder in Händen eines finstern Fanatikers fallen zu sehen befürchten mußte; wie lieb ihm auch der stille Frieden seines bisherigen Lebens war, und wie oft auch das Bild seiner Zukunft ihm in einem düstern Lichte erschien, widerstehen konnte er nicht. Mit schwerem Herzen verließ er sein stilles Dörfchen und seine ihn liebende, um ihn trauernde Heerde, und wanderte zu seinem Bischoffe nach Sevilla, der ihm feierlich die Befugniß gab, jenseits des Meeres dem Herrn einen Tempel im Menschenherzen zu erbauen.

Damals grade war es, wo wieder ein Haufen gold- und ruhmgieriger Hidalgo's und Ritter, untermischt mit der Hefe des Menschengeschlechts, sich einschiffte, um Pizarro's Waffen neue Stützen, Peru's Völkern neue Henker und Mörder zuzuführen, und nicht ohne inneres Widerstreben, das nur im Bewußtseyn seiner reinen und lautern Absicht seine Beruhigung fand, gesellte sich Las Casas zu ihnen, und bestieg mit ihnen ein Schiff, das dem neuen Welttheil so viele Schlacken, und nur so wenig reines Gold bringen sollte. Kaum hatten sie das Schiff

bestiegen, so bließ auch schon ein günstiger Wind in die schwellenden Segel, und die Wimpel mit den spanischen Farben, geziert mit dem heiligen Kreuze, wehten und flatterten lustig in dem freien Luftraum, und die Schiffe tanzten über die kreiselnden Wogen des Meeres dahin, als seyen sie ein leichter Federball. Wie es wohl dem treufrommen Diener des Herrn seyn mochte, als jetzt die, deren unlaut're, ja verdammungswürdige Beweggründe zu dieser Reise so deutlich sich in den rohen, entmenschten Zügen, und in den frevelnden Reden und Wünschen offenbarten, einen Lobgesang auf den Herrn anstimmten, der sie zu Streitern für seine Ehre erkohren habe? — Schneller noch und glücklicher, als es Las Casas gewünscht, ging die Reise vorüber, und bald hatte er die Freude, die schneebedeckten, mitunter auch grünbelaubten Gipfel der Cordillera de los Andes zu erblicken, wie sie sich hinziehen durch das herrliche Land bis hoch hinauf, wo der Nebel der Ferne ihre Formen einhüllte, die Freude, Lima's Häuserreihen am Ufer des sanft seine Fluthen fortwälzenden Flusses, im Schatten frischen, lebhaften Grüns, belebt durch Gruppen neugieriger Spanier, die sich an den Hafen drängten, zu erblicken.

Las Casas segnete den Augenblick und wünschte ihn sehnlichst herbei, wo er aus der Folterkammer, welche das Schiff für seine bessern Gefühle und Empfindungen gewesen war, erlößt würde, und wieder frei von solcher unmenschlicher Menschennähe, athmen könnte in der freien Gottesluft, und einmal wieder den lang entbehrten heiligen Genuß frommer, ungestörter Andacht haben möchte. In den Augenblicken solcher Wünsche eilte des frommen Mannes Herz dem Kopfe voraus,

denn er bedachte nicht, daß er in Lima nur einen grossen Haufen solcher Menschen um sich haben müßte, die, wo möglich, roher, thierischer noch waren, denn die, von denen erlößt zu werden jetzt seine Seele wünschte. Unter dem lauten Jubelruf der Menge landeten die Ankömmlinge. Alles drängte sich herzu, sie willkommen zu heißen, und hier und dort umarmten sich lang getrennte Freunde und Gefreundete, und die Ansiedler prießen die glücklich, die da kamen in den Schoos des Reichthums und in die gesetzlose Willkühr dieses Barbarenhaufens, der wilder und roher war als das Volk, das sie wild nannten, das sie mit allen Zwangsmitteln zu Verehrern des Kreuzes zu zwingen bemüht waren, das aber auch als Heiden und Wilde, nach ihrer Ueberzeugung, nicht Anspruch auf Menschenrechte machen durfte, und darum in ihrer Hand das willenlose Spielwerk ihrer Leidenschaften war. Hin und wieder stand, kummergefurchten Angesichts, ein Peruaner, an den Stamm einer schlanken Areca-Palme gelehnt, und blickte traurig auf die Ankömmlinge, in seinem Innern ahnend, daß sie neue Lasten ihm und seinem Volke brächten.

Wunderbar fühlte Las Casas sich ergriffen, als er zum Erstenmale seinen Fuß auf Peru's goldreichen, blutgedüngten Boden setzte. Seine Seele fühlte nur Dank gegen den Allmächtigen, dessen Hand ihn bis hierher so wunderbar geleitet; aber dennoch überlief ihn ein Schauer; denn alle die Scenen des Schreckens, die auf diesem Schauplatz europäischer, christlicher Barbarei vorgefallen waren, traten nach grade vor seine Seele. Noch stand er sinnend da, als die Haufen des Volkes sich ehrerbietig theilten, und nun ein Mann von untersetztem Körperbau, breitschultrig und muskulös, mit einem Ge-

sichte, das starr, kalt und ernst, nie den Zeichen des Schmerzes und der Freude unterthan gewesen zu seyn schien, belebt von einem durchbohrenden Auge, auf ihn zuschritt. Sein Aeusseres war höchst einfach. Ein bis auf die Knöchel herabreichender, schwarzer Rock, umgürtet von einem riesenhaften Schwerte, weiße Schuhe und ein grauer Filzhut, ohne allen Schmuck, machte seine Kleidung aus. Die Ehrerbietung, welche die Spanier ihm bewiesen, die Blässe, die bei seinem Anblick über die Gesichter der Peruaner sich verbreitete, und ein forschender Blick, den Las Casas schnell auf seine Züge warf, sagten diesem, hier habe er den ehemaligen Schweinhirten seines Klosters, den jetzigen allmächtigen Vicekönig von Peru, den blutigen Helden Franzesko Pizarro zu begrüßen. Nicht ohne eine seltsame Regung in seiner Brust, erweckt durch den Gedanken an den gewaltigen Wechsel menschlicher Schicksale und Verhältnisse, trat er ihm entgegen, ihn als seinen Oberherrn zu begrüßen. Dieser aber ließ ihm nicht Zeit zu reden. Jesus Maria! rief er aus, da ist mein erster Wohlthäter! und mit diesen Worten neigte er sich, des Greises Hand zu erfassen, und ehe noch Las Casas sie ihm entzogen, küßte er sie und bat um seinen Segen, den Las Casas, gerührt durch Pizarro's Benehmen, ihm ertheilte. Der Vicekönig erhob sich. Seht hier, sagte er bewegt im tiefen erschütternden Baß, den Mann, der dem armen Schweinhirten, der jetzt Euer Vicekönig ist, manche harte Züchtigung ersparte! Ich will, daß Ihr ihn ehret, wie ich ihn ehre! Und er faßte Las Casas Hand, und die Haufen theilten sich wieder, und durch die sich neigenden Reihen der Spanier führte ihn Pizarro nach seiner Wohnung. Und in seiner Rührung sprach Las Casas in sich

hinein: Gott, ich, danke dir, daß du mir Gelegenheit giebst, ein Unrecht abzubüßen! denn der Mann, der solche Demuth beweißt, kann nicht das Scheusal seyn, wie ihn die Berichte schilderten, und bei dieser Grundlage seines Gemüths kann es nicht fehlen, daß ich die etwaigen wilden Regungen in ihm bändige durch die Macht der Religion! — Angelangt in seiner Wohnung, führte er den Priester in eins seiner Gemächer, und sprach: Hier seyd Ihr Herr, ehrwürdiger Pater, geniesset jetzt der Ruhe und Erquickung, deren Ihr bedürfet.

Und Las Casas that also, nachdem er von den Speisen genossen, welche der peruanische Bediente Pizarros ihm in verschwenderischer Fülle vorgesetzt hatte.

Am folgenden Morgen hatte Las Casas kaum sein Morgengebet geendet, als auch Pizarro ihn schon durch einen Edelknaben zur Messe einladen ließ. Las Casas legte sein Brevier zur Seite und folgte dem Statthalter, und als sie nun die Messe gehört und wieder in den Hof von Pizarro's Wohnung traten, erklang der dumpfe Ton einer Glocke, das Zeichen zum Gericht, das Pizarro nun halten wollte. An einem roth behängten Tische nahm er Platz und ließ Las Casas neben sich niedersetzen. Bald füllte sich der Hof mit Spaniern und Eingebornen, und die Audienzia begann. Schnell und kräftig entschied Pizarro's scharfer Verstand — aber mit Trauer sah Las Casas, wie die Gunst und Ungunst willkührlich ihr Spiel mit dem heiligen Rechte trieb. Schon waren die meisten Händel entschieden, und murrend entfernten sich die Betheiligten, denen Unrecht geschehen, triumphirend die Freunde Pizarro's, als kühn und freimüthig ein Peruaner vortrat, Klage führend gegen Pizarro's Halbbruder Alcantara, daß er ihm sein

Weib entrissen. Wüthend erhob sich Pizarro und rief donnernd zu der Wache: Fort in das Gefängniß mit dem Lügner, der es wagt, öffentlich den Bruder des Vicekönigs solch' eines Frevels zu zeihen! Die Wache riß den betäubten Peruaner hinweg. Aber in diesem Momente sprangen mit der Hand an dem Schwerte zwei Spanier, Herrada und Benalcazar, hervor aus dem dichtesten Haufen, und schrien: Das ist himmelschreiendes Unrecht! Wir sind Zeugen, daß Alcantara den Frevel beging. Sprich ein gerechtes Urtheil über ihn! Pizarro knirschte. Buben! rief er brüllend, ist das die Ehrfurcht, die Ihr vor dem Repräsentanten Eures Königs habt? Wisset Ihr nicht, daß es mich einen Wink kostet, Euch beide zu vernichten? — Tyrann! riefen sie, Deine Stunde wird schlagen! Da riß Pizarro's Geduld. Schlagt sie in Fesseln! gebot er mit einer Kälte, die alles Blut in Las Casas Adern starren machte. Er erhob sich. Statthalter, sprach er sanft, gilt mein Wort etwas bei Euch, so laßt diese Männer frei und auch den Peruaner, und untersucht die Sache. Alcantara, der triumphirend dagestanden hatte, erbleichte. Pizarro sah den ehrwürdigen Greis lange an, der ernst und ruhig vor ihm stand. Ihr seyd sehr kühn, sprach er dann, aber es sey so! Gebt sie frei. Ich werde untersuchen — aber wehe Euch, wenn Ihr falsch zeugtet! — Er stand auf und ging in das Haus. Die Menge verlor sich, und bald sah Las Casas sich ganz allein im Hofe. Er ging hinaus, um ausserhalb der Sadt, im Schatten der Akajoubäume, den Sturm zu beruhigen, der in seinem Innern tobte, und den Frieden der Seele wieder zu gewinnen, den er bei dem Anblicke solcher Gräuel verloren. Er hatte ein Unrecht wenigstens ver-

hütet, das erheiterte ihn. Als er so im Schatten der gewaltigen Bäume dahin ging, in seine Gedanken vertieft, da erschütterte ihn ein neuer Anblick. Ein Spanier trieb mehrere Peruaner mit einer Peitsche vor sich her zur Arbeit an, die sie in einem Feldstück verrichten mußten. Die Hitze war brennend. Erschlafft von der Anstrengung, sanken die Armen nieder. Aber statt ihnen Ruhe zu gönnen, hieb er unbarmherzig auf sie los. Las Casas konnte den furchtbaren Anblick nicht ertragen. Er ging hin und verwies dem Spanier seine That. Ha, ha, ha! lachte der. Seyd Ihr, ehrwürdiger Pater, denn so ein Neuling hier, daß Euch das auffällt? Die Sclaven sind mein, denn mir hatte sie Pizarro geschenkt! — Und lachend schlug er auf's Neue auf die Unglücklichen; Las Casas aber wandte sich mit blutendem Herzen von der Greuelscene ab und seufzte: Ach, Herr! diese Unmenschen tragen deinen Namen! O, erbarme dich des armen Volkes! Tiefer gebeugt, als er sie verlassen, kehrte er zur Stadt zurück, und es schien, als habe Pizarro alles Vorgefallene vergessen, denn heiter kam er ihm entgegen.

Geschäfte mancherlei Art fesselten, nachdem die Siesta vorüber war, den Statthalter am Nachmittage in seinem Gemach, wo einige seiner Vertrauten bei ihm waren. Las Casas, dem es in diesem Hause des Schreckens unheimlich zu werden begann, verließ es, um sich im Freien zu ergehen. Da gesellte Herrada sich zu ihm. Ich bin Euch Dank schuldig, ehrwürdiger Pater, begann er, für die Errettung aus den Banden unseres Tyrannen, die wenigstens für den Augenblick mir geworden ist! — Für den Augenblick? fragte Las Casas. Ich glaube, daß Pizarro Euch vergeben hat. Da irret Ihr

in Eurer guten Meinung, entgegnete jener, denn Pizarro vergiebt nicht, seine Rache ist unerlöschlich; das mag Euch Almagro's Schicksal beweisen. Doch — wir hoffen, es werde bald anders werden! —

Wie meint Ihr das, Herrada? forschte Las Casas. — Nun, versetzte jener verlegen, man sagt, Don Alvarez solle Statthalter werden und werde bald kommen. Las Casas sicherer Blick fand aber, daß diese Hoffnung nicht der Grund jener Meinung war, die so unwillkührlich herausgestoßen worden. Allein Herrada ließ ihn nicht zum Nachsinnen kommen. Er begann von Pizarro's Thaten schreckliche Mähr zu erzählen, schrecklichere, als selbst das vergrößernde Gerücht jenseits des Meeres verkündigt hatte. Unter solchen Reden waren sie an einen Ort gekommen, wo viele Spanier Ball und Würfel um unermeßliche Goldsummen spielten. Grade als sie ankamen, entspann sich ein lebhafter Streit. Um den Preis des Spiels waren zwei Spanier uneinig geworden, und ehe noch Jemand sich in's Mittel gelegt hatte, stieß der eine seinem Gegenpart den Dolch tief in's Herz, daß er röchelnd niedersank und starb. Las Casas faltete seine Hände und rief: Ist denn alles Gute erstorben in diesen Herzen? Alles, erwiederte Herrada, denn seht, wie das Alles so gleichgültig angesehen wird! Wirklich fingen sie ruhig wieder an weiter zu spielen; selbst der Mörder begann eine neue Spielparthie. Ist denn keine Gerechtigkeit? fragte schmerzlich Las Casas. Er ist ein Günstling Pizarro's, der Mörder, entgegnete höhnend sein Begleiter, der steht über dem Gesetz, wie Ihr's an Alcantara gesehen. Das ist schrecklich! seufzte Las Casas. O, das ist nicht Alles, fuhr Herrada fort; Ihr werdet bald Gelegenheit haben, Pizar-

ro's erfinderische Grausamkeit zu bewundern, denn er hat eine neue Goldsteuer auf die Peruaner ausgeschlagen, und wenn sie nicht im Stande sind, ihr Genüge zu leisten, so zwickt man sie mit glühenden Zangen, foltert sie und übt Alles an ihnen aus, was nur die feinste Bosheit zu erfinden im Stande ist zur Qual der Menschen. Doch vielleicht wird sich's ändern!

Seyd stille, rief jetzt Las Casas, und martert mein Herz nicht fürder mit solchen Darstellungen, und entschuldigt für jetzt, wenn ich Euch verlasse. Don Herrada verbeugte sich und der edle Las Casas ging. — Aber mit welchen Gefühlen? Zerfallen mit der Welt, die ihn hier umgab, verabscheuend die Menschen, von denen er nur Gräuel und Schrecken zu sehen und zu hören gewohnt war, ging er von dannen. Und dennoch lag erst ein Tag hinter ihm, und der zweite wollte bald sich neigen, seitdem er dieses Land der verruchtesten Grausamkeit betreten hatte. Nicht ohne inneres Widerstreben betrat er Pizarro's Wohnung. Als er ihm die Hand reichte, schauderte Las Casas zusammen, denn es war ihm, als dampfe Blut von diesen Händen. — Pizarro bemerkte sein Schaudern. Habt Ihr mir auch eine Hiobspost? fragte er lachend. Es ist schon einer bei mir gewesen, der mich warnte, weil man mir nach dem Leben trachtete. Jetzt stutzte Las Casas, und jene Andeutung Herrada's fiel ihm wieder ein. Doch besann er sich schnell. Ich könnte dem Manne Unrecht thun und einen neuen Funken des Argwohns wieder in Pizarro's Seele werfen, sagte er zu sich, und fuhr dann, zu Pizarro gewendet, fort: Ist das, mein edler Adelantado, dann möchte ich Euch in's Andenken rufen, was ein Sprüchwort unseres Volkes ist: Eine

Warnung ist besser als ein Schlauch Xereswein! — Recht! lachte Pizarro, aber ich fürchte die Warnung nicht. — Da thut Ihr Unrecht, Adelantado, versetzte ernster Las Casas; denn erst zwei Tage bin ich hier, und schon weiß ich, daß Ihr Feinde habt. Die fürchtet Pizarro nicht, entgegnete er stolz; so lange meines Armes Kraft und mein gutes Schwert mir bleibt, bin ich unüberwindlich. Sprecht so nicht, bat Las Casas; Ihr habt mir ein väterliches Recht über euch eingeräumt, laßt es mich dadurch ausüben, daß ich als Diener des Herrn Euch erinnere, daß Hochmuth vor dem Falle kommt. Bei diesen Worten verzog Pizarro die Miene wie Einer, der nicht gewohnt ist, solche Erinnerungen zu hören; doch unterdrückte er ein unangenehmes Gefühl und eine bittere Aufwallung, indem er Las Casas Hand nahm und sagte: Eure Sittenpredigt findet nicht Eingang, Pater; denn mein Gewissen ist, seit ich in Peru lebe, nicht mehr so enge, als es in Spanien war. Laßt uns unser Mahl einnehmen; und mit diesen Worten gingen sie dem Saale zu, in dem schon mehrere von des Vicekönigs Freunden ihrer warteten.

Die Vorsicht, die man wohlmeinend Pizarro gerathen, ließ er unbenutzt. Nicht einmal eine Wache hatte er an seinem Hause, weil er fürchtete, daß man es ihm möchte als Feigheit auslegen. Doch mochten ihn die stillen Stunden der Nacht davon überzeugt haben, es könne dennoch etwas an der Sache seyn, denn am andern Morgen meldete ein Edelknabe Las Casas, der Adelantado wünsche, daß er in seinem Zimmer eine Messe lese. Gerne entsprach der Priester dem frommen Wunsche des Vicekönigs. Gegen alles Erwarten blieb es ruhig in den Straßen Lima's, obgleich dieser Tag

als der Tag des Meuchelmordes Pizarro's war angegeben worden. Verschiedene Offiziere kamen bei'm Mahle zu Pizarro und Niemand ahnete etwas. Als aber nun Lima's Bewohner sich zur süßen Siesta niedergelegt hatten, erscholl das furchtbare Geschrei des Aufruhrs: Lange lebe der König! Tod dem Tyrannen! Jetzt rannten aus allen Theilen der Stadt die bewaffneten Verschwornen nach dem Pallaste des Adelantado, Herrada und Benalcazar an ihrer Spitze. Ohne Widerstand drangen sie ein. Las Casas war der Erste im Pallaste Pizarro's, der die Eindringenden sahe. Er stürzte in das Gemach Pizarro's, der eben mit seinen Freunden sich unterredete. Rettet Euch! rief er, die Meuterer sind da! Die Offiziere erbleichten; nur Pizarro blieb sich gleich und befahl, die Thüre zu verriegeln, daß er schnell sich rüsten könne; aber es war zu spät. Schon stürzten sie zur Thüre herein. Einige Offiziere entsprangen durch das Fenster, nur Alcantara und einige Freunde blieben, sich zur Wehre setzend. Jetzt begann ein blutiger Kampf. Alcantara fiel zuerst, gefällt durch Herrada's Schwert. Rüstig kämpfte Pizarro. Jede Nerve war ein Held an ihm. Bald aber ermüdete sein Arm und Benalcazars Schwert führte den Todesstreich auf sein Haupt. Ruhig stand Las Casas in der Ecke, seinen Tod erwartend, und wirklich drangen Einige auf ihn an; da rief Benalcazar: Schonet des Priesters! Und die Schwerter ruhten. Laut braußte der Jubel durch Lima's Straßen: Der Tyrann ist todt! — Und alsobald rief man den jungen Almagro, des durch Pizarro betrogenen und gemordeten Almagro's Sohn, zum Adelantado von Peru aus.

Von Las Casas und den treuen Bedienten Pizarro's wurde der Leichnam des Ermordeten in die Kirche getragen, und Las Casas und Halipa, ein gewesener Diener Pizarro's, wagten es allein, den Leichnam des Unglücklichen zu bestatten. Als diese Handlung christlicher Liebe vollbracht war, hatte Las Casas nicht fürder Ruhe in Lima. Schon war bei dem Anblick des wüsten, gesetzlosen Lebens der Wunsch in ihm rege geworden, sobald als möglich Lima zu verlassen, um mitten in den Urwäldern Perus, in der Nähe einer peruanischen Niederlassung den schönen Entschluß auszuführen, um deßwillen er hergekommen war. Unbemerkt in diesem anarchischen Tumulte, verließ er die Hauptstadt und wanderte rüstig fürbaß, ohne eigentlichen Plan und Absicht, wo er sich anzusiedeln gesonnen sey; ohne irgend einen Begleiter, als den, den der Fromme immer und überall hat, der der treueste in der Gefahr ist, seinen Gott; ohne Lebensmittel, weil er welche in den Wäldern zur Stellung seines bescheidenen Bedürfnisses zu finden hoffte. Er mochte noch nicht weit von Lima entfernt seyn, da stieg die Sonne in ihre höchste Höhe, und beinahe sengend fiel ihr Strahl herab auf die schmachtende Erde, und kein Lüftchen kühlte den ermüdeten Wanderer, der seiner ehemaligen Regel getreu, im schweren, unbequemen Ordensgewande einherschritt. Er konnte, nachdem er noch eine Weile über mit köstlich duftenden Blumen und Kräutern bedeckten Felder und Wiesen gegangen war, nicht mehr weiter; alle seine Kräften waren erschöpft, die stete, unangenehme Spannung, in welcher sein Gemüth sich befand, seit er Peru betreten, wirkte höchst nachtheilig auf den Körper zurück, der kräftig genug war, eine noch ziemliche Weile den Stürmen des Lebens

zu trotzen. Mühsam konnte er noch eine Gruppe herrlichen Schatten bietender Bäume erreichen, und höchst ermattet sank er daselbst nieder an dem hohen Stamme des herrlichen Campechebaumes, neben dem ein Tschirimaja seine Aeste voll duftender Früchte ausbreitete, deren der Arme nicht einmal habhaft werden konnte, weil die Aeste zu hoch für ihn waren. —

In diesem Augenblicke, wo Las Casas einer Ohnmacht nahe war, trat hastig und triefend von Schweiße ein Peruaner zu ihm, der sich zu ihm neigte und mit Entsetzen spanisch ausrief: Heilige Jungfrau! was ist Euch? — Und schon bei diesem Worte sprang er zu dem Tschirimajabaume, und kletterte, schnell wie ein Luchs, hinauf, um Früchte für den Verschmachtenden abzupflücken. In wenigen Augenblicken schon saß er neben Las Casas, legte dessen müdes Haupt in seinen Schooß, und bot ihm die Früchte, die er aß, und dann alsobald in einen erquickenden Schlummer sank. Noch immer lag sein Haupt im Schooße des Peruaners, als er das Auge öffnete, und nun, im Besitze seiner vollen Besinnung, in ihm den Diener Pizarro's erkannte, der mit ihm den Leichnam des unglücklichen Ermordeten in die Kirche der **mater dolorosa** getragen hatte. — Gottlob, sagte der Mensch, da Las Casas sich aufrichtete, Gottlob, daß ich Euch noch zur rechten Zeit fand. Ich war Eurer Spur gefolgt, seit ihr Lima verlassen, denn wie Ihr nicht mehr in dieser Mördergrube bleiben wolltet, so konnte ich es nicht mehr, denn nun, da mein Herr, der Adelantado, todt ist, mag ich keines Andern Sklave werden, denn bei ihm war ich frei und gehalten wie ein Kind. Er weinte. Seltsam, sprach Las Casas, Du weinst um den, dem Tausende fluchen, dessen harte

Faust Dein Volk in den Staub drückte! Das ist wohl die erste Thräne, die ein Peruaner um einen Spanier weint, die erste, die für diesen grade fließt! — Das mag seyn, entgegnete Halipa, aber ich verdanke ihm viel, sehr viel, und vor allem die Erkenntniß des wahren Gottes, und mir war er ein Vater. Bei ihm fand sich, wie in unsern Bergen, das reine Gold mit Erde und Schmutz vermischt. Wer das Gold fand, mußte es schätzen! —

Du sprichst wahr und wie ein Christ reden soll von dem Abgeschiedenen, mein Sohn, sagte Las Casas, seine Hand drückend; nimm dafür und für meine Rettung Gottes Segen und meinen Dank! — Nach einer kleinen Pause hob wieder der Peruaner an: Wo wollt ihr hin, Vater, in diesen wilden Gegenden? Mir eine Ruhestätte suchen, und Deinem armen, gedrückten Volke den Gott der Liebe verkündigen. Da leuchtete das Auge Halipa's. Segne Euch Gott um dieses Entschlusses willen, sagte er gerührt; aber — fuhr er fort, habt Ihr auch wohl bedacht, daß Ihr nicht mehr jung, und so allein allen den Mühseligkeiten des Lebens in unsern Wäldern ausgesetzt seyd? Ich bin nicht allein, mein Sohn, Gott ist mit mir! Und wann ihr wollt, auch ich, fiel Halipa ein. Mein Vater, meine Mutter, meine Brüder sind todt, meine Heimath, Kusko, zerstört, ich bin eine Waise, wollt Ihr mein Vater seyn? Alles, was Kindesliebe vermag, will ich für Euch thun! Dankend der Vorsehung, ergriff Las Casas seine Hand. Es sey, sagte er gerührt, es sey; vor Gott hier sey der Bund geschlossen! — Die klare Freude leuchtete nun aus des Peruaners sprechenden Zügen, und Las Casas fühlte sein Herz unendlich erleichtert, da er nun sicher war, seine segensvolle Absicht desto gewisser zu erreichen, und einen Genossen hatte,

der, erleuchtet von demselben himmlischen Lichte, ihm dienen, ihm die drückendsten Lasten abnehmen, und sein kleines Hauswesen besorgen konnte. Neu gestärkt durch den Genuß der erquickenden Tschirimajafrucht und der unerwarteten Freude, setzten sie nun ihren mühseligen Weg fort, den freilich Halipa für Las Casas so viel als möglich zu ebenen und zu erleichtern bemüht war.

Tagelang wanderten sie durch die Moräste und über die Berge, durch undurchdringlich scheinende Wälder, deren Bäume durch ungeheure Schlingpflanzen, voll der wundersamsten Blüthen und Früchte, oft zu einer festen Wand verbunden waren. Ueberall sorgte Halipa, daß Las Casas nicht Schaden nahm, und wo es für ihn nur irgend nachtheilig werden konnte, wenn er Moräste durchwaten sollte, da trug ihn der starke Halipa auf seinen Schultern hindurch. Nach vielen Mühseligkeiten erreichten sie endlich, weit entfernt von Lima, eine Höhe, von der weit hinaus in das Land sich ein gewaltiger Hochwald zog. Unten im Thale rauschte ein klarer Bach, an dessen Ufer ein Dorf der Peruaner im Schatten hoher Fruchtbäume lag. Sie standen auf der Höhe am Saume des Waldes und blickten in das freundliche Thal; und Halipa sah fragend und bittend in Las Casas Antlitz, worauf dieser, in Halipa's Seele lesend, also sprach: Hier ist gut seyn, Halipa, hier laß uns eine Hütte bauen. Da jauchzte der Peruaner laut auf vor Freude. Bleibt hier in des Waldes Dunkel, Vater, ich will hinab in das Dorf gehen, um meine Landsleute Euretwegen zu beruhigen, denn sonst werdet Ihr, bei dem Hasse, den das Volk gegen die Spanier nährt, nicht sicher seyn, sagte er. Und mit dem Wunsche, daß der Herr sein Werk fördern wolle, entließ er den Treuen, der eiligst

dem Dorfe zulief. Während dessen aber sank der Greis betend auf seine Knie, indem er sprach: Vater, der du mich bis hierher geleitet, mich errettet aus Lima's blutigen Mauern, gieb, daß ich hier dir einen Tempel baue und die Saat deines Sohnes streue auf einen guten Boden, auf daß er grüne und wachse zu deines Namens Ehre! —

Lange Zeit mußte er harren, bis endlich Halipa kam. Er brachte den Caziken des Ortes mit sich, der einen grünen Palmzweig, als Zeichen seiner friedlichen Gesinnung trug, und ihn Las Casas darbot. Ihr könnt Euch ihm anvertrauen, sagte Halipa. Er meint es ehrlich und gut; folget ihm, mein Vater. Er will Euch in seine Hütte nehmen, bis wir eine Hütte erbaut haben werden im Walde. Gerne folgte Las Casas, denn er sehnte sich wieder einmal an einem sichern Ort zu schlafen, wo nicht das Heer des Moskito's ihn quäle, und die Gefahr, von Vampyren oder Unzen, und den furchtbaren schwarzen Tygern getödtet zu werden, ihn nicht mehr umgäbe. Mit Herzlichkeit wurde er aufgenommen, und schon am Abend begann er durch Halipa's Dolmetschung den Grund des christlichen Glaubens zu legen, wo er willige und achtsame Hörer fand, obgleich doch viele Bewohner des Ortes ihn nicht ohne Mißtrauen in ihrer Mitte sahen, denn nur zu sehr hatte die Vergangenheit sie gelehrt, daß keinem Spanier zu trauen sey. Das Zusammenleben mit den Peruanern, die kleinen Kunstfertigkeiten, die er sie zu lehren wußte, die Mittel, die er gegen manche Krankheiten kannte, und die Leutseligkeit und Freundlichkeit, die er ihnen erwieß, gewannen bald dem edeln Las Casas alle

Herzen, und wie ihn der treue Halipa ehrte, so ehrten und liebten auch sie ihn.

Ohne alle Widerrede bauten sie selbst ihm eine geräumige Hütte unweit des Dorfes im lichteren Theil des Waldes, und daneben eine kleine Kapelle mit einem Altare, dem Gotte, der die Liebe ist, geweiht. Und hier in dieser abgeschiedenen Einsamkeit, fern von den Europäern, die so unwürdig dieses großherzige Volk behandelt, lebte er Tage frommer Beschauung und gesegneten Wirkens; und während in Lima Spanier- und Peruanerblut in Strömen floß, und der Bürgerkrieg, seit Gonzalez Pizarro aus Quito zurückgekehrt, wüthete, wohnte hier der Friede Gottes; und während dort Gonzalez und seine Anhänger Rache, blutige, unersättliche Rache an den Mördern seines Bruders nahm, verkündigte der fromme Diener des Herrn das Wort des Ewigen, und erleuchtete und erwärmte die Herzen der Peruaner. Der sichtbar glückliche Erfolg seiner Bemühungen schuf Las Casas zu einem Jünglinge um. Neue Kräfte, neues Leben fühlte er in sich. Begeistert von dem Gedanken, das erkorene Werkzeug in der Hand des Herrn zu dieses Volkes Erleuchtung zu seyn, gab ihm eine Freudigkeit, die ihn nie ermüden ließ. Und ebenso wuchs des Volkes Liebe zu ihm. Und Halipa, der Genosse seiner Einsamkeit, dessen rührende Liebe zu ihm Las Casas reines Glück erhöhete, war gleich ihm thätig zu seines Volkes Veredlung.

In gleichförmiger Stille und Ruhe flossen des Greises Tage dahin. Halipa besorgte den kleinen Haushalt mit pünktlicher Treue, und bot Alles auf, Las Casas edle Absicht zu befördern und dem Greise in den Stunden der Erholung Freude zu machen. Alle ihre Lebens-

bedürfnisse brachten die dankbaren Peruaner, und selten verging ein Tag, wo nicht Einer oder der Andere Grenadillen, Sapaten, Bataten oder andere köstliche Früchte brachte, um dem „Vater," wie sie Las Casas nannten, eine Freude zu bereiten. Oft machte Las Casas mit seinem treuen Halipa Wanderungen in die Wälder, um dort die köstliche Ananas zu suchen, die Peru hervorbringt. Eines Tages waren sie auch wieder mit den ersten Strahlen der Morgensonne hinausgewandert, und zwar nach einer Gegend der Anden hin, wo ihr Weg sie noch nicht hingeführt hatte. Die Luft war rein und heiter; noch lag die drückende Hitze nicht auf den Wäldern, und sanfte Kühle umwehte sie noch. Wundervolle Blumen blühten überall, herrliche Bäume erhoben ihre Wipfel hoch in die Lüfte, und schaarenweise wiegten sich die prächtigsten Papageyen auf ihren Aesten, und die zahmen Agami flogen zutraulich um sie. Las Casas fühlte sich ungemein wohl in dieser lieblichen Wildniß, und setzte sich auf einen großen Waldstein, sich ganz seinen Empfindungen zu überlassen, als plötzlich Halipa zu ihm zurückkam und erzählte, wie unweit von ihnen ein Knabe sitze, den er für einen Inka, für ein Kind der Sonne, wie sein Volk sie nenne, erkannt habe. Las Casas ging mit ihm. In dieser Gegend war keine Niederlassung; um so auffallender mußte die Erscheinung des Knaben seyn. Bald erblickte ihn auch Las Casas, und als er eine Weile ihn beobachtet hatte, sprach er zu Halipa: Der Knabe weint; er ist unglücklich, mein Sohn. Laß uns ihm helfen. — Sie gingen jetzt auf ihn zu. Der Knabe fuhr erschrocken bei ihrem Anblick auf und wollte fliehen; allein Halipa rief ihn freundlich an, und der Knabe blieb. Er schien 15 Jahre alt zu seyn, war

groß, schlank und weißer als die übrigen Peruaner. Auf seinem Gesichte, das man schön nennen konnte, lag der Ausdruck tiefer Trauer. — Was ist Dir, Kind der Sonne? fragte freundlich Halipa. Nenne mich Huaskar, erwiederte er, und sprich, was will der Spanier? Frieden Dir bringen, und Hülfe und Trost, versetzte Halipa, denn Du bist traurig und er ist gut und mild, und die Unsrigen lieben ihn wie einen Vater. Er sah Las Casas forschend an, und wendete sich dann wieder zu Halipa mit den Worten: Er sieht nicht aus, wie die Mörder meines Vaters Atahualpa. Ist er gut, so bitte ihn, daß er dem helfe, der mir ein zweiter Vater ist, mich rettete, mich erzog! Die Thränen rannen bei diesen Worten über seine Wangen, und traurig setzte er hinzu: er ist sehr krank! — Wo ist der Kranke? fragte Halipa; führe uns zu ihm, und so es noch möglich ist, wird er ihm helfen, denn er weiß wohl die Kranken zu heilen. Hierauf erklärte Halipa die Unterredung seinem Herrn, der sie nicht ganz verstanden hatte, indem er so ganz noch nicht der Sprache Meister war. Freundlich bot Las Casas dem Jüngling die Hand. Er führte sie durch ein verwachsenes Dickigt, zwischen hohen Felsen hindurch, bis sich plötzlich ein kleines Thal vor ihnen öffnete, wo eine Hütte neben einer plätschernden Quelle lag. Sie traten ein. Auf einer Matte lag ein Greis, ehrwürdigen Ansehens, aber manches Leiden schien diesen starken Körper getroffen und ihn so hinfällig gemacht zu haben. Sein matter Blick maß die Eintretenden. Huaskar, sagte er mit schwacher Stimme, was will der Spanier? Warum bringst Du ihn jetzt gerade, wo meine Augenblicke gezählt sind? Warum willst Du mich quälen in den letzten Augenblicken meines Lebens? — Den

Vorwurf mir nicht, Vater! flehte Huaskar; glaube mir, er will Dich heilen, daß Du noch nicht zu den Göttern gehest; er ist ein Bote des Friedens, so sagte dieser Peruaner! — Bote des Friedens? rief, alle Kräfte krampfhaft anstrengend, der Sterbende; kein Spanier will Frieden — nur Raub und Mord. Sie haben mir Alles genommen, Weib und Kind, Ehre und Haabe, meine Heimath und Alles, was mir lieb war; Fluch ihnen ewig! — Gott! schrie in diesem Augenblicke Halipa, das ist mein Vater! Er stürzte zu dem Lager hin, er kniete vor dem Greise. Vater, mein Vater! rief er, o stirb nicht, jetzt, wo ich Dich wiederfinde! — Großer Gott! seine Hand wird kalt! Vater, Vater, sieh mich nur noch einmal an, ehe Du stirbst! — Der Greis richtete sich noch einmal auf und blickte starr auf ihn. Halipa, sprach er matt, bist Du's, mein verlorner Sohn? — Ich bins, mein Vater, mein theurer Vater! o segne mich! Der Greis legte die Hand auf seine Stirne und bewegte leise die Lippen; dann sprach er: Sey Huaskars Bruder — er ist das letzte Kind der Sonne *), Peru's rechtmäßiger Inka! Hasse die Spanier und räche an ihnen unser Elend — Segen Euch — Fluch ihnen! — Die letzten Worte hatte er unter konvulsivischen Zuckungen ausgesprochen; nun sank er auf das Lager zurück und war eine Leiche.

Sprachlos und starr hatte Las Casas bei dieser Scene gestanden. Wie ein Dolch fuhr des Sterbenden Rede ihm durch's Herz. Nun trat er zu der Leiche, in seinem Innersten erschüttert, und drückte die starren Augen zu. Er faltete die Hände über der Brust und wandte

*) So nannten die Peruaner ihre Fürsten, ihre Inka's.

sich dann zu Halipa und Huaskar, die in stummem Schmerze noch auf ihren Knien lagen. Friede sey mit Dir, mein Sohn, sagte er, Halipa's Hand fassend. Finden und verlieren ist der Erde Loos! — Mein Vater, mein Vater! klagte Halipa. Blicke hinauf, mein Sohn, fuhr gerührt der Greis fort, dort siehst Du ihn wieder, war er edel und gut. Er zog ihn an seine Brust und küßte ihn auf die Stirne. Nanntest Du mich nicht Vater, ehe du den Geschiedenen fandest? fragte er sanft. Nenne mich wieder so; sey mein Sohn, wie ich Dein Vater seyn will! Da sank Halipa an seine Brust; dann ging er wankend zu Huaskar, der, einer Bildsäule gleich, da stand, faßte seine Hand und nannte ihn „Bruder." Da schien es, als erwache er aus einer Starrsucht, und auch er fiel um Halipa's Hals. Sey mein Bruder, Fremdling, rief er aus; nimm Dich des Verwaisten an! Halipa umarmte ihn; dann führte er ihn zu Las Casas. Sey auch sein Vater! bat er; und Las Casas zog Huaskar zu sich und nannte ihn Sohn, und sein Gesicht war verklärt wie das eines Heiligen. Der Schmerz Huaskar's und Halipa's, der seinem Vater früh entrissen worden war und ihn längst als todt betrauert, und nun so plötzlich ihn wieder erkannte, um ihn jetzt erst ganz zu verlieren, war groß und dauernd. Las Casas überließ sie gerne sich selbst, bis der Leichnam in das Grab gesenkt war, das Las Casas selbst mit zitternder Hand graben half; dann bat er sie, den Ort zu verlassen, wo so schmerzliche Erinnerung sie überall begleite. Es kostete ihn viele Mühe, Huaskar'n zu vermögen, daß er seine stille Hütte verließ, wo er erzogen worden war. Doch gab er endlich nach, als Halipa selbst in ihn zu dringen anfing, und so kehrten sie zur stillen Hütte zu-

rück, von der Halipa so fröhlich geschieden war, die er jetzt so kummervoll wieder sah.

Allgemein war die Freude der Peruaner, als sie vernahmen, daß Las Casas, dessen Verschwinden sie tief betrübt hatte, wieder heimgekehrt sey. Alle kamen, ihn zu sehen und ihm ihre Freude zu verkündigen, und ihm zu sagen, wie sehr sie bestürzt gewesen, als er und Halipa so plötzlich, so spurlos verschwunden seyen. Alle erstaunten, in Huaskar einen Inka zu finden, da sich längst die Sage unter dem Volke verbreitet hatte, sie seyen alle von Pizarro ermordet worden.

Und die alte Ordnung, die alte Stille, aber nicht die alte Heiterkeit kehrte wieder in der Hütte ein, denn Halipa und Huaskar waren beide zu tief gebeugt von ihrem Schmerze; doch der Trost der Christusreligion gab Frieden Halipa's Seele, und auch Huaskar lernte ihn bald kennen und seine Gotteskraft empfinden. Bei ihm, dem unverdorbenen Kinde der Natur, bei dem sie noch nicht festgewurzelt hatten, die Irrthümer seiner Volksreligion, fand nun der edle Las Casas ein neues Feld seiner Thätigkeit. Aber dennoch, obgleich Huaskar's offene Seele jedes Saamenkorn kräftig aufnahm, stand ein gewaltiges Hinderniß Las Casas entgegen — der tief eingewurzelte, von seinem Pflegevater lang genährte Haß gegen die Spanier. — Aber die Liebe schmolz endlich die Eisrinde des Hasses, die um des Jünglings Herz lag, und die Sonne der Gnade erleuchtete und erwärmte auch ihn. Die Stunden des Unterrichts, des Gebets, sie waren die seligsten für den Greis. Oft saßen sie alle Dreie im Scheine der, hinter die Anden hinabsinkenden Abendsonne, und sprachen vom ewigen Leben, vom freudigen Wiedersehen im Reiche des Vaters

der Liebe, und stiller Friede senkte sich in ihre Seelen, und sie fielen nieder im innigsten Gebete. — Obgleich bis hierher die Religionslehre der Hauptgegenstand der Unterrichtsstunden Huaskar's gewesen war, so begann doch jetzt Las Casas, der selbst einst auf Salamanca's Hochschule den Wissenschaften und vor allem der Rechtskenntniß obgelegen, später aber aus eigenem, innerem Triebe Profeß gethan hatte, wahrzunehmen, der helle Geist des Jünglings verlange und erheische auch noch andere Nahrung, und es sey Sünde, solche Anlagen, wie Huaskar's, unentwickelt zu lassen. Recht froh, wieder einen neuen Kreis nützlicher Thätigkeit sich eröffnet zu haben, begann Las Casas des Jünglings Unterricht spielend, und siehe, er schritt muthig und kräftig voran, und der Greis mußte rüstiger vorschreiten, um aus dem Borne des Wissens den Durst des lebhaften Geistes zu stillen. Öfters nahm Halipa Antheil an dem Unterrichte — aber bald wurde es ihm zu viel und zu schwer, und freiwillig ließ er Huaskar allein auf der neuen Bahn, auf der er ohnedem dem Wißbegierigen nicht folgen konnte. Auf diese Weise ging eine geraume Reihe von Tagen, Wochen und Monden herum, ohne daß sich die drei Einsiedler um die Aussenwelt bekümmerten, und sie wähnten, in Lima sey Ruhe und Frieden; aber wie schrecklich wurden sie aufgerissen aus dieser Ruhe durch die Nachricht, daß mordend, sengend und brennend und goldgierig, wie nach Beute das hungrige Raubthier, hordenweise die Spanier, auf Gonzalez Pizarro's Befehl, Peru durchzogen und Gräuel übten, vor denen die Menschheit schaudere.

Am Nachmittage desselben Tages, wo Halipa weit südwärts in der Richtung gegen Lima zu in die Wäl-

der gegangen war, um kühlende und erquickende Baumfrüchte zu lesen, wurde er plötzlich durch mehrere Spanier überrascht, die ihn rücklings anfielen und ihn anriefen: Gold, heidnischer Hund, oder wir hängen Dich an dem nächsten Baume auf! — Das werdet ihr nicht thun — antwortete spanisch Halipa den verblüfften Räubern und kehrte sich zu ihnen. Diese fuhren zurück und riefen: Halipa, wie kommst Du hierher? Halipa erzählte es ihnen und sprach von Las Casas. Aha, entgegneten sie, das ist der Freund Pizarro's! Nun, wir wollen das Dorf schonen. Sie gingen hierauf zurück. Halipa eilte, so sehr er konnte, seinem väterlichen Freunde und Herrn die Kunde von der drohenden, aber glücklich abgewendeten Gefahr zu bringen. Doch wie erschrack er, als er das Dorf in Flammen, die Einwohner im ungleichen, blutigen Kampfe mit den Spaniern fand. Entsetzt wendete er sich zur Hütte. Sie war leer und verrieth deutlich die Spuren der Beraubung. Das würde ihn weniger entsetzt haben; allein große Flecken frischen Blutes entdeckte er am Boden. Großer Gott! rief er jetzt verzweifelnd aus, das ist sein Blut! Er lief durch den Wald, Las Casas Namen rufend — aber nur das Echo antwortete. Angst und Wuth ergriffen jetzt gleich mächtig seine Seele. Mit Blitzesschnelle eilte er dem Dorfe zu, wo der Kampf der Verzweiflung mörderisch wüthete; aber jetzt grade wichen die Peruaner und flohen in die Gebirge, und die Masse riß ihn mit sich fort. Wo ist der Vater? fragte der niedergebeugte Halipa die Jammernden, deren theuere Angehörigen ermordet, deren Hütten verbrannt, deren Habe geraubt war. Aber sie wußtens nicht. Nur das konnten sie sagen, daß der Edle sich den Raubmördern entgegengestellt, ihnen das Ab-

scheuliche ihres Thuns vorgehalten, sie um Schonung angefleht, sie an die ewige Vergeltung erinnert, und als Antwort einen Schuß erhalten hatte, der ihn niedergestreckt.

Die Spanier hatten Alles, was in ihren Augen Werth hatte, selbst Las Casas heilige Gefäße von dem Altare, mit sich genommen, und waren wieder das Thal hinabgezogen, ihren teuflischen Weg weiter zu verfolgen. Die Einwohner mit Halipa kehrten auf die rauchenden Trümmer ihres einst so harmlos glücklichen Wohnplatzes zurück, um ihre Todten zu beerdigen. Man räumte den Schutt weg, man zog die verstümmelten Leichname der unglücklichen Opfer der teuflischen Barbaren hervor, — aber Las Casas fand man nicht. Und als das traurige Werk verrichtet war, schwuren sie Rache an den Spaniern auf den Trümmern ihres Glückes, und zogen alle weiter hinauf auf die freien Berge, wo der Spanier Hab- und Mordsucht sie nicht verfolgen konnte, und bildeten den ersten Stamm jener freien Horden, die, unerbittliche Feinde ihrer Unterdrücker, noch Jahrhunderte hindurch ihre Freiheit behaupteten, und einen wüthenden Vertilgungskrieg gegen die Ansiedelungen der Spanier führten. — —

In der, von himmelhohen Felsen umschlossenen Hütte, wo einst Las Casas und Halipa ihren Huaskar gefunden, auf eben dem Lager, auf welchem Halipa's Vater den letzten Fluch gegen Peru's Henker ausgestoßen, und dann das Auge im Tode geschlossen hatte — lag jetzt Las Casas in einem heftigen Wundfieber, irre redend, und an seiner Seite kniete Huaskar. Des Jünglings Herz war zwiefach zerrissen, durch seines Volkes namenloses Elend und seines Pflegevaters Mißgeschick. Ach, seufzte er,

soll ich noch einmal einen geliebten Vater verlieren, wie es schon zweimal mein trauriges Loos war? — Doch es war ihm, als könne Gott ihn nicht verlassen, als werde Las Casas leben und gesunden. Das ist die Frucht des innigen Glaubens an den Weltenvater, daß er der Seele Frieden giebt unter allen äussern Stürmen! Dein Glauben hat Dir geholfen! sprach einst der Heiland zu dem Leidenden. Auch Huaskar hatte er geholfen. Bald schwand der Fiebertraum von Las Casas, und erwachend sah er Huaskar an seinem Lager knieen, und die Verklärung auf seinen Zügen sagte ihm, was des Jünglings Seele bewege. Da sprang der Jüngling frohlockend auf. Dank Dir, Allgütiger! rief er; du hast mein Gebet erhöret! Ein Trost bleibt doch immer dem leidenden Herzen, sprach Las Casas, und zog ihn an seine Brust, ihm den Segenskuß auf die Stirne drückend. Gott, ich danke dir für diesen! — Seine Seele war erhoben, und diese Erhebung wirkte kräftigend zurück auf den Körper. Er sandte den Jüngling heilsame Kräuter zu suchen, und als er zurückkehrte, wusch Huaskar seine Seitenwunde aus, verband sie und legte die Kräuter darauf. Alsbald sank der Greis in einen erquickenden Schlaf. — In dem Treffen hatte Huaskar, der seinem Pflegevater nachgeeilt war, in den Reihen seiner Landsleute gefochten, und so Las Casas blutend gefunden, den er schnell auf seine Schultern lud und hierher trug, was ihm, ohne verfolgt zu werden, glücklich gelang. So sehr auch die Liebe zu seinem Volke ihn trieb, wieder in die Reihen der Streitenden zurückzukehren, die Liebe zu dem edeln Manne, der ihm Alles geworden war, fesselte ihn stärker, und er blieb zu seiner Rettung.

Langsam genaß Las Casas durch Huaskar's treue Pflege von seiner Wunde. Innigst trauerten beide um den treuen Halipa, den sie für todt hielten.

Als aber nun Las Casas genesen war, als er wieder die Kraft fühlte, die Strapazen einer Reise zu unternehmen und zu ertragen, da sagte er eines Tages, wo Huaskar von den Gräuelthaten der Spanier sprach, mit tiefer Empörung: Länger kann ich selbst dieser Menschen schändliches Thun nicht ertragen; darum will ich diesen Welttheil verlassen und nach Spanien gehen, um vor des Kaisers geheiligter Majestät kund zu thun diese Gräuel, und um Hülfe zu bitten. Ihr Peru verlassen? fragte erbleichend Huaskar; was soll dann aus mir werden? — Du gehst mit mir nach Spanien, erwirbst Dir dort nützliche Kenntnisse, und kehrst einst nach Peru zurück zu Deines Volkes Heil! Ich kann nicht mit nach Spanien gehen; Peru, mein Vaterland, kann ich nicht verlassen, um es mit dem Lande zu vertauschen, das den Auswurf der Menschheit umfaßt! Du sprichst mir ein hartes Urtheil, sprach sanft verweisend Las Casas. Euch? fuhr rasch der Jüngling auf. Hast Du vergessen, Huaskar, daß ich ein Spanier bin? — Da röthete eine edle Schaam des Jünglings Wangen, unwillig sprach er: Vergebt, guter Vater, daß ich Euch gekränkt; nicht Euch galt's. O, Ihr seyd ja gut, wie die Engel des Himmels sind, die Ihr mich kennen lehrtet. Und viele Tausende, sagte sanft Las Casas, sind gut in Spanien. Urtheile nicht wieder also, mein Sohn. Des Christen Pflicht ist, milde zu urtheilen über seine Brüder, ja den selbst zu segnen, der seiner flucht, und dem wohlzuthun, der ihn verfolgt. Kannst Du Jesu gleichen, ohne diese Liebe? — Nein, mein Vater, rief Huaskar,

in seine Arme eilend. O, vergebt es mir! Ich will nicht wieder verdammen, sondern segnen wie Jesus! — So nur gefällst Du mir, Huaskar, fuhr der Greis fort, und nun hoffe ich, wirst Du einstimmen, mit mir nach Spanien zu reisen? — Und Huaskar's Antwort war: Es wird mir schwer werden — aber ich will, weil Ihr es wollet! —

II.

Es war acht Wochen später, als das Kriegsschiff „Isabella" im Angesichte von Lima unter dem Donner seiner Scheidegrüße aus dem Munde seiner metallenen Beschützer und den antwortenden Feldschlangen von dem Fort, welches Gonzalez Pizarro angelegt zum Schutze der Stadt und seiner selbst, die Anker lichtete und stolz den Strom hinabglitt. Auf ihm befand sich Las Casas mit Huaskar, der bebend bei dem Donner der Feldstücke und Falconets, und der schaukelnden Bewegung des Schiffes, in seines Pflegevaters Armen lag, der ihm die Ursache und Wirkung erklärte. Und oben auf dem Verdecke standen sie eben, als Peru's Küste sich verlor am Horizont. Fest war Huaskar's Blick darauf gerichtet. Jetzt war sie noch sichtbar — jetzt schien sie mit den Bergen nur noch ein Nebelstreif — jetzt hatten sich die Wolken des Himmels auf sie gesenkt, und sie war verschwunden. — Noch einmal blickte Huaskar hin, zwei große Thränen perlten aus seinen Augen — er wandte sich rasch zu Las Casas, fiel an seine Brust und rief erschüttert: Jetzt bin ich ganz Euer, denn jetzt habe ich auch keine Heimath mehr — dort — dort ist Peru eben in's Meer gesunken! Da drückte ihn der Greis inniger an seine Brust und sprach leise: Meine

Liebe soll Dir ersetzen, was Du auf kurze Zeit verlorst, um es glücklicher wiederzusehen! — Bald zerstreuten den Jüngling die neuen Gegenstände, und Las Casas hatte alle Mühe, ihm Alles zu erklären, denn seine Wißbegierde kannte keine Gränzen, und ruhte nicht, so lange nur noch ein Punkt unklar war. Aber sein heller Geist begriff schnell und leicht und hielt Alles fest. Doch wenn wieder am Horizont eine Küste aufdämmerte, so war seine erste Frage: Ist das Peru? Und betrübt wandte er sich immer wieder ab, wenn man kopfschüttelnd den Namen nannte.

Nach einer glücklichen Fahrt lief endlich das Schiff in Cadiz ein. Da ging für Huaskar eine neue Welt auf; was er sah, war neu, und wo er hinblickte, da stellte sich Niegesehenes ihm dar, und sein Blick starrte es an, seine Hände befühlten es, und seine kindliche Neugier und Bewunderung war unerschöpflich. Las Casas ließ ihr vollen Spielraum, verweilte überall mit ihm, bis endlich auch sie durch die Gewohnheit mehr und mehr abgestumpft und gesättigt wurde. Aber am meisten zogen ihn die Kirchen an. Das Herrliche der Bauart, der erhebende Gesang — Alles ergriff sein Gemüth gewaltig, und oft warf er sich, besonders dann, wenn ihn Jemand freundlich behandelt hatte, oft warf er sich an seines Vaters Brust und klagte sich des Unrechts an, das er Spanien gethan; dann aber fragte er wohl: Warum aber sendet Ihr uns die Verworfensten Eures Volkes? Und Las Casas hatte unendliche Mühe, ihm die Verhältnisse zu entwickeln, weil er nicht begreifen konnte, daß nicht auch eben so gut edle Menschen hätten nach Peru auswandern können. So lange Las Casas in Cadiz verweilte, war der junge Inka der Gegen-

stand der Neugier und Bewunderung; denn man fand ihn gar nicht so dunkel, als man sich seine Farbe gedacht; man fand seine Gestalt edel, seine Gesichtsbildung schön und voll männlicher Würde, seine Freimüthigkeit allerliebst, seine Sitten keineswegs so rauh und wild, als man gedacht, und eher abgeschliffen und mild. Ueberall umdrängte ihn das Volk, wo er sich blicken ließ, so daß es endlich Huaskar'n unangenehm wurde, und er Las Casas bat, Cadiz zu verlassen. Es geschah. Nach mehreren Tagen erreichten sie Sevilla und das Kloster, wo Las Casas einst gelebt. Die Aufnahme war herzlich und für Huaskar rührend, da er überall den Mann, den er so innig liebte, so hoch verehrte, geliebt und geehrt sah. Hier erblickte er das Leben von einer neuen Seite, aber von der ärmsten, traurigsten. Neue Fragen, neue Beantwortungen, neue Zweifel — neue Lösung. Aber obgleich der thätige, lebendige Geist des Jünglings am wenigsten in Klostermauern zu taugen schien, das ernste, stille, beschauliche, und nur die Wissenschaften übende Leben, wie es die Jünger Benedikts führten, das war für ihn das Thor zum Heiligthum, und mit Freude unterrichteten ihn die Mönche. Las Casas aber, der seinen Pflegling in guten Händen wußte, gedachte an Ernsteres, Heiligeres. Ihm stand das Elend, das zermalmend auf Peru's Eingebornen lastete, in allen seinen Schrecken vor der Seele. Und er hielt das schreckliche Gespenst fest vor seinem innern Blicke, auf daß es ihn reize und treibe, desto treuer, desto wahrer, aber auch desto entsetzlicher, das Bild jenes unglücklichen Volkes und seiner Quäler darzustellen, und es dann auch das Herz des Königs rühre und ihn treibe, zu helfen, wo ihm allein Hülfe möglich war.

Die Schrift war vollendet. Das Pergament enthielt Alles, was aus einer edlen Seele über solche Thaten kommen konnte, und nun sollte das lebendige Wort nachhelfen, wo des todten Buchstabens Macht endete. So dachte es Las Casas, und mit diesen Vorstellungen verließ er das Kloster und Sevilla, indem er den trauernden Huaskar bei seinen neuen Freunden ließ. Glücklicher als es nur immer sein kühnster Wunsch gewesen, war der Edle am Hofe. Sein Name machte ihm Bahn, denn sein Vater war einst Gouverneur von Domingo gewesen, und hatte den Ruf eines treuen Dieners für sich gehabt. Vor Las Casas aber war schon die Fama hergegangen, und hatte dem Hofe die Kunde gebracht. Er erschien nicht unerwartet.

In der Mitte seiner Räthe saß auf einem goldenen Thronsessel der Monarch, von Glanz und Pracht umgeben, wie es ziemen mochte dem reichsten und gewaltigsten unter den Fürsten Europa's, voller Erwartung, was wohl der Mönch bringen würde, der Jahrelang in Peru gelebt, und dennoch arm zurückgekehrt sey aus dem Lande, wo Pluto seinen goldenen Thron hatte. Die Flügelthüren gingen auf und herein trat im einfachen härenen Gewande Las Casas. Tief beugte er sich, sprechend den spanischen gewöhnlichen Gruß: Lange lebe der König, mein Herr! Und gnädig winkte der Monarch, dem das graue Haupt, der ehrwürdige weiße Bart, das ganze Ehrfurcht gebietende Aeussere des Mannes imponirte, näher zu treten, und ehrerbietig überreichte Las Casas seine Pergamentrolle, also redend: Nicht Gold und Silber, wohl aber was mehr ist als Gold und Silber, bringe ich aus Peru, und lege es zu Euer Majestät Füßen — die Wahrheit! — Da bist Du

rief der Kaiser, bleibe hier, daß ich Dich sprechen kann, wenn ich meine Ruhe wieder gewonnen habe! — Las Casas ging, und selbst die Granden mußten sich entfernen, und lange Zeit blieb der Kaiser allein mit sich selbst. Einige Stunden später wurde Las Casas wieder gerufen in das kaiserliche Kabinet, und dort war es, wo der Kaiser genauer sich berichten ließ über Alles, und Las Casas von Neuem seine grausenhafte Schilderung entwarf. Lange hörte ihm der Kaiser zu, und als er endlich geendet hatte, sagte er: du bist ein edler Mensch, bitte Dir von mir, was Dein Herz wünschet! — Las Casas dankte innigst. Meine Tage sind gezählt, sagte er; Ehre suche ich nicht, als nur bei Gott, Reichthümer mag ich nicht — aber dennoch habe ich ein Anliegen. — — So sprich es kühn aus! rief der Kaiser. — Ich bin so glücklich gewesen, hob Las Casas an, den letzten Sprößling der Inca's von Peru, den letzten und jüngsten Sohn des unglücklichen Atahualpa zu retten, und ihn zu Christo zu bekehren. Er ist ein guter Mensch, reich an Talenten. Ich habe ihn mit mir nach Spanien gebracht, um ihn hier auszubilden, und dann nach Peru zurückzubringen — aber die Mittel fehlen mir, in Salamanca ihn zu erhalten. — Gottlob, rief jetzt hastig der Kaiser, gottlob! daß ich Gelegenheit finde, an ihm ein so schreckliches Unrecht zu vergüten. In königlichem Pracht soll er in Salamanca leben! — Vergebt mir, gnädigster Herr, bat Las Casas, wenn ich das nicht wünsche. Seine Seele verschmäht den Prunk, und sie, die die ewigen Güter kennen, schätzen und lieben gelernt hat, soll nicht durch äußere Pracht auf das Irdische gelenkt werden. Dein Wille geschehe, sprach der Kaiser. Ich erlaube Dir, Dich unmittelbar an mich in allen

Deinen Angelegenheiten zu wenden. Aber sehen möchte ich den Sprößling jenes gemißhandelten Herrscherstammes doch! Las Casas sagte das zu, und in Gnaden und Hulden entließ ihn der Kaiser. — Er eilte nach Sevilla, um Huaskar zu holen, der ungern sein Kloster verließ, wo ihm so vieles schon klar geworden war, was früher wie ein Nebelbild vor seiner Seele gestanden hatte. Als er von dem Kaiser kam, der ihm gelobt hatte, den Gräueln Einhalt zu thun, da war seine Seele begeistert von der Huld des Gewaltigen, und dankbar warf er sich an Las Casas Brust, abermals abbittend die Unbill, die er durch sein Urtheil den Spaniern zugefügt, denn er erkannte jetzt, daß gute Menschen in Spanien lebten, wie in Peru.

Mit Huaskar reiste jetzt Las Casas nach Salamanca ab. Er lebte von nun an, wo das heiligste Geschäft seines Lebens vollbracht war, nur für den Jüngling. Seinen Unterricht, seine Studien leitete er mit väterlicher Sorgfalt, und die Freigebigkeit des Kaisers ließ es an nichts fehlen, was den hellen Geist Huaskar's bilden konnte. Mit Riesenschritten eilte Huaskar auf der Bahn menschlichen Wissens fort. Täglich erweiterte sich sein Gesichtskreis, täglich thaten sich ihm nie geahnete Fernen auf, täglich stieg er tiefer hinab in die Schachte der Wissenschaft.

So lebte er ein Jahr, und der Jüngling war in diesem Jahre an Erkenntniß und innerer Charakterfestigkeit zum Manne herangereift. Um diese Zeit war es, wo Las Casas, von dem Wunsche des Kaisers bestimmt, mit Huaskar nach Madrid ging. Höchst ehrenvoll war ihre Aufnahme. Halbe Tage hindurch war Las Casas im Innern des kaiserlichen Kabinets mit dem Kaiser

allein, dessen vollstes Vertrauen er genoß. Aber nichts verlautete von dem, was dort insgeheim beschlossen wurde. Nur das Eine sagte einst Las Casas zu Huaskar: der Kaiser hat sein Wort herrlich gelöset; ein neues Gesetz ist für dein armes Vaterland entworfen, und Gesetzlichkeit und Ordnung wird ihm das verlorne Glück wieder geben. Wir selbst aber kehren bald nach Peru zurück, mit edeln Männern, in deren Hand der Kaiser Peru's Glück mit vollem Vertrauen legte. Da leuchtete des Jünglings Angesicht. Das thatet Ihr, mein Vater, sprach er gerührt, Ihr, dessen Verdienste mein Volk nicht kennt; aber der Gott, den Ihr mich kennen und lieben lehret, der Gott wird Euch vergelten Eure Thaten ewiglich!

Noch weilten sie einige Zeit in Madrid. Eines Tages begab es sich, daß der Kaiser ein großes Stiergefecht veranstaltete. Eine unzählige Masse von Zuschauern hatte sich auf dem großen freien Platze vor dem Schlosse versammelt, um das Lieblingsschauspiel der Nation nicht zu verlieren. Rings um den Circus erhoben sich amphitheatralisch die Sitze für die Granden Spaniens und den niedern Adel, absonderlich aber für die Frauen, deren liebliche Reihen hier im vollen Glanze ihrer, durch Schmuck erhöhten, Reize den Blicken der Beschauer sich darboten. Auch Huaskar stand auf einer jener Tribünen, und ragte mit seiner Heldengestalt über alle hinaus, und beinahe ausschließlich ruhten die Blicke auf seinen schönen Zügen. Den Blicken der Frauen entging der schöne, fremde Jüngling nicht; nur Huaskar bemerkte das nicht. Andere Vorstellungen belebten sein Inneres. Allgemach füllten sich die Sitze, wogender wurde die Volksmenge, glänzender die Tribunen. Jetzt

erscholl die rauschende Musik, und das erste stolze Thier stürzte hervor mit unbegreiflicher Wuth, rannte einigemal im Kreise herum, bis sich endlich der Kämpfer ihm entgegenstellte, hoch stolzirend auf einem prächtigen Andalusier. Die mit Bändern geschmückten Pfeile flogen auf das wüthende, vom Schmerz noch mehr gereizte Thier; eine unglückliche Wendung des Pferdes, und in dessen Eingeweiden bohrte das Horn des gewaltigen Thieres. Noch einigemal wiederholte sich der empörende Auftritt, bis endlich der Matador dem Stiere seinen Degen in das Genick stieß, und es, die gewaltigen Glieder streckend, todt dahin sank. Lautes Beifallklatschen von tausend Händen, die wehenden Tücher der Frauen, das einstimmige Bravo lohnte dem Künstler im Mordhandwerke — und ein anderer Stier schoß hervor. Huaskar stand, wie Alle, an der Brustlehne. Aber der Anblick solcher Grausamkeit empörte ihn. Er blickte zornig um sich, und vor allem auf die Frauen, deren unnatürliche Empfindungen ihn tief verletzten. Ach, seufzte er in sich hinein, welch' ein Vergnügen für den Christen! Der Gerechte, sagte oft mein Vater, erbarmet sich auch seines Viehes! Aber hier ist Marter eine Augenweide und Quälen eine Ergötzlichkeit. Unwillig setzte er sich nieder und stützte seinen Kopf in die Hand, um nicht wieder dieß empörende Schauspiel sehen zu müssen, da wegen der Menge an Entfernung nicht zu denken war. Ein Schrei des Entsetzens, der neben ihm ausgestoßen wurde, weckte ihn aus seinem Hinbrüten. Er sah zuerst in den Kreis — da wurde eben ein blühender Jüngling, schwer verwundet von dem Stier, den seine Lanze verfehlt hatte, hinweggebracht. Jetzt wandte sich sein Blick dahin, woher der Schrei des Entsetzens kam, und an der Seite

einer ehrwürdigen Matrone saß ein Mädchen von ungemeiner Schönheit, deren feuchtes Auge mit dem seinen zusammentraf. Huaskar fühlte eine wunderbare Regung in seinem Innern bei ihrem Anblick. Er konnte seine Blicke nicht von der Lieblichen abwenden. Jetzt flüsterte sie ihrer Nachbarin zu: Laßt uns weggehen von diesem empörenden Schauspiel! — Es ist unmöglich, Elvira, entgegnete diese, die Menschenmenge ist zu groß. — Huaskar fühlte sich gedrungen, ihr seinen Beistand anzubieten. Ihr fühlt wie ich, holde Jungfrau, hob er sanft an; auch ich mag nicht länger Zeuge eines Schauspiels seyn, das für den Menschen und den Christen gleich entwürdigend ist! Darf ich Euch meine Hülfe anbieten? — Hoch erröthend blickte ihn das Mädchen an. Ihr habt Recht, Sennor, sagte sie mit einer Stimme, deren süßer Wohllaut in des Jünglings Herz drang; aber meine Mutter hat weislich gethan, mich auf die Menge aufmerksam zu machen. Es würde Anstoß geben, wenn ich mich vor dem Ende entfernte. Und wird das noch lange dauern, Sennora? fragte der Jüngling. Ich fürchte, erwiederte sie leise, daß noch mehrere Stunden hingehen werden, ehe die Schaulust gebüßt ist. Dann wird das bessere Gefühl noch lange diese Folter ertragen müssen, fuhr Huaskar fort, denn das ist sie mir, und gewiß auch Euch! Ich hatte nicht gedacht, daß man in Spanien solche grause und unmenschliche Freude lieb haben könne! In Spanien? fragte die Jungfrau; Ihr seyd kein Spanier? und doch redet Ihr unsere Sprache wie ein Castilianer! Ich bin aus Peru! versetzte er, und erst seit anderthalb Jahren in Spanien. Jetzt starrte ihn das Mädchen ungläubig an, und dennoch lag in diesem Anstarren der Ausdruck eines innigen Wohlgefal-

lens, gemischt mit einer unschuldigen Neugier, an der das Wohlgefallen viel Antheil hatte. So seyd Ihr wohl der junge Inca Huaskar? fragte sie mit der, den Spanierinnen eigenthümlichen, so liebenswürdigen Freimüthigkeit. — Wenn Ihr meinen Namen kennt, darf ich bloß bejahen — erwiederte Huaskar. Jetzt ruhte lange Ihr freundlicher Blick auf ihm, und eben wollte sie weiter reden, als die Mutter sie anstieß und ihr sagte, daß ihr Gespräch mit dem Fremden bereits viele Augen auf sie gezogen habe. Sie erschrack. Vergebt, Sennor, flüsterte sie, wir dürfen nicht weiter reden, ohne Anstoß zu geben. Ihren Schleier zog sie jetzt dicht über das liebliche Gesicht, und entzog dem Jüngling den Anblick eines Engelbildes, dessen Züge sich bereits tief in sein Herz geprägt hatten.

Die Sitte ehrend, schwieg Huaskar; aber konnte er seine Blicke fesseln? Konnte er dem Herzen gebieten, das der Jungfrau entgegen schlug? Sein Auge ruhte auf ihr, und die schwarzen, lichtvollen, klaren, sprechenden Augen des Mädchens begegneten den seinigen unter dem Schleier. Jetzt hatte das Mordspiel ein Ende. Die Menge verlor sich. Die Vornehmen, welche auf den Tribunen saßen, erhoben sich — auch Elvira. Werde ich Euch wiedersehen, Sennora? fragte, sich seiner unbewußt, der Jüngling. Vielleicht! lispelte sie. Lebt wohl, Sennor! und schon drängte Alles die Stufen herab. Er verlor sie im Gedränge. Mochte er auch hin und her eilen, die Jungfrau wieder zu finden — umsonst — er fand sie nicht, und ging mit einem süssen, wehmüthigen Gefühle seiner Wohnung zu, wo ihn Las Casas mit der Frage empfing, wie ihm das Stiergefecht gefallen habe? Sein Urtheil war bald abgegeben.

Nicht ungerne hörte das Las Casas. Was Du sagst, mein Sohn, das haben längst die Bessern unseres Volkes gefühlt, die darum auch jenes Schauspiel meiden. Die Bessern meiden es? also nur der unedlere Theil fände Unterhaltung dabei? fragte erglühend Huaskar. Nein, mein Vater, da irret Ihr sehr. Ich möchte Euch schwören, daß heute von den reinsten und edelsten Menschen bei dem Stiergefechte waren! Ob sie aber Freude daran fanden, das ist eine andere Frage! Las Casas sah ihn groß an. Magst auch wohl Recht haben, Huaskar — aber mein Urtheil ist im Allgemeinen eben so richtig. Frage nur Dein eigenes Gefühl! — Gut, fiel Huaskar ein; ich bin übrigens der festen Gewißheit, daß die, die ich meine, eben so dachten und fühlten wie ich, und sich gewiß eben so gut wegwünschten wie ich, ohne die Möglichkeit, den Wunsch zu erfüllen, zu haben. Las Casas brach ab, denn mancherlei hatte er noch zu beschicken, indem die Zeit ihrer Rückkehr immer näher kam, wie er jetzt Huaskar zu bedenken gab. Zu jeder andern Zeit würde die Nachricht den Jüngling mit überschwenglicher Freude erfüllt haben, sein Vaterland nach so langer Trennung wiederzusehen; jetzt aber empfing er diese Nachricht mit einer innern Unruhe, mit einem Widerwillen, den er sich selbst zum Vorwurfe machte. Seit dem Zeitraume weniger Stunden war Spanien ihm unaussprechlich theuer geworden, denn es umschloß ein Wesen, das seinem Herzen mehr galt als eine Welt. Und doch — sah er sie je wieder? Jenes leise ausgehauchte: Vielleicht! klang wie die Stimme eines Orakels, und in seinem Innern sprach eine Stimme die Gewißheit aus, es werde der Wunsch ihm erfüllt werden. Aber dennoch wagte er kaum, den Wunsch zu

hegen, da seine Rückkehr in das Land der Heimath so nahe war. Er durchstreifte die Straßen Madrids und sah nach jedem Fenster, jedem Balkon. Manchem freundlichen Auge, mancher lächelnden Miene begegnete sein forschender Blick, doch Elviren nicht, die er suchte. Müde und abgespannt, düster und mißmuthig kehrte er oft spat zurück. Keine Arbeit hatte Reiz für ihn, und in seiner Wohnung wurde es ihm zu enge. Die Veränderung, die mit dem Jüngling vorgegangen, war zu sichtbar, als daß sie hätte Las Casas verborgen bleiben können. Es war in den letzten Tagen ihrer Anwesenheit in Madrid, als wieder von solch' einer fruchtlosen Wanderung der Jüngling zurückgekehrt war, und in sich gekehrt in einem Lehnstuhle saß. So traf ihn der Greis, der sich mit dem herzlichen Worte zu ihm setzte: Du bist nicht heiter, mein Sohn, und doch hast Du die Hoffnung, Dein Vaterland wieder zu betreten. Was ist Dir, das Dich so absonderlich düster stimmt? — Huaskar warf sich in seine Arme. Laßt mich in Eure Brust mein Geheimniß begraben, mein Vater! Ach, zürnet mir nicht, wenn ich Euch eine Thorheit bekenne, zu der mich mein Herz hinriß! Erschrocken blickte ihm Las Casas in's Gesicht, denn der Greis verstand nicht, was er sagen wollte, und ahnete Schlimmes; aber ehe er noch der Sprache wieder Meister war, begann schon Huaskar, ihm seine Liebe zu dem Mädchen zu bekennen. Ernst hörte ihn der Greis an. Wohl hast Du wahr gesprochen, hob er dann sanft an, da du Frauenliebe eine Thorheit nanntest. So gerne hätte ich Dein frommes Herz bewahrt gesehen vor dieser Thorheit. Aber danke Gott, Huaskar, daß es noch erst den Charakter einer jugendlichen Thorheit trägt. Das Bild, das so vorübergehend, so

flüchtig Dir erschienen, es wird erbleichen, wenn Deine Vernunft den Sieg über die jugendliche Aufwallung errungen und einmal das Weltmeer zwischen ihm und Deinem Herzen liegt. Keine solche Thorheit sollte den Mann beschleichen, der ein so herrliches Ziel vor Augen hat, wie Du; denn sie könnte leicht jenen Zweck in Deinen Augen verdrängen. Ein Apostel des Friedens willst Du Deinem Volke werden — o bedenke das Ziel — blicke auf die herrliche Bahn, sieh hinauf. Die Himmelskrone, die dereinst Deiner wartet! Reiße Dich männlich los von solchem eitlen Wahn! Aber Huaskar stand und hatte die Hand auf das pochende Herz gelegt, und empfand es lebhaft, daß wenn auch das Weltmeer zwischen ihm und Elviren läge, und wenn Jahrzehnde des Elends zermalmend auf sein Herz fielen — jenes Bild würde nicht erlöschen in seinem Innern. Aber dem Greise zürnte er nicht, der das heilige Gefühl, was sein Wesen belebte, eine Thorheit nannte, und ihm sagte es sein Selbstbewußtseyn, daß diese Liebe sein herrliches Ziel ihm nicht entrücken könne; wohl im Gegentheile geeignet sey, ihn mit größerem Muthe auszurüsten und mehr noch seine Thatkraft zu stählen. — Die Hoffnung, Elviren wiederzufinden, gab jetzt Huaskar auf. Allein dieß Aufgeben seiner schönsten, theuersten Hoffnung kostete ihn einen schweren Kampf mit sich selbst, indem er beinahe hätte unterliegen müssen; doch seine Seele war stark, allein sein Herz liebte. Und ob er auch die Hoffnung, Elviren je wiederzusehen, aufgab, so war doch sein Herz mit ihr allein und unablässig beschäftigt, so stand doch nur ihr Bild stets vor seinem Geiste. Las Casas sah das wohl an dem stillen Trübsinn, dem oft träumerischen Wesen des Jünglings, und der Wehmuth, die

sich in allen seinen Reden aussprach. Der Greis schwieg. Er wollte Zeit und Entfernung, Thätigkeit und den hohen Beruf, den Huaskar sich selbst erwählet hatte; er wollte diese als Heilmittel gegen die Krankheit des Jünglings anwenden. Er wußte nichts von dem Gefühl, das so glücklich und doch so unglücklich machen kann. Darum meinte er denn auch, es sey ein vorübergehender Sinnenrausch bei Huaskar, und ahnete nicht, daß es das erste, tiefe, innige, heilige Gefühl war, das Seele zu Seele hinzieht, und beide mit diamant'nen Banden umschlingt, die keine Zeit und kein Raum zu trennen und zu lösen vermag.

Das Zeremoniell bei Hofe lastete recht schwer auf Huaskar, der nichts mehr wünschte, als Stille und Ruhe, um seinen Empfindungen und Träumen nachhangen zu können. Auch es ging vorüber. Las Casas hatte noch eine geheime Audienz bei dem Kaiser, dann kam auch er. Die Maulthiere standen bereit, und so wurde der Zug zu der Küste angetreten, wo das herrliche Kriegsschiff lag, mit welchem sie die Fläche des Weltmeers nun wieder durchstreichen und durchschneiden wollten. Huaskar schied mit wundem Herzen von Madrid, denn da, wußte er, lebe die Geliebte, die er nur einmal sah, um nie mehr ihr Bild zu vergessen.

Er sah das Weltmeer wieder, jenseits dessen sein Vaterland lag; aber seine Lebensfreude blieb diesseits desselben. Mit schwerem Herzen bestieg er das Schiff. Ein günstiges Geschick bringt sie glücklich über den Ocean, glücklich in den Hafen von Lima. Sie hofften Vieles in Lima anders zu finden auf des Kaisers Befehle — aber noch waltete Gesetzlosigkeit und rohe Willkühr, Blutdurst und unersättliche Habsucht, und das

erste Schauspiel, das ihnen sich darbot, war ein feierliches Auto da fé. Herrada und Benalcazar, die, als ihre Empörung durch Gonzalez Pizarro's Rückkunft aus Quito eine für sie so unerfreuliche Wendung nahm, tief in's Innere des Landes geflohen waren, und dort Jahre hindurch sich der Rache Pizarro's entzogen hatten, waren durch einen unglücklichen Zufall in die Hände goldpressender Spanier gefallen, die mit ihren Gefangenen schnell nach Lima eilten. Grade wenige Tage vorher waren sie eingetroffen, und ein fürchtliches Gericht hielt Gonzalez über sie. Er ließ ihnen die Hände zuerst abhauen, dann sie brandmarken, und dann mußten die Unglücklichen den langsamen Feuertod sterben, und — Pizarro stand dabei und weidete sich mit teuflischer Lust an den Martern der Mörder seines Bruders. Laß uns eilen in unsre stillen Wildnisse, mein Vater! bat schaudernd vor dem entsetzlichen Anblick der Jüngling. Dort wird solch' eine That uns nicht mit Entsetzen erfüllen. Und gerne folgte ihm Las Casas weiter und immer weiter hinauf in die undurchdringlich scheinenden Schluchten und Urwälder der Cordillera de los Andes, in die Nähe von Mimoala; denn jene Stätte, auf der sie einst gelebt, war nicht wieder von den Peruanern angebauet worden. Dort errichteten sie sich ihre Hütte. Von dort aus machten sie oft Reisen in das Innere, und lehrten die Völker Christum erkennen. Etwas von dem, was Las Casas sich gedacht, war bei Huaskar eingetroffen. Ruhiger, stiller war seine Sehnsucht geworden, aber dennoch wich nicht der trübe Ernst von seiner Seele, und es gab Stunden, wo er für nichts Sinn hatte, und in stillem Hinbrüten da saß. Inniges Mitleid fühlte der Greis mit dem Schmerze des Jünglings, da er sah, wie

tief und dauernd er war. Oft saß der Jüngling und lehnte das Haupt an die Brust des Greises, der dann im Stillen betete: Gieb ihm seinen Frieden wieder, o Herr!

So lebten Beide in harmloser Stille und in ihrem heiligen Berufe, und Las Casas berührte nie die wunde Seite von Huaskars Herzen. Dennoch aber unterhielten sie Verbindungen mit Lima, denn sie hofften täglich auf die Ankunft des neuen Gouverneurs, daß er Friede und Ordnung bringe. Lange, sehr lange wurde ihre Hoffnung hingehalten, und nur Trauerbothschaften brachte Huaskar mit. Feindseliger wurden mit jedem Tage die Spanier, und grausamer gegen die Eingebornen, und täglich wurden diese erbitterter, sammelten sich in größere Haufen in den unzugänglichen Gebirgen und wurden gefährlicher den Niederlassungen der Spanier. Huaskar galt sehr viel bei ihnen. Oft suchte er sie von Streifzügen gegen die spanischen Pflanzstädte zurückzuhalten, und oft gelang es ihm auch. Eines Tages war wieder ein gewaltiger Heerhaufen in Mimoala eingezogen, der gegen Lima rücken wollte. Die Kunde kam schnell zu Huaskar's Ohren. Er eilte dahin, um friedliche Gesinnungen der Horde einzuflößen, und sie mit der baldigen Aenderung des Zustandes ihres unterjochten Vaterlandes zu beruhigen. Als er in Mimoala eintraf, empfingen ihn jubelnd mehrere Peruaner. Sie waren von denen, in deren Nähe Huaskar und Las Casas einst gewohnt. Sogleich fragten sie nach diesem. Er lebt in der Nähe, entgegnete ihnen Huaskar. Nun wurde die Freude noch lauter, und Einer rannte schnell davon und kam mit dem Anführer zurück, der in Huaskar's Arme stürzte. — Es war der treue Halipa. Die ganze Truppe zog mit zu

Las Casas. Welche Freude des Greises und Halipa's! Gerne und freudig unterließen sie ihren verheerenden Zug. Aber ungerne verloren sie ihren Führer, der sich nicht von Las Casas trennen konnte. Und endlich — nach geraumer Zeit — gelang es erst den vereinten Bemühungen Halipa's, Huaskar's und Las Casas, den Stamm zu vermögen, daß er unweit der Ufer des Titicaca-Sees eine feste Niederlassung gründete und das unstäte Räuberleben aufgab. Und die Dreie waren hinfort unzertrennlich, ein Herz und eine Seele.

III.

Es war am fünften Junius 1543, als in den Hafen von Lima die Schiffe einliefen, welche den neuen Adelantado, Don Blasco Nunez Vela und die ganze **Audienzia** an Bord hatte, welche für die Zukunft die Eigenmacht des Vicekönigs beschränken, und mit ihm das strenge Gesetz handhaben sollte, welches Karl V. Peru und überhaupt seinen neu entdeckten und erworbenen Ländern gegeben hatte. Die Schiffe legten sich im Angesichte der Stadt vor Anker, und nur der Abwesenheit Gonzalez Pizarro's zu Quaiaquil mochte es Nunez und die **Audienzia** danken, daß nicht der Donner feindlicher Kanonen und die gewappnete Hand sie abhielt, das Ufer zu betreten. Wie der Sturmvogel sich schon auf die Segelstange setzt, wenn auch der erfahrne Pilote noch keine Wahrzeichen des Sturmes entdecken kann, ahnend, daß er nur so sich retten könne; so war es bei dem Commandanten von Lima und seinen Offizieren und Soldaten. Sie ahneten die Wetterwolke, die sich über ihrem schuldigen Haupte zusammen zog; sie hielten es für erlaubt, ihren Freund Pizarro zu hin-

tergehen, und sich unter den sichereren Schirm der Gnade der Audienzia und des Adelantado, Don Nunez, zu begeben. Und ehe noch Nunez seinen Herold ausgeschifft hatte, die Uebergabe der Stadt zu fordern, und Amnestie allen, die sich von Pizarro wendeten, zu verkündigen, erschienen schon im Hafen die Offiziere der spanischen Besatzung, auf dem Fort wehete eine weiße Flagge, und als Don Nunez nun an das Land trat, da huldigten ihm knieend alle die, die vor Kurzem noch Gonzalez zugeschworen hatten, seine Gerechtsame als Adelantado von Peru und Quito gegen alle Eingriffe eines etwa kommenden Andern, selbst mit ihrem Leben, zu beschützen.

Unter dem Freudejauchzen des Volkes zogen sie in die Stadt. Die Audienzia und Don Nunez nahmen Besitz von dem Pallaste Pizarro's. Die mitgebrachten Truppen, deren Obrister Alonzo Vela, des Vicekönigs Neffe, war, wurden in das Castell gelegt; denn trauen durfte man nicht der Gesinnung der Offiziere und Soldaten in Lima. Daß Lima so leicht in ihre Hände fiel, ohne nur einen Schwertstreich zu führen und Blut zu vergießen, das schien Don Nunez ein gutes Zeichen, und der Audienzia mit ihm, und am Abend dieses Tages umarmte er innig Gattin und Kind, Gott dankend, daß also leicht eine so schwere Sache vorübergegangen sey. Langsam, aber sicher und ernst begann der Gang der Ordnung. Nunez ließ das kaiserliche Gesetz proklamiren. Die Bessern freuten sich der Einkehr gesetzlicher Ordnung, die Bösen knirschten, da das Gesetz ihrem Unwesen Schranken setzte und furchtbare Strafen drohte für das begangene Verbrechen der Uebertretung. So äusserte sich eine sehr getheilte Stimmung, hervor-

gebracht durch das Gesetz. Aber die Audienzia ließ sich's nicht irren, und that Alles, was Recht und Gerechtigkeit gebot, mochten ihr auch Hindernisse und Unannehmlichkeiten entgegen treten. Aber Eins noch lag schwer auf Nunez Seele — Gonzalez Pizarro's Unterwerfung. Kaum waren die ersten nothwendigen Anordnungen und die Feste vorüber, die die Huldigung der neuen Regentschaft mit sich brachte, als auch Nunez eine große Audienzia hielt, wo alle Glieder des Rathes und Don Alonzo, der Obriste des Kriegsvolks, ein Mann von 20 Jahren, der nicht durch Muth und Verdienst, sondern des Oheims Ansehen und dessen Liebe jene Stelle erhalten, zugegen war. Nunez legte ihnen die wichtige Frage vor, ob Gonzalez durch einen Herold aufzufordern sey, oder ob man mit kriegerischer Macht ihm entgegen treten, und so der Aufforderung gehörigen Nachdruck geben solle? — Nach langer Ueberlegung aller Gründe für und wider, resolvirte die Audienzia, es solle vorerst der Weg der Güte eingeschlagen werden. Man schlug vor, Don Alonzo solle das ehrenvolle Amt des kaiserlichen Heroldes übernehmen. Das aber wollte Alonzo nicht recht einleuchten. Er sah die Gefahr voraus, die mit dem Auftrage verbunden war. Er fürchtete die Nähe des schrecklichen Pizarro's; aber noch ein anderer Grund gesellte sich hinzu. Er liebte feurig Don Nunez liebliche, sechszehnjährige Tochter Elvire, und hatte ihr zu Liebe, und um stets bei ihr zu seyn, das gefährliche Amt eines Kriegs-Obristen übernommen; denn all' die Ehre hätte ihn sonst nicht vermocht, das lustige und genußvolle Leben eines reichen Hidalgo am Hofe Carls mit dem eines Kriegers in dem sturmbewegten Peru und die süße Ruhe mit einer gefahrvollen Seereise

zu vertauschen. Bläße (der Ueberraschung überredete sich Nunez) überzog leichenweis seine frischen, blühenden Wangen, als dieser Vorschlag gemacht wurde. Alonzo rückte hin und her auf seinem gepolsterten Lehnstuhle, der reich mit Gold verziert war. Als die Reihe an ihn kam, bemerkte er stotternd, er erkenne dankbar das Ehrenvolle des Auftrags an; allein ihm wolle es bedünken, als sey es unklug, den Anführer den Truppen zu entziehen, sintemal im Falle der Empörung es heilige Pflicht für denselben sey, mit dem Schwerte in der Hand die geheiligten Personen des Adelantado und der kaiserlichen Audienzia zu beschützen. Don Nunez konnte nicht umhin, die weise Umsicht seines Lieblings und seinen ritterlichen Sinn gebührend zu lobpreißen, und einen Andern zu diesem Auftrage vorzuschlagen, wozu denn Alonzo einen seiner Offiziere, einen ritterlichen, kraft- und muthvollen Jüngling, der ihm längst ein Dorn im Auge war, weil er sich mitunter spottend über die Kriegsthaten seines Obristen ausgelassen, vorzuschlagen nicht versäumte. Nicht ohne spöttische und höhnische Mienen stimmte endlich die Audienzia ein, und der Jüngling zog ab. Kaum aber erlaubte es der Wohlstand, so verließ auch Alonzo schon die Versammlung und eilte zu Elviren, die er im Garten fand, lustwandelnd unter den Bäumen, die einst Francesko Pizarro's blutriesende Mörderhand gepflanzt hatte. Seyd Ihr schon wieder da, Vetter, rief ihn das Mädchen an; ich glaubte Euch noch in der Audienzia. Freilich, setzte sie hinzu, mögt Ihr Euch komisch genug im Rathe der Alten ausnehmen! Alonzo biß sich in die Lippen und entgegnete beleidigt, er habe einen andern Empfang erwartet, da er heute den vollgültigsten Beweis seiner Liebe zu ihr dadurch gegeben, daß er den

Auftrag, Gonzalez Pizarro zur Unterwerfung aufzufordern, darum abgelehnt habe, weil er mit dem Schwerte in der Hand sie gegen Pizarro's mögliche Empörung vertheidigen wolle. Da habt Ihr wohl gethan, Vetter, sagte sie, und ich weiß Euch Dank dafür; denn es ist keine Kleinigkeit, einen Mann, wie Pizarro, um solch' eine Sache anzugehen. Es hätte leicht seyn mögen, daß er Euch hätte aufknüpfen lassen, und da wäre es doch schade für Eure zierliche Halskrause gewesen, die der Strick verdorben hätte, des Federhuts und übrigen kostbaren Anzugs nicht zu gedenken! Ihr habt heute einmal wieder Eure satyrische Laune, Donna Elvira, sprach verlegen, die Bitterkeit unterdrückend, Alonzo; allein Ihr thut, bei dem heiligen Jakob! Unrecht an mir. Meine Liebe zu Euch läßt mich Alles ertragen, weil ich es gewiß weiß, daß Ihr es so im Herzen nicht meinet. So? lachte, den schönen Arm in die Seite setzend, Elvire; wenn ich Euch denn aber nun zum tausendsten Male wiederhole, daß das Alles mein Ernst ist, wie dann? — Dann glaube ich es dennoch nicht, weil es unmöglich ist, daß in einem so herrlichen Körper nicht auch eine eben so herrliche Seele wohnen sollte! — Ihr seyd unverbesserlich! zürnte Elvire, und wandte sich von ihm ab, den Baumgang hinaufwandelnd. Der Unverdrossene folgte ihr. —

Verzeihung, Donna, wenn ich Euch gekränkt, sagte er sanft bittend. Ich komme eigentlich in der Absicht, Euch zu einem Lustgange in den herrlichen Areca-Palmenhain einzuladen, der das Ufer des Stromes westlich von Lima bekränzt. Die Audienzia wird jetzt aufgehoben seyn, und Don Nunez wird uns begleiten! Elvire besann sich nicht lange; die reizende Umgebung von Lima

war ihr noch zu unbekannt und zu anziehend, als daß sie dieß Anerbieten hätte ausschlagen können. Wohlan, mein kriegerischer Vetter, sagte sie, seinen Arm nehmend, habt Ihr Euch aber auch gewappnet gegen die Bisse giftiger Schlangen, an denen dies Land so reich ist? — Alonzo blickte unwillkührlich auf seine Stiefeln, schwieg aber dennoch und ging mit ihr den Laubgang hinab. Oben aber am Fenster seines Gemaches stand Don Nunez, der eben die Audienzia entlassen hatte, und blickte freundlich herab auf das Paar, indem er sich freudig sagte: Endlich beginnt doch die Widerspenstige, meinen Bitten nachzugeben. Und sieht mich Peru als glücklicher Vater, und Elvire als Alonzo's glückliches Weib, so will ich das Land segnen, trotz aller Leiden, die es mir bringen möchte! — Der Ausdruck der innigsten Vaterfreude lag auf seinem Gesichte, als Elvire mit Alonzo eintrat. Wir kommen, hob sogleich Alonzo an, Euch, mein edler Oheim, zu einem Lustgange in den Palmenhain einzuladen, den Ihr wohl auch noch nicht gesehen. Zu Allem war in dieser Stimmung Nunez bereit, und als sie eben das Gemach verlassen wollten, trat Antonio da Silva, einer der Offiziere der alten Besatzung, herein, um dem Adelantado einen Bericht abzustatten. Gut, daß ihr kommt, Don Antonio, rief ihm heiter der sonst mürrische und stolze Vela entgegegen, denn jetzt könnet Ihr, als ein Bekannter in Peru, uns als Wegweiser auf dem Lustgange dienen. Der Offizier verbeugte sich tief, bemerkte jedoch, ob es nicht dem Vicekönig gefalle, vorher seinen Rapport anzunehmen. Dazu, erwiederte Nunez, wird es auch in dem Palmenhaine Gelegenheit geben, den mein Neffe, der Obrist, so sonderlich rühmt. Abermals verbeugte sich der Offizier gehorchend, und Alle gingen. —

Kaum ausserhalb der Thore Lima's lag der Hain, zu dem sie gingen. Stamm an Stamm standen die schlanken Areca-Palmen an einander mit ihren Kronen, ein undurchdringliches Dach bildend. Nur hin und wieder erhob sich ein Sabucaja oder Acajou. Die herrlichste Kühle wehte unter den Bäumen. Frisches Gras, untermischt mit köstlich duftenden Blumen, lud zum Lustwandeln auf dem schwellenden Grünen ein. Scherzend und nekkend hüpfte Elvire über den Rasen hin, pflückte hier ein Blümchen und dort eins zum duftenden Strauße für die geliebte Mutter. Mit nicht ganz heit'rer Laune folgte ihr Alonzo. Der Vicekönig ging im ernsten Gespräche mit dem Offiziere eine Strecke hinter ihnen, und sein Auge folgte unabläßig beobachtend den Beiden. Dichter und immer dichter wurde der Hain. Ermüdet, wollte endlich Elvire sich unter einem großen Baume auf das Moos, das seine Wurzeln umgab, niedersetzen. Alonzo breitete galant seinen mit kostbarem Pelzwerke verbrämten Sammtmantel darüber hin, und die Jungfrau ließ sich nieder. Aber in diesem Augenblicke raschelte es sonderbar klingend unter ihr und bewegte sich. Einen Schrei der Angst ausstoßend, sprang sie auf — doch zu spat — eine Klapperschlange schoß hervor und grub ihren todtbringenden Zahn in ihren niedlichen Fuß. Auf den Schrei eilte Nunez erschrocken mit dem Offiziere herzu. Dieser erblickte noch die wegschießende Schlange, und rief, starr vor Entsetzen: Eine Klapperschlange! Es ist die giftigste, die Peru aufzuweisen hat, und wenn nicht schnell Hülfe geleistet wird, so ist die Donna verloren! — Da erstarrte Nunez zu einer Bildsäule. Alonzo, rief das Mädchen, Ihr sagtet mir oft von Eurer Liebe zu mir, die Euch selbst den Tod wollte für mich erlei-

den lassen — saugt das Gift aus, es schadet Euch nicht! — Aber Alonzo trat erbleichend zurück, indem er ausrief: Holde Baase, muthet mir das nicht zu; ich würde ja sterben; was hättet Ihr davon, mich getödtet zu haben? So laßt mich sterben! sagte matt Elvire, und sank auf den Rasen. Da sprang zwischen den Bäumen ein Jüngling hervor. Was ist hier vorgefallen? rief er spanisch aus. Eine Klapperschlange! stammelte Alonzo. Da riß er den Schuh von dem schwellenden Fuße, zog den Strumpf herab und legte seine Lippen auf die Wunde. Huaskar, was beginnt Ihr? fragte erschrocken Elvire, die den Jüngling erkannte. Da blickte ihr Huaskar liebevoll in das Auge, und sprach: Ich danke Gott, daß ich Euch retten kann! und er sog wieder stärker und stärker. Alle die vielseitigen Eindrücke machten Elviren ohnmächtig.

Huaskar winkte dem Offizier, die Jungfrau in seinen Arm zu nehmen, daß der Körper höher liege als der Fuß. Mechanisch gehorchte dieser, und stärker sog der Jüngling. Da schlug Elvire wieder das schöne Auge auf, und heftete es auf den Jüngling mit unaussprechlicher Zärtlichkeit und Verwirrung, denn ihr bloßer Fuß lag in seiner Hand, und sie fühlte die warmen Lippen des Jünglings darauf. Und ob auch die Jungfräulichkeit sich sträubte gegen Huaskars Thun, und die Angst für des Jünglings Leben ihr schwer auf das Herz fiel — sie vermochte nicht den Fuß ihm zu entziehen, denn er hielt ihn zu fest, und sein Auge flehte zu beredt, es nicht zu thun. Jetzt hörte Huaskar zu saugen auf. Die Wunde war weiß wie Schnee. Ihr seyd gerettet, Donna, sprach er. Ich danke Gott, daß ich das Werkzeug Eurer Rettung wurde. Huaskar, lispelte die Jung=

frau, wie kann ich Euch lohnen? — Da neigte sich Huaskar sanft zu ihr: Mit Eurem wohlwollenden Andenken! erwiederte er, und mit diesem Blumenstrauße aus Eurer Hand! Da reichte sie ihm den Strauß, und ein Kuß brannte auf ihrer Hand. — Der Offizier maß den Jüngling mit großen Augen, und sagte dann zu dem jetzt erst zu sich kommenden, trostlosen Vater: Danket Gott, Adelantado, Eure Tochter ist gerettet! — Und wer hat ihr das Gift ausgesogen? Wo ist er, daß ihm meine Liebe lohne? Alle sahen sich um, aber von Huaskar war keine Spur mehr zu entdecken. Ihr habt ihn weggehen lassen ohne Lohn? fragte zornig der Oheim den Neffen, der eine sehr klägliche Figur machte. Nun, erwiederte Alonzo empfindlich, soll ich den frechen Buben vielleicht gar auf meinen Armen halten, der es wagte, Elvirens Fuß frech zu entblößen? Züchtigung hätte er verdient, statt Lohn! — Da schoß Nunez einen Zornblick auf Alonzo, und donnerte ihm zu: Schweigt, Undankbarer. War das Eure Liebe zu Elviren? — Dann kniete der Greis neben seinem Kinde nieder, und mit Thränen der Freude drückte er sie an seine Brust. — Aber, fragte er dann wieder mit neuer Angst den Offizier, ist sie wirklich ausser Gefahr, Don? — Das ist sie; antwortete dieser. Der Peruaner hat den Tod aus ihr gesogen, und — setzte er hinzu — ist er nicht kundig der Mittel, und war er unvorsichtig, so ist der seine unvermeidlich! — Dieß Wort regte alle Kräfte in Elvirens Seele wieder auf: Redet Ihr Wahrheit? rief sie bebend; Don, ist Gefahr für ihn? — Allerdings, wenn er nicht sehr vorsichtig war und schnelle Gegenmittel anwendet! — Da warf sich die Jungfrau vor dem Vater nieder. O, mein Vater, wenn Euch des Kindes Leben

Werth hat, so sendet dem Edeln nach, daß er nicht sterbe! Sie umschlang krampfhaft seine Knie, die Thränen flossen unaufhaltsam. Eilt, gebot Nunez dem Offizier und Alonzo, eilt ihm nach und suchet ihn; Ihr werdet die gerechtesten Ansprüche auf meine Dankbarkeit haben, wenn Ihr ihn zurückbringt. Und Ihr, Alonzo, Ihr könnt Euch nur dadurch meine Verzeihung erwerben! — Hierauf entfernte sich schnell der Offizier in der Richtung, die Alonzo angedeutet hatte; dieser aber ging ihm langsam nach, indem er unwillig über Nunez Rede in den Bart brummte: So soll ich nun noch gar den suchen, den ich wie meinen Tod hasse!

Spanier, die in diesem Augenblicke vorübergingen, eilten auf Nunez Gebot nach Lima, eine Sänfte zu holen für die heftig angegriffene Jungfrau. Und als man die Sänfte brachte, trugen sie Elviren zu der erschütterten Mutter. — Der Arzt aber erklärte den besorgten Aeltern, jede Gefahr sey vorüber. Bald sank Elvire in einen erquickenden Schlummer, und Huaskar's Bild trat lebhaft vor ihre Seele. Sie sah den Jüngling, den ihre Seele liebte, seit sie ihn bei dem Stiergefechte gesehen, wie er unter namenlosen Schmerzen sich wand, ihren Blumenstraus an seine Lippen drückte, und dann „Elvire!“ rief, und starb. Aengstlich ächzte und stöhnte sie im Traume. Neue Furcht bewegte die Mutter, die sich über sie hinlehnte. Sie hörte sie den Namen „Huaskar“ nennen. Wie? fragte sich die Mutter, steht noch das Bild jenes Jünglings vor ihrer Einbildungskraft? Elvire schlummerte jetzt sanfter; sie lächelte sogar im Traume. Sie sah Huaskar blühend und gesund — sie sah ihn sich ihr nahen. Er sank an ihre Brust. Jetzt erwachte sie. „Wie ist Dir?“

fragte die ängstlich besorgte Mutter. — „Mir ist wohl, liebe Mutter," sagte Elvire, „aber sagt mir um Eurer Liebe willen, haben sie Huaskar gefunden?" Die Mutter sah sie starr an, dann faltete sie seufzend die Hände: „Mein Gott, sie redet irre!" — „Nein liebe Mutter, ich rede nicht irre; ich fühle mich gesund und wohl," sagte Elvire, sich von dem Ruhebette erhebend; „allein sagt mir nur, haben sie Huaskar zurückgebracht?" — „Welchen Huaskar? Hieß nicht so der fremde Jüngling bei dem Stiergefechte zu Madrid?" — „So hieß er, gute Mutter, und eben der ist mein edler Retter. Eben der war es, der an des elenden Alonzo Statt mir das Gift aus der Wunde saugte, und so sein eignes Leben für das meine aufopferte, und dann ohne Dank sich entfernte." — „Aber Kind, sprich, wie kommt dieser Jüngling hierher?" — „Er war ja aus Peru, Mutter. Ach, Ihr tadeltet mich oft, wenn ich es im Innersten meiner Seele ahnete, daß ich ihn einst wiedersehen würde. Ich habe ihn wieder gesehen, Mutter, und er ist die Ursache, daß Ihr noch Eure Tochter habet." — „Lohne es ihm Gott!" wünschte die Mutter. „Doch — vielleicht liegt er jetzt an dem Fuße eines Baumes und haucht sein edles Leben aus an dem Gifte, das er aus meiner Wunde sog!" — „Das verhüte die heilige Jungfrau! Aber sage mir, wer sollte ihn aufsuchen?" — „Antonio da Silva und Alonzo!" erwiederte Elvire. „O, daß sie ihn doch fänden, daß ihm Dein Vater vergelten könnte!" — „Auch wenn sie ihn, wie ich zu Gott hoffe, finden, so kann das der Vater nicht mit aller seiner Macht. Ich allein kann ihm vergelten, Mutter, ich allein, und ich will es, das schwöre ich bei meiner Heiligen!" — „Kind," fragte die Mutter, „wie willst

Du ihm vergelten?" — „Mit meinem Leben, das sein ist, Mutter, mit meiner Liebe. Ich bekenne es Euch, theure Mutter, ihn liebte ich, seit ich ihn zum erstenmale sah, ihn werde ich lieben, bis zum letzten Athemzuge, und nie wird meine Hand eines Andern werden; lieber keines, wenn nicht sein!" — „Schweig, meine Tochter," bat die Mutter, „Du weißt nicht, was Du redest. Bedenke, daß Dein Vater einer von Spaniens edelsten Granden, der Adelantado von Peru ist, und Huaskar ein gemeiner Peruaner." — „Nein," rief Elvire, „das ist er nicht. Er stammt von den Inca's von Peru ab — und — setzte sie eifriger hinzu — wäre er aus dem niedrigsten Stamme, so rollt kein anderes Blut in ihm, als in uns; er ist Mensch, und ein edler Mensch, ist das nicht mehr als Adel? Mein Lebensretter — ist das nicht mehr, als fürstlicher Rang?" — Die Mutter schwieg, denn dagegen konnte sie selbst nichts einwenden. Sie selbst war damals in Spanien schon für den Jüngling eingenommen, und jetzt war er ihr um so theurer. Sie billigte im Stillen Elvirens Liebe — aber äußern durfte sie es nicht. Sie kannte ihres Gatten Stolz, denn er war ein Castilianer. Sie bat sogar Elviren, doch ja nicht zu gestehen, daß sie Huaskar'n schon gekannt habe, wenn der Vater frage. Sie drückte Elviren mit Thränen an ihre Brust. Es schmerzte sie tief, die Hoffnung aufgeben zu müssen, Elviren an Alonzo's Hand dermaleinst glücklich zu sehen — denn das war einer der schönsten Träume. Es schmerzte sie doppelt, da sie wußte, daß auch Nunez selbst keinen höhern und angelegenern Wunsch hatte, als diesen, zumal da Alonzo der Sohn von Nunez Bruder und seiner Gattin Schwester war, und die beiderseitigen

Eltern seit ihrer Kinder Geburt diesen schönen Plan genährt hatten; ja bereits in Rom durch den Erzbischoff von Sevilla die Dispanz des heiligen Vaters erwirkt hatten, da beiden sonst die Verbindung, als in zu nahem Grade verwandt, kirchlich unmöglich gewesen wäre. Das Alles sah jetzt die Mutter zusammenstürzen. Sie kannte Elviren, ihre Festigkeit, ihre Liebe. Und dennoch konnte sie dem Jünglinge nicht grollen, der ihr ja ihres einzigen Kindes theures Leben erhalten hatte. —

Traurigen Angesichts trat bald darauf der Vater in das Gemach. Mit angehaltenem Athem blickte Elvire ihn an. „Sie haben ihn nicht mehr gefunden, Deinen und meinen Wohlthäter, meine Tochter," sprach der Greis, sie an seine Brust drückend. Elvire weinte im tiefen Schmerz des Verlustes. — Aber dennoch hoffte ihr Herz. Aus Huaskar's Benehmen schloß sie auf seine Liebe. Sie betete leise zu ihrer Schutzheiligen, zu Gott, daß sie ihn wiederfinde. — Unerschöpflich war der Vicekönig im Lob des edeln Jünglings, aber auch sehr erzürnt über Alonzo, der nicht das Gift aussaugen wollte, obgleich er wußte, daß es Mittel gab, jede unangenehme oder gefährliche Folge zu entfernen. Elvire frohlockte im Stillen, daß dadurch sie von den ihr so unangenehmen Bewerbungen Alonzo's würde entfernt werden. — Allein ihr Frohlocken war zu frühe, zu übereilt. Sie dachte nicht an ihres Vaters unbeugsamen Sinn, der so leicht nicht einen Wunsch, der ihm so am Herzen lag, aufgab, der so leicht nicht den hassen konnte, den er einmal liebte, wie er dann aber auch den Haß nie fahren ließ, den er einmal gegen irgend Jemanden gefaßt hatte.

Als Alonzo sich durch eine lange Sieste erholt, durch Speise und Trank gestärkt, mit Hülfe seines Dieners

seine Locken und seinen Anzug in Ordnung gebracht hatte, war es seine erste Sorge, des Oheims Unwillen zu versöhnen, und Elviren wieder zu besänftigen. Kalt nahm ihn Nunez auf. Alles bot Alonzo auf, sich zu entschuldigen. Seine ganze Ueberredungskunst wendete er an, und es gelang ihm, des Oheims Wohlwollen wieder zu erhalten. Sicher gemacht dadurch, und rechnend auf seine Redegabe, trat er unangemeldet in Elvirens Gemach. „Ach!“ rief diese ihm entgegen, „mein edler Vetter! Habt Ihr Eure Anstrengungen um den frechen Buben schon ausgeschlafen? Es thut mir leid, daß Ihr Euch meinetwegen hierher bemühet!“ Er stotterte etwas daher, konnte aber den rechten Fluß der Rede nicht gewinnen. Er fühlte zu tief, wie verächtlich er da stehe. „Ich muß Euch um Vergebung bitten,“ fuhr Elvire fort, „daß ich so kühn war, Euch solche Ungebühr zuzumuthen. Ihr hättet vielleicht Euer Sammtkleid verletzt, oder gar Schaden genommen an Eurem edlen Leben. Ich Thörin glaubte, die oft vorgewinselte Liebe könne solch ein Opfer bringen! Seyd indeß ohne Sorge, Vetter, zum zweitenmale soll Euch solche Ungebühr nicht mehr angemuthet werden. Daß Ihr aber ganz davor sicher seyd, wünsche ich, daß Ihr so ferne von mir Euch haltet, als es nur immer möglich ist.“ — „Ihr laßt mich hart büßen, Donna,“ sagte er, „aber höret doch auch meine Entschuldigung.“ — „Mir ist unwohl, Vetter! Seyd so galant, Euch zu entfernen. Nehmt dann auch zugleich die Lehre mit, daß es nur einem frechen Peruaner zu vergeben ist, wenn er sich unangemeldet in ein Frauengemach drängt, wo man ihn zumal so ungern sieht, wie etwa Euch hier!“ — Da stieg die Zornesgluth in

die Wangen des eitlen Hidalgo. Er verbeugte sich leicht mit einer höhnischen Miene und ging. Aber da erst, als Elvirens liebliches Bild nicht mehr vor seinen Augen stand, als das Dach seines Oheims ihn nicht mehr bedeckte, da erwachte sein Zorn und wuchs und flammte wild, und die Rachsucht gesellte sich zu ihm und die beleidigte Eitelkeit. „Mir," rief er, sich mit geballter Faust vor die Stirne schlagend, „mir, einem Verwandten, mir, einem spanischen Obristen, so zu begegnen!? Das fordert Rache! O ich will sie nehmen an Dir, ich will sie nehmen schrecklich!" Er schritt den Weg hinauf und wieder herab in wilder Zornglut, und sah und hörte nicht. Von Ferne aber sah ihm ein zerlumpter Spanier zu, der in seinen Lumpen eben den untrüglichen Beweis seines ausschweifenden Lebens trug, und auf seinem Gesichte den Ausdruck einer unbeschreiblichen Spitzbüberei und Versunkenheit. Er beobachtete den Obristen eine Weile, und dann sprach der Mensch zu sich: Ob ich's ihm sagen soll? Mir scheints, es hat ihm schon einer das Geheimniß verrathen, sonst würde er nicht so wahnsinnig sich geberden. Muth hat der Milchbart nicht, und vielleicht gelingt es mir, doch etwas zu verdienen. Wohlan, ich versuche mein Heil! Er näherte sich leise dem Glühenden mit tiefer Devotion. „Verzeiht, edler Herr, wenn ich Euch in Euren Selbstgesprächen unterbreche," hob er an, „allein die Wichtigkeit meiner Eröffnungen wird mich in Euren Augen entschuldigen." — Alonzo stutzte, und sah ihn groß an. „Was willst Du?" fragte er barsch. — „Wenig für Vieles, Kleines für Großes!" entgegnete listig lachend der Spanier. „Dann bist Du sehr bescheiden," fuhr in gleichem Tone jetzt Alonzo fort, „aber was ist denn

das Wenige und das Viel?" — „Die Zusage des Wenigen wird das Viel mehren oder mindern." — „Aha, Du willst Gold?" — „Was soll ichs läugnen? — Ja! ich brauche Viel, und habe Wenig. — Doch im Ernste, ich bin durch einen Zufall in den Besitz eines Geheimnisses von unendlicher Wichtigkeit gekommen. Was wollt ihr geben?" Alonzo ahnete etwas und versprach viel. „Wohlan," hob, als er das Gold in einem Lederbeutel in Händen hatte, der Spanier an, „so wisset, ehe zwei Tage herumschleichen, wird Gonzalez Pizarro mit einer ansehnlichen Truppenbegleitung vor Lima erscheinen, um es zu erobern. Denkt an Euer und der Eurigen Wohl und Leben!" Alonzo stand bleich vor Schrecken da. Er fragte weiter, aber erst als er auf's Neue Gold gegeben, fuhr der Spion fort, ihm die genaueste Umstände anzugeben, und ihn auf die Unmöglichkeit der Erhaltung der **Audienzia** gegen Pizarro aufmerksam zu machen. Eiskalt rieselte der Schrecken durch des Helden Glieder. Noch eine Spende bewirkte des Spions anderweitige Verschwiegenheit.

Alonzo's erster Gang war nach dem Hafen. Der Schiffshauptmann, der ihn herübergefahren, stand mit ihm auf sehr vertrautem Fuße; zu ihm begab er sich. Eine lange, beinahe zweistündige Unterredung hatte er mit ihm. Kaum war Alonzo heimgekehrt, so schloß er sich in seine Gemächer, packte mit Hülfe eines sehr treuen Dieners seine besten Sachen, Gold und dergleichen, ein, und ließ sie am Abend stille auf das Schiff bringen. An seine Pflicht dachte er nicht, oder wollte nicht daran denken. Die spanischen Offiziere, welche die Amnestie angenommen hatten, frohlockten leise über die Unwissenheit der **Audienzia** und das glückliche Gelingen ihres

Plans, da Alonzo und seine Truppen nichts zu ahnen schienen.

Als die Dämmerung ihren Schleier über Lima hingebreitet hatte, und schon hin und wieder ein Sternlein oben in der Bläue flimmerte, saß Nunez in Pizarro's goldbeschlagenem Lehnstuhle in seinem Kabinet. Sehr ernste Dinge beschäftigten ihn, und die Düsternheit, die ihn umgab, ließ seinem Geiste ganz den geeigneten Spielraum, darüber reiflich nachzudenken. Indem er so da saß, hörte er leise Tritte auf dem Korridor, dachte aber, es sey der Seinigen Eines, das ihn nicht stören wolle; aber es dauerte zu lange, und er rief. Da öffnete sich die Thüre und herein trat die hohe, edle Gestalt eines Mannes, der jetzt fragte: „Adelantado, seyd Ihr's selbst?" — „Ich bin's," erwiederte nicht ohne Verlegenheit Nunez, „was willst Du, Fremdling?" — „Euch warnen, edler Herr, denn Ihr seyd verrathen!" Da sprang Nunez auf, in seiner Hand blinkte der Dolch, und so trat er auf den Unbekannten zu. Dieser bat ihn, ruhig zu bleiben und ihn anzuhören, und fuhr fort: „Unter der alten Besatzung Limas, welche Eure Vergebung annahm, ist ein meuterisches Komplott. Gonzalez Pizarro rückt schon mit nicht unbedeutender Macht gegen Lima an. Euch und die Audienzia wird man in seine Hände liefern. Eben jetzt sind die Meuterer versammelt, zu berathschlagen bei dem Hauptmanne Esculvedo, wo Ihr sie alle aufheben könnet. Nehmet Eure Maßregeln gut, und rettet Euer Weib und Kind!" — „Sprichst Du Wahrheit?" fragte Nunez. „Wollte Gott, ich hätte gelogen!" sprach der Fremdling, „es würde viel Blut unvergossen bleiben!" — „Sprich, wer bist Du, Fremdling, daß ich Dir Deine Treue lohne!"

sprach Nunez. „Ich bedarf keines Lohnes,“ erwiederte dieser, „nur die Sorge für Euer Wohl hat mich geleitet. Seyd vorsichtig und lebet wohl!“ Mit diesen Worten war er zur Thüre hinaus, und der nacheilende Nunez fand ihn nicht wieder. — Ein Diener rief sogleich Alonzo und die Audienzia zusammen. Nunez selbst stellte sich mit Alonzo, der keine rechte Lust bezeugte, an die Spitze einer Rotte, um die Verschwornen gefangen zu nehmen. Man fand sie, wie der Unbekannte gesagt hatte, bei Escobedo, aber einige entsprangen. Nun gab es Lärm in Lima's Straßen. Die bisherige Ruhe und Sicherheit kontrastirte sehr mit dem Kriegswesen, das jetzt vorherrschende Beschäftigung Aller wurde. Waffen, Waffenübungen und Waffenglanz überall. — Allein wie nothwendig war es doch auch! Schon nach wenigen Tagen stand drohend Gonzalez vor dem Walle Lima's, den er einst selbst unter seines Bruders Leitung hatte aufwerfen helfen, dessen schwache Stellen er also auch am besten kannte. Die Angriffe waren ernst, wurden aber ebenso zurückgewiesen. Pizarro's Truppen fingen an auszureißen, und es verging kein Tag, wo nicht 10 bis 20 Ueberläufer eingebracht wurden. Eine unbegreifliche Verblendung ließ Nunez diese Leute sogleich den Rotten einverleiben, und hinderte ihn, den schlauen Plan Pizarro's zu durchblicken. Sicher gemacht durch ihre wachsende Stärke, wurden die Belagerten nachlässig, und Alonzo, dem die Außenwerke anvertraut waren, verließ oft seinen Posten. Es war am Tage St. Jagos, als er wieder in die Stadt sich begab, und indeß Lima's Einwohnerschaft sorgloser Ruhe sich hingab. Die Nacht war finster. Dicke Gewitterwolken hingen drohend am Himmel. Diese Nacht war es gerade, die

Gonzalez Pizarro zur Ueberrumpelung der Stadt ausersehen hatte. Die Ueberläufer rotteten sich zusammen. Die Gefängnisse, in denen die meuterischen Offiziere sassen, wurden geöffnet, Pizarro's Anhänger in Lima schlossen sich an, und ehe noch die Mitternacht kam, war Pizarro in der Stadt und das Blutbad begann. Das wilde Waffengeräusch weckte Nunez. Er eilte heraus, da sah er schon, wie es stand. Er lief hastig hinauf, Weib und Tochter auf die Schiffe in Sicherheit zu bringen. Er riß sie mit sich fort. Aber schon pfiffen ihnen die Kugeln um die Köpfe, und ehe sie noch den Hafen erreichten, hatte Elvirens unglückliche Mutter einen Schuß in die Seite erhalten, daß sie niedersank. In demselben Augenblick faßte Jemand die Verwundete, lud sie auf seinen Arm, und eine bekannte Stimme rief: „Fort, in den Hafen, die Verfolger sind uns auf der Ferse!" Alle eilten betäubt fort. Aber ein entsetzlicher Anblick wartete ihrer im Hafen. Alle Schiffe standen in lichten Flammen — nur eins segelte weg. „Das ist das Schiff, auf dem Euer Neffe Alonzo sein Leben in Sicherheit bringt," sagte der Mann, der die Verwundete trug. „Für Euch ist nur noch eine Rettung möglich. — Steiget dort in das Boot und vertraut Euch mir an!" Da blickte zuerst Elvire ihn an, und im Widerscheine der brennenden Schiffe erkannte sie Huaskar. Sie zog den Vater mit sich fort und in das Boot hinein. Sanft legte Hyaskar den Leichnam der Mutter in die Arme der Jammernden, und stieß das Boot vom Ufer, um das jenseitige, das für den Augenblick die erste Sicherheit hatte, zu erreichen. Dort wartete seiner Halipa und mehrere treue Peruaner, welche nun das Boot rüstig den Strom hinanzogen.

Auf Nunez und Elvirens Seelenzustande ruhte der Schleyer! Willenlos ließen sie sich weiter bringen. Als der Morgen tagte, erreichten sie eine Bucht, welche hohe Felsen einschlossen, so daß sie dem forschenden Auge, das sie nicht schon kannte, unbemerkbar blieb. Durch überhängendes Gestrüpp, durch Schlingpflanzen, bis zur Undurchdringlichkeit verdichtet, war sie von der Landseite vollends gesichert. Hier hielten sie einen Tag Rast, während ein Peruaner als Kundschafter wieder nach Lima ging, und am Abend die frohe Botschaft brachte, man glaube dort, der Adelantado sey mit dem einen Schiffe, welches dem Komplott entging, entflohen. Froh vernahm Huaskar den Irrthum, welcher die sichere Rettung der Geliebten ihm verbürgte. Rüstiger noch fuhren sie diese Nacht hindurch. Die Sternenpracht des südlichen Himmels leuchtete freundlich auf sie herab. — Am folgenden Morgen fanden sie schon am Ufer die alten Urwälder. Nun wurden Tragbahren geflochten für Elviren und den Leichnam der Mutter, die man erst eine Tagreise weiter bestatten wollte. Als sie den von Huaskar erwählten Ort erreicht hatten, entfernte sich dieser und grub ein Grab für die Mutter der Theuern; und als es gefertigt war, trugen sie unter den religiösen Gesängen, die Las Casas sie gelehrt, den Leichnam dahin und versenkten ihn. Stumm waren Vater und Tochter gefolgt; aber jetzt, wo sie den Leichnam hinabsenkten, jetzt brach der wilde Schmerz aus. Selbst tief ergriffen, tröstete sie Huaskar mit der Hoffnung des Wiedersehens. Es hielt ihm außerordentlich schwer, Elviren und Nunez von dem Grabe der Mutter und Gattin hinwegzubringen; dennoch gelang es endlich Huaskar. Und nun zogen sie durch Wälder am Andenge-

birge hin, bald hinauf, bald hinunter. Niemand sprach, denn den Schmerz ehrte man. Voll Sorge und Bekümmerniß hatte Las Casas bereits tagelang seines Huaskar und Halipa gewartet, und immer kamen sie noch nicht, obgleich sie diese Tage, als die ihrer Rückkunft, bestimmt angegeben hatten. Ueberhaupt war Huaskar seit Kurzem dem Greise ein Räthsel gewesen. Oft war er tagelang abwesend, aber stets heiter kehrte er zurück, schwieg aber hartnäckig, indem er stets behauptete, er habe etwas recht Gutes im Werke, das er aber erst, wenn es werde vollbracht seyn, enthüllen könne. Bald darauf nahm er Halipa und sechs Peruaner aus Mignoala mit sich. Lächelnd trat er beim Abschiede vor Las Casas. „Segnet mich, mein Vater," bat er, „denn ich gehe an ein ernstes Werk, Menschenrettung heißt es, und dazu hilft Euer Segen." Las Casas legte gerührt seine Hände auf des Jünglings Haupt. „Gott segne Dich und nehme Dich in seine Obhut, und führe Dich glücklich zu mir zurück." — Huaskar küßte des Greises Hand und eilte leuchtenden Antlitzes von dannen. Las Casas aber ahnete nicht, was es war, das den Jüngling so beschäftigte. Doch das Wort „Menschenrettung" beruhigte ihn. —

So wartet der Greis lange auf ihre Zurückkunft. Sie kommen nicht. Immer unruhiger wird er. In der Wohnung wird es ihm zu enge. Er verläßt sie und will den Weg nehmen, den Huaskar mit Halipa gegangen. Da begegnete ihm ein Peruaner, der Limas Fall, das Verbrennen der Schiffe, den Untergang der Audienzia ihm meldet; und nun wächst seine Angst über seine Besonnenheit hinaus, und martert ihn fürchterlich. Er beweint seiner beiden Lieben Tod. Doch bald ist seine Angst vorüber, denn er sieht am andern Morgen den

Zug die Anhöhe herauf kommen, erkennt Huaskar und Halipa, und fällt nieder, dem Herrn für ihre Erhaltung zu danken. — Jetzt naheten sie, und beide, Huaskar und Halipa, fallen in Las Casas Arme. — „Wen bringst Du mir denn?" fragte freundlich der Greis. „Das ist Don Nunez Vela, der Vicekönig von Peru, dessen Tochter Elvire diese!" sagte er, und führte den nicht wenig erstaunten Greis zu ihnen, die nun des Lobes ihres Erretters kein Ende fanden. Froh, daß es seinem Huaskar gelungen war, das edle Werk zu vollführen, führte sie Las Casas in die Hütte. Aber ein tiefer Kummer lag auf den Zügen der beiden Geretteten. Las Casas fragte, ob sie vielleicht geliebte Angehörige in den Händen des blutgierigen Gonzalez gelassen? — Aber da erzählte Nunez seiner Gattin Mord, und auf's Neue wurden ihre Wunden aufgerissen, und auf's Neue rannen die Thränen des Schmerzes. Doch auch am Balsam des Trostes gebrach's nicht, da Las Casas sich dazu berufen fühlt, ihr Tröster zu seyn. Huaskar stand an die Thüre gelehnt, seine Seele lag im Blicke, sein Blick ruhete auf Elviren. Las Casas Wink erinnerte ihn an die nöthige Sorge für das Hauswesen. Indeß Huaskar für seine geliebte Elvire das Mooslager bereitete, kniete sie am Altare in der kleinen Kapelle, die Las Casas errichtet hatte, und betete mit dem Vater recht fromm und innig, und dankte der Vorsehung für ihre Errettung. Zurückgekehrt in die Hütte, fanden sie das frugale Mahl aus Früchten, die Peru hervorbringt, und Huaskar suchte das Köstlichste Elviren heraus, und ihr dankbares Lächeln war Himmelslohn für ihn.

So begann nun ein Leben in paradiesischer Ruhe und patriarchalischer Einfachheit. Elvire theilte Huaskar's

Beschäftigungen oft, und erhöhte dadurch sein Glück. Je sanfter der Schmerz um die geliebte Mutter wurde, desto inniger neigte sich ihre Seele zu ihm, und oft standen Beide im Strahle der untergehenden Sonne, sich innig umschlungen haltend. Und dennoch war kein Wort über ihre Lippen gekommen über ihre Gefühle, obwohl oft Elvire ihrer zweifachen Lebensrettung gedachte. Wie erstaunte aber Nunez, als er in Huaskar'n, seiner Tochter Retter, seinen Retter kennen lernte. Wie zog er den erglühenden Jüngling an seine Brust, und wie dankbar sprach er: „Ich bin Dir hoch verpflichtet." Da erndtete Las Casas die Früchte seiner Saat, und sein Herz war glücklich. Halipa, der Huaskar's Liebe kannte, that Alles, die Liebenden einander näher zu bringen. Las Casas aber bemerkte nicht ohne Sorge die wachsende Liebe Huaskar's und Elviren. Ihm war es klar geworden, welches Elend für die Liebenden aus dem Stolze des Vicekönigs erwachsen konnte, den er edel und gut, aber festhaltend an den Standesunterschieden fand, wie es nur immer ein Castilianer seyn konnte. Doch vertraute der Greis dem Himmel, der so sichtbar das Band dieser Liebe geknüpft, geschützt und erhalten hatte.

In dem schönen Zusammenseyn Huaskar's mit der Geliebten erschlossen sich die verwandten Seelen bald, und schlossen sich unauflösbar aneinander in einer Liebe, wie die Liebe der Engel. Nur für sich lebten sie, nur für sich hatten sie Sinn. Nicht an die Zukunft dachten sie, da die Gegenwart sie mit Rosenketten umfing. Alle die Schönheiten seiner Gegend wies Huaskar der Geliebten. Die schönsten Blumen pflanzte er ihr, die herrlichsten Früchte pflückte er ihr. Den lieblichen Agami, der Vogel Amerika's, der des Menschen Nähe sucht, und nur

in ihr sich wohlgefällt, zog er ihr groß; den herrlichen Flamingo zähmte er ihr. Alles, was der Jüngling vermochte, Alles, was seine Liebe ersinnen konnte, suchte er zu Elviren's Freude zu verwirklichen. Ach, sie erkannte es an, sie liebte so innig. Sie hatte immer einen Blick der Liebe, ein Lächeln, ein freundliches Wort, einen sanften Druck der Hand für ihn, der ihn unendlich glücklich machte. — Nunez lebte für die Außenwelt. Ihm lag nur der Zustand Lima's, die Schicksale seiner Freunde am Herzen. Daher mochte es wohl kommen, daß er die wachsende Liebe Elviren's und Huaskars nicht wahrnahm.

So war Peru's Winter, die Regenzeit, vorübergegangen, und wieder grünte und blühte und reifte Alles üppiger und schöner, als eines Tages Halipa aus der Gegend von Lima zurückkehrte und die traurige Kunde von dem Wüthen Pizarro's gegen Nunez Freunde brachte, und von dem Zustande entsetzlicher Willkühr und Grausamkeit, unter welchem Lima seufze. Das war ein harter Schlag für Nunez, doch der zweite war, wo möglich, noch härter und erschütternder für die Ruhe ihrer Tage. Auf eine unbegreifliche Art hatte sich das Gerede verbreitet, Don Nunez sey noch in Peru, und halte sich verborgen. Ueberall hatte Gonzalez Späher ausgesandt, darum meinte Halipa, es sey rathsam, den Ort zu verlassen, da zudem der grimmige Gonzalez jetzt mit Bestimmtheit wisse, daß Las Casas der Urheber davon gewesen, daß die Audienzia nach Peru gekommen sey, und diesem den Tod geschworen habe. Allein sowohl Las Casas, als Don Nunez, schienen wenig Gewicht hierauf zu legen, indem die Entfernung von Lima ihnen Sicherheit genug zu gewähren schien.

IV.

Die Morgenandacht in der Kapelle war eben beendet. Im traulichen Gespräche lustwandelte Huaskar mit Elviren im Schatten des Waldes, während Nunez mit Las Casas im Strahle der Morgensonne auf der Bank saßen, welche Huaskar vor der Hütte errichtet hatte. Eine Weile schon schwieg Nunez und blickte mit gefurchter Stirne über das Peruanerdorf hin. Die Gedanken waren jenseits des atlantischen Ocean's. „Schon lange," hob er endlich, zu Las Casas gewendet, an, „schon lange bin ich jetzt hier in unthätiger Verborgenheit; was wird der Kaiser, mein Herr, von mir urtheilen? werde ich seine Gnade nicht verlieren? — Wer weiß, welche Gerüchte die Verläumdung, die am Hofe nie ruht, ihm zu Ohren bringen? Meint Ihr nicht auch, ehrwürdiger Vater, daß es wohlgethan sey, wenn ich suche nach Spanien zu kommen, um Truppen und Mittel zu holen, den Wüthrich endlich zu stürzen? — Nur so kann ich meines Namens Ehre retten, nur so meine Stelle behaupten, nur so die Wahrheit zu dem Ohre meines Monarchen bringen!" — „Einerseits," sprach erwiedernd Las Casas, „habt Ihr Recht, und ich muß Euch ganz beistimmen, allein auf der andern Seite dürfet Ihr die Schwierigkeiten nicht übersehen, die die Ausführung solch eines Planes nothwendig hat." — Und welche meinet Ihr denn?" fragte der Vicekönig. „Zuerst bedenkt," versetzte Las Casas, „daß es Euch an allen Mitteln zu solchem Unternehmen fehlt; sodann vergesset nicht, daß alle Häfen, wo etwa Schiffe liegen, von den Anhängern Pizarro's besetzt sind, denen Ihr nicht entgehen würdet. Und für's Dritte ist zu erwägen, daß eine Landreise bis zu den Küsten des abendlichen Meeres mit Mühseligkei-

ten und Gefahren verbunden ist, die den abgehärteten Sohn der Wälder aufrieben, falls er's unternähme, weglose Wildnisse, reißende Ströme und himmelhohe Felsen und Steppen zu durchwandern, wie vielmehr Euch, edler Herr, und Elviren?" Die Gründe fielen mit Zentnerlast auf Nunez Brust. Ihre Wahrheit war unbezweifelbar. Aber Nunez gehörte zu den Menschen, deren Eigensinn mit den Hindernissen wächst, die sich ihren Planen entgegenstämmen. Nun war der Funke in seine Seele gefallen, jetzt glühte er auf und der Gedanke verfolgte ihn überall. Er brütete stundenlang darüber, und immer standen Las Casas Gründe ihm dennoch entgegen. Das stimmte ihn mürrisch. So oft sich Gelegenheit darbot, nahm er den Gegenstand von Neuem auf, um ihn von allen Seiten zu erwägen. „Wir müssen nach Spanien, Elvire," sagte er beim Mahle zu dieser, „wenn nicht mir das Schicksal soll beschieden seyn, immer in den Wildnissen Peru's als Flüchtling umher zu irren." Elvire erbleichte. „Wäre es denn nicht schon hier genug, um immer zu bleiben, mein Vater?" fragte sie bebend. „Thörichtes Mädchen!" schalt unwillig Nunez, „bedenkst Du nicht Deines und Deines Vaters Stand? Mich ruft die Pflicht und die Ehre, Dir die Pflicht des Kindes!" Leise war Huaskar bei diesen Worten hinausgeschlichen, und draußen stand er an den Stamm der Palme gelehnt, die er selbst gepflanzt. Las Casas hatte sein Erbleichen bemerkt. Er folgte bestürzt dem Jüngling, der an seine Brust fiel und klagte: „Vater, mein Vater, ich soll sie wieder verlieren, an die meine Seele nur denkt, die ich so unendlich liebe!" — Der Greis drückte ihn an sich. „Sey ruhig, mein Sohn," sprach er, noch ist sie Dir nicht entrissen. Noch thür-

men sich Hindernisse entgegen, die Nunez nicht überwinden kann!" — So suchte er ihn wieder zu beruhigen, aber er zitterte für des Jünglings Glück.

Sie kehrten in die Hütte zurück, doch die heitre Stimmung war verbannt. Kummer lag auf allen Gesichtern, und eine peinliche Stille herrschte. Das zerstörte Gesicht Halipa's, der jetzt herein trat, weckte alle aus ihrem Hinbrüten, in welches sie versunken waren. „Ich habe eine schreckliche Kunde zu bringen," sagte dieser bebend. „Alle Anzeigen eines furchbaren Erdbebens sind vorhanden." Schrecken ergriff Alle, denn sie alle hatten von Peru's furchtbaren Erdbeben gehört, ohne jedoch je ihre schrecklichen Wirkungen erfahren zu haben. „Welche Anzeigen hast Du?" fragte Nunez. „Eins der fürchterlichsten Gewitter," versetzte Halipa, „das wohl je über Peru's Berge seine Wuth ausgelassen, zieht sich zusammen. — Hört Ihr nicht schon den Donner? — Eine ausserordentliche wellenförmige Bewegung der Luft, begleitet von einem dumpfen Getöse, das Ihr auch hören könnt, ist schon wahrzunehmen. — Doch kommet selbst," fuhr er fort, „denn in diesen Wänden ist ohnedem Gefahr." Er zog sie hinaus, und sie fanden wie er's gesagt. Schon hörte man das Jammergeschrei der Einwohner des Dorfes, die ihre Hütten verließen. Jetzt eilte athemlos Huaskar herbei, ergriff Elvirens Hand, winkte den Uebrigen, rasch zu folgen. Im Fluge ging es fort, bis sie einen großen, freien Platz des Waldes erreichten. Mit jedem Momente wurde die Hitze drückender. Die Luft war südheiß; die wellenförmige Bewegung derselben dauerte fort; das Getöse nahm mit jedem Augenblicke zu — der Donner brüllte in die Thäler und wider die Anden, mit einer Gewalt, die un-

ausſprechlich iſt. — Der Himmel war ein Feuermeer von Blitzen. Jetzt ſchien ein Schwindel alle Vögel des Waldes ergriffen zu haben; ſie flogen nicht mehr wie gewöhnlich, ſondern ſchußweiſe, und hatten nicht mehr die Kraft, ihren Flug zu lenken; wider Bäume und Menſchen ſtießen ſie, und fielen betäubt zu Boden. Das Geheul der Tiger und Unzen und Brüllaffen war fürchterlich. Jetzt hörte man deutlich ein ſchreckliches Getöſe in der Erde, und, als ob die Erde in Zuckungen verfallen ſey, ſo wurde ſie gehoben, und ſenkte ſich wieder. Aber immer gewaltiger wurden die Zuckungen, ſo, daß Alle ſich niederlegen mußten, dem Herrn ihre Seele empfehlend. Plötzlich hörte das Gewitter auf. Eine dichte Finſterniß umfing ſie. Ein Orkan heulte entſetzlich, nur noch einzelne Blitze zuckten durch die Luft, aber um ſo entſetzlicher in dieſer Nacht. Heftiger wurde das Erdbeben, heftiger das Geheul der Thiere und Menſchen und das Getöſe in der Erde. Kalter Schweiß ſtand auf allen Stirnen, und die Angſt des Todes im Herzen, betete jeder inbrünſtig. Nur Las Caſas kniete in Mitten Aller, und flehte um Schutz für die Geſchöpfe zu Gott. Auf ſeinen Zügen lag nicht das Merkmal der Furcht, ſondern die Verklärung der Andacht und die Heiterkeit des Gottvertrauens. Immer mehr Menſchen ſtrömten auf den freien Platz zuſammen. So vergingen mehrere Stunden eines fürchterlichen Aufruhrs der Elemente. Da ließen allmählig die Stöße nach, ein ſanfter Regen fiel, und die Sonne trat hinter dem ſchwarzen Gewölke hervor, und bildete einen Regenbogen, und Las Caſas deutete darauf hin und ſprach: „Der Herr iſt barmherzig!“ und Alle ſtimmten an: „Herr Gott, Dich loben wir.“

Als nun wieder Frieden in der Natur war, da eilte jeder nach seiner heimischen Hütte; aber zwei Spanier, die Gonzalez Pizarro als Späher ausgesandt hatte, sahen nicht sobald Nunez hier, als sie eilends den Rückweg antraten, bis dahin, wo eine ganze Rotte lag, um nun endlich dessen sich zu bemeistern, den sie so lange vergeblich gesucht, und hier bei diesem schauderhaften Auftritte entdeckt hatten. Auch Nunez und die Seinen, nicht ahnend, welche Gefahr ihnen drohe, wandelten jetzt nach der Hütte zurück, noch ganz zerstört von dem Schrecken, den die verflossenen Stunden ihnen gebracht. Aber welches grausenhafte Bild der Zerstörung bot sich ihnen dar! Das Häuschen und die kleine Betkapelle lag in Trümmern, entwurzelt hatte der Orkan die Bäume rings umher. Alles war zerstört. Und so wie hier das Erdbeben gewüthet, gleichermaßen auch im Dorfe der Peruaner. Im Dorfe standen weinend die Menschen vor den Trümmern ihrer Wohnungen, und hoben ihre Blicke voll Kummers gen Himmel. „Laßt uns nicht trauern," sprach Las Casas, „sondern danken dem Herrn, daß der Unsern keines fehlet, und wir noch leben. Eine Hütte bauen wir wieder. Mir aber will es vorkommen, als sey diese Zerstörung ein Fingerzeig des Himmels, daß wir uns einen sicherern Wohnort suchen, höher in den Anden." Sie stimmten ihm alle bei; allein kaum hatte der Greis geendet, da nahte die Schaar der Spanier, und in ihren Händen war Nunez, ehe man an Widerstand denken konnte.

Sie rissen ihn mit sich fort in den Wald hinein. Starr vor Entsetzen standen alle. Elvire sank mit einem Schrei in Ohnmacht. — Als Huaskar sie dahinsinken sah, da sprang er schnell hinzu, legte die Geliebte in

Las Casas Arme, rief Halipa zu: „Laß uns ihn retten!“ und eilte in das Dorf. Sein Muth entflammte alle Einwohner. Mit Bogen, Pfeil und Speeren bewaffnet, eilten sie den Spaniern nach. Gerade da, wo einst Huaskar Elvirens Mutter bestattet, lagen eben frohlockend die Spanier, ruhend von der Anstrengung, den gefesselten Nunez mißhandelnd, als von allen Seiten die Rächerschaar hereinbrach, und mit ihren Spießen und Keulen die Spanier so wüthend anfielen, daß an kein Entkommen zu denken war für sie. Zwar widersetzten sie sich muthig, aber der Ueberfall war zu plötzlich, zu überraschend, als daß sie sich hätten ordentlich zur Wehre setzen können. Einige entflohen, die andern kämpften mit dem Muthe der Verzweiflung. Eben da Huaskar mit einem riesigen Spanier im Kampfe war, sah er mit einem Seitenblick, wie ein anderer anschlug, um Nunez zu tödten. Ein gewaltiger Hieb mit der Keule streckte seinen Gegner zu Boden, und ein zweiter traf die Schulter des Mörders, daß die Kugel hoch über Nunez Haupte hinausflog, und der Mörder hinstürzte mit lautem Schmerzgeheul. Noch eine Weile dauerte der ungleiche Kampf, dann lagen alle Spanier, mit Ausnahme der wenigen Feiglinge, die entflohen waren, auf der Wahlstatt. Triumphirend löste Huaskar Nunez Fesseln, und der Dankbare drückte seinen Retter an sein Herz. „Jüngling!“ rief er aus, „Du bist mein und der Meinen Schutzengel; wie kann ich je Dir vergelten?“ Aber Huaskar bat ihn zu eilen, daß sie die Ihren wieder erreichten, denn ein Gedanke lag zentnerschwer auf seinem Herzen, der an Elviren, die er leblos verlassen hatte. Schon standen die Sterne und die Sichel des Mondes am Himmel, da blinkte ihnen von weitem

das Feuer entgegen, das Las Casas am Stamme eines gewaltigen Acajou-Baumes angefacht hatte. Elvire war wieder erwacht, aber die Angst folterte sie schrecklich. Da hörte sie von Ferne das Jubeln der Sieger, die ihr den Vater brachten, den sie für verloren hielt, und den Geliebten, der auf's Neue sie sich durch diese That verpflichtet hatte. O, wie drang die Freude wieder so belebend durch ihr ganzes Wesen. Wie fühlte sie so tief die dankbarste Liebe für den Jüngling, der Alles für sie gewagt, das Höchste für sie vollbracht hatte. Sie warf sich dem Jünglinge an die Brust vor den Augen aller Gegenwärtigen, und drückte ihn an ihre liebende Brust. Huaskar wußte nicht, wie ihm geschah. Er war wie betäubt, jetzt, da sein höchster Wunsch erfüllt war. Freude leuchtete aus aller Augen, denn jedes Herz liebte ihn. Nur Nunez, so sehr er auch dem Jüngling zum Danke verpflichtet war, nur er blickte ernst und mit einem mißfälligen Zucken des Mundes auf Elviren, die jetzt wieder in seine Arme flog. „Beherrsche Dich besser!" raunte er ihr in's Ohr, daß es eiskalt sie überlief, und sein Wort, wie ein Frühlingsfrost, die Blüthen der Freude mit einem Male zerstörte. Dann wandte er sich zu Las Casas sprechend: „Mich däucht, unser Verweilen hier ist zur Unzeit. Meinet Ihr nicht auch, daß uns nur ein anderer sehr verborgener Ort Sicherheit und Ruhe zu geben im Stande ist? Je länger wir hier weilen, je eher unsre Sicherheit gefährdet wird." — „Ihr habt Recht, Adelantado," erwiederte Las Casas, „Huaskar wird uns schon eine Stätte suchen. Unfern von hier ist im Gebirge eine trockne Höhle, in welcher wir einstweilen, da ihr Eingang überwachsen ist, hinlängliche Sicherheit finden, dahin laßt uns gehen!" — Als das Volk

sich verloren hatte, um die Trümmer seiner Habe zu sammeln, und sich sodann eine andere Heimath zu suchen, entfernten auch sie sich, um von der Höhle Besitz zu nehmen. Hier aber stellten sich für Elviren Schwierigkeiten des Hinaufklimmens entgegen, ihr schwindelte vor der Höhe. Da nahm sie Huaskar auf seine Schulter, und trug sie den Abhang hinan in die Höhle, darauf mit eben so rüstiger Kraft Don Nunez und Las Casas. „Gottlob,“ sagte er, „jetzt seyd Ihr vor der ersten Gefahr gesichert. Ich aber eile in das Gebirge, eine Stätte zu suchen, die uns alle Sicherheit darbietet, mehr als diese. Von den Segenswünschen Aller begleitet, wanderte er fürbaß, und weit hinaus sah er noch das Winken der Geliebte. Er durchstrich das Land nach allen Richtungen, immer am Gebirge hinziehend, aber er konnte keine Stelle finden, die als ein Hafen der Ruhe für die Verfolgten, dennoch auch Elviren durch seine Schönheit die Stunden der Einsamkeit versüße. Endlich traf er eines Morgens hoch im Gebirge ein Plätzchen, das jeder seiner Anforderungen gänzlich entsprach. Dicht von Felsen eingeschlossen, nur durch eine schmale Felsspalte zugänglich, fand er ein kleines Thal. Himmelhoch thürmten sich die Wände von allen Seiten auf; herrliche Bäume standen rings um, und ein köstlicher Rasenteppich breitete sich unter ihnen aus. Tief im Hintergrunde murmelte eine krystallhelle Quelle, und verbreitete, rings umgeben von duftenden Stauden und Blumen, die lieblichste Kühle. „Hier, und nirgends sonst, ist der Ort der Ruhe für sie,“ sagte er zu sich selbst, und trat, sorgfältig den Weg sich bezeichnend, die Rückwanderung an. Er sammelte Ananas und die köstliche Persimonpflaume, nebst der, von den Spa-

niern so genannte Wochtobirne, um der Geliebten sie zu bringen.

Spät eines Abends, nachdem er vierzehn Tage entfernt gewesen war, traf er in der Höhle ein. Schon hatte der Schlaf alle in seine Arme genommen, und fest an seine Brust gedrückt. Lange stand der liebende Jüngling vor der schlummernden Geliebten, und betrachtete mit süßem Entzücken das liebliche Wesen, auf dessen Zügen der Zauber der engelreinsten Unschuld thronte, dann legte er seine Früchte und Blüthen leise neben sie hin, und schlich hinaus, daß nicht Jemand erwache. Und frühe, mit dem ersten Lichtstrahle, der in die Höhle fiel, erwachte Elvire. Huaskar, seufzte sie, wo wirst Du jetzt seyn? — Da fiel ihr Blick auf die Früchte und Blumen, und wie ein Blitz durchzuckte sie die Freude, denn diese Zeugen seiner Gegenwart trogen nicht. Sie blickte auf Vater und Freund, — sie schliefen noch. Da schwebte sie leise, kaum mit dem Fuße den Boden berührend, hinaus, und — in ihren Armen lag Huaskar, und der erste Kuß inniger Zuneigung brannte auf ihren Lippen. Selige Momente des süßen Vergessens! — Herz an Herz standen sie so lange in der Umarmung, dann erst gewannen sie das Wort wieder, denn die höchste Wonne, wie der höchste Schmerz ist stumm. — Sie setzten sich nun nieder, und die Vergangenheit, das Werden ihrer Liebe that sich vor ihren Blicken auf wie ein Paradies. Aber auch die dunkle Zukunft trat ängstigend vor sie hin. Doch die Liebe sieht nur Licht, und auch das Dunkel hellte die Hoffnung auf, und das volle Maas reinen Erdenglücks senkte sich in ihre Brust nieder. Sie traten mit den freudeglühenden Angesichtern in die Höhle, wo sie jetzt das Reden des Cajas und Runez

vernahmen, die freudig den Jüngling empfingen, und begierig der Schilderung ihres Asyles horchten. Und als das Mahl eingenommen war von Huaskars Früchten, da brachen sie auf, den Ort der Ruhe zu erreichen.

Die Reise war sehr beschwerlich, und konnte nur sehr langsam fortgesetzt werden. Oft trugen Huaskar und Halipa Elviren große Strecken, damit nur nicht ihre Ermüdung die zarte Jungfrau krank mache. Nicht selten fehlte es an Lebensmitteln, und Halipa und Huaskar mußten die Wälder durchstreifen, um ein Wild zu erjagen, oder eßbare Früchte einzusammeln, um die Noth zu lindern, die oft sehr groß war. Immer aufwärts zogen sie, bis dahin, wo die Cordilleren ihre Arme westlich ausbreiten, um das gesegnete Thal zu umfassen, in welchem Quito lag, und der Maranhon oder Amazonenstrom seine Fluthen von den Anden hinab durch die breiten Ländertheile Südamerika's wälzt, um sich in den Schooß des westlichen Weltmeers zu ergießen. Als sie nahe dem Orte waren, wo jetzt Xeberos liegt, machten sie auf Huaskars Bemerkung Halt, daß sie jetzt unfern ihres Zufluchtsortes seyen. Er führte die Staunenden in das liebliche, friedliche Bergthal, und ein lauter Ausruf freudiger Verwunderung, den selbst Nunez nicht zurückhalten konnte, sagte ihm, wie gut er gewählt. Dankbar erquickten sie sich an der frischen Quelle, und unter dem heitern Sternenhimmel ruhten sie die erste Nacht in ihrem verborgenen Zufluchtsorte. Mit dem andern Morgen begann der Bau einer Hütte, bei welchem alle halfen, und bald stand sie, Schutz und Obdach bietend, fertig da, und daneben baute sich Huaskar mit Halipa eine andere. Die nothwendigen Vorkehrungen waren nun getroffen, aber auch der kleine Vorrath von Lebens-

mittel aufgezehrt. So vieles bedurfte man, was man nicht hatte, und auch des Goldes ermangelten sie, um es in dem drei Tagereisen entfernten Pagta einzukaufen. Auch in dieser Noth wußte Huaskar Hülfe. Auf seinen Wanderungen hatte er reiche Goldminen entdeckt. Schweigend entfernte er sich eines Tages. Der Abend kam, aber Huaskar nicht. Besorgt um ihn, streifte Halipa in der Nähe umher, aber er fand ihn nicht. Sechs Tage vergingen, und der Jüngling fehlte. Jetzt ergriff Angst und Sorge jedes Herz, denn alle erkannten es, daß ohne ihn nur Mangel und Elend ihr Loos in dieser Einöde seyn würde. Elvirens Auge schwamm in Thränen, ihre Seele fand nirgend Ruhe. „Wird er verunglückt seyn, oder ist er die Beute wilder Thiere geworden?" fragte sie jammernd, allein wer konnte ihr sichre Kunde geben? Je länger er ausblieb, je trostloser sie, je trostloser Las Casas und Halipa wurde. Nunez bedauerte innigst Huaskar's Schicksal, aber es war etwas in seinem Gemüthe, was ihn darin dennoch etwas Gutes sehen, und seine Trauer nicht tief werden ließ. Sie saßen einst wieder kummervoll bei ihrem kärglichen Mahle, als sie Tritte vernahmen, und Elvire mit dem jauchzenden Ausruf: „Mein Huaskar!" die Thüre aufriß, und hinaus stürzte. Er war es. Beladen mit einer schweren Last mannigfaltigen Geräthes, einiger Matten und eiserner Werkzeuge, trat er, kaum athmen könnend vor Müdigkeit, in die Hütte. „Ach, Huaskar! mein theurer Huaskar!" rief das Mädchen, ihn umschlingend, „wie hast Du mich betrübt, wie hast Du meine Seele geängstigt durch Dein Ausbleiben!" Sie schlang ihre Arme um ihn in der Freude ihres Herzens, jede Rücksicht vergessend. Huaskar drückte sie an sich, drückte Las

Casas die Hand. Aber als er sie Nunez reichte, stieß dieser sie zornglühend zurück. „Was erkühnst Du Dich, Mensch?" fragte er wild. — „Woher nahmst Du Dir die Frechheit, die Tochter des Adelantado, Deines Herrn, zu liebkosen, wie Deine Braut? Und Du, ehrvergeſſ'ne Dirne," donnerte er der erbleichenden Elvire zu, „konntest Du so Deinen Stand vergessen, Dein Herz in thörigter Neigung an einen Peruaner zu hängen, und im Angesichte Deines Vaters ihn zu umarmen?" — Jetzt brach wild, wie der verheerende Waldstrom, des Castilianers Adelstolz hervor, und riß rücksichtslos jede Schranke nieder, die die Dankbarkeit gegen Huaskar ihm hätte gebieten sollen. Elvire sank ohnmächtig dahin.

„Ihr seyd ein harter Mann," sprach würdevoll Huaskar, „denn sonst würdet Ihr Eures Kindes schonen. Ich habe nicht gebuhlt um Elvirens Herz. Frei hatte sie es mir ergeben. Meine Liebe zu ihr verberge ich nicht, denn sie ist rein und edel vor Gott, der nicht, wie Ihr, den Menschenwerth nach vermoderten Pergamenten schätzt. Allein wisset, daß meine Liebe Eure Tochter nicht entadelt, denn in meinen Adern rollt edleres Blut, als in den Euren. Peru's Inka's sind meine Voreltern. Ich bin der rechtmäßige, geborne König meines Volkes! Aber ich fühle Schaam in meinem Herzen, daß ich nur eines eitlen Ranges erwähnt habe, denn ich bin Christ, und des Christen Adel ist Christensinn und fromme Tugend. — Ich habe keine Rechte auf Elviren, und will keine haben — aber meine Liebe zu ihr kann kein Adelantado und kein Teufel mir rauben oder wehren. Ihr seyd Herr über Euer Kind. Aber ich erinnere Euch an des Christen Pflicht, die milde die Schwächen andrer richtet, sich der eig'nen bewußt." Er

sprachs und ging. — „War das die Sprache eines Peruaners?“ fragte erblaßt Nunez. „Die Sprache der Wahrheit aus eines Peruaners Munde,“ versetzte Las Casas. — „Ihr habt unklug gehandelt, Don Nunez. Bedenkt, daß Ihr Euer Leben und Euer Lebensglück, das Leben Elvirens allein diesem Jünglinge zu verdanken habt — und Ihr werdet wenigstens einsehen, daß Ihr, um dankbar zu seyn, anders hättet handeln müssen, auch selbst dann, wenn Ihr durchaus seine Liebe nicht hättet billigen können!“ — Nunez schwieg. Er stand auf, und wusch Elvirens Wangen mit kaltem Wasser an. „Wo ist Huaskar?“ war ihre erste Frage. „Beruhige Dich, Kind!“ sprach Nunez, „er wird wiederkehren.“ Er selbst ging hinaus, den Jüngling aufzusuchen. Huaskar stand bei Halipa. Sein Haupt hatte er auf des Freundes Schulter gelehnt. Der Grand fühlte tief die Schmach, dem Jüngling freundlich zuzureden, und doch gebot es ihm die Klugheit. Er trat zu ihm. „Huaskar,“ sprach er, seine Hand fassend, „ich habe Dich tief gekränkt,“ — „Seyd ruhig, Adelantada, ich habe es vergeben und vergessen,“ fiel ihm Huaskar ein. „Sieh,“ fuhr Nunez fort, „meines Volkes Sitten werden es nie zugeben, daß Elvire Dein Weib wird, so bitte ich Dich, laß ab von ihr! — Laß aber den Frieden wiederkehren in unsre Mitte!“ — Huaskar sah ihn mit einem langen, durchdringenden Blicke an. „Könnet Ihr dem Strome gebieten, Don, daß er zu seiner Quelle zurückfließe?“ fragte er sanft. „Habt Ihr das Weib nie geliebt, das in meinen Armen starb?“ — Nunez fühlte, was Huaskar sagen wollte — aber er konnte keine Worte finden, ihm zu entgegnen. „Geht zu Elviren, sagt ihr, Huaskar werde sie ewig lieben, allein Huas-

sich denke edel genug, ein Opfer zu bringen, und wenn es sein Leben wäre. Er trat feierlich hin vor Nunez, er erhob seine Hand gen Himmel. „Don Nunez," hob er an, „Ihr huldiget jetzt, wo Ihr Euch zwinget, mir freundlich zu seyn, Ihr huldiget nur der Erinnerung an das, was die Vorsehung durch mich zu Eurem Besten geschehen zu lassen für gut fand, ich entbinde Euch hier vor Gott jeder Verpflichtung gegen mich. Vergesset, was ich Euch Gutes gethan, ich will vergessen, was ich von Euch erlitt und erleide! Gott sey deß Zeuge!" Er schritt stolz, im Gefühle innerer Würde, an dem zerknirschten Castilianer vorüber, ging in die Hütte, schloß Elviren in seine Arme, und drückte den Scheidekuß auf ihre Lippen. Dann trat er zu Las Casas, umarmte ihn, riß sich los, und floh zur Hütte hinaus, durch das Thal und — war verschwunden. Wir gehen hinweg über die ersten Tage, die dieser Begebenheit folgten. Einen Rabenmantel der düstern Schwermuth hatte dieser Vorfall über Elviren und Las Casas gebreitet. Nunez schien in Stunden, wo das Menschliche in ihm über die Vorurtheile siegte, zu bereuen, was er gethan — aber diese Stunden waren selten. Er bewunderte zwar des Jünglings Edelsinn, den seine Selbstverbannung bewies, aber er freute sich auch dessen, da dadurch, wenigstens seiner Meinung nach, Elvirens Liebe nicht zunahm. Und von der in jeder Hinsicht, nur in dieser nicht, allmächtigen Zeit hoffte er Heilung der kleinen Wunde. Er beobachtete scharf Elviren, daß sie nicht heimlich den Jüngling sähe, aber er fand keine Ursache zu diesem Verdachte. — Aber der Gedanke, Peru zu verlassen, wurde mit jedem Tage lebhafter, und der Gedanke, aller Mittel beraubt zu seyn, je diesen Wunsch ausführen zu kön-

nen, fiel täglich schwerer auf sein Herz. Der Gedanke an Alonzo's Verrätherei war minder lebhaft. Die Verbindung Elvirens mit ihm trat wieder lebhaft vor seine Seele. Das machte die Rückkehr nach Spanien und ihre Unmöglichkeit zu einer unaussprechlichen Qual für ihn. Elvire weinte, duldete und schwieg; Las Casas seufzte, und betete um Frieden für Huaskar. Aber jede Nachforschung nach ihm war vergeblich. Halipa sagte nichts, als: „Gott gebe ihm Frieden!"

Täglich wurde Nunez muthloser, unzufried'ner, unglücklicher. Er sah seine Plane unausführbar. Er sah Las Casas Kummer, der ihm durch's Herz schnitt. Allein sein Stolz ließ es nicht zu, seinen Kleinmuth bloß zu geben. Sein Stolz erlaubte ihm nicht, des Vaterherzens bessere Empfindungen laut werden zu lassen. Und so wuchs seine Unzufriedenheit stündlich. Er hatte Niemanden, dem er sich anvertrauen, dem er den Zwiespalt seines Innern entdecken mochte. Nur in der Einsamkeit machte er in Selbstgesprächen seinem Herzen Luft. Hier behorchte ihn einst Halipa. — Wenige Tage darauf fand Nunez eines Morgens vor seinem Bette einen Sack, und oben drauf ein Palmblatt, in das die Worte eingerizt waren: „Euer Wunsch ist, Peru zu verlassen; hier ist Gold, soviel Ihr bedürfen mögt dazu. Bis zum Tage St. Antoni werdet Ihr in Pagta ein Schiff finden, das den Namen El Paz führt. — Legt Las Casas Mönchskleid an, und gebt Elviren Mannesskleider, so möget Ihr Eures Wunsches Erfüllung finden. Gott geleite Euch!" — Ueberrascht las es Nunez wieder und wieder. Es war dem also. Gediegenes Gold enthielt der Sack. Er sprang auf und suchte Halipa. „Wer hat dies Blatt und das Gold gebracht?" fragte

er ihn. „Ich weiß es nicht!“ war seine Antwort, und sonst sprach er nichts. Das war zu viel für des Spaniers Ehrgeiz. Er kämpfte lange mit sich, ob er es annehmen solle, denn daß es von Huaskar kam, lag über jedem Zweifel erhaben. Sonst war Nunez Ehrgeiz unüberwindlich. Hier siegte der Wunsch, nach Spanien zu kommen, über ihn. Er bat Halipa dringend, nach Pagta zu gehen, um die Wahrheit zu erforschen. Er weigerte sich. „Verlaßt Euch auf den Edelmuth eines Peruaners,“ sagte bitter Halipa, „und trauet ihm nur dießmal. Kann ich Euch sonst dienen, so befehlet, und es wird geschehen.“ Halb und halb schwankend in seinem Entschluß, traf er auf Las Casas. „Ehrwürdiger Vater,“ sprach er, „Euer Huaskar hat das Maß seiner Wohlthaten gegen mich voll gemacht; ich habe Gold und ein Schiff, um Peru in drei Tagen zu verlassen.“ Las Casas erstaunte. „O Du edles Herz,“ rief er aus, „brich nur nicht unter diesen Opfern!“ Dann fuhr er gerührt, sich zu Nunez wendend, fort: „Ich bitte Gott, daß Euch der Entschluß nie gereue; ziehet in Frieden. Verberget Euch wohl. Ich will Euch ein abgelegtes Priesterkleid geben, und von Huaskars Kleidung für Elviren!“ — Jetzt belebte die Freude Nunez Herz. Er ging in die Hütte, aber Las Casas bat er, Elviren seinen Plan mitzutheilen. Der Greis fand sie, wie immer, in Thränen. Er war selbst verlegen, und wußte kaum, wie er das Wort aussprechen sollte, das sie erschüttern mußte. Sie selbst kam ihm zuvor. „Euch liegt etwas auf dem Herzen, mein Vater,“ sagte sie, „was Euch schwer wird herabzuwälzen seyn. Ich ahne es. Ich sehe es an meines Vaters triumphirender Miene — wir verlassen Peru?“ — „So ist es, mein Kind!“ —

„Wann, o sprechet, wann?“ — „Uebermorgen, Elvire.“ —„Darf ich nicht mehr hoffen, ihn wiederzusehn hienieden?“ fragte sie leise. „Frage so nicht mehr, meine Tochter! Gieb die Hoffnung nicht auf, so lange der Himmel über Dir blau ist. Kennst Du die Wege der Vorsehung? Sie sind dunkel, räthselhaft, aber gütig und weise. Vertraue ihnen. Da wo Du Nacht siehst, leuchtet vielleicht das Licht des Herrn!“ „Vielleicht, sagtet Ihr, mein theurer Vater, vielleicht!? O, ich habe aufgehört zu hoffen, denn ich kenne das stolze Herz, den unbezwinglichen Willen meines Vaters. Nur noch einmal möchte ich Huaskar sehen, und dann — dann will ich gerne sterben, oder im Kloster meine Tage vertrauern!“ „Hast Du nie gehört, daß das Schicksal auch den eisernen Willen des härtesten Menschen mürbe machen kann, meine Tochter? — Vertraue dem Herrn. Eure Liebe ist nicht das Werk der Sinnenweide. Euch hat der Himmel zusammengeführt. Er wird Euch wieder vereinen. Euer Trost ist süß, aber nur der Trost der Liebe für ein krankes Herz.“ — „Werde ich ihn wiedersehen, ehe Peru's Küste sich im Nebel hinter mir verliert? — Antwortet mir, es ist meine letzte Bitte!“ — „Willst Du Dir das Scheiden schwerer machen und ihm — Elvire? Bedenke das und gieb den Wunsch auf. Auch Huaskar wird den Wunsch hegen, den Du nährst — aber er wird ihn männlich besiegen. Besiege auch Du ihn!“ — Da warf sie sich an seine Brust, weinte lange, und sprach dann mit Entsagung: „Es sey also, wie Ihr wollet!“ —

Glücklich, wie einer, dem ein lang genährter Wunsch erfüllt wird, dem sich unübersteigliche Hindernisse entgegen geworfen hatten, war Nunez, aber an den Blüthen

seines Glückes nagte ein heimlicher Wurm — das Bewußtseyn seiner Undankbarkeit gegen Huaskar, das Bewußtseyn, Elvirens Herz durch diesen Schritt zu brechen, denn das sah er an den kummervollen Zügen der Jungfrau, an dem erloschenen Auge. Aber dennoch zog's ihn fort, dennoch konnte er's nicht über sich gewinnen, seinen bessern Gefühlen zu folgen. Der Antoniustag kam näher. Die Reise mußte angetreten werden. Die Priesterkleidung verwandelte Nunez in einen Mönch, und seine finstern Gesichtszüge mit den scharfen Linien paßten recht gut zu dem Kleide. Elvire war ein Jüngling, dem man das Seelenleiden, die Resignation auf das Leben, und Alles, was es Wünschenswerthes hat, wohl ansah. So trat Nunez vor Las Casas. In seinem Scheidewort sprach sich sein Dank aus, und das Versprechen, dermaleinst, wenn Peru's Statthalterschaft wieder in seiner Hand ruhe, nach Möglichkeit zu vergelten. Denn das konnte der stolze Mann nicht tragen, Wohlthaten anzunehmen, ohne zu vergelten, aber nur schien ihm Elvirens Hand an Huaskar ein zu großes Opfer des Dankes. Las Casas sah ihn wehmüthig an. „Mir," sagte er, „habt Ihr nichts zu vergelten, und Huaskar hat seinen Lohn. — Doch kein Vorwurf besudle die Scheidestunde! Zieht mit Gott, und findet Frieden und Glück jenseits des Meeres! Dir, meine Tochter, Dir gebe der Himmel Geduld, Ausdauer, Ergebung und Hoffnung, und vor allem Deinem Herzen Ruhe." So sprach er zu Elviren, die vor ihm niedersank und seine Knie umschlang. „Sagt Huaskar, bat sie mit gebrochener Stimme, daß ich ihn ewig liebe." Muthiger, als es Las Casas erwartet, erhob sie sich, und sagte zum Vater: „Lasset uns gehen!" Aber als sie am Aus-

gang des Thales stand, als jetzt der Strahl der Morgensonne auf die Hütte fiel, ach, da brachen dennoch die Thränen stromweise hervor, und gewaltsam mußte sie sich abwenden. —

Der Gang nach Pagta hinab glich dem Gange auf das Schaffot. Ernst und stille war er. Hinter ihr lag eine Welt voll Glück, vor ihr der Tod. Aber ihre Seele war stark. Sie blickte noch einmal zurück nach dem Thale, in dem sie so glücklich gewesen. Nunez schwieg zu allem. Es schien ein Panzer um sein Herz zu liegen, der jeglichem bessern Gefühle den Eingang wehrte. Nur die Richtung, in der Pagta lag, suchte sein Blick. Nach mehreren Tagreisen erreichten sie es. Das Schiff lag segelfertig. Es war ein spanisches. Als sie das Schiff bestiegen, und nun Elvire den Fuß in das Boot setzen sollte, da sank sie leblos in die Arme der Matrosen. Leblos brachte man sie in das Schiff. Die angewendeten Mittel jedoch brachten sie wieder in's Leben. Sie verlangte auf das Verdeck. Noch stand Halipa am Ufer, gleich als warte er ihres Scheidegrußes für Huaskar. Sie winkte ihm zu, — ging dann hinab in das Schiff, und ehe noch der andere Morgen tagte, war günstiger Wind eingetreten, und Peru's Küste war verschwunden, da Elvire noch einmal nach ihr hinblicken wollte. Von diesem Augenblicke an war Elvire stumm wie das Grab. Die Aussenwelt rührte sie nicht, denn sie trug in der Erinnerung eine Welt voll Blüthen und Seligkeit, während die Aussenwelt einer Winterlandschaft glich, wo das entflohene Leben allen Gestalten traurige Merkmale aufdrückte. Seit die See unter ihm, und Peru hinter ihm war, schien Nunez ein Anderer geworden zu seyn. War er früher kalt gegen Elviren erschie-

nen, so war er jetzt ganz der liebende, besorgte Vater. Allein Elvire hatte nur ein wehmüthiges Lächeln, gleich dem Sterbenden, der Hoffnung seiner Lieben sieht, während er den Tod in allen Gliedern fühlet.

Sie waren mit günstigem Winde einige Tagreisen gesegelt, als Nunez mit Schrecken wahrnahm, daß das Schiff die Richtung nach dem Lande nahm. Schon konnte man deutlich die Gegend von Lima unterscheiden und die Mündung des Stromes. Aengstlich wandte er sich zu dem Schiffshauptmann. „Ihr habt ja Euren Lauf geändert, Sennor, mich däucht, wir nahten uns Lima?“ — „Da habt Ihr ganz richtig gesehen!“ erwiederte der wortkarge Seemann. „Aber was sollen wir denn dort? Unsere Reise geht ja nach Spanien?“ — „Da irret Ihr sehr,“ war die Antwort des Schiffhauptmanns, „meinet Ihr, ich wollte das Gold verlieren, welches Gonzalez Pizarro auf Euren Kopf gesetzt?“ — „Auf meinen Kopf?!“ fragte erstarrend Nunez. „Was habe ich mit Pizarro?“ — „Haltet doch die Leute nicht für so dumm, Don Nunez,“ lachte jener; „Ich habe Euch erkannt, als Ihr mir nur unter die Augen kamet. Wolltet Ihr für einen Priester angesehen seyn, so durfte Eurem Haupte die Tonsura nicht fehlen — das hattet Ihr nicht überlegt!“ — „Schurke!“ schrie Nunez, „so sollst Du lebend mich nicht dem Wütherich überliefern!“ Er griff rasch nach seinem Dolch — aber schon hatten zwei nervigte Seeleute ihn gefaßt. — „Einstweilen,“ befahl kalt und gleichgültig der Schiffshauptmann, „fesselt ihn, daß er nicht wieder solche Thorheiten macht, bis ihm Pizarro die Mühe des Selbstentleibens erspart.“ Man fesselte Nunez und brachte ihn zu Elviren. Sie erschrack heftig und beklagte weinend

das Schicksal ihres Vaters. Nun begann der Wetteifer der Liebe auch bei Elviren. Sie schien ihres eigenen Grames über dem des Vaters zu vergessen. Sie bot Alles auf, die starre Verzweiflung desselben zu verscheuchen und seine Seele mit Hoffnung zu erfüllen, an die sie doch selbst nicht glauben konnte. In laute Aeußerungen brach oft Nunez Seelenzustand aus. Dann fluchte er seines Geschicks, dann klagte er sich selbst laut als den Urheber seines Elendes an. — Bald hatten sie Lima erreicht. Ganz in der Stille begab sich der Kapitän zu Pizarro, der freudig ihm die ausgesetzte Summe zahlen ließ, und den Gefangenen mit Elviren in der Stille der Nacht in die Gefängnisse bringen ließ, die tief unter dem Palläste lagen, in dem einst Nunez für des Volkes Wohl gesorgt hatte. Den gefährlichen Gegner enthaupten zu lassen, war Pizarro's erster Gedanke. Doch Gonzalez Gemüth war so entmenscht nicht, wie das seines Bruders Franzesko gewesen war. Er berief seine Freunde zum Rathe zusammen. Sie kamen. Eine frohe Botschaft, sprach Pizarro, habe ich Euch zu geben, Freunde; seit gestern ist Nunez Vela in meinen Händen. Nunez? fragten Alle erstaunt. — Er wollte nach Spanien flüchten in Priestertracht, fuhr Pizarro fort, und hatte mit schwerem Golde Lopez, den Befehlshaber des Schiffes **El Paz**, gedungen zur Ueberfahrt; der aber erkannte ihn, und lieferte ihn aus. Was dünkt Euch, hat er den Tod verdient? — Escavedo nahm das Wort: Den Tod verdiente Nunez nicht. Ihr wißt, ich war sein Freund, wahrlich! nie; allein er handelte gerecht. — Auch, versetzte Alvarado, möchte es klüger seyn, ihn in sicherem Gewahrsam zu halten; sintemal Ihr nicht wisset, ob der Hof in Madrid durch Eure Geschenke günstig für Euch

gestimmt ist. Und ist er es nicht, so könnte im schlimmsten Falle die Auslieferung Don Nunez Vela's Euch vor dem Tode schützen. Du hast Recht, Alvarado, sprach Gonzalez, und so ominös auch Deine Rede schließt, so scheint mirs doch, als enthalte sie keine Unwahrheit! Also Nunez lebe, aber die Mauern meiner Gefängnisse sollen ihn bewahren, daß er mir nicht schädlich werde. —

V.

Nachdem Huaskar jene, das Innerste des stolzen Castilianers erschütternde Worte gesprochen, die Geliebte umarmt, und dem edeln Las Casas ein Lebewohl gesagt hatte, floh er in wilder Hast von dannen. Es war, als müsse er eilen, daß nicht das schwächere Herz ihm seine Pflicht schwer mache. In jenem Momente, wo Nunez zu ihm sagte: laß ab von Elviren, denn meines Volkes Sitten gestatten nicht, daß sie je Dein werde, in jenem Momente faßte seine große Seele den Entschluß der Entsagung. Aber wie tief verwundet war sein Inneres! Seiner Liebe Hoffnung erblichen, sein besseres Gefühl und das Bewußtseyn seiner Menschenwürde so tief verletzt, seine edlen Thaten so schnöde vergolten zu sehen, das nagte an des Jünglings edlerem Theile wie ein unheilbarer Krebs. Und dennoch gab ihm der Sieg über sich selbst manchmal eine anscheinende Ruhe. Ein Gedanke an Elviren aber riß diese wieder nieder, und das alte Weh zog mit seiner ganzen erschütternden Gewalt wieder in seiner Seele ein. So litt er unaussprechlich, und doch wollte er nicht seiner Sehnsucht, Elviren wiederzusehen, nachgeben. Er hatte sein Wort gegeben, so wollte er es auch nimmer brechen. In der

ersten Zeit seiner Entfernung hielt er sich in der Nähe des Thales auf. Da fand ihn der treue Halipa, und sank an des Freundes schwer belastete Brust. Lange hielten sie sich umarmt, dann brach Halipa's Unmuth in harte Worte über Nunez aus. „Laß ihn," bat Huaskar. „Ich habe ihm ja vergeben, so vergib auch Du ihm. Weißt Du nicht, Halipa, daß wir, wie Jesus, auch dem vergeben sollen, der uns den Mordstahl in das Herz stößt?" — „Wohl stieß er Dir den Mordstahl in's edle Herz, und dennoch vergiebst Du ihm, Du große, edle Seele! Wohl, es sey, auch ich will ihm vergeben, weil Du es willst!" — Er drückte ihn wieder an seine Brust. Dann erzählte er ihm von Elviren, sagte ihm, daß sie nach ihm gefragt, sagte ihm, wie ihre Rosenwange erblichen und des Auges Glanz erlösche. — Unaussprechlich ergriff das Huaskars Herz und — doch bat er Halipa, jedes Wissen von ihm zu läugnen. „Vielleicht," sagte er leise, als zweifle er selbst daran, „vielleicht — findet ihre Seele Frieden." Sie nahmen nun Abrede, sich täglich zu sehen und Kunde zu geben. Huaskar gab Halipa den Auftrag, ihrem väterlichen Freunde Alles mitzutheilen. Er that's. Las Casas war tief betrübt über des Jünglings Schicksale; aber er mußte seine Handlungsart billigen. Er selbst versagte es sich, ihn zu sehen, um nur Elviren nicht ahnen zu lassen, daß Huaskar in der Nähe sey. Nun sammelte der Jüngling täglich die herrlichsten Früchte und Halipa holte sie ab. Ach, oft küßte er sie, weil er hoffte, Elvirens Lippen würden sie berühren. So blieb es lange Zeit — aber die Zeit milderte des Jünglings Kummer nicht. Nur schwerer wurde ihm sein Loos, gleichgültiger das Leben. Da offenbarte ihm Ha-

lipa das Selbstgespräch des Spaniers. „Wohlan," sprach Huaskar, nachdem er minutenlang seine Hand über die Augen gelegt hatte, „auch das noch will ich thun. Bricht mein Herz — in Gottesnamen, so finde ich Frieden — nach diesen Kämpfen, Ruhe nach diesen Stürmen. Es soll so seyn!" Halipa begriff nicht, was er wollte. — „Und was willst Du thun? Bruder!" fragte er. — „Ahnest Du es nicht, Halipa? — Ich will ihm Gold geben, daß er sich halb Spanien kaufen kann, ich will nicht mein Haupt zur Ruhe legen, und wenn vor Durst meine Zunge an den Gaumen klebt, bis ich ihm ein Schiff verschafft habe, mit dem er segeln kann in das Land, wo das Menschenglück von eiteln Stammbäumen abhängig ist." Das wolltest Du?" fragte erstaunt Halipa. „Kannst Du zweifeln? Halipa! — Eher siehst Du mich nicht wieder!" — „Weißt Du, Bruder, bedenkst Du, was Du thust?" fragte er ihn. „Hast Du es bedacht, daß Du Dein Glück muthwillig von Dir stößest?" — „Dein Glück, sagst Du, Halipa? Habe ich denn noch Eins auf Erden, seit Elvire für mich verloren ist?" Und er ließ sich nicht irre machen. Halipa kehrte, seines Freundes Seelengröße bewundernd, zurück in das stille Thal; Huaskar aber trat sogleich den Weg nach Pagta an. Nach dreien Tagen erreichte er es. Ach, mit welchen Empfindungen ging er diesen Weg? Vor Kurzem war er hingeeilt, um der Geliebten eine Freude zu bereiten, erwägend im liebenden Sinne die heitern Stunden, die er ihr dadurch bereite. Jetzt ging er ihn, und seine Wonne war Schmerz, und die Blüthen seines Glückes waren welk geworden. Er erreichte Pagta, doch ohne seine Absicht zu erreichen, denn es war kein spanisches Schiff da, allein die Nach-

richt erhielt er, daß in Quajaquil eins vor Anker liege, das ehestens die Rückreise nach Spanien antreten würde. Er ging nach Quajaquil. Er fand in dem Schiffshauptmann einen einsylbigen, ernsten und derben Mann, der jedoch die Krankheit, die epidemisch bei den Spaniern geworden war — den Goldhunger mit ihnen gemein hatte. Er bot, was er forderte. Das machte den alten Spanier aufmerksam. Der Handel wurde geschlossen, und der Schiffshauptmann versprach am Tage San Antonio in Pagta zu seyn, und dort seinen Reisenden zu erwarten. Jetzt kehrte Huaskar wieder zurück. Er suchte die ihm bekannten Goldminen auf, und nahm, so viel er immer zu tragen im Stande war; dann beschrieb er ein Palmblatt, und trug es bei Nacht in die Hütte vor Nunez Bette. — Aber der Jüngling hatte sich zu viel zugetraut — ach, so nahe der Geliebten — ohne sie zu sehen — das vermochte er nicht. Er schlich leise an ihr Lager, kniete nieder, und drückte den Scheidekuß für ewig auf ihre Lippen. In diesem Augenblick lispelte sie im Traume — Bleib, o bleibe, mein Huaskar. — Da durchzuckte es ihn mit einem Schmerz, der unaussprechlich war. — Er riß sich mächtig los und floh hinaus, geängstet, als habe er ein Verbrechen verübt. Und träumend saß er die folgenden Tage in seiner Schlucht, und blickte auf den Weg nach Pagta. Aber sie kam nicht, und Halipa kam nicht. Angst und Sorge erfüllte ihn. Da endlich sah er sie den Weg hinab wanken, die Geliebte und seine ganze Seele drängte sich in das Auge, denn seine Ahnung sagte ihm, jetzt sähe er sie zum letztenmale für dieses Leben. Sie ging, und sah nicht um. Er folgte von weitem. Er umkreißte schützend den Ort, wo sie ihre Nachtlager nahmen. Ach, sie

ahnete nicht die Nähe dessen, den ihre Seele so unendlich liebte. So folgte er bis Pagta. Und auf der Palmen bewachsenen Anhöhe blieb er stehen, und starrte auf den Hafen, auf das Schiff! Jetzt stieg sie in das Boot — sie sank. — Ein Schrei der Angst preßte sich aus seiner Brust. — Sie brachten sie in das Schiff. Zitternd und bebend starrte er dahin, wo sie verschwunden war. — Jetzt sieht er sie wieder — sie winkt mit dem Tuche ein Lebewohl — und verschwindet. Starr, wie ein Marmorbild, stand der Jüngling an der Stelle, und wich nicht. Die Nacht kam, der Mond stieg herrlich strahlend herauf. — Er stand noch da, und sah auf das Schiff. Jetzt bließ der Wind in die Segel, die Anker werden gelichtet — das Schiff geleitet dahin, und mit dem Ausruf: Fahr wohl, Du meines Lebens Freude! sinkt der unglückliche Jüngling am Fuße des Baumes, der ihm Stütze gewesen war, nieder. —

Die Nacht verging, der Morgen kam frisch und heiter. Der Blick des Jünglings forschte in dem Nebel der Ferne nach dem Schiffe, das die Geliebte barg. — Vergebens; die Ferne hatte ihren Nebelschleyer zwischen ihn und Elviren geworfen. — Huaskar fühlte sich ermattet. Er blieb an der Stelle liegen, bis in Pagta das Leben sich zu regen begann. Da kam und fand ihn Halipa, der den Rückweg antreten wollte. „O,“ rief er aus bei seinem Anblick, „so betrog mich meine Ahnung nicht, Du begleitetest uns?“ — Huaskar antwortete nicht. Er sah den Freund mit einer Wehmuth, einem Schmerze an, der jede Nerve seines Herzens beben machte. Er fragte nicht nach der Geliebten, und doch war sein Blick bittender, als es das Wort hätte seyn können. Halipa erzählte ihm Alles was er wußte.

Er gedachte des Abschieds aus dem Thale. Die Erinnerung an das Thal, an Las Casas, gab Huaskars Gedanken und Empfindungen eine augenblickliche andere Richtung. „O," rief er, „laß uns eilen mein Bruder, laß uns eilen! Dort, wo sie geathmet und gelebt, dort, wo jeder kleine Raum ihr Bild mir zurückruft, dort, wo das treueste Vaterherz für mich schlägt, dort allein ist der Frieden, wenn er irgend auf Erden noch für mich zu finden ist!" Diese Gedanken, diese Empfindungen weckten auf's neue seine Kräfte. Rüstiger wanderten sie ihren Pfad, und wo Elviren geruht hatte, da ruhte Huaskar, denn der Ort war ihm heilig. Als der dritte Tag sich neigte, betraten sie das Thal. Leise gingen sie an die Hütte. Die Thüre war nur angelehnt. Da kniete der Greis und betete laut: „Gieb ihm Frieden, Allgütiger, Deinen Frieden, der höher ist, als alle Vernunft. Lehre ihn tragen und dulden und hoffen!" — „Amen!" sprachen die Eintretenden mit Rührung. Der Greis fuhr auf. „Sind sie wirklich schon in See, Halipa?" fragte er. Da erblickte er Huaskar, und mit dem Ausruf: „Sey mir gesegnet, mein armer Sohn, drückte er fest und innig den Weinenden an sein Herz, und Halipa drängte sich in die Umarmung, denn diese d r e i Herzen waren nur Eins. Ach, wie fühlte jeder so tief des Jünglings Verlust, und doch keiner wie er! Aber wie mühten sich Freund und Vater, ihn zu zerstreuen! Huaskar sah es wohl und dankte es ihnen; doch es war umsonst. Er hatte das Höchste verloren, was das Leben hatte für ihn — nun war ihm das Leben nichts mehr, und nur um Las Casas und Halipa's Willen besiegte er oft seine Schwermuth, und mühte sich, heiterer zu scheinen, als er wirklich war.

Daß ein düstrer, wehmüthiger Ernst jetzt über ihrem Leben schwebte, wer wollte sich darob wundern? Durch das längere Zusammenseyn mit Nunez und Elviren hatte die Gewohnheit ein Band um sie geschlungen; bei Elviren war es das Band der Liebe. Das Scheiden von Hausgenossen, auch selbst dann, wenn nicht grade zärtere Bande sie mit uns vereinten, läßt dennoch eine Leere zurück, die uns recht empfindlich ist. Je näher sie aber nun unserm Herzen standen, desto größer die Leere bei ihrem Scheiden, desto inniger die Trauer. Schon dieß war es, was jeden ernst stimmte und wehmüthig; nun kam noch hinzu, daß Huaskar's Schmerz der ihre war, weil ihre Herzen in inniger Liebe mit dem Seinigen zusammen gewachsen waren. So schlichen die Tage langsam und träge dahin, und mit Trauer nahm Las Casas wahr, wie Huaskar's Kummer tiefer und tiefer wurzelte, und sich seine besten Kräfte im stillen Schmerze verzehrten, und Alles Leben ihm abgestorben schien. Der Greis sah es und dachte auf Hülfe. — „Aber wie," fragte er sich, „wie soll ich sie leisten? — Trösten ist eitel, so lehrt mich die jüngste Erfahrung, Hoffnung geben ist eitel und unrecht, denn so sie trüge, würde er unglücklicher." — Der Greis stützte sein Haupt in die Hand und sann nach. Plötzlich ging ihm ein Licht auf. „Ist nicht Kaiser Carl der V. sein Schützer und der meine?" sprach er freudig, „wird nicht des Kaisers Fürwort den starren Stolz seines Unterthan's beugen?" — Er stand auf und ging, den Jüngling zu suchen. Er saß in sich gekehrt an der sprudelnden Quelle. Der Greis ergriff seine Hand. „Dein stetes Hinbrüten, mein Sohn, verzehrt Deine Kraft, und macht Deinen Schmerz grösser. — Was soll das endlich werden? — Ich weiß al-

lein das Rettungsmittel für Dich. Laß uns noch einmal den Ocean durchschiffen, und in Spanien wieder suchen, was Du verloren hast!" Huaskar starrte ihn gedankenlos an. „Ich verstehe Euch nicht, mein Vater," sagte er darauf. „Nach Spanien wollen wir, um dort Elviren wieder zu finden!"

„Um sie wieder zu verlieren? Hat nicht Nunez zu klar seine Denkart ausgesprochen, als daß nur je an Aenderung zu denken wäre? Es widerstrebt überdem meinem bessern Gefühl, dem Vater sein Kind abzutrozzen oder abzubetteln!"

„Aber Huaskar," hob Las Casas wieder an, „kannst Du ihm nicht bieten, was nur irgend der stolze Grand fordern mag? Ist nicht der Kaiser Dein Freund, und könnte nicht Deine Kenntniß der Goldminen Dich zum reichsten Manne Spaniens machen?" —

„Ich mag durch solche Mittel mir kein Glück erkaufen!" —

Obgleich stets Huaskar widerstrebte, der Greis ließ nicht nach, in ihn zu dringen. Allein mit Las Casas Ausdauer stieg Huaskar's Entschlossenheit. Er hatte Gründe dafür. Abtrotzen wollte er Elviren dem störrigen Grand nicht; abbetteln — widerstrebte seinem Ehrgefühle. Sie erkaufen mit Golde, das hielt er für Elviren zu entwürdigend. „Laßt mich," bat er den Greis, „laßt mich mein Weh tragen. Ich mag nicht mehr nach Spanien, um unglücklicher in meine Heimath zurückzukehren, als ich jetzt schon bin!" Las Casas sah es je länger, je mehr ein, sein Zureden sey fruchtlos. Da reifte in seinem Herzen ein Entschluß, des edeln Mannes würdig.

Eines Morgens war Las Casas verschwunden. Die beiden Freunde warteten bis zum Abend auf ihn — er kam nicht. Die Nacht sank mit undurchdringlicher Finsterniß herab, und mit ihr eine namenlose Angst in ihre Herzen. Sie warteten den Morgen ab, dann durchstreiften sie die unwegsame Gegend; aber die Gegend war öde und stille. Täglich kreißten sie weiter, ohne jedoch nur die kleinste Spur des Verschwundenen entdecken zu können. Trauernd kehrten sie nach ihrer Hütte, nach ihrem Thale zurück, und muthmaßten ängstlich, was ihn könne bewogen haben zu solcher Entfernung, oder welch ein höchst unglückliches Ereigniß ihm zugestoßen seyn möge? — Doch es blieb dunkel, und der Greis kehrte nicht wieder. Da war der letzte Stern an Huaskar's Himmel untergegangen, und trübes, schauerliches Gewölk zog an ihm hin und nahm ihn ein, und keine Sonne, und keinen Mond, und keine Sterne schienen ihm mehr. So tief auch Halipa gebeugt war, so bemühte er sich doch, seinen Freund zu zerstreuen. Wie es ihm gelang, bewieß Huaskar's zunehmender Trübsinn und Gleichgültigkeit gegen Alles, außer ihm. Nur kurze Zeit war er manchmal heiter; das waren die Augenblicke, wo sie über das Verschwinden ihres beiderseitigen Vaters sich unterredeten. Nach vielem Sinnen und Muthmaßen kamen sie endlich darauf, der Greis müsse von Spaniern aufgegriffen und hinweggeschleppt worden seyn ausserhalb des Thales. Die Vermuthung erhielt dadurch vielen Grund, daß, hatte ihn ein Raubthier zerrissen, man doch wenigstens Spuren seines Blutes und seines Gewandes irgendwo gefunden habe.

Diese Vermuthung erlangte durch ihr stetes Beleuchten und Mitzustimmen endlich volle Gewißheit in ihren

Gemüthern, und der höchste Unwille, die höchste Erbitterung gegen die Spanier in Peru regte sich wieder lebhaft in den peruanischen Gemüthern. — Eine andere Veranlassung solle diese Empfindungen bis zur gewaltigsten Leidenschaft anfachen. Eines Tages waren Halipa und Huaskar zum Jagen in die nahen Wälder gegangen. Lange hatten sie das Wild verfolgt in allen Richtungen, und auf diese Weise waren sie weit von ihrer Wohnung abgekommen. Von einer kleinen Anhöhe, auf der sie standen, sahen sie jetzt in der Entfernung viele und große Feuer brennen, und zwar in den höhern Regionen des Andengebirges, wo schon kein Baum mehr wächst, sondern nur niederes Gestrüpp und Farnkräuter. Es dunkelte schon zu sehr, um deutlich ein mehreres unterscheiden zu können, und Halipa sagte: „Da sind die freien, muthigen Männer von Kusko und den übrigen zerstörten Orten, die dort Freiheit und Sicherheit suchten und fanden, und einen ununterbrochenen Krieg führen mit ihren Unterdrückern!" Sie machten sich nun ebenfalls ein Feuer an, da sie ihre Hütte nicht mehr erreichen konnten, und schliefen neben dem Feuer, welches sie vor Ueberfall wilder Thiere schützte, ruhig und sanft nach großer Ermüdung ein. — Kaum begann der junge Tag die Wolken golden zu säumen und die Häupter der uralten Kollosse der neuen Welt zu verklären, indeß in den Niederungen noch das Zwielicht näher der Nacht als dem Tage verwandt war, da erweckte ein seltsam Geräusch die beiden Schläfer, und als sie endlich klarer um sich blickten, da stand ein Greis hoher dunkler Gestalten um sie, die ihres Erwachens gewärtig waren. Beide sprangen in einem Momente auf. „Was wollt Ihr?" fragte kurz und bestimmt Huaskar. —

„Friede sey mit Dir, Kind der Sonne," sprach ein Greis, der, noch ungeschwächt von der Jahre Last, kräftig das Kriegshandwerk übte. „Wir danken den Göttern, daß wir Dich fanden, denn längst suchen wir Dich. Längst erhielten wir die Kunde, Du lebtest, und ein spanischer Priester entfremde Dein Herz Deinem Volke, und neige es in Liebe zu dem Seinigen; und ob wir das gleich nimmer glauben konnten von dem Sohne des gemordeten Atahualpa, so kannten wir doch die Macht der Ueberredung, die trügerische Schmeichelei der Spanier und des jungen Herzens Biegsamkeit zu gut, um nicht der Furcht in unserm Herzen Raum zu geben. Darum segne ich die Stunde, wo ich Dich sah, und den Sohn Deines muthigen Vaters sogleich erkannte; denn nun höre aus meinem Munde das Wort, was Dein Volk zu Dir also spricht: Du bist unser, Sohn Atahualpa's, und wir sind Dein! An Dich haben wir geheiligte Rechte, uns bist Du nahe verbunden, und nicht den Mördern Deines Vaters. Unser Inka bist und sollst Du seyn; darum haben wir Pfeil, Bogen und Spieß ergriffen, und sind hinauf in das Gebirge gezogen, Dir ein freies Reich zu gründen; darum fechten wir muthig gegen die fremde Uebermacht und Willkühr, daß sie weiche von Peru's gesegneter Küste, und wieder das Glück früherer Zeit mit einem Regenten unseres Stammes für uns beginnt. — Also spricht Dein Volk zu Dir. Willst Du es hören? Willst Du es glücklich machen? Willst Du unser Inka seyn? Willst Du mit uns kämpfen für ein freies Leben, oder einen freien Tod? — Oder magst Du lieber der Spanier Freund und Deines eignen Volkes Verräther seyn? Ziehst Du es vor ein Sclave zu seyn, oder ein freier Mann? Ist der

Muth und die Vaterlandsliebe Deiner Vorfahren in Dir erstorben, oder glüht sie in Deinem Herzen kräftig fort? —

Huaskar hatte lange mit stillem Ernste dem Worte gehorcht, und gesenkten Hauptes dagestanden. Das letzte ergriff wunderbar sein Inneres. Ist es anders? fragte er sich selbst. Spricht der Greis nicht Wahrheit? Was habe ich zu verlieren auf Erden? Was fesselt mich noch an ein Volk, das meinem Volke ein unerträgliches Joch auflud, und wie Räuber mein Vaterland an sich riß? dessen thierische Leidenschaften eben sowohl gegen sich selbst wüthen, als gegen mein armes Volk? Wohlan, ich will der Ihre seyn! — Aber — ich bin Christ! Darf der Christ kämpfen gegen den Christen? Er stand jetzt wieder gesenkten Hauptes da und die Männer sahen ihn traurig an. Da fielen sie plötzlich alle vor ihm nieder, und hoben bittend ihre Hände zu ihm empor. „Sey unser Inka!" riefen sie alle. Das ergriff ihn gewaltig. Er blickte mit leuchtendem, feuchtem Auge im Kreise herum, da lag auch Halipa vor ihm auf den Knien, bittend: „Sprich ja, mein Huaskar, sprich ja!" — „Auch Du, Halipa?" fragte er sanft. „Auch ich, Huaskar, auch ich! Bedenke, was sie uns entrissen! Vielleicht, daß es der Wille Gottes ist, daß wir so dem Edeln vergelten seine Liebe, daß wir ihn retten aus seiner Feinde Gewalt!" Da leuchtete mehr noch Huaskar's Auge, und er rief: „Ich bin Euer, und mein Ruf soll Euch zum Kampfe, mein Wort zum innern Frieden führen." Ein Jubelgeschrei machte die Luft zittern, und im Triumphe wollten sie den Jüngling nun zu ihren Brüdern in das Gebirge führen, aber Huaskar widersetzte sich. „Noch einmal muß ich in mein stilles Thal," sagte er zu Halipa, „dann will ich folgen,

wohin auch der blutige oder friedliche Weg führen mag, den ich erwählt habe zu meinem künftigen Lebenswege!" Gerne gestanden sie ihm das zu. An der Stelle, wo sie ihn gefunden hatten, wollten die Peruaner ihn wieder sehen. Als nun die Männer sich lagerten, schüttelte Huaskar ihnen die Hand, und ging mit Halipa über die Felsen hinab. —

„Wird er wiederkehren?" fragten sie den Greis, der ihr Sprecher gewesen, indem sie ihm halb zweifelnd nachsahen. — Aber der Greis beruhigte sie, indem er sagte: „Seyd ruhig, Brüder, in ihm fließt Atahualpa's Blut, er wird Wort halten, und sollte es ihn auch ein Opfer kosten!" Und so war es. Das Opfer fühlte Huaskar wohl schwer, was er ihnen brachte. Allein der Gedanke, vielleicht auf diese Weise noch Las Casas Retter zu werden, den Halipa wie einen Funken in seine Seele geworfen, dieser Gedanke überwand jede Rücksicht. Halipa bemühte sich auf dem felsigen Rückweg, seinem Freunde von mehreren Seiten seinen Schritt im vortheilhaften Lichte zu zeigen. „Wer," sagte er, wer gab diesen Spaniern das Recht und die Befugniß, ein ruhig und glücklich Volk, wie das unsre war, aus seiner Ruhe aufzuschrecken, ihm sein Heiligstes, seine Freiheit zu rauben? Haben sie nicht unser Volk mißhandelt auf's Furchtbarste? Und nicht zufrieden mit ihrem Wüthen und Rasen gegen unser Volk, wüthen sie gegen die Edeln ihres Stammes ebenso, wie gegen uns. Darum ist der Ruf heilig, die Dränger zu vertreiben, und Heil, Frieden und Freiheit uns wieder zu erkämpfen. Sprich selbst," fuhr er zu dem stille dahingehenden Huaskar fort, „wie würde unser Volk so schrecklich vergelten mit zehnfacher Rache, was die Spanier einfach verübt, wenn nur der

wilde Ausbruch der Leidenschaft sie führt. Besser, menschlicher, sicherer zum Ziele führend, wird der Kampf seyn, wenn des Führers fester, edler und guter Wille des muthigen Volkes rohe Kräfte regiert mit Besonnenheit. Und leuchtet nicht als letztes Ziel unseres Strebens, nicht wie ein glänzender Stern Las Casas Befreiung entgegen, die wir in Lima sicher bewerkstelligen werden?!" Also sprach Halipa, und ließ zur Reue über den schnellen Entschluß Huaskar's Seele keine Zeit. Aber je näher sie der so theuern und nun so leeren Heimath kamen, desto wehmüthiger wurde es ihm, desto klarer traten die Bilder seines frühern, harmlosen, glücklichen Lebens vor seine Seele. Mit diesen Empfindungen betraten sie am Abend ihr Thal. Ach, wie ging die Nacht so langsam vorüber in diesem einst so glücklichen Orte! Wie schwer lag der Schmerz über das Verlorenseyn all jenes Glückes auf des Jünglings Seele! Halipa schlummerte ruhig an Huaskar's Seite und ahnete nicht, wie manche Thräne der Erinnerung an Elviren und Las Casas in dieser Nacht floß, wie mancher Seufzer der beengten Brust entstieg! Erst am Morgen, als zum letzten Male die Frühsonne über sie in d i e s e m Thale aufging, sah Halipa Huaskar's Schmerz, und er rastete nicht, bis dieser endlich aufbrach. Das Scheiden von diesem Orte, wo jede Stelle eine selige Erinnerung in sich schloß, wo jeder Baum, jede Pflanze Zeuge seines verwelkten Glückes war, wo er die Stunde seines höchsten Glückes und höchsten Schmerzes erlebt — das Scheiden von ihm that ihm unendlich weh, und Halipa hätte fast ihn gewaltsam fortreißen müssen, wenn nicht seine männliche Zurede den Jüngling wieder sich selbst seinem Muthe und seiner Fassung zurückgegeben hätte.

Nachdem er überall noch einmal gewesen war, jedem Plätzchen sein Opfer gebracht, warf er sich an seines Freundes Brust und sprach: „Nun ist es überstanden, nun laß uns gehen!"

Und denselben Weg, den sie gekommen, stiegen sie wieder hinan, und fanden die Harrenden wieder, die frohlockend ihnen entgegen stürzten, ihnen den Jubel ihrer Brüder meldend, die sehnsüchtig seyen, ihren jungen Inka zu sehen.

Durch finstre Urwälder, die vielleicht Jahrhunderte hindurch schon ihre für jeden Sonnenstrahl undurchdringliches Laubdach über dieses köstliche, golbreiche Erdreich wölbten; an reißenden Waldströmen vorüber und hindurch, über zackigte Felsen und weiche Mooslager, durch Dornen und ganze Gewebe der seltsamsten Schlingpflanzen hindurch führte ihr Weg immer bergan. Immer mehr verlor die Natur ihre üppigen Reize, unförmiger wurde alles, der kühlende Schatten schwand, und die Strahlen der Sonne fielen sengend auf die Wanderer herab. Nur Moos und Farnkräuter, Dornen und zwergartige Bäume, wenn man sie so noch nennen konnte, untermischt mit gewaltigen Felstrümmern, das waren jetzt die Gegenstände, auf denen das Auge einen Ruhepunkt fand. Jetzt bog ihr Pfad um eine Ecke, und — vor ihnen standen festlich geschmückt und gerüstet ein kleines Heer kernhafter Peruaner, Männer und Jünglinge. Ueberrascht von dem Anblick, blieb Huaskar einen Augenblick stehen und übersah, nicht ohne freudige Gefühle, die Schaar, die jetzt huldigend zu ihm sich drängte. Ungemeßner Jubel erschallte aus jedem Munde, laut kundthuend, wessen das Herz voll war. Aber der Anführer, ein Greis von ehrwürdigem Ansehen, gebot stille zu

seyn, und alsobald verstummte jeder Mund. Er trat vor Huaskar hin und sprach mit Würde: „Sey mir gesegnet im Namen meines Volkes. Du, Peru's Hoffnung! Dich haben wir lange gesucht und nicht gefunden; auf Dich lange gehofft und unsre Wünsche aufgegeben! Gelobt seyen die Götter, die dein Herz regierten! In deine Hand, Kind der Sonne, lege ich freudig den Befehl über diese. — Milde gegen sie, unversöhnlich gegen die Spanier, vorsichtig, muthig, gerecht und vorangehend mit eignem Heldenbeispiel, das waren deiner Väter Tugenden. Auch die deinen werden es seyn, denn in Deinen Adern wallt ihr Blut. Nimm hier meinen Bogen, hier meine Pfeile und meinen Spieß. Betrachte es als das Deine, und übe es so, wie ich es geübt." Er wandte sich jetzt gerade an seine Waffen und sprach: Möge die Sehne dieses Bogens nie erlahmen gegen den Feind deines Volkes! Möge der Pfeil, den Deine Hand führt, das Spanierherz stets durchbohren! Möge der Spieß, den Du schleuderst, nie verfehlen, einen Spanier anzuspießen! — Als das Huaskar genommen aus des Oberhauptes Hand, da jubelte wieder das Volk, und Alles nannte ihn „Inka Huaskar," und bewieß ihm seine Liebe und schwur ihm Treue zum Tod und Leben, in Freud und Leid. Huaskar's Herz war vielseitig bewegt. Er schloß Halipa an seine Brust. Theile mit mir die Gewalt, mein Bruder, bat er ihn; aber Halipa drückte ihm die herrliche Federmütze oder Krone, die ihm der Priester einer aufgesetzt hatte, tiefer in die Stirne, und sprach knieend vor ihm: „Inka, verachte mich nicht, und laß mich dein Schatten seyn." Der feierliche Augenblick ging vorüber. Huaskar wandelte recht fröhlich unter seinen Männern herum, drückte ihnen die Hände

und sprach mit seiner herzgewinnenden Freundlichkeit zu ihnen, und gewann so noch mehr jedes Herz und kettete sie immer fester an sich. Sein erstes Werk war, einen andern Lagerplatz in dem nahen Hochwalde auszuwählen und zu beziehen. Mit Umsicht und Klugheit ordnete er sein stets wachsendes Heer. Bekannt mit spanischer Art und Kunst, Krieg zu führen, suchte er Vieles anders zu ordnen, und willig gehorchten ihm Alle, sein reifes Urtheil bewundernd. Und erst als das geschehen war, zog er näher hinab zu den Ansiedelungen der Spanier. Der blutige Krieg begann. Mit Schrecken erkannten die Spanier den Muth und die Ausdauer, die Ordnung und Mannszucht ihrer Feinde, überrascht von den Vorzügen, die der Kampf dieser Horden gegen den der frühern Kämpfer zu ihrem Schaden hatte. Und nicht mehr war die kanibalische Sitte des Mordens ihr Grundsatz, sondern mild wurden die gefangenen Spanier behandelt. Haufen, die sie früher nicht gefürchtet hatten, erfüllten sie jetzt mit Schrecken.

Recht ernstliche und wirksame Maßregeln galt es jetzt zu ergreifen, wenn nicht die aufrührerischen Peruaner täglich neue Fortschritte machen sollten. Man sprach viel von dem Heldenmuthe zweier Anführer, und von der Klugheit, mit welcher sie die Vortheile spanischer Truppen zu schmälern und für sich unschädlich zu machen trachteten.

Reißend, wie ein Waldstrom, waren sie gegen Lima vorgerückt. Diese Peruaner fürchteten das Schießgewehr nicht und nicht die berittenen Spanier, und nicht die Heerden großer, beißender Hunde, die einst durch ihre die unglücklichen Wilden zerfleischenden Zähne sich bei ihnen so furchtbar gemacht hatten. Muthvoll, wie

noch nie, und sichrer in ihren Unternehmungen, als noch je, schlugen sie die Minderzahl der Spanier bis in die Nähe von Lima zurück. Gonzalez Pizarro war jetzt in einer Lage, die leicht einen minder Entschlossenen zum Kleinmuthe vermocht hätte. Auf der Landseite ein furchterregendes Heer Peruaner, die, für Recht und Freiheit kämpfend, unüberwindlich schienen, dabei Kriegsvölker, die ihn nicht liebten. Auf der andern Seite Angst und Sorge, denn schon seit Jahresfrist hatte er seine Abgesandten nach Madrid geschickt mit unermeßlichen Reichthümern, um Carl V. Gunst sich zu erwerben und dessen Bestätigung als Statthalter von Peru zu empfangen; allein bis zur Stunde waren sie nicht zurückgekehrt. Das flößte ihm bange Besorgniß ein. Wie? dachte er, wenn ich nun Lima ganz von Truppen entblößte, sie alle gegen die Empörer sende, wie wird es gehen, wenn dann plötzlich Carl's mächtiges Wort eine Armada herüber sendet, die von der Wasserseite mich anfällt! Das böse Gewissen hat oft eine sich're Vorahnung seines Schicksals. Pizarro schien hinter den Schleier der Zukunft geblickt zu haben, denn schon lag jetzt die von ihm gefürchtete Armada unter Pedro's de la Gasca Befehlen seit längerer Zeit auf Hispaniola vor Anker, weil ein Orkan furchtbarer Art, wie er bei den Antillen häufig, ja eigentlich heimisch ist, die Schiffe sehr beschädigt hatte, so, daß ohne Ausbesserung an eine Fortsetzung der Reise nicht zu denken war. Dabei waren denn auch die Lebensmittel ausgegangen, und Gasca mußte auf Hispaniola anlegen, damit er die Schiffe rüste, Lebensmittel einnehme, die Kranken unter seiner Mannschaft theilen lasse. Dieß hatte seine Ankunft bei Lima verspätet. Pizarro ahnete die Gewitterwolke, die sich über seinem

Haupte zusammen zog und sich über ihm zu entladen Willens, schien — darum zauderte er gegen die Peruaner entscheidende Schritte zu thun. Dieses Zaudern erschien jenen als Muthlosigkeit, und dadurch wuchs ihr Muth, stählte sich ihre Thatkraft. Täglich kamen neue Unglücksboten nach Lima, welche die Siege der Peruaner meldeten, und ihr Heranrücken gegen Lima. — Jetzt erkannte Pizarro die Nothwendigkeit, Alles aufzubieten, um die Rebellen zu zerstreuen. Er zog seine Kriegsleute aus Kusko und Quajaquil zusammen. Alles was in Lima waffenfähig war, vom Knaben bis zum Greise, mußte mit in das Feld rücken, um den eignen Heerd zu vertheidigen. Mit dieser ansehnlichen Macht zog er selbst dem Feinde entgegen. Er traf sie wohl gerüstet. Mehrere Treffen wurden geliefert, ohne daß der Sieg auf einer Seite gewesen wäre. Von beiden Seiten aber wuchs jetzt die Kampfbegierde. Pizarro, klug und listig wie eine Schlange, sandte Escovedo mit einer Abtheilung Spanier ab, um den Peruanern in den Rücken zu fallen, und sie so zwischen zwei Feuer zu nehmen, und ihnen desto sicherer den Untergang zu bereiten. Huaskar und Halipa, ob sie gleich sehr vorsichtig waren, ahneten das nicht, und gingen um so sicherer in eine Falle, die ihnen höchst verderblich wurde. Escovedo hatte einen Umweg genommen, der ihn lange aufhielt. Erst nach zehn Tagen hatte er seinen Posten erreicht. Nachdem dies bewerkstelligt war, griff Gonzalez an. Mit einer Tapferkeit, die selbst Gonzalez bange machte, schlugen sich die Peruaner. Und als gerade sich der Vortheil auf Huaskar's Seite neigte, als mit vermehrter Kampflust er selbst sich an der Spitze seiner ausgewählten Männer in die Reihen der felsenfest stehenden Spanier

warf, um dem Kampfe die Entscheidung zu geben, da braußte, gleich einem Orkane, Escovedo mit seinen Truppen aus seinem Hinterhalte hervor in den Rücken der schon siegestrunkenen Peruaner. Mörderisch wüthete jetzt der Spanier Schwerdt unter den Peruanern. Nicht lange konnte das Schicksal des Treffens unentschieden bleiben. Der Peruaner Muth sank plötzlich, denn Huaskar fiel verwundet in der Spanier Hände. Zwar kämpften sie noch einzeln mit Verzweiflung, aber bald sahen sie sich überwunden, und flohen schaarenweise vor den verfolgenden Spaniern.

Die Niederlage der Peruaner war außerordentlich. Tausende deckten das Schlachtfeld, und Viele noch fällte der Spanier Schwerdt auf der Flucht. Eine Kugel hatte Huaskar'n getroffen, als er gerade einen Pfeil auf Pizarro abdrücken wollte. Sein Federschmuck gab ihn sogleich für den Anführer zu erkennen, und seine Gestalt, sein ganzes Wesen ließ nicht lange im Zweifel, daß er zum Stamme der Inca's gehöre.

Grinzend lachte Pizarro, als ihm diese Kunde wurde. Triumphirend blickte er um sich, als wolle er sein Schicksal herausfordern. Er ließ Huaskar nach Lima bringen, ihn verbinden, und in das tiefste Gefängniß werfen. Seine Rache sann auf einen entsetzlich grausamen Tod für den Empörer. Er glaubte mit diesem einen Hauptschlag das Heer der Peruaner vernichtet zu haben, und zog mit den Seinen nach Lima zurück. — So urtheilt der Mensch in seiner Vermessenheit, wenn ihm ein Plan gelang. Er meint nun Alles gewonnen zu haben. Allein das Urtheil des Grausamen war längst gefällt im ewigen Rathschluß. Schon die Botschaft, daß die Peruaner in einer Nacht alle Leichname ihrer Brüder vom

Schlachtfelde geholt und verbrannt hatten, indem sie Tod und Verderben den Spaniern schwuren, machte ihn wieder unruhig, und stimmte seinen Uebermuth merklich herab. Täglich hinterbrachten neue Botschaften die fürchterlichen Rüstungen des unterdrückten Volkes. Aus allen Gegenden strömten Streiter herzu zu Halipa, der nun ihr Führer war. Gerade als Pizarro Huaskar's Hinrichtung veranstalten wollte, traf die Nachricht ein, Quajaquil sey von einem andern Heere Peruaner erobert. Erschrocken schob Gonzalez das Auto da fé, welches er zur Ergötzlichkeit seiner Truppen an Huaskar und andern Peruanern wollte vollziehen lassen, auf, um neuerdings in's Feld zu rücken. —

Da meldete man eines Morgens eine peruanische Gesandtschaft, die um Gehör bei Pizarro bäte. Pizarro ließ sie vor. Um aber desto mehr den Gesandten zu imponiren, waren alle seine Offiziere in der vollen, glänzenden Waffenrüstung um ihn versammelt. Die Peruaner traten ein. Es waren drei Männer von sehr schönem Aeußern, deren herrliche Haltung selbst die Spanier überraschte. Nach den Begrüßungen, in denen sich mehr männliches Selbstbewußtseyn, ja vielleicht Trotz sich aussprach, als Demuth, wie es die Spanier erwartet hatten, begannen sie also: „Unser Heerführer Halipa und unsres Heeres Männer sprechen zu Dir: Du hast Huaskar, unsern obersten Heerführer, in Deiner Gewalt, und willst ihn tödten, wie es Eure abscheuliche Mordsucht heischt; wisse, fünfzig Männer Deines Volkes, mitunter, wie Du weißt, von den Edeln Deines Landes, sind in unsrer Hand. Huaskar, der Held, hatte sie geschont. Sie leben und sind gesund. Siehe, wir bieten Dir fünfzig, gib uns Einen: Huaskar! Du weißt, Deine

Pflanzstadt ist in unsern Händen — gieb uns Huaskar, und sie ist wieder Dein, und Deinen Landsleuten, die dort wohnen, soll nicht ein Haar gekrümmt werden; — aber willst Du unerbittlich seyn, so sey Dir unverhalten, daß die fünfzig Männer sterben müssen, und Alles, was von Spaniern in Quajaquil ist, und Brand soll die Stadt verheeren, daß sie von Peru's Küste getilgt werde, und unser Heer, zweimal hunderttausend Männer und Jünglinge zählt es, soll Dich verfolgen, so lange Einer von ihnen athmet! — Das ist unsre Botschaft."

Pizarro ließ sie sich eine Weile entfernen. „Was dünkt Euch?" fragte er seinen Kriegsrath. Die Stimmen waren sehr getheilt. Die heftigsten verlangten Huaskar's Mord als Strafe des Trotzes der Wilden. Die Gemäßigtern schlugen vor, Frieden zu schließen und Huaskar als Geissel zu behalten. Wenige stimmten für die Auslieferung. Lange erwog Pizarro die Sache. „Mich dünkt," hob er endlich an, „es wird besser seyn, wenn wir des Peruaners Leben schonen, und Unterhandlungen einleiten. Ihr wißt, daß wir täglich eine Antwort aus Spanien, vielleicht mit Schwertern geschrieben, erhalten werden, wo dann unsre Lage schlimm seyn würde, wollten wir nicht die Gelegenheit ergreifen, die sich uns zur Ausgleichung bietet." — Er ließ die Gesandten wieder rufen. „Saget den Empörern," sprach stolz Pizarro, „daß sie es uns Dank wissen müssen, daß unsre Herzen friedlicher gesinnet sind, als die Ihrigen. Wir bieten Euch Frieden an. Ziehet heim in Eure Hütten und Dörfer, und lebet in Frieden. Euer Feldherr Huaskar soll leben. Alle Eure Gefangenen geben wir Euch zurück, nur ihn allein behalten wir als Geissel. Möget Ihr dagegen die fünfzig Landsleute als

Geissel von uns behalten." — „Wir haben hierauf nichts zu sagen!" erwiederten die Gesandten. „Mag unser Volk entscheiden, und Halipa, unser Heerführer." Nun entfernten sie sich auf dieselbe Weise, wie sie gekommen waren. — Noch warteten die Spanier sorglos auf ihre Entscheidung — da loderte schon Quajaquil in lichten Flammen auf. Das war der Ruf an alle Peruaner zu den Waffen. Aus ganz Peru strömten Heerhaufen herzu. Halipa's Schaaren wuchsen mit jedem Tage an. Mit einer furchtbaren Macht stand er plötzlich wieder in der Nähe Lima's. Da erschrack Gonzalez Pizarro und ganz Lima mit ihm. In aller Eile wurde Alles zusammengerafft, um dem gewaltigen Feinde die Spitze bieten zu können. Man rückte gegen ihn in's Feld. Man versuchte die angewandte List des Hinterhalts. Vergeblich aber war diese Maßregel, denn der ganze Haufe fiel in die Hände der Peruaner, und wurde aufgerieben. Zu großem Nachtheile der Spanier kannte Halipa aus früher Zeit den Gebrauch des Feuergewehrs, und errichtete eine Abtheilung Peruaner, denen er selbst die Handhabung der erbeuteten Gewehre lehrte. Schrekken erfüllte Pizarro's Heer, als es sich von Peruanern angegriffen sah, die, mit Feuerröhren bewaffnet, wie sie selbst, rüstig auf sie feuerten. Es dauerte nicht lange, so ward ihre Verwirrung allgemein, und endigte in einer gänzlichen Niederlage. Noch einmal stellten sie sich unweit Lima dem Feinde entgegen. Einige Tage vergingen wieder in fruchtlosen Unterhandlungen. Die Peruaner verlangten Huaskar'n ohne Bedingung. Pizarro's Wuth kannte keine Gränzen mehr. Er wollte Huaskar'n öffentlich verbrennen lassen, und dann kämpfen auf Tod und Leben. Dem aber widersetzten sich seine Offiziere.

Unterdessen fielen die Peruaner sie in kleinen Haufen an, und richteten sie beinahe dadurch zu Grund. Pizarro sah es bald ein, daß nur hinter Lima's Wällen und Bollwerken noch Heil für ihn zu suchen sey. Er warf sich in die Stadt, die alsbald von dem Heere eingeschlossen wurde.

VI.

Acht traurige Wochen waren für die Belagerten unter steten kleinen Scharmützeln hingegangen, da bot sich ihnen eines Morgens ein seltsames Schauspiel dar. Schon im Besitze namhafter Vortheile, zogen plötzlich eines Morgens die Peruaner sich zurück, und nahmen vier Stunden hinter Lima eine feste Stellung ein. Lauter Jubel braußte durch Lima's Straßen. Alles strömte in die Kirchen, Gott für die plötzliche, wunderbare Errettung zu danken, allein ihre Freude wandelte sich bald in Schrecken, als gegen Mittag vor Lima sechs Schiffe der größten Art unter spanischer Flagge erschienen. Die Schiffe legten sich vor Anker, und zum ersten Male bebte Pizarro, denn er sah das Racheschwert der Vergeltung nur noch an einem Haare über seinem Haupte schweben. In der Angst seines Herzens beschied er einen Kriegsrath. Er hatte Muth bei den Seinen zu finden gehofft, aber bleich standen sie um ihn herum, und jeder bebte wie er, weil das schuldige Bewußtseyn sie alle an ihre Thaten mahnte. Nur die Anhänger von Nunez, die, bloß der Gewalt weichend, Pizarro's Parthey ergriffen hatten, blieben sich gleich, obwohl es ihnen schwer wurde, die Hoffnung zu verbergen, die sie beseelte. Zu Pizarro's Nachtheile waren ihrer Viele mit ihm unzufrieden, und freuten sich, ihn gestürzt zu sehen.

Seine Lage war schrecklich. Hier und dort den Feind. Nirgend's Rettung. Er entließ den Kriegsrath wieder, ohne ein Resultat gewonnen zu haben; nur Escovedo und mehrere Andre blieben bei ihm, um auf irgend eine Aushülfe zu sinnen. Alle saßen in tiefen Gedanken. Ihr Schicksal trat blutig vor sie hin, und machte das Blut in ihren Adern starren. Plötzlich fuhr Escovedo auf. „Noch ist nicht Alles für Euch und uns verloren!“ rief er aus. „Haben wir nicht Nunez in unsrer Gewalt, um unser Leben hier zu retten, und den Peruaner Huaskar, um dort uns einen Ausweg zu bahnen?“ — „Wahrlich!“ rief Pizarro, „Du hast das Rettungsmittel gefunden! Auf, Escovedo, und Ihr, treue Freunde in der Noth, eilet zu den Peruanern. Lieber will ich zu ihnen fliehen, als zu meinen eignen Landsleuten! Versprechet ihnen Alles, wenn sie friedlich in ihre Heimath zurück kehren und meine Bundesgenossen werden wollen!“ — Es geschah, wie er befahl. Escovedo und drei seiner Freunde schwangen sich auf ihre Rosse, und sprengten hinaus zu den Thoren Lima's. Bald hatten die Boten die Peruaner erreicht. Die Palmzweige in ihren Händen verschafften ihnen eine friedliche Aufnahme. Man führte sie zu Halipa. „Was bringet Ihr?“ fragte sie dieser. „Du hast gesehen,“ begann Escovedo, „welchen bedeutenden Zuwachs an Macht wir heute erhielten, und wirst es als ein Zeichen des uns Spaniern angebornen Edelmuths erkennen, daß wir Euch dennoch den Frieden unter folgender Bedingung anbieten. Ihr ziehet friedlich in Eure Heimath, leget Eure Waffen nieder, und werdet unsre und Pizarro's Freunde und Bundesgenossen. Dagegen soll Euer Heerführer Huaskar noch heute in Eure Hand ausgeliefert werden!“

Bei diesen Worten strahlte Halipa's Gesicht von hoher Freude. Er nahm den Vorschlag an, ohne an irgend etwas in diesem Augenblicke zu denken, als an das Wiedersehen des Freundes. Der Bund wurde geschlossen und beschworen, und frohlockend über den glücklichen Ausgang seines gewagten Unternehmens, kehrte Escovedo nach Lima zurück, und mit ihm ein Trupp Peruaner, der Huaskar'n in Empfang nehmen sollte. Mit dem freudigen Ausrufe: „Es ist gelungen!" stürzte Escovedo in Pizarro's Gemach. Dieser schloß ihn freudig in seine Arme. „Gottlob!" rief er aus, „daß doch ein Ausweg uns noch übrig ist! Lies selbst," sprach er hierauf zu Escovedo, indem er ihm ein großes Pergament reichte, „lies selbst, und erfahre, welches Schicksal unsrer wartet." Neugierig griff dieser nach dem Pergamente. Es war Carl's V. Manifest, durch welches er den Don Pedro de la Gasca bevollmächtigt, die Audienzia in Lima wieder einzusetzen, seinem Gesetze treue Befolgung, den Peruanern milde Behandlung zu erwirken, und Gonzalez Pizarro zur strengen Rechenschaft, ob seines Verfahrens, mit allen seinen Anhängern zu ziehen, und worin Lima's Einwohner zur Treue aufgefordert, jedem aber Amnestie versprochen wurde, der Pizarro's Parthei verlasse, und zu Gasca übergehe. Escovedo war bleich geworden, als er das Blatt gelesen. „Nun," fragte bitter Pizarro, „was willst Du thun? Escovedo?" — „Könnt Ihr fragen? Nein, Don Pizarro, solchen Zweifel hat Escovedo nicht an Euch verdient!" — „Sey ruhig, Freund," sprach dieser, seine Hand schüttelnd. „Geh hin, und befreie Huaskar." — „Aber," fragte Escovedo, „wollt Ihr denn keine Schritte wegen Nunez thun?" — „Doch," sprach Pizarro, „schon sind meine

Gesandten abgegangen, um Nunez anzubieten, wenn man mir Leben und Freiheit mit den Meinigen garantire. Wo nicht, so muß Nunez uns begleiten in die Wildnisse Peru's." — „Recht so," sagte Escovedo. „Nur laßt uns klug handeln, daß wir nicht selbst in das Netz laufen, das man uns gestellt."

In dumpfem Schmerz lag Huaskar auf seiner Bastmatte im Kerker, und dachte seinem traurigen Geschicke nach. Der Jüngling war niedergebeugt von der Schwere seines Geschicks. Er hatte Alles, Alles verloren, was für den Menschen in diesem Leben Bedeutung und Werth hat. Nur der fromme Glaube, den ihn Las Casas gelehrt, gab seiner Seele Frieden und Ergebung. Von Tag zu Tag hatte er gehofft, man werde ihn zum Tode führen, denn dieser war seine einzige und letzte Hoffnung, da alle Blüthen des Lebens für ihn längst gewelkt waren. Ach, der unglückliche Jüngling ahnete nicht, daß über seinem Haupte das Wesen athme und seufze, das ihm auf dieser Erde das theuerste war! Er ahnete nicht, daß über ihm Nunez und Elvirens Kerker sey. Er glaubte sie längst jenseits des Oceans. An diesem Tage gerade hatte er mehr als je an sie, an Las Casas, an Halipa gedacht, denn er fühlte, daß die dumpfe Kerkerluft ohnedem seine Kräfte verzehre, und ihn bald den Hafen der Ruhe würde finden lassen. Jetzt hörte er schwere Tritte und mehrere Stimmen, die sich seinem Kerker naheten. „Meine Erlöser kommen!" sprach er zu sich. Da klirrten die Schlüssel, und rasselten im gewaltigen Schlosse, und die Thüre ging auf. „Huaskar!" rief eine Stimme, deren furchtbar wilder Ton seine Vermuthung bestätigte. „Huaskar!" rief's noch einmal, und vom Scheine einer Fackel beleuchtet, trat ein Offi-

zier herein. „Ich bringe Dir Freiheit!“ sprach er, indem er ihm die Fesseln löste. „Für immer, so Gott will,“ entgegnete Huaskar. „Ja wohl, für immer,“ sagte jener, und ergriff seine Hand, und führte ihn aus dem Kerker heraus durch die feuchten Gänge. Endlich erreichten sie das Freie, und Huaskar blickte freudig zum Sternenhimmel hinauf, der in seiner ewigen Herrlichkeit über ihnen strahlte. Ruhig und stille lag Lima unter ihnen. Der Offizier faßte wieder seine Hand, führte ihn die Anhöhe hinab durch die Straßen Lima's zum Thore hinaus. „Nun,“ sagte sein Begleiter, „bist Du frei.“ In diesem Augenblicke nahten die Peruaner dem Ueberraschten. Bekannte Stimmen schlugen an sein Ohr. „Ist es Ernst, oder treibt Ihr grausamen Spott und Scherz mit mir?“ fragte er in sonderbarer Stimmung. „Du bist frei, sage ich Dir, Huaskar,“ entgegnete sein Begleiter. „Vergiß nicht, was wir Dir Gutes gethan haben, wenn wir Schutz suchen müssen bei Dir und Deinem Volke.“

So sprach er, Huaskar's Hand schüttelnd, und die jubelnden Peruaner zogen ihn fort. Und so schnell es immerhin Huaskar ertragen konnte, ging es nun den Landsleuten entgegen. Die Freude machte die Peruaner so stark, daß sie eilten, als ob sie flögen. Aber der Jüngling, der nun so lange schon im feuchten Kerker geschmachtet, und nur die verpestete Kerkerluft geathmet hatte, vermochte nicht, ihnen zu folgen. Beim Sternenlichte flochten sie nun eine Bahre, und trugen ihn ohne Rast weiter. Huaskar wußte nicht wie ihm geschah. Alles, was sich diese Nacht mit ihm zutrug, dünkte ihm ein Traum zu seyn. Als aber Halipa's Arme ihn umpfingen, als die jubelnden Peruaner ihm

die Hände drückten und küßten, da erwachte er erst zur Wirklichkeit, und der erste Strahl der Freude fiel durch das Bewußtseyn seiner Freiheit in seine Seele. Und als zum ersten Male wieder der Frühsonne milder Strahl ihn erquickte, da sank er nieder, und dankte Gott innigst für seine Huld und Gnade. Aber wie erstaunte er, als Halipa ihm die Begebnisse der letzten Zeit erzählte. Da erst fand er den Faden zum Ausgange aus dem Labyrinth von Unbegreiflichkeiten, in dem er bisher sich befunden hatte. Noch vier Tage blieben sie in ihrer Stellung; denn so hatte es Halipa Escovedo versprochen. Da aber die vier Tage um waren, und niemand ihre Hülfe suchte, oder sich in ihren Schutz begab, so zog das Heer ab in seine Heimath, und löschte des Krieges Fackel aus. „Aber wohin ziehen wir?" fragte wehmüthig Halipa seinen Freund. „Wollen wir wieder in das stille Thal, wo —" Er endete nicht, denn Huaskars Blicke wurden düster. „Sey unser Inka!" baten wieder die Aeltesten seines Volkes, „und weile in unserer Mitte! Regiere uns, wie uns Deine Väter regierten!" Allein Huaskar lehnte ihre Bitte ab. Laßt mich erst mir selbst leben, dann vielleicht, wenn ich meinen Frieden wieder gefunden, dann komme ich zu Euch, und will in Eurer Mitte leben und dort meine Tage enden! Die Männer mußten abstehen von ihrem Wunsche, und traurig schieden sie von ihm. Da warf sich Huaskar an des Freundes Brust. „Auch der Ehrgeiz ist besiegt," rief er, „o vielleicht wird auch dieses Herz noch ganz besiegt!" Sie wollten sich die Heimath suchen, die Freunde, und dann eine Hütte sich bauen. Ihr Weg war der wieder, den sie einst mit Nunez und Elviren gegangen. Sie kamen an die Stätte, wo Elvirens Mutter schlum-

merte. Lange blieben sie da, und als Halipa zum Aufbruch mahnte, da sagte Huaskar: „Hier laß uns bleiben, Bruder, und eine Hütte bauen! Hier weinte zuerst Elvire an meinem Herzen über der Mutter Tod, hier will ich auch meine Tage verleben." — Halipa widersprach ihm nicht, er erinnerte ihn nur an die Nähe von Lima. „Laß das ruhen," bat Huaskar. „Lima wird unsere Ruhe nicht stören." Und unweit des Grabes, wo ein klarer Bach sich über Felsen hinab in einen lachenden Wiesengrund stürzte, bauten sie sich ihre Hütte, und als die Hütte gebaut war, errichtete Halipa mit Huaskar der Verstorbenen ein Grabmahl von Rasen, der frisch grünte und täglich mit ihren Kürbisflaschen begossen wurde.

Während die beiden Freunde hier in der Abgeschiedenheit wenigstens die äussere Ruhe wieder fanden, war es so ruhig nicht in Lima's Mauern.

Escovedo hatte Huaskar'n ausgeliefert. Er eilte in den Pallast Pizarro's zurück. „Laßt uns eilig Eure Kostbarkeiten einpacken, um sie wenigstens auch zu retten!" sagte er zu Gonzalez. Willig überließ dieser ihm Alles. Unermüdet arbeitete Escovedo. Sehnsüchtig harrte indessen Pizarro der Rückkehr seiner Abgeordneten. Sie kamen nicht. Mitternacht war vorüber, da nahten sich Männertritte seinem Gemache. Es waren wirklich die beiden Gesandten. Aber sie brachten schlechten Trost für Pizarro. Er ließ sie neben sich niedersitzen, um genaue Mittheilung alles dessen zu erhalten, was auf den Schiffen vorgegangen sey. Sie erzählten ihm Mancherlei. Plötzlich vernahm man ein Geräusch im Vorsaale, an den das Kloset Pizarro's stieß. Erschrocken sahen sich die Beiden an. Pizarro aber beruhigte sie, indem er

sagte, es sey Escovedo, der noch allerlei zu besorgen habe. In diesem Augenblicke aber ergriffen Beide zu gleicher Zeit Pizarro'n, und riefen laut: „Herein, er ist unser! Da stürmten Gasca und eine große Zahl Offiziere in das Gemach. Der Erbleichte wurde gefesselt, und in diesem Augenblicke erfüllte der Jubelruf: „Hoch lebe Don Gasca!" die Stadt — und ein Schuß, der alsobald fiel in der Nähe des Vorsaals, sagte den Hinzueilenden Escovedo's blutiges Ende an. Er hatte sich selbst gerichtet. —

Noch in dieser Nacht wurden die Truppen an's Land gesetzt, und ohne einen Schwertschlag wurde Lima eingenommen. Willig schlossen sich Nunez Truppen an Gasca an und Pizarro's Anhänger waren genöthigt, ein Gleiches zu thun. Als der Morgen tagte, war Lima in Gasca's Händen. Ruhig und mild fing Gasca die Umgestaltung aller bisherigen Verhältnisse an. Aber wo ist Don Nunez Vela? fragte er die Mitglieder der Audienzia, die er aus ihren Kerkern befreit hatte. Niemand wußte Auskunft zu geben, denn stille und heimlich war Nunez in sein Gefängniß geführt worden, und wer davon Kenntniß hatte, schwieg, um nicht den Schein der Mitschuld auf sich zu laden. Der erste Akt der Audienzia war Oeffnung der Gefängnisse. Wie mancher edle Mann ging bleich und hager aus diesen Aufenthaltsorten des Schreckens hervor! Als man die Kerker unter dem Pallaste des Statthalters öffnete, da fand man Nunez und Elviren, noch gehüllt in die Kleidung Huaskars. Welche Wonne für den edlen Gasca, hier endlich seinen Freund und dessen Tochter zu finden! Kaum aber erkannte er Elviren. Der Kummer hatte sie fast entstellt. Sie glich eher einem Schatten als einem leben-

den Wesen. Feierlich wurde Nunez herausgeführt und von Gasca in seine Stelle wieder eingeführt. „Aber,“ fragte Gasca, „sagte man mir nicht, daß in diesen Kerkern auch der Häuptling der aufrührerischen Peruaner schmachte?“ — Man durchsuchte sie alle und fand ihn nicht, und Jedermann glaubte, heimlich habe ihn Pizarro seiner Rache geopfert. Wie durchzuckte der Gedanke Elviren's Herz, als sie vernahm, Huaskar habe in ihrer Nähe geschmachtet! Doch wie beugte es sie nieder, hören zu müssen, er sey wohl wahrscheinlich das Opfer der Rache Pizarro's geworden. Wohl freute es sie, ihren Vater wieder in seiner Stelle zu sehen, allein das Leben war ihr öde und leer. Ihr Herz sehnte sich nach Stille und Abgeschiedenheit. Ein Kloster in Spanien war das Ziel ihrer Wünsche. Oft flehte sie darum ihren Vater an. „Ach,“ seufzte dann der Greis, „soll ich denn meines letzten Trostes in dem freudenlosen Alter beraubt seyn?“ — und sie drückte dann wieder den Wunsch in das arme Herz zurück, und trug mit Demuth und Ergebung ihr Geschick. Ein Jahr ging so dahin. Der äuß're Zustand Peru's war unendlich besser geworden. Das Volk sehnte sich mehr und mehr mit seinen Unterdrückern aus. Ordnung und Gesetzlichkeit waltete überall segensreich. Die Audienzia hatte Pizarro's Prozeß langsam genug geführt, um abzuwarten, ob nicht des Kaisers Huld die Todesstrafe des wilden Eroberers mildre. — Das Schiff, welches die Entscheidung bringen sollte, lief endlich in Limas Hafen ein. Tod — war des Kaisers Urtheil. Nicht lange nach dem Eintreffen der Entscheidung fiel Pizarro's Haupt auf dem Blocke durch Henkers Hand, und ganz Peru athmete freier als diese Kunde erscholl.

Am Abende des Todestages Pizarro's saß der kaiserliche Kommissarius Pedro de la Gasca einsam in seinem Gemache, und dachte dem Lebenslaufe dieses Menschen nach. Es klopfte leise an die Thüre, und auf Gasca's Ruf öffnete sich die Thüre, und herein trat eine hohe, edle Mönchsgestalt, deren silberweiser Bart bis weit auf die Brust reichte. „Friede sey mit Dir, Pedro!" sprach der Eintretende. Gasca starrte ihn eine Weile an, dann breitete er die Arme aus, und an sein Herz sank — Las Casas. — „Woher, Du alter, treuer Freund?" fragte ihn Gasca. „Das Schiff, das Pizarro's Todesurtheil brachte, führte mich hierher!" antwortete Las Casas.

„In Spanien warst Du? Glaubte ich doch immer Dich hier in Peru zu finden, als Bekehrer des heidnischen Volkes?"

„Das war ich, Freund. Ein seltsam Geschick bestimmte mich, zum dritten Male die Reise nach Peru zu machen; aber auch, so Gott will, zum letzten Male."

Er unterrichtete nun den geprüften Freund von den Begebenheiten zwischen Elviren, Huaskar und Nunez, wie es die frühern Kapitel der Geschichte berichtet, sorgsam und genau; alsdann reichte er ihm mehrere Pergamente. Gasca stutzte, las sie durch, und sprach dann froh bewegt zu Las Casas: „Ja, so ist Karl gerecht in Strenge und Milde! So hat er sich hier, so in Pizarro's Angelegenheit bewiesen. — Aber, Freund, heißt nicht Dein Peruaner Huaskar?"

„Das ist sein Name!"

„Ein Nachkömmling der mächtigen Inka's von Peru?"

„Huaskar ist des durch Franzisko Pizarro gemeuchelmordeten Atahualpa's jüngster Sohn."

„Dann, theurer Las Casas, dann traure um ihn! Er war der Anführer des Heeres von Empörern, die Lima bedrohten; er wurde von Pizarro gefangen und wahrscheinlich gemordet!“

„Gerechter Himmel!“ rief wankend der Greis, und sank in Gasca's Arme. An seiner Brust weinte er die Thränen der reinsten, uneigennützigsten Vaterliebe. Ach, alles, was er so schön eingeleitet, sollte so gänzlich jetzt zertrümmert seyn! Er fragte bestimmter bei Gasca, allein dieser war nicht im Stande, die Auskunft darüber zu geben, die er verlangte, und die Gewißheit, vor der seine Seele schauderte. Gasca ließ das Gefängniß öffnen, in welchem der Kerkermeister schmachtete, der meist Pizarro's Bubenstücke ausführen half. Man brachte ihn. — „Mensch,“ redete ihn Gasca an, mit einer Stimme, die gleich dem brüllenden Donner durch Mark und Bein drang — „Mensch, Du weißt, ich kann Dich vernichten, wie Du es verdientest, und Dich begnadigen. Willst Du Wahrheit reden über das, worüber ich Dich fragen werde, und so Dein Leben vom Tode retten? — Willst Du?“ —

Der Mensch sprach bebend sein Ja!

„So sage mir, was hat der Unmensch mit dem Peruaner-Häuptling angefangen, der im Verliese saß?“ —

„Er saß wohl im Verliese, aber was aus ihm wurde, weiß ich nicht.“

„Wer holte ihn aus dem Verließ?“ —

„Der Hauptmann Escovedo.“

„Wann?“ — „Am Abende vor Eurer Landung, etwa drei Stunden vor Pizarro's Gefangennehmung.“ — „Führte er ihn gefesselt ab?“ — „Nein,“ erwiederte der Gefangenwärter, „er war von allen Fesseln befreit,

und Escovedo sprach freundlich mit ihm." — „Glaubst Du, er sey erdrosselt worden?" — „Nein, das glaube ich nicht, sonst würde er in Fesseln geblieben seyn."

Las Casas hatte mit einer außerordentlichen Spannung dem Verhöre zugehorcht. Beruhigend waren ihm des Gefangenwärters letzte Worte. Gasca winkte den Soldaten, den Befreiten abzuführen. „Herr," sprach dieser bittend, „ich habe Wahrheit gesagt, gedenket Eures Versprechens!" — Die Soldaten führten ihn weg, und Gasca sprach zu dem Freunde: „Gieb nicht alle Hoffnung auf, Du siehst, ein Schimmer ist noch von ihr da. — Wie willst Du aber Kunde von ihm erhalten?"

Las Casas schwieg nachdenkend eine Weile; dann sagte er: „Ich selbst muß fort, ihn suchen. Mein Herz sagt mir, er lebt, ich werde ihn finden." — Was auch Gasca einwenden mochte gegen diesen Plan, der Greis blieb dabei, und am andern Morgen zog er — nur begleitet von einem treuen Diener Gasca's, in das Innere, voll Hoffnung und Vertrauen auf Gottes Hülfe, ab. —

Von Tage zu Tage hoffte Gasca auf Kunde von ihm, aber sie blieb aus, und ein halbes Jahr ging ohne alle Nachricht hin. — Er wollte Nunez Vela, den Vicekönig, unterrichten von allem, aber ein Schwur in Las Casas Hand band seine Zunge. Nunez sollte nichts wissen von Las Casas Anwesenheit.

Elvirens Trübsinn und Kummer nahm von Tage zu Tage zu. Nunez sah sorgenvoll die Jungfrau dahinwelken, deren Gesundheit ohnedem durch die Gefangenschaft sehr gelitten hatte. Ach, wie oft bereute er, was er gethan; wie oft verwünschte er jenen Schritt, der ihn zum Kinderlosen zu machen drohte. Und dennoch gestand er nie, was in seinem Innern vorging. Elvirens Bitten,

sie den Schleier nehmen zu lassen, wurden immer drin-
gender. Mit gebrochenem Herzen sagte er es ihr end-
lich zu. Gasca wollte bald nach Europa zurückkehren,
und unter seinem Schutze sollte auch Elvire die Rück-
reise antreten, um sich in die stillen Mauern eines Klo-
sters zu vergraben. Noch einen Wunsch hegte Elvire.
Noch einmal wollte sie der geliebten Mutter Grab be-
suchen und an ihm beten, ehe sie einen Welttheil ver-
ließ, indem sie das Glück ihres Lebens gefunden und so
schrecklich verloren hatte. Gerne gab Nunez der gelieb-
ten Tochter hierzu seine Einwilligung. — Er selbst wollte
sie dahin begleiten. Alles wurde dazu in Stand gesetzt,
und am andern Morgen bestiegen sie die Maulthiere,
von Don Gasca und ihren Dienern begleitet, um dem
Andenken der geliebten Todten das letzte Thränenopfer
darzubringen.

Nach zweien Tagreisen erreichten sie die Gegend. In
wehmüthiger Stimmung folgten alle der trauernden Jung-
frau, die heute mehr einer Erscheinung aus bessern Wel-
ten glich, als einer Staubgebornen. In ihren Zügen
sprach sich die tiefste Wehmuth aus, aber die Erinne-
rung an vergangene Zeiten, und die Hoffnung, die Ge-
schiedene bald wieder zu sehen, gab dem bleichen Gesichte
Elvirens eine himmlische Verklärung.

Ein tiefes Staunen ergriff alle, als sie das Grab
erhöhet mit frischem grünenden Rasen, umpflanzt von
duftenden Blumen, und beschattet von einer jungen
Palme fanden. Ein glatter Stein lag oben darauf, in
dem die Worte eingegraben standen: „Elvirens Mut-
ter!“ und darunter: „Friede sey mit ihr!“ —
„Das that Huaskar,“ lispelte die Jungfrau, und sank
auf ihre Knie nieder, ihr Haupt auf das Grab senkend.

bewegten Innersten, zwiefach bewegt, sank Nunez neben ihr nieder, und alle knieten um sie. — Das waren heilige Momente, dem stillen Schmerze geweiht! —

Das Geräusch und die Menschenstimmen hatten Halipa, der in der Nähe an dem Wasserfalle frisches Wasser zu schöpfen gekommen war, herbei gezogen. Mißtrauisch schlich er heran. Aber welcher freudige Schrekken durchbebte ihn, als er die Betenden sah, die ihn nicht bemerkten. Er flog zurück zur Hütte, zu Huaskar und Las Casas, der gestern erst sie gefunden hatte, und nun noch in der Freude des Wiedersehens unaussprechlich glücklich war. Halipa faßte beide bei der Hand und zog sie fort. „Was willst Du mit uns?" fragten beide den Lächelnden. „Schweigt!" befahl er, und zog sie mit sich fort.

„O, daß der Jüngling noch lebte und hier wäre, damit ich ihm vergelten könnte seine Liebe und Treue!" sprach eben Nunez, als sie hervortraten aus dem Dikkigte, und Halipa rief: „Hier ist er, nun haltet Euer Wort!" — — — —

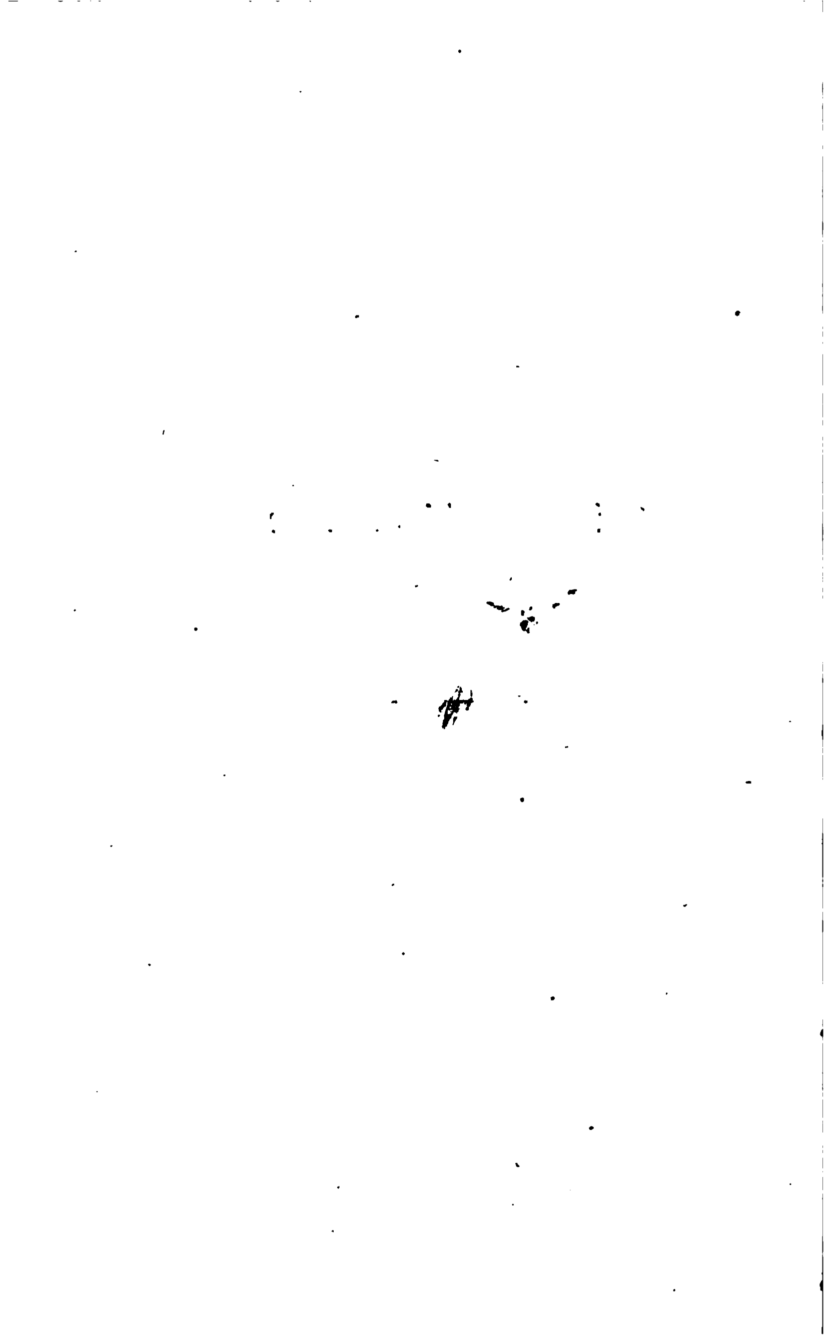
Ich lege die Feder nieder; bilde Du Dir, Leser, mit Deiner Phantasie die unbeschreibliche Scene! Denke Dir das Erstaunen, die Freude, das Glück der Liebenden, die sich an die treuen Herzen sanken, die nun von neuem die Hoffnung faßten, die längst für sie gestorben war. — Nunez stand da, wie eine Bildsäule, keines Wortes mächtig. Was ihn bewegte, war ein sanftes Gefühl, denn die Thränen perlten über seine Wangen. — Der erste stumme Moment ging vorüber. Nunez trat zu Huaskar, faßte seine Hand und legte sie in Elvirens Rechte. „Hier," sprach er, „über dem Grabe meiner Gattin segne ich Euern Bund! Und Du, Ver-

klärte, segne auch Du ihn," betete er. Jetzt sanken sie alle auf's Neue sich in die Arme. Heiterkeit und Freude strahlte von jedem Angesichte.

Da trat Gasca vor, zog ein Pergament mit kaiserlichem Insiegel heraus und las: „Wir, Karl V., von Gottes Gnaden König von Spanien und Indien, wollen und bestimmen, daß Huaskar, Graf von Tucunna, Statthalter von Quito sey, und jeder unserer Unterthanen ihm als solchem unserm Statthalter Treue, Gehorsam und Ehrfurcht leiste!" Er entfaltete ein Anderes — es war Las Casas Ernennung zum Erzbischof von Quito. — Da erst verklärte höhere Freude Nunez Angesicht, und er und alle riefen: „Gott segne den König und das junge Paar, und den edeln Las Casas!" Und diesen umarmend, sprach unter Thränen Gasca sein „Amen!"

Die Christfreude.

Ein Bild.



Der herzerhebende Chorgesang war eben im Dome geendet; noch braußten die festlichen, gewaltigen Orgeltöne durch das ehrwürdige, gothische Gewölbe, das von vielen Kerzen wundersam erleuchtet war, zur Vorfeier des morgenden Christfestes. Schon hatte der größte Theil der versammelten Menge in ernster und heiliger Stille den Tempel verlassen, da trat auch der alte, arme Canzellist Rhode hinaus in die schneebedeckte Straße. Noch voll von den frommen Empfindungen und wehmüthigen Gefühlen, die des Dompastors Rede in seinem Gemüthe erweckt hatte, wandelte er durch die Straße dahin. Ueberall begegnete ihm der Jubel und die Freude einer glücklichen, unschuldigen Kinderwelt. Aus jedem Fenster fiel hellerer Glanz auf die Straße, denn innen schimmerten die bunten mit Lichtern geschmückten Christbäume, und die tausend Herrlichkeiten, die an diesem heiligen Abend so manches Kinderherz erfreuen. Ein Blick, den der alte Mann hin und wieder durch die hellen Fenster warf, zeigte ihm Eltern, deren Angesichtern von der reinsten und heiligsten Freude leuchteten, wie das Angesicht Mosis. Aber auch dieser, jeden edlen Menschen so sehr erfreuende Anblick wirkte eine Thräne in seinem Auge. — Was weint der Greis, wo alle Welt

sich freut? Was weint er, wo doch heute nur wenige Augen weinen? es müßte denn seyn, daß die innige Freude die Thränen hervorlockte? — Ist es die Armuth, die ihn drückt und hemmt, daß er nicht bescheeren kann eine gleiche Freude seinen Kindern? — Ach, er hat ja keine Kinder mehr, der Arme! Sieben Hügel auf dem Friedhofe bergen sein Glück, und das Grab des achten liegt fern im Norden. Moskau's Brandfackel leuchtete ihm beim Hinabsteigen in die Gruft! Nein, nun will ich nicht mehr fragen, was weinst Du, alter Mann? — Fragen will ich nicht mehr so, denn ich fühle Dir nach, was Du fühlst, beim Anblick der überschwenglichen Christfreude der Eltern, Großältern und der blühenden Kleinen. Ich fühle Dein Weh. Du denkst zurück an die Tage, wo auch Dir dieser Abend der festlichste des Jahres war, wenn Du von dem mühsam erworbenen Solde so viel Dir erübrigt, an Deinem Munde Dir so viel abgespart, daß Du mit der treuen Gefährtin Deines Lebens, nun auch Deinen blühenden Kindern den Christbaum putzen konntest, und die Christgeschenke ordnen nach Alter, Art und Bedürfniß der lieblichen Knaben und Mädchen, die Du dein nennen zu können so glücklich warst. Daran denkst Du jetzt, und Dir fällt es schwer auf's Herz, daß das Alles vorüber ist, und Du nun der alten Eiche gleichst, der die Elemente ihren Schmuck geraubt haben, ihre Aeste und Blätter. Ach wie wohl muß solch eine Erinnerung thun; ich sehe es an Deinen Thränen! Aber wohin gehest Du, Greis? Das ist ja nicht der Weg zu der kleinen Straße, in der Dein Häuschen steht? — Das ist ja nicht Deine Thüre, die dort liegt, das ist ja das schwarze Thor, das zum Gottesacker führet! Er drückt es leise auf —

er wankt hinein — über die Gräber hin — jetzt fällt er auf seine Knie nieder — betet und weint. O Greis, jammre so nicht! Siehe droben im Himmel ist auch heute Christfest, ja viel schöner und herrlicher als hier unten. Siehe wie die Kerzen so hell und herrlich leuchten im himmlischen Saale. Aber er weinet immer mehr; und als er sich ausgeweint, da steht er auf, wankte wieder über die mit dem Leichentuche der Natur, dem Schnee, bedeckte Gräber auf einem andern Wege zu seinem Häuschen.

Wie lange schon hatte die treue Elisabeth des Gatten gewartet. Oft hatte sie gehorcht, ob es noch nicht an dem blanken, messing'nen Klopfer raßle — aber Alles blieb stille. Sie beneidete den Gatten, daß er in den Tempel Gottes gehen konnte, während die Gicht sie bei der Kälte das Zimmer zu hüten nöthigte. Ach, wie wurden ihr die zwei Stunden seiner Entfernung so lang!

Die wehmüthige Erinnerung an das verlorne Aelternglück durchzuckte auch sie mit all' dem ihr eig'nen Schmerze. Grade heute vor acht Jahren waren zwei ihrer Kinder an den Blattern gestorben — heute vor fünf Jahren war Leopold aus ihren Armen geschieden, um des fränkischen Zwingherrn Fahnen zu folgen, und war nicht wiedergekehrt. Und Leopold war die letzte Hoffnung, die letzte Stütze der armen betagten Eltern; Leopold war fromm und gut, war der Bräutigam von des Nachbars lieblichem Töchterlein gewesen, sollte bald ihr Gatte und des alten Vaters Amtsnachfolger seyn — da erschien des Zwingherrn Befehl zur Aushebung einer Heeresmacht gegen Rußland. Auch Leopold war des Alters — er wurde zum Dienste bestimmt, erhielt jedoch die Vorgunst, länger bei den Eltern zu weilen. Aber auch er mußte

folgen dem Machtgebot, das ihn zur Schlachtbank rief. Er fiel bei der Einnahme Moskau's. So weit reichte ihre Kunde. Seitdem waren sie kinderlos, die armen Eltern, und zu dem Kummer über den Verlust ihrer Kinder kam des Alters Weh und der Armuth Last, und die Theurung der letzten beiden Jahre. Das Alles drückte schwer, und mancher Seufzer hallte in dem kleinen Stübchen seitdem. Daran dachte Mutter Elisabeth jetzt, und ihre Seele war betrübt, ihre Thränen rannen, und es war ihr in der Stille ihrer Einsamkeit, als ob die seligen Geister ihrer acht heimgegangenen Kinder sie umschwebten, und Leopold winke, auch bald hinüber zu kommen in die bessere Heimath.

Als sie noch in diesen Gedanken da saß, klopfte es unten, und der Oeffnenden entgegen trat Vater Rhode mit rothgeweinten Augen und bleichem Angesichte.

Hast mich ja lange warten lassen auf Dich, Vater! sagte sanft die Mutter, und der Canzellist, der nicht der Gattin sagen mochte von dem Todtenopfer, das er seinen Lieblingen gebracht, schob die Weite des Weges und die Anfrage bei dem Freunde vor, die ihn abgehalten. —

Ich habe Dich um die heutige Abendpredigt beneidet, Bernhard, sagte sie; denn ich weiß, wie herrlich an solchem Tage der Dompastor spricht. — Nun mußt' Du mich aber auch schadlos durch die Mittheilung halten.

Der Canzellist seufzte und rückte näher zum warmen Ofen. Von der Christfreude sprach er, Elisabeth, und was er sagte, that mir wohl, aber ich dachte, wie doch uns Alten jetzt die Christfreude zu einem Christleiden wurde, und das bewegte mich recht schmerzlich, daß ich, vergebe es Gott, die höhere Christ-

freude darüber gänzlich vergaß, und nur meines Schmerzes gedachte.

Da rückte die gute Alte ihren Stuhl näher, und ihr Arm lag um des Gatten Hals, und beide weinten wieder. O ihr Armen, wie ist Euch der schöne Stern untergegangen, und die Engel Eurer Christnacht sind droben bei dem Herrn, und singen dort ihr: Ehre sey Gott in der Höhe, Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen! aber zu Euch will kein Engel treten, der da spreche: Siehe, ich verkündige Euch große Freude!

Und dennoch denket Eurer ein Engel und sinnet darauf, Euch eine Freude zu bereiten. Segne Dich Gott dafür! — Drüben im Nachbarhause sitzet Hannchen, Leopolds trauernde Braut, und putzet den Christbaum für die kleineren Geschwister, und hinter ihr stehet der Vater und siehet zu, wie die Liebe sinnet, Freude zu bereiten, und lächelt, und in dem Lächeln liegt die Wahrheit: ich bin ein glücklicher Vater, denn ich habe gute Kinder. Aber Vater, würdest Du auch lächeln, wenn Du Deines Hannchen's Thränen sähest? — Sie gedenkt auch heute an Leopolds Scheiden, und ihr Herz ist voll Kummer, während ihre Hand für ihrer Geschwisterlein Freude wirket.

Bist Du fertig, Hannchen? fragte er endlich, und sie nicket mit dem blonden Köpfchen. So laß uns die Kinder rufen!

Da erhebt sie sich: Vater, sagt sie, wollen wir nicht Leopold's Eltern eine heit're Stunde machen und drüben den Kindern bescheeren? Das würde an diesem schmerzlichen Tage sie erheitern.

Ich danke Dir, Hannchen, daß Du daran dachtest. Ja, sie sollen die Freude haben. Rufe Du der Magd

daß sie alles hinüber trage. Also spricht er, und gehet hinaus, ergreifet ein Licht und den Schlüssel des Kellers, wo noch zwei Flaschen des köstlichen Eilfers liegen, eines Freundes Geschenk, und stecket sie in die Säcke des Oberrocks, und kommet wieder. Sieh, Hannchen, spricht heitern Gesichtes der Vater, das will ich dem braven Alten bescheeren! Und er zeiget die Flaschen.

Und Hannchen ziehet hervor eine Haube, kunstvoll gestickt von ihrer Hand in den Stunden, wo des Hauses Versorgung sie nicht in Anspruch genommen, und zeiget sie dem Vater, der sie beifällig beschauet. Sie sagt: das ist mein Angebinde für die Mutter.

Darauf tritt die Hausmagd herein und bringet den reinlichen Korb, und Hannchen leget hinein die Gaben der Lieb', und den Christbaum stellet sie oben darauf, daß er nicht verletzet werde, und Beide gehen, indeß der Vater zurück bleibt.

Schwebenden Trittes eilt Hannchen die Stiege hinab und des Nachbars Stiege hinauf, und klopfet leis' an die Thüre, und tritt freundlich grüßend herein.

Da überglänzt die Freude die Angesichter des trauernden Paares, und mit dem Kusse der Liebe begrüßen sie die Liebliche. Als nun aber hinter ihr hereintritt die Magd mit der Kinder Geschenken, da fraget bewegt der Canzellist: Was ist das, mein Hannchen? Hier bei Ihnen wollte ich den Geschwisterchen bescheeren, sagte sie, um Ihnen eine Freude zu machen. Da sieht er die Mutter Elisabeth wehmüthig an. Sieh, Mutter, spricht er mit wankender Stimme, der Herr sendet uns doch einen Engel zur Christnacht! O, auch der Arme hat doch noch eine Christfreude, so will es der Herr! Und die Mutter schließt in ihre Arme das blühende Mädchen.

Diese nun rücket behende den Tisch in Mitten der Stube, stellet den Christbaum darauf. Dorthin die Puppen für die Schwesterchen, zwei Schweizerinnen; hierher den Hanswurst im bunden Gewande für das Brüderchen, die schönen Bücher, voll bunter Bilder, das Kochgeräthe von blinkendem Zinn; die neuen Kleiderchen, Säbel und Flinte von Blech, und des Marzipan's duftende Häuflein auf blanken Tellern, Aepfel, Birnen und Nüsse, und was so des Herrlichen mehr war. Still erfreut sahen's die Alten, und meinten, die Pforten der Vergangenheit thäten sich auf, und die schöne Zeit ihres Elternglücks kehre zurück. O täuschet Euch, Ihr Guten, und seyd glücklich in der Täuschung. Alles ist Täuschung hienieden. Seyd glücklich, auch wenn's nur einen Augenblick dauern sollte! —

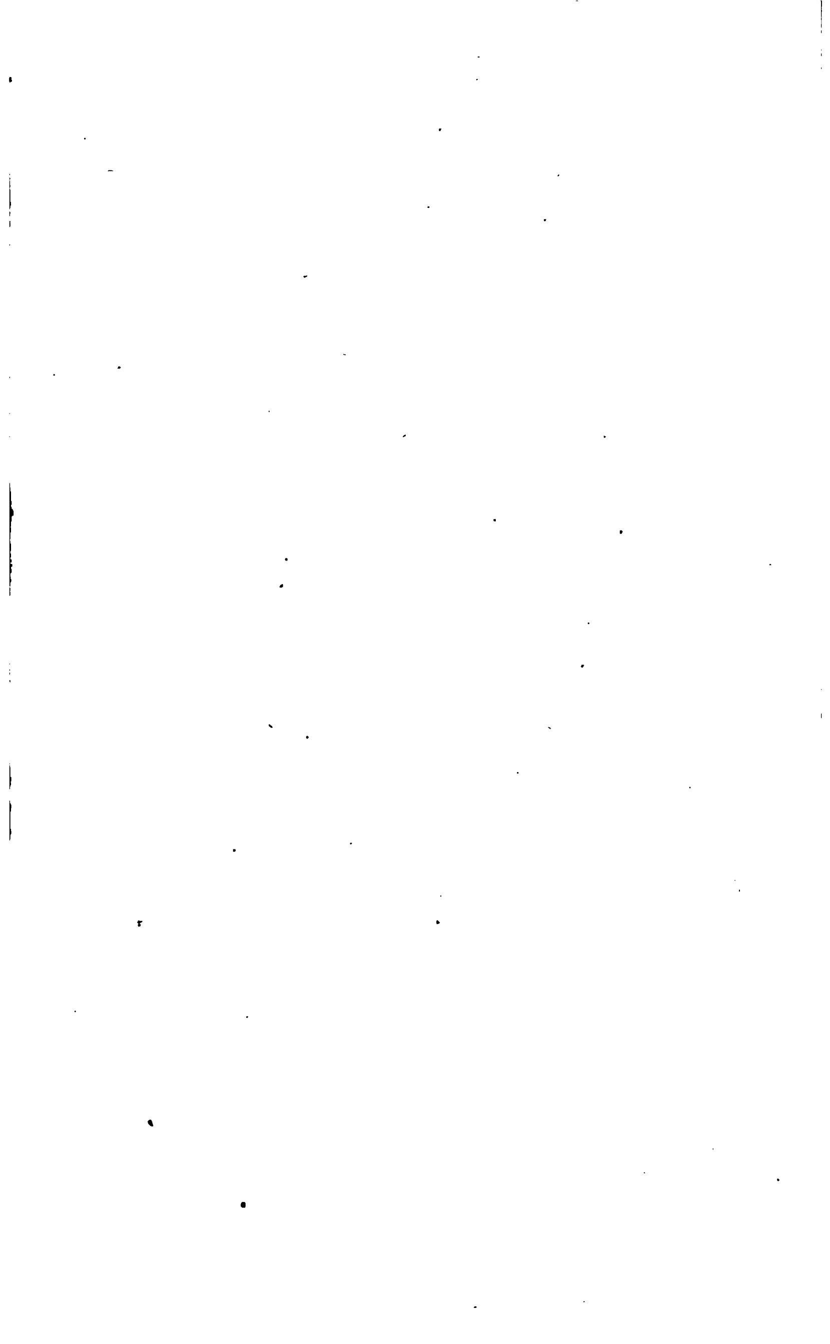
Kaum hatte Hannchen ihr Geschäft beendigt, als sie auch eilte, dem Vater das Zeichen zu geben. Sie kehrt zurück, steckt die Lichter an, und harret. Erheitert von der unerwarteten Freude, stehen die beiden Alten da, und weiden sich an dem Anblicke der Gegenstände, die jetzt die einzige Hoffnung der Kleinen sind. Die Magd des Nachbars steht voll Erwartung in der Ecke. Sie kann nicht weg, sie will auch Theil nehmen an der Festfreude ihrer guten Herrschaft. Jetzt hört man Tritte auf der Stiege — die Thür geht auf, und der Nachbar mit den Kleinen tritt herein. Ein Ach! der Bewunderung entfliegt ihrem Munde. Sie stehen erstaunt, und wissen nicht Worte zu finden. Jetzt nähern sie sich langsam dem Tische — beschauen neugierig dieß und jenes, und fragen: „Ist das *mein*, Vater? Ist das *mein*, Hannchen?" — Aber der Christbaum ist das Ziel aller Bewunderung, denn an ihm ist in

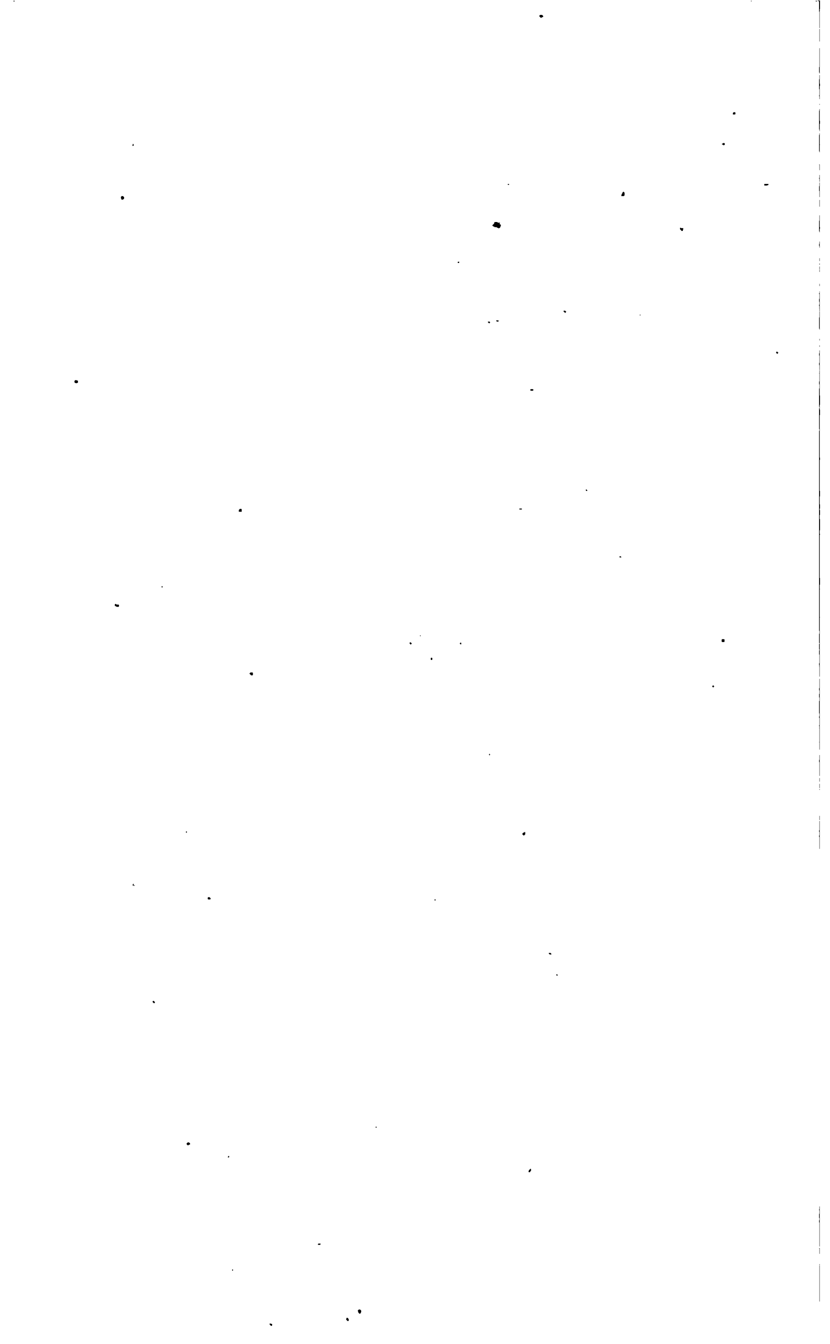
buntscheckigter Herrlichkeit das schönste und nützlichste Spielzeug aufgehängt. Alle hatten nur Augen für die Kleinen. Der Nachbar hielt seine beiden Flaschen Eilfer, und Hannchen die gestickte Haube.

Aber was sind das für zwei Männer in Mäntel gehüllt, die da unten von entgegengesetzten Seiten vor des Canzellisten Thüre zusammentreffen, sich bei'm Laternenlichte anschauen, näher beschauen, und dann einander in die Arme fallen, wie zwei lang getrennte Freunde, oder wie ein Vater und Sohn, denn der eine ist alt und der andere scheint jung? Ist nicht der Pastor des Canzellisten Freund, der von der Christfreude seiner Kinder kommet zu dem alten armen Freunde? Aber wer ist der andere? Allmächtiger Gott, stehen die Todten auf? — ruft der Pastor, als er den andern siehet. Leopold, bist du es wirklich? Ich bin es, Herr Pastor, antwortete dieser, leben die Guten noch? — Sie leben, Leopold — aber sprich, woher kommst du? — Von den Ufern des Don komme ich in die Heimath — dort war ich Gefangener, bis des Kaisers Huld mir Freiheit gab! — Doch er zog den Pastor mit sich. Halt, sagte dieser, droben ist Christabend. Mir scheint's, als hörte ich Kinderstimmen. Da ist sicherlich der Nachbar und Hannchen mit den Kleinen herübergekommen! Na, Leopold, zittre doch nicht so! Der alte treue Freund Rhode's ging jetzt mit dem wiedergekehrten, als todt betrauerten Jünglinge die Stiege hinauf. Er öffnete leise die Thüre. Da schallte ihnen der Kinder Jubel entgegen, und die Alten hörten und sahen nichts, und die beiden blieben in der Thüre stehen und Leopold zitterte und bebte, und die Thränen machten, daß er nichts sahe.

Jetzt zog der Nachbar seine Flaschen Eilfer hervor und stellte sie auf den Tisch, und Hannchen hing über die Flaschen die Haube für Mutter Elisabeth, und beide nahmen der Alten Hände und führten sie zum Tische, auch ihnen zu bescheeren. — Da aber, als Elisabeth die Haube sah, schlang sie wieder ihre Arme um das blühende Hannchen und sprach: o, daß ich dir auch ein Liebes an's Herz legen könnte und sagen: das sey deine Christfreude! Jetzt fiel der Pastor ein: Mutter Elisabeth, da ist eins; da ist Hannchen's und dein Leopold! Er lebt, und stehet mitten unter euch und ihr sehet ihn nicht und mich, der ich euch auch ein Engel bin, der große Freude verkündigt! — Da fuhren alle herum, und den Mantel abwerfend, stand Leopold vor ihnen und breitete seine Arme aus. — Und an das Mutterherz, an dem er zuerst gelächelt und geweinet, sank er zuerst, dann in des bebenden Vaters Arme, der ihn betastete, obs nicht ein Geist sey — dann an das vor Freude und Schrecken und Seligkeit erbleichenden Hannchens Herz — zuletzt in die Arme von Hannchens Vater. O ihr Glücklichen, wo ist nun euer Leid? Wo euer Kummer? Weinet ihr wieder? Ach, das sind nicht Thränen des Schmerzes, das sind Thränen der Freude! Und als sie alle so standen im Aufruhr unbeschreiblicher Gefühle, da hob der Pastor seine Hände auf gen Himmel, und sprach mit vor Rührung wankender Stimme: Ehre sey Gott in der Höhe! — denn Fried' und Freude ist auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen; und wie von einem Gedanken ergriffen, sanken sie alle nieder auf ihre Knie und lobeten Gott. — Die Magd aber trocknete mit der Schürze ihr Auge und schlich hinaus, und die Kinder standen und blickten die Gruppe an, und

wußten nicht Bescheid. Als aber dieß Opfer gebracht war vor dem Allerbarmer, da entkorkte der Nachbar die Eilfer Flaschen, und die hervorgerufene Magd holte Gläser und er füllte die Gläser zum fröhlichen Willkomm, und als sie überselig am Tische saßen, seliger noch wie die Kinder, ergriff der Pastor Leopolds und Hannchens Hände, und legte sie in einander und sprach: was Gott zusammengefügt hat soll der Mensch nicht scheiden! Und die Verlobung wurde gefeiert am diesem glücklichen Abende und bald darauf die Vermählung, und neu auf lebten die Alten; und als nach Jahren der heilige Christ erschien und sie den Enkeln den Christbaum bescheerten, da sprach der alte Freund, der Pastor: siehst du, Rhode, daß dir der Herr eine Christfreude bescheert groß und herrlich, wie ich sie dir einst verkündigt; und sie drückten sich beide die Hand, und der Christabend blieb ein Freudenfest doppelter Art für sie alle, so lange bis sie ihr Christfest droben im großen Vaterhause feierten und ihr Hallelujah in das der Engel Gottes mischten.





Sämmtliche

historisch-romantische

Erzählungen und Geschichten

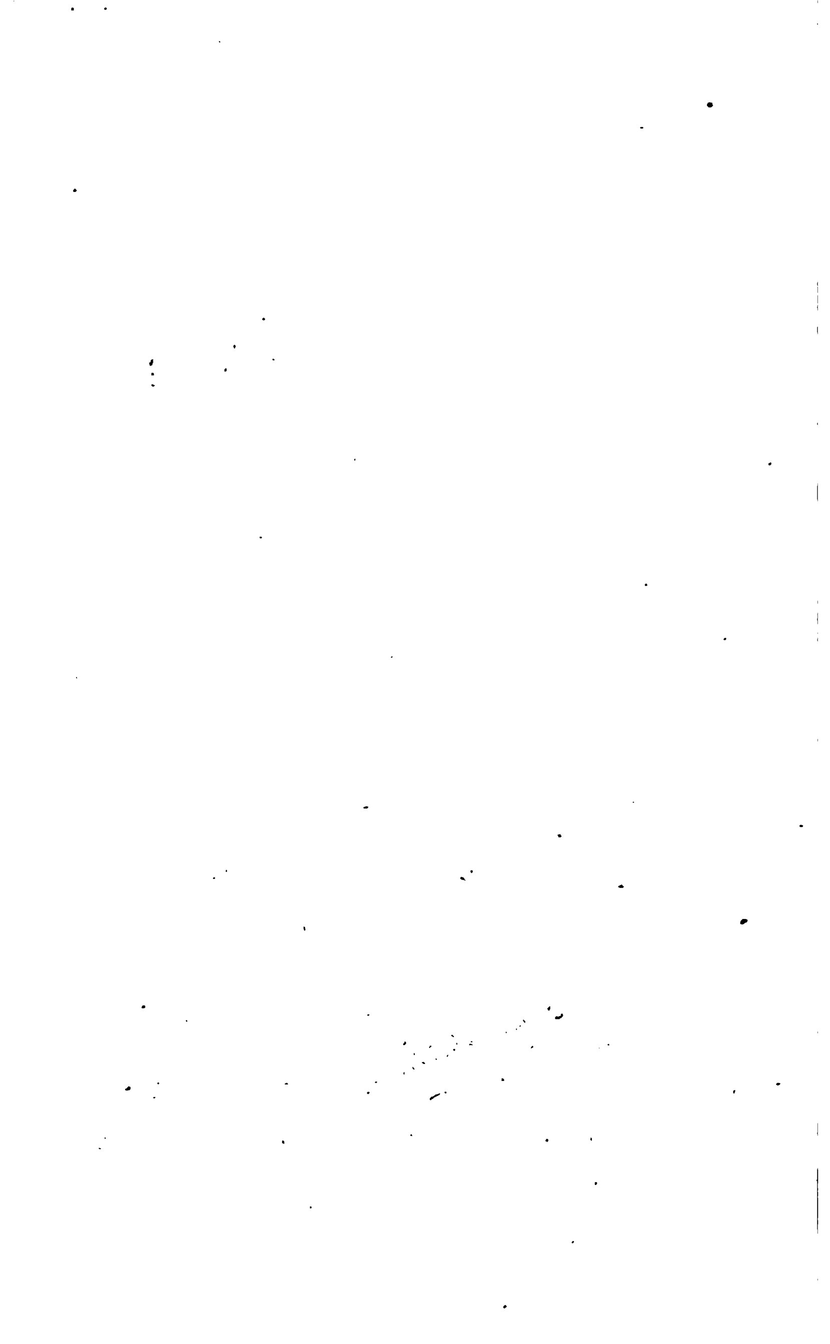
von

F. W. Lips.

Dritter Band.

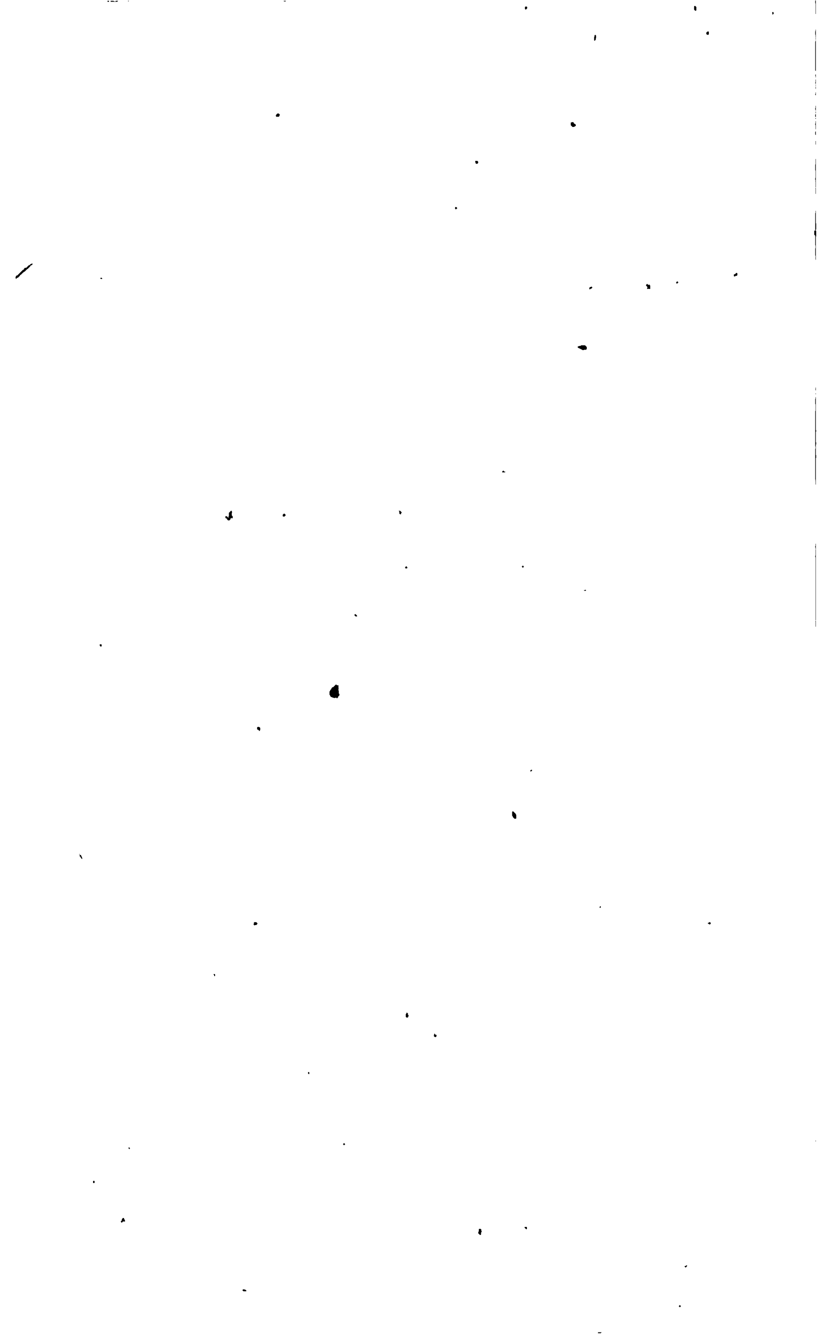
Frankfurt am Main, 1834,

bei Johann David Sauerländer.



Guy de Saint-Flour.

Eine Novelle.



1.

Unter der Regierung König Franz des Ersten und Heinrichs des Zweiten hatte der Protestantismus in Frankreich Eingang gefunden, Wurzel geschlagen und war schon zu einem kräftigen Baume erstarkt, dessen Wachsthum frisch und kräftig noch immer die starken Aeste weiter verbreitete und den Wipfel fröhlich zum reinen Himmelsäther hob, trotz der Stürme Toben. Denn nicht in stiller, heiterer Frühlingsruhe war er also gewachsen: — in Stürmen war er stark geworden; und wenn sie auch noch so wild in seinen Aesten tobten und wühlten und den Wipfel umherschleuderten — immer tiefer senkten sich die Wurzeln seines Lebens. Mit einer Heftigkeit, die man Wuth nennen konnte, mit glühendem Fanatismus wurde der Protestantismus bekämpft. Scheiterhaufen zündete der Fanatismus unter den überzeugungtreuen Märtyrern für die lautere Gotteswahrheit an — aber wenn auch unter Höllenqualen das Lebenslicht dieser Männer des Lichts erlosch — die Wahrheit erlosch nicht, und heller strahlte ihr Licht in die Finsterniß. Heinrich der Zweite verfuhr wilder, unmenschlicher, als der ritterliche Franz der Erste. Heinrich wurde von den erbittertsten Feinden des Protestantismus, den Guisen, die man mit Recht die Reprä-

sentanten des Fanatismus, wie des Ehrgeizes nennen mag, gehetzt. Ihre Saat war Haß und Wuth, und die Frucht derselben Blutströme und gräßliche Mordscenen, Menschenelend und Bürgerkrieg bis zum Kulminations-punkte — der Bartholomäusnacht. — Jenes gräuliche Edikt von Escouan war ergangen — es sprach das Todesurtheil allen Protestanten Frankreichs. Schlau lächelnd blickte die verruchte Diana von Valentinois auf die Folgen dieses Ediktes, das ihr und der Guisen Werk war — denn sie versprachen ihren Reichthum zu mehren, da die konfiszirten Güter der Protestanten, mochten sie nun als Opfer fallen oder den blutbedüngten Boden des Vaterlandes fliehen und in wirthlicher Fremde ein freies Daseyn und Glaubenleben suchen, und die daraus erlößten Summen flossen in ihren Schatz. Schlau lächelnd blickten die Guisen darauf hin, da auch sie ihre Rechnung dabei fanden, obgleich nicht so materiell wie jene, doch aber ihnen werther — sie sahen ihre Macht und ihren Einfluß wachsen.

Der König wurde von drei Seiten, den zwei genannten und der der Priesterschaft, fanatisirt. Nicht genug sey es, sagte man ihm, im reichen Mittelstande die Ketzerbrut auszurotten; weiter hinauf müsse die strafende, züchtigende Hand der Gewalt greifen, in die höchsten Stände, da sey das Haupt; und sey das gefallen, so fehle die Kraft und leicht sey der Sieg. Im Parlamente von Paris bezeichnete man dem Monarchen die Ketzer und Anhänger des Protestantismus, sowohl öffentlichen als heimlichen. Das leuchtete dem Monarchen ein. Das Mittel war bald gefunden, der Weg bald bezeichnet.

Glänzende Namen im Parlamente von Paris standen schon auf der Liste, Namen, die man aus guten Grün-

den am Hof nicht mit den wohlwollendsten Empfindungen nannte. Dort, wo talentvolle Redner der Glaubens- und Gewissensfreiheit das Herzen und Geister beherrschende Wort sprachen, von wo aus so Manches so unerwünscht schnellen Eingang beim Volke fand, mußte das Uebel zuerst gebannt, vertilgt werden. Das lag klar am Tage. Vom Plan zur That war nur noch ein Schritt, und er wurde gethan. Die Merkuriale *) bot die schönste Gelegenheit dazu dar. Unvermuthet, so war der Plan, sollte der König in das Parlament treten und in eigener Person jene Handlung vornehmen, die bisher die General-Prokuratoren geübt hatten. Es geschah.

Gerade damals verhandelte das Parlament über die Ausführung des königlichen Ediktes von Escouan und mehrerer anderer Gegenstände, Aehnliches bezweckend. Die Fanatiker hatten schnell entschieden — aber da erhoben sich Sprecher für Wahrheit und die ewig heiligen Menschenrechte, deren Wort mit Schwertesschärfe traf, deren Gründe unumstößlich erschienen, und es entspann sich ein Kampf, der um so wilder wurde, je leichter die Leidenschaften von der einen Seite, die der andern weckten, ein Meinungskampf seltener, merkwürdiger Art. Und mitten in diesem Kampfe öffneten sich die Flügelthüren des ungeheuern Saales, und mit allem Pompe königlicher Majestät trat der König herein, von einem

*) Karl VIII. hatte solche Merkurialen angeordnet. An der letzten Mittwoche (Dies Mercurii, daher der Namen) des Monats begab sich der königl. General-Prokurator in's Parlament, zu untersuchen, ob alle Glieder ihre Pflicht erfüllt. Er übte dabei gegen die Fehlenden eine große Gewalt — bis zur völligen Absetzung.

zahlreichen glänzenden Gefolge begleitet. Eine augenblickliche Wirkung brachte dieses unerwartete seltene Ereigniß hervor. Tiefe Stille ruhte auf der Versammlung, und lauernde, triumphirende, hämische Blicke flogen herüber zu denen, die es gewagt, eine Sprache zu reden, der man so gerne Ohr und Herz verschloß.

Nach der Begrüßung der Versammlung flog ein blizzender Blick des Königs über dieselbe, und mit herrischem Tone befahl er die Fortsetzung der Verhandlungen. Da hob sich dort der Muth und hier schwoll das Herz von edler Begeisterung, und der Feuerstrom der Rede floß wieder ungehemmt. Während unter beifälligem Lächeln des Königs glühender Fanatismus seine unbegründeten Machtsprüche donnerte, schwiegen Jene. Triumphirend blickten diese auf sie, meinend, nun sey der Sieg ihr. Waren sie's? — Ihr Kurzsichtigen! Nein, jezt sprachen sie, als dort alle Pfeile verschossen waren — und das Herz sprach, die Seele, der Geist, die Wahrheit, das ewige, heilige Recht — — sprach mit siegender, hinreißender Kraft. Die Parlamenträthe Ferrier, du Faur, du Bourg sprachen mit einer Freimüthigkeit, die, obwohl sie streng die Schranke der Bescheidenheit hielt, dennoch Furchtlosigkeit selbst vor dem Monarchen an den Tag legte, obwohl Zweck der Ankunft der Königs und Absicht desselben von ihnen durchschaut war. Aber kühner noch sprach der Parlamentrath Claude de Viole, Herr von St. Flour, ein edler Auvergnate.

Wahr ist's, sprach er mit einer sonoren kräftigen Stimme und hinreißendem Feuer, und das Auge schoß Blitze unter den buschigen Wimpern hervor, und die heftige Erregung des Gemüths gab dem ganzen bleichen, von schwarzem Haare umwallten Gesichte einen Aus-

druck, der an die Propheten Israels erinnerte. Wahr ist's, sprach er, daß der unheilvolle Religionszwist das Vaterland in eine grenzenlose Verwirrung stürzt, daß er alle Bande gesetzlicher Ordnung lößt, daß er die unveräusserlichen Rechte des Menschen mit Füßen tritt, daß er die Hand bewaffnet, die mit dem friedlichen Pfluge den Acker zu furchen bestimmt ist; aber wer schürt die Gluth, die zur verzehrenden, Frankreichs köstliche Güter verzehrenden Flamme wird? Ich bekenne es frei vor Gott und der Welt, daß ich jener Kirche angehöre mit Herz und Seele, die Glaubens- und Gewissensfreiheit als ihr Palladium und Gottes reines unverfälschtes Wort als ihre einzige, aber auch von den Pforten der Hölle nicht zu stürzende Stütze hat. Wer, frage ich, hetzt uns wie die wilden Thiere des Waldes? Wer mordet unser stilles Glück? — Wer schleppt uns zu Scheiterhaufen? Wer trägt die entsetzliche Schuld? Mit den Worten Elias, des Gottesmannes, spreche ich, wie er zum gottlosen Ahab: Bist du es nicht, der Israel verwirret? — Und sein stechender Blick traf den König, daß er erbleichend das Auge niederschlug, wie der Sünder vor dem Richterspruche des Reinen, wie David einst vor Nathan. Der König gewann seine Fassung nicht wieder. Er hob die Versammlung auf und verließ den Saal in fieberhafter Bewegung.

Mit dem herzerhebenden Selbstbewußtseyn des Edlen nach vollbrachter Glaubens- und Gewissenspflicht, trat Viole in das Gemach, wo Guy, sein vierjähriger Sohn, ihm die Aermchen freudig entgegenbreitete, freudiger wie sonst, wenn der Vater mit den Wolken des Kummers und Mißmuths auf der Stirne in das Gemach trat; denn heute leuchtete sein Auge, und über sein ganzes

Antlitz war das Licht der reinsten Seelenruhe und Seelenheiterkeit verbreitet. Er zog den schönen kräftigen Knaben an sein Herz und drückte den Segenskuß auf seine Stirne. Der Knabe wußte es, daß er den Vater, wenn er aus dem Parlamente kam, nicht stören durfte, da er gewöhnlich Arbeiten mitbrachte, und so wandte er denn auch jetzt sich zu seinen Spielen, indeß Viole sich in einen Polsterstuhl niederließ und den Begebenheiten dieses wichtigen Tages nachdachte, nicht ahnend, daß im Pallast des Königs sein und seiner Freunde Todesurtheil jetzt eben gesprochen wurde; wie denn der Edle nicht glaubt an der Bosheit Rachepläne, ja sie nicht denken kann, weil er selbst ihrer unfähig ist.

So nahe auch die Gefahr über den Häuptern der Edlen schwebte, so standen sie doch nicht allein. Selbst in des Louvre's Prunkgemächern standen gleichdenkende Freunde, die freilich noch nicht den Muth hatten, öffentlich zu bekennen ihre heiligste Ueberzeugung. Kaum waren die Schleier einer mondlosen, von regnerischen Wolken noch verdunkelten Juniusnacht herabgesunken über die Riesenstadt, und kaum wehte linde Kühle nach einem schwülheißen Tage, Erquickung dem Müden, da trat, in einen weiten Mantel, fast unerkennbar eingehüllt, ein biederer, erprobter Freund Viole's in das Gemach. Nicht die heitere Freude, die Viole nach den Vorgängen dieses Tages in seinem Antlitze zu lesen dachte, zeigte es, vielmehr einen schmerzlichen Ausdruck.

Der Freund ergriff Viole's Hand. Gott lohn' es Euch, sagte er mit tiefer Rührung, was Ihr heute gethan; aber Euer Wort war ein brennender Pechkranz, der zündend in einen Pulverthurm fuhr, dessen Trümmer Euch zerschmettern, Euch zuerst, wenn Ihr nicht

das einzige noch übrige Mittel wählt, dem Verderben zu entgehen. Euer Urtheil, fuhr er fort, ist gesprochen — Tod. —

Ich stehe in Gottes Hand! sprach Viole, sich mit männlicher Würde erhebend.

Irre ich nicht, fuhr der Treue fort, so heißt das so viel, als Ihr wollt das Kommende erwarten? —

So ist es; war Viole's Antwort.

An Eurem Muthe zweifelt Niemand, nahm jener mit warmem Eifer das Wort, der es vernahm, wie Ihr heute gesprochen; aber als eine Unklugheit der unverantwortlichsten Art wird es von Jedem erkannt werden, wolltet Ihr Euch ruhig hinschlachten lassen, und dem Glauben, dem Vaterlande einen so kühnen Streiter — und, setzte er mit bebender Stimme hinzu — diesem unmündigen Kinde den treuen Vater rauben. Ihr müßt fliehen, Viole, fliehen wie Ferrier, du Faur und du Bourg. Sie sind's, die Euch mit allen Edlen darum beschwören lassen.

Sie flohen? fragte erstaunt Viole. Er dachte einen Augenblick nach. Dann sah er auf den blühenden Knaben, der unter seinen Spielen eingeschlummert war und nun so sanft schlief, und sein Auge wurde feucht. Des Freundes Rede, seine Erinnerung an die Vaterpflicht, hatte ihres Zweckes nicht verfehlt. Ja, ja, sagte er langsam, so weit ist es also gekommen, daß Frankreich seine Söhne von sich stößt! —

Frankreich nicht! sprach verweisend Jener, hadert nicht. — Jetzt ist am wenigsten der Augenblick dazu. Noch einmal erinnere ich Euch an Eure Vaterpflicht, Viole. Seht den engelschönen Knaben, mutterlos ist er — von Euch allein. —

Schweig, um Gotteswillen! rief Viole — mahne mich nicht an das, was ich verlor — jetzt nicht!

Und dringender wurden des Freundes Bitten. Er konnte endlich nicht mehr widerstehen.

Wohlan, rief Viole, ich will Eure Stimme als die warnende Stimme Gottes ansehen. Ich will fliehen — aber nur mit dem Knaben, anders nicht, und wie wird das möglich seyn?

Ich kannte Euer Vaterherz, Viole, sprach der Freund, seine Hand ergreifend. Es ist dafür gesorgt, daß Ihr Euer Kind mitnehmen könnt. Nur beschwöre ich Euch, eilet, ehe es zu spät seyn dürfte. Die Nacht ist mild, sie wird dem Knaben nicht schaden, und die Reise, wie ich hoffe, eben so wenig.

Viole ordnete nun schnell das Nöthigste, packte Geld und Papiere ein und war bald zu Ende. Ueberlaßt mir das Weitere, sagte der Freund zu ihm, und so ließ er's. Nur sein treuer Diener, der mit ihm jung gewesen und alt geworden war, begleitete ihn. Dieser schlug Guy in seinen warmen Mantel, und unter dem Schutze der Nacht verließen sie das Haus still und unbemerkt. Der Knabe schlief sanft auf des Dieners Arm. Aber fast hörbar klopften die Herzen. Sie bogen unfern des eben verlassenen Hauses in eine kleine, finstere, dumpfe Gasse, und Viole hatte bald die Richtung verloren, in welcher sie wanderten. Der Freund aber schritt rasch zu. Ihm schienen diese Wege, die durch Passagen und Winkelgäßchen führten und durch Gegenden der Stadt, die Viole nie gekannt, wohl bekannt zu seyn. Er sah sich nicht einmal um. Nachdem sie auf diese Weise in den seltsamsten Krümmungen und Windungen — nur sehr selten über öffentliche Plätze oder volkbelebte Straßen, ge-

wandert eine gute Weile, sah sich Viole zu seiner größten Verwunderung an einem südlichen Thore von Paris, wo er sich zum ersten Male wieder erkannte, aber auch zweifelte, daß sie unangefochten durchkommen würden, da eine Söldnerwache das Thor besetzt hielt. Indessen auch hier wurde durch des Freundes Hülfe die Gefahr entfernt. Er raunte der Wache etwas in's Ohr — diese grüßte ehrfurchtvoll und — sie waren ausserhalb Paris. — Noch eine Weile wanderten sie stille, theils auf Wegen, theils über das Feld hin, bis sie am Saume eines Gehölzes ankamen, wo auf ein kaum merkbares Zeichen des Freundes alsbald ein Mann aus dem Walde heraustrat, der zwei herrliche Rosse am Zügel führte.

Bis hierher hatte keiner der Flüchtlinge ein Wort geredet. Stumm, wie das Grab, waren sie dahin geschritten; mit einer Schnelligkeit, die aber auch keine Unterredung würde zugelassen haben. Ermüdet ließen sie sich auf des Freundes Geheiß auf den Rasen nieder.

Ihr seyd nun für's Erste gerettet, sprach heiter der Freund, und Gott wird für das Weitere sorgen. Jetzt erquicket Euch noch einmal zur weitern Reise. Und mit diesen Worten reichte er Wein und Speisen hervor, die er aus Besorgniß seinem Diener schon gegeben hatte. Nachdem die Diener sich zurückgezogen hatten, ergriff Viole des Freundes Hand und drückte sie an sein Herz, die tiefempfundensten Danksagungen aussprechend, da er wohl jetzt einsah, daß der treue Freund ihn nicht nur gerettet, sondern auch sich selbst der größten Gefahr ausgesetzt hatte.

Dieser aber lehnte den Dank von sich ab und fragte: Wohin gedenket Ihr nun Eure Flucht zu richten? Das Gerathenste dünket mir, Ihr wählet la Rochelle! —

Viole dachte eine Weile nach, dann sprach er: Nicht doch, ich gehe nach Auvergne. Dort in den Bergen meiner Heimath bietet sich mir, wenn mein festes Saint-Flour mir keine Sicherheit mehr gewährt, so mancher sichere Schlupfwinkel dar, der dem Fremdling unzugänglich und mir durch die Streifereien der Jagd bekannt ist, daß ich in diesen Höhlen lange mich aufhalten kann. Und — sollte auch dort keine Sicherheit mehr seyn, so wird mich die Hand der Vorsehung, die mich ja der ersten Gefahr durch Eure Freundeshand entriß, nach Perpignan oder la Rochelle leiten, wo ich leicht hinüberschiffen kann nach Englands freier Küste.

Das stelle ich Eurem Ermessen anheim, versetzte darauf der Freund, aber wo erreicht Euch die warnende Freundesstimme, wenn sie sollte Gefahr zu verkünden haben?

Schreibt nur an Pierre Rabaud, meinen Kastellan zu Saint-Flour — oder an Michel Salers, der über meine Forste bei Saint-Flour die Aufsicht führt, dann kommen Eure Briefe sicher in meine Hand, wo ich auch weilen mag.

Noch Vieles besprachen die Freunde, noch Wichtiges trug Viole dem treuen du Plessis-Mornay, so hieß der Freund, auf. — Dann umarmten sie sich unter Thränen und Segenswünschen, der Diener bettete den Knaben warm und so ritten sie schweren Herzens in die stille dunkle Nacht hinein, indeß du Plessis nach Paris zurückkehrte, um schnell noch so viel von Viole's Angelegenheiten in Ordnung zu bringen, als vor Tagesanbruch möglich wäre. Er hatte sich getäuscht; denn als er nach einer halbstündigen eiligen Wanderung bei Viole's Wohnung ankam, fand er Alles zertrümmert und

geplündert — ein schauderhaftes Bild der Zerstörung. Knirschend sah er es. Er trat in das verödete Haus — da stürzten noch einige hart mißhandelte Diener des Entflohenen hervor und flehten ihn um seinen Schutz, um Unterhalt an.

Seyd getrost, sprach der edle du Plessis, ihr sollt hinfort in meinem Dienste bleiben, bis bessere Zeiten euch wieder dem braven Herrn zuführen.

Da umschlossen sie mit ihren Armen seine Knie und Freudenthränen gaben ihre Empfindungen kund.

Nun fragte du Plessis nach dem Grunde dieser Zerstörung und die Diener erzählten, daß kaum Viole mit du Plessis das Haus verlassen gehabt habe, als schon dasselbe von Söldnern umstellt worden und der wilde Marquis von Tavannes hereingetreten sey, nach Viole zu fragen. Sie konnten nichts sagen als, er sey nicht zu Hause. Schlau und tückisch lächelnd, befahl er darauf, das Haus zu durchsuchen. Sie fanden Niemanden. Da ergriff eine wahre Berserkerwuth den wilden Normann. Er raßte und befahl seinen Soldaten, Alles zu rauben und zu zerstören, was dem Ketzer gehört habe. Dieß geschah mit viehischer Wuth, die sich dann auch in blutigen Mißhandlungen der beiden Diener entlud. Erst nachher bekam Tavannes Besinnung, Viole'n nachzusetzen. Dieß unterbrach ihr Zerstörungswerk; aber auch diese Nachstellungen blieben erfolglos und, schäumend vor ohnmächtigem Zorne, kehrte Tavannes nach dem Louvre zurück, dem König das Mißglücken des Fanges zu berichten. Auch der König gerieth ausser sich vor Zorn und seine ganze Umgebung mußte es entgelten, daß gerade Viole, den er so glühend haßte, gerade dieser, der ihn mit dem zweischneidigen Schwerte

seiner zermalmenden Rede so tief getroffen, ihm entronnen war. Doch Viole war es nicht allein, der sein Heil in der Flucht gesucht und gefunden, auch Ferrier und du Val waren dem Mörderarm entronnen; du Faur und du Bourg, Foix, Fumée und de la Porte waren so unglücklich auf der Flucht ergriffen zu werden. Die Thore der Bastille schlossen sich hinter Allen, und hinter den Meisten derselben auch bald die Pforten des Lebens.

2.

In der, an vulkanischen Bergen der seltsamsten Formen, so reichen Auvergne, die damals noch zum größern Theile von ungeheuern Wäldern bedeckt war, lag in fast gleicher, beträchtlicher Entfernung von den Städten und Städtchen Pierrefart, Conladez, la Voute und Longert in einem sehr breiten, lavagrundigen, waldbedeckten Thale in tiefer Abgeschiedenheit und getrennt von den zu beiden Seiten des Thales in fast halbstündiger Entfernung sich hinziehenden Bergreihen, ein einzelner von schroffen Felsenzacken bedeckter Berg, dessen Kegelform, isolirte Lage, Basalt-, Kalk- und Tuffsteinmassen ihn als einen einstmaligen Vulkan deutlich bezeichneten. Er war schwindelnd hoch und so jäh, daß er nur auf einer Seite und zwar auf einem in die Felsen mühsam gearbeiteten Pfade, der oft die Gestalt einer Stiege annahm, auf der nur ein einzelner Mensch aufwärts steigen konnte, zugänglich war. Der Krater war seit Jahrtausenden ausgebrannt, vielleicht, ja mit Grund zu vermuthen, lag die Zeit, wo dieser und alle Vulkane, die die Auvergne bedecken, weit hinter den Grenzmarken aller Geschichte und Ueberlieferung. Der Krater hatte seitdem

sich mit Erde angefüllt, geebnet und bot so den Vorvätern der Familie de Viole, die aus der Dauphiné eingewandert war, einen höchst vortheilhaften Platz zum Erbauen ihrer Burg Saint-Flour. Die Familie Saint-Flour hatte sich in zwei Linien getheilt, deren eine auf dieser Burg, die andere auf dem Schlosse Arbeque, unweit Pont de Royan, in der Dauphiné, wohnte.

Von Genf herüber war zu ihnen das Licht des Evangeliums gedrungen, und diese Familie war eine der ersten protestantischen in der Dauphiné und Auvergne. Im Laufe der Zeiten indessen war die Familie sehr geschmolzen. Jene, die auf Arbeque wohnte, nannte sich de Viole d'Arbeque, diese de Viole de Saint-Flour, und Claude de Viole de Saint-Flour war der letzte Sprößling dieser, Robert de Viole d'Arbeque der letzte jener Linie. Viole, der Parlamentrath, wohnte auf der Burg Saint-Flour und lebte dort die Tage eines stillen ungestörten ehelichen Glückes. Innige Liebe hatte ihn mit einer der edelsten Jungfrauen der Auvergne verbunden, und die Tage flohen dahin, wie lauter Sonn- und Festtage des Glücks, da ihre Liebe durch die Geburt Guy's noch heiliger, fester wurde. Doch es kamen nun auch die Werktage des Elends über die glückliche Familie, da Claude de Viole zum Parlamentrathe zu Paris ernannt wurde. Dieses Ereigniß zog ihn hinaus aus dem Frieden seines häuslichen Lebens in das vielbewegte Staatsleben, in die wogende Welt einer Hauptstadt. Die Chimäre des Ehrgeizes, der oft auch dem edelsten Herzen zugänglich ist, zeigte ihm anfangs Alles im Lichtglanze. Sie zerrann bald in ein leeres Nichts. Seine geliebte Gattin raubte der Tod von seinem Herzen und bettete das warme frische Blüthenleben in die kalte Erde. Und

mit ihrem Tode fielen alle Blüthen Viole's ab. Schwer lag die eherne Hand des Geschicks auf seinem edeln Herzen. Er wollte fliehen in die Einsamkeit mit seinem mutterlosen Säugling, um ganz ihm und der düstern Erinnerung an das verlorne Glück zu leben; aber das Streben, seinen Glaubensgenossen Ruhe und Freiheit des Gewissens zu erkämpfen, hielt ihn zurück. Noch eine Reihe von Jahren hielt er aus unter steten Kämpfen, bittern Kränkungen und betrübenden Erfahrungen. Da trat jenes Ereigniß ein, das Anfangs dieser Erzählung mitgetheilt wurde und, als Flüchtling geächtet, betrat er sein Saint-Flour wieder, einst der Wohnsitz der Freude und des Glücks, jetzt der stille Ort der Trauer, der Besorgniß.

Zu seinem Vetter Robert de Viole auf Arbeque mochte er sich nicht begeben. Zwiespalt war unter ihnen. Robert hatte nur ein Kind, eine Tochter. Er sah seinen Stamm aussterben, und das stimmte ihn mißmuthig, feindselig. So oft sie sich früher gesehen hatten, waren sie uneinig geworden, und diese häufigen Zwiste waren zuletzt zu offenem, bittern Hasse und unversöhnlicher Feindschaft geworden. Darum war der unglückliche Flüchtling jetzt ganz auf sich selbst beschränkt, war um so unglücklicher, als auch noch der Schmerz ihn traf, seinen Guy, das einzige Wesen, was seinem Herzen geblieben war, in Folge der Reisebeschwerden erkranken, schwer erkranken zu sehen. Tief erschütterte das sein, schon ohnedem durch die harten Schicksalschläge verwundetes Herz. Alle Besorgnisse wegen seiner Sicherheit verschwanden vor der um des Knaben Leben. Tag und Nacht saß er an seinem Bette und lauschte den fieberischen Athemzügen des Geliebten. Alle Bitten des treuen

Rabaud waren umsonst — er wollte keine Ruhe, keinen Schlaf genießen. Der Schmerz drohte seines Lebens Kräfte zu verzehren. Doch die gütige Vorsicht erbarmte sich des Vielgeprüften. Die Heilmittel brachten günstige Erfolge hervor. Die Krankheit des Knaben brach sich, das Fieber schwand — aber eine große Mattigkeit blieb zurück, und nur sehr langsam begannen die verlornen Kräfte zurückzukehren. Jetzt erst kehrte allmählig Ruhe wieder in das verödete Herz des Unglücklichen zurück; aber es war noch nicht müde, das Mißgeschick, ihn zu verfolgen. Ein neuer Blitz schlug in sein Leben.

Eines Tages, wo wieder Viole an dem Bette des allmählig wiedergenesenden Sohnes saß, trat Rabaud herein und überreichte seinem Herrn ein Schreiben, das eben ein staubbedeckter Eilbote gebracht.

Von Plessis! rief Viole mit Schrecken aus. Das ist eine neue Hiobspost!

Eilig erbrach er das Siegel und las:

„Du bist nicht mehr sicher, Freund; flieh sobald Du diese Zeilen erhältst. Saint-Flour ist konfiszirt und an Dianen von Valentinois geschenkt. Bald nach dem Boten werden ihre Leute eintreffen, die noch den besondern Auftrag haben, Dich zu fangen, da man Dich in Saint-Flour vermuthet. Fliehst Du, so meide die Städte Deiner Nachbarschaft. Ueberall achtet man auf Dich. Dein Namen ist an dem Galgen auf Montmartre angeschlagen. Du bist geächtet, fliehe schnell nach Rochelle!

Gott sey mit Dir! P."

Als er diese Zeilen gelesen, sank er erbleichend zurück in den Lehnstuhl, in welchem er saß. So ist denn Alles, Alles verloren! rief er im herzzerreißenden Tone aus.

Was soll ich länger das elende Daseyn fristen, da das köstlichste seiner Güter, die Ehre, unwiderbringlich verloren ist, und Schmach auf meinem Namen lastet?

Da standen die treuen Diener um ihn, Rabaud und Salers, und sahen mit Schmerz in das bleiche Antlitz des Herrn. Bald wurde es ihnen klar, warum so heftig sein Schmerz sich äussere. Und als sie Alles wußten, da flehten sie mit Thränen, daß er fliehe. Sie umschlangen seine Knie und beschworen ihn, sich zu retten. Er widersetzte sich mit kalter Hartnäckigkeit.

Euer Sohn ist uns ein theures Pfand, sprachen sie, und wenn die bessern Tage nach Gottes Gnade bald wiederkehren, dann legen wir das anvertraute Pfand unverletzt in Eure Hand.

Er widerstand lange — aber endlich übertäubten sie ihn — er war nur willenloses Werkzeug in ihrer Hand geworden. Rabaud eilte, Pferde zu besorgen; und als sie bereit waren, schwang er sich mit Viole und dem treuen Diener auf, der bereits mit ihm hierher geflohen war.

Unbeschreiblich schmerzlich war das Scheiden von seinem Kinde. Sanft schlief der Knabe, als er an seinem Bette niederkniete und für ihn betete, ihn segnete, den Scheidekuß auf seine Stirne drückte und dann fast sinnlos hinaus taumelte.

Die Nacht sank herab auf die Berge Auvergne's, und dahin jagten auf fliegenden Rossen die Flüchtigen. Oed und stille war es auf Saint-Flour geworden. Den erquickenden Schlaf der Wiedergenesung schlief noch immer der verwaisete Knabe, und eine sanfte Röthe der Gesundheit kehrte auf die bisher so bleichen Wangen zurück. Es war eine der größten Wohlthaten für Salers,

daß der Knabe nicht erwachte bis zum frühen Morgen, wo er frisch und munter die schönen Augen, aus denen der Mutter edle Seele und des Vaters Geist blickte, aufschlug; denn in den Stunden der Nacht schaffte er Alles, was Werth hatte, hinaus in das Waldhäuschen, wo er wohnte, und verbarg es da, so gut er konnte. Wohl fragte der Knabe nach dem geliebten Vater — aber er ließ sich wieder beruhigen, und verlangte zu Salers Freude aus dem Bette. Der Treue sorgte nun für grobe Kleider — denn für seinen Sohn mußte er Guy ausgeben fortan zu seiner Sicherheit. Noch an demselben Tage zog Salers in das Waldhäuschen, einen Diener Viole's auf dem Schlosse zurücklassend. Die Neuheit der Umgebung, das Zwitschern der Vögel, das freundliche Waldesgrün — Alles trug dazu bei, Guy zu beruhigen, zu erheitern, und die Liebe des guten Salers wußte so viel Abwechslung in die Spiele und Erheiterungen des Knaben zu bringen, daß er bald sich an dieß Verhältniß gewöhnte und, bei zunehmender Kraft und Gesundheit, sich bald heimisch fühlte in dem neuen Verhältniß.

Schon am andern Tage nach der Flucht Viole's trafen die Beauftragten Diana's von Valentinois ein und nahmen Saint-Flour in Besitz. Alles wurde durchsucht nach dem rechtmäßigen Besitzer. Spione durchstreiften die Wälder. Mit genauer Noth entging Salers der Entdeckung. Auf Saint-Flour nahm alles eine andere Gestalt an. Rabaud's Eigenthum rettete Salers Muth. Aber seine Stelle wurde ihm aufgekündigt, und eine Kreatur Diana's nahm seine Stelle ein. Salers war aus der Dauphiné. Nun, wo er brodlos war, faßte er den Entschluß, sich dorthin zu begeben mit dem was er von

Viole's Vermögen und dem Rabaud's gerettet hatte, und dem Knaben. In aller Stille verließ er seinen bisherigen Wohnort.

Ein Dorf unweit Pont de Royan war sein Geburtort. Dorthin zog er mit Guy und harrte der Wiederkunft Rabaud's. Erst nach monatlicher Frist kehrte er mit der freudigen Nachricht zurück, daß sein Herr glücklich nach England entkommen sey. Von nun an lebten die beiden Männer in einer rührenden Freundschaft zusammen, und widmeten alle ihre Kräfte der Erziehung Guy's, der überall für Salers Sohn galt. Sie suchten ihm jene unerschütterliche Liebe zu ihrem heiligen Glauben einzuflößen, die ihre Herzen erfüllte und seinen Geist auf das Gute und Edle zu lenken, indeß Rabaud, des Kriegslebens nicht unerfahren, einen ritterlichen Sinn und Geist ihm einzupflanzen, und seine Körperkräfte zu stählen bemüht war. Täglich streifte er mit dem Knaben in den Bergen und Wäldern herum. — Die Bilder früherer Erinnerungen dämmerten allmählig bei dem Knaben, und die Liebe zu Salers und Rabaud war so fest in des Knaben Seele, daß der Schmerz um den verlornen Vater sich allmählig milderte. Die Freunde erhielten ohnedem die Hoffnung wach in seinem Herzen, daß der Vater wiederkehren würde, wenn günstigere Zeitumstände einträten. So viel ihm dienlich war, hatten sie ihm von des Vaters Mißgeschick mitgetheilt. Besonderes Gewicht legten sie darauf, daß sein Namen verschwiegen bleibe und er überall nur für Salers Sohn gälte. Des Knaben Verstand war reif genug, diese Nothwendigkeit einzusehen, und er leistete willig das Versprechen, nie ihn zu nennen, unter keiner Bedingung. Die freie Lebensweise, das Geheimnißvolle seines Lebens,

das Unglück, was den geliebten Vater heimgesucht, der glühende Haß, den ihm Rabaud und Salers gegen die Feinde des Vaters, gegen alle Anhänger des Königs und des katholischen Glaubens einflößten — dieß vereint, gab dem Knaben frühe schon einen Ernst, der noch weit jenseits der Grenzen seines Alters zu liegen pflegt, und eine gewisse Festigkeit und Entschiedenheit des Charakters, die seinen Jahren eben so fremd war. Er verschmähte die Gesellschaft der Knaben seines Alters und lebte nur im Umgang mit seinen Pflegern, übte sich in alle dem, was einst ihn zu einem tüchtigen Krieger bilden konnte.

Neue Hoffnungen dämmerten im Herzen der Freunde, als Franz, der Jüngling, des Vaters Thron bestieg — denn nun zerrann der Glanz Diana's von Poitiers, ihre den Protestanten entzogenen Güter verlor sie, und konnte es nur der Gunst der Umstände danken, daß sie, ohne Katharina's Rache zu fühlen, sich auf ihr Schloß Anet zurückziehen durfte. Saint-Flour war nicht mehr ihr. Jetzt schien ihnen der Zeitpunkt gekommen, wo ihr vielgeliebter Herr wiederkehren würde, das Erbe seiner Väter zurückzufordern. Sie hofften vergebens. So gut sie auch Viole's Charakter zu kennen glaubten, so blieb ihnen doch das feine Ehrgefühl desselben verborgen und die Reizbarkeit seines Gemüths. — Er lebte noch — sein Blick weilte oft auf Frankreichs Begebnissen, sein Herz war ja ganz dort. Manchmal hegte er Hoffnung, daß einst seine Ehre hergestellt werde — aber dann sagte er zu sich: Nein, der Namen, der einmal gebrandmarkt ist, wird nie wieder rein, und trostloser wurde seine Lage. In der tiefsten Verborgenheit lebte er in England — ohne Nachricht von seinem Guy, dessen Spur selbst du

Plessis nicht entdecken konnte. Seine einzige Beschäftigung war Astrologie. Einst in frühern Jahren seine Lieblingsbeschäftigung, da auch er dem Hange seiner Zeit nicht entwachsen war, diente sie ihm jetzt, des Sohnes Lage und Geschick zu ergründen und seiner Zukunft Räthsel in den Sternen zu lesen. Auch die Täuschung ist für das leidende Gemüth ein Heil — sie war es für Viole.

3.

Frisch und fröhlich wuchs Guy heran, und wurde kräftig und edel und schön, an Leib und Seele. Sein größtes Vergnügen war die Jagd. Tagelang konnte er unermüdet in den Wäldern umherstreichen und, reich mit Beute beladen, kehrte er am Abend heim. Stets war einer der Treuen sein Gefährte. So wuchs er urkräftig heran. Jahre kamen und flogen dahin in diesem freien Leben, und während im übrigen Frankreich Verfolgungen gegen die Protestanten wütheten, ruhte stiller Friede auf dieser einsamen Gegend. So war Guy zu einem kräftigen Jünglinge herangereift, als Franz II. plötzlich starb und Carl IX. als Knabe einen Thron bestieg, der eines ganzen Mannes bedurfte und die Zügel der Regierung in die Hand Katharina's von Medicis fielen, deren herzlose schlaue Politik zwischen den Chatillons und Guisen schwankend, beide benutzte, um ihre höllischen Plane zur Reife zu bringen.

Condé, dem das Henker-Beil an einem Haare über dem Haupt geschwebt, wurde jetzt befreit, und Katharine sah sich am Ziele ihrer Wünsche — sie wurde Regentin im vollen Sinne des Worts, da Anton an ihrer Seite blos figurirte. Einer der ersten Schritte dieser

Regierung war ein Edikt, das den Protestanten die gottesdienstlichen Versammlungen untersagte. Des edeln Kanzlers l'Hopital milde Rathschläge wurden nicht gehört, und mit Strenge das Edikt durchgesetzt. Erst dann hörte man ihn, als in Languedoc ernstliche Unruhen ausbrachen. Der Hof sah wohl ein, wozu es führen könnte, wenn er mit Fanatismus jene Absichten verfolgte, und l'Hopitals Vorschläge zu einem Religionsgespräche, zur Ausgleichung der Mißverhältnisse in kirchlichen Dingen, fanden Gehör. Viele waren dagegen, fürchtend die siegende Gewalt des Protestantismus; allein der Kardinal von Lothringen, dieser eitle Mann, sah eine Gelegenheit, seine Gelehrsamkeit, seine Beredsamkeit geltend zu machen, und so fand es Statt. Aller Augen waren auf die Abtei von Poissy gerichtet; allein dieser, wie so viele ähnliche Versuche, mißlang.

Indessen schienen günstige Sterne dem Protestantismus zu leuchten. Katharina von Medicis neigte sich sichtbar auf seine Seite — sie ließ ihn in ihren Gemächern predigen; sie schloß sich enger an Condé, an Coligni an, und täuschte alle — denn offenbar hatte mehr das Bestreben, sich Condé und Coligni zu gewinnen, um dem sogenannten Triumvirat Franz von Guise's, des Connetable's und des Marschalls von St. André ein Gegengewicht entgegenzusetzen, mehr Antheil an diesem Meinungwechsel, als die Ueberzeugung dieser, ihren Gelüsten nach Macht alles unterordnenden, Fürstin.

Neue Hoffnungen schöpften die Protestanten, und bis in die Thäler der Dauphiné drang die frohe Botschaft, die Rabaud von einer Reise nach Angers mitbrachte.

Neue Hoffnungstrahlen fielen in Guy's Sohnes-Herz. Lebt er noch, der theuere Vater, sprach zu sich der Jüng-

ling, so wird er wiederkehren, jetzt, wo Alles sich so günstig gestaltet für die Verfolgten. Auf seinen einsamen Streifereien durch die Wälder träumte der Jüngling so schön von der Zukunft, daß oft sein Herz in Entzücken schwamm bei dem Gedanken, den Vater wieder zu umarmen.

An einem schönen Herbsttage wanderte er, wieder begleitet von seinem treuen Hunde, hinaus auf die Jagd. Der Mittag war noch nicht gekommen, und mild fiel der Sonnenstrahl herab auf die Wälder und machte das Wandeln unter ihrem Laubdach überaus angenehm. Der Jüngling versank wieder in seine Träumereien, und schritt, ohne die Richtung zu beachten, kräftig fürbaß. Da stand er plötzlich an des Waldes Saum, der eine bedeutende Höhe bekränzte. Vor ihm lag ein Thal mit üppigen Wiesen, in der Entfernung ein Dorf — gerade vor ihm in schwindelnder Höhe ein stattliches, festes Schloß. Er war fremd in dieser Gegend und erkannte es, daß er sich sehr weit von dem Orte der Heimath entfernt. Bald jedoch erinnerte er sich, von dem Schlosse Arbeque gehört zu haben, und kein anderes konnte das vor ihm liegende seyn. Er war ermüdet. Brennender Durst quälte ihn. Er spähte rings umher nach einer Quelle. Zu seiner Freude entdeckte sein scharfes Auge bald am Fuße eines nicht weit von ihm liegenden Felsens das Ziel seiner Wünsche, einen klaren sprudelnden Quell. Er wollte eben sich dahin begeben, als sein Hund Laut gab und, heftig an seinem Riemen zerrend, emporsprang. In demselben Augenblick faßte eine nervigte Faust Guy's Arm. Guy fuhr herum, und vor ihm stand ein Fremder. Er war von majestätischem Wesen. Ein grünes Jagdkleid trug er und eine reichverzierte Büchse und ein ähnliches

Jagdmesser. Der Mann war längst über die Mittagshöhe des Lebens hinaus — schon an der Schwelle des Alters. Seine Züge hatten etwas Ernstes, Finsteres, das beim ersten Anblick abstieß, doch ein wohlwollender Zug schwebte um den Mund und der Blick des Auges war fest, klar und ruhig.

Was sucht Ihr hier? fragte der Fremde streng. Gehört Ihr etwa zu der — — hier herumstreifenden Zigeunerbande? —

Die erste Ueberraschung bei Guy wich schnell. Des Mannes herrisches Wesen beleidigte sein Freiheitgefühl, und ein Stolz regte sich in ihm, von dem er nie eine Ahnung gehabt. Er machte des Fremden Hand bescheiden, aber kräftig los, trat einen Schritt zurück und maß ihn mit festem Blicke.

Ihr habt eine Art zu fragen, sagte er dann scharf, als ob Ihr Prokurator des Parlaments von Paris gewesen, dem man bekanntlich eine ganz eigene Redeweise zuschreibt — indessen diene Euch zur Nachricht, daß ich Wasser suche, meinen Durst zu löschen, und mit Zigeunern nichts gemein habe. Nun lebt wohl.

Er wandte sich, nach der Quelle zu gehen; allein der Fremde vertrat ihm den Weg und betrachtete ihn mit argwöhnischen Blicken, indem er sagte: Wenn Euch, junger Mensch, meine Art zu fragen auffiel, so wisset, daß Ihr hier auf meinem Grund und Boden steht, und ich ein Recht habe zu fragen, wer Ihr seyd. —

Das Recht will ich Euch nicht bestreiten, sagte Guy, und darum durstig Euren Grund und Boden verlassen.

Der Trotz, der in diesen Worten lag, mißfiel dem Fremden nicht. Er ergriff Guy's Hand. Nein, sagte er, wer Ihr auch immerhin seyn mögt, das sollt Ihr

nicht Robert d'Arbeque nachsagen, daß er Euch ohne Erquickung von sich ließ. — Er langte schnell nach einer Feldflasche und reichte sie Guy dar.

Ich danke Euch! sagte Guy, und wieß sie hinweg.

d'Arbeque maß ihn mit seltsamen Blicken. Ihr seyd sehr trotzig — sagte er gedehnt. Ich habe Euch beleidiget und das thut mir leid; laßt uns nicht mit Groll scheiden!

Diese Worte waren zu gutmüthig, als daß Guy ihnen zu widerstehen vermochte. Er reichte ihm seine Hand. Ich trinke mit Euch, Herr, sprach er dann, nahm die Flasche und sagte, indem er sie zum Munde führte: Auf Euer Wohl!

Die ungewöhnliche Art und Bewegung schien d'Arbeque zu gefallen. Er versuchte Guy zu entlocken, was ihn hierher geführt. Dieser sagte ihm freimüthig, daß er sich verirrt habe; er nannte ihm den Ort, wo er wohne, seinen Namen Guy Salers. d'Arbeque glaubte ihm nicht, so gerade und ehrlich auch Guy sprach. d'Arbeque vermuthete entweder in ihm einen Räuber oder, was bei ihm überwog, einen Jüngling von Stande. Dagegen sprach aber die ärmliche Kleidung, die größtentheils aus Hirschleder bestand, der Stoff, aus dem damals die meisten Landleute der Dauphiné ihre Kleider bereiteten. Guy's Sitten, sein Anstand, selbst das stolze Selbstbewußtseyn der Freiheit, das sich in seinem ganzen Wesen, seiner Rede und Haltung ausprägte, widersprachen der eigenen Aussage des Jünglings.

d'Arbeque lud ihn ein, mit ihm auf das Schloß zu gehen, da er doch jetzt den Rückweg nach der Heimath vor der Nacht nicht mehr erreichen könne, und die Nacht dort zu weilen. Das Nachtlager schlug Guy bestimmt

aus, indessen konnte er, ohne unhöflich zu seyn, des Barons Einladung nicht ablehnen. Darum ging er mit ihm. Auf dem Wege zum Schlosse lenkte sich das Gespräch auf die Jagd, d'Arbeque's Lieblingsbeschäftigung. Hier trafen beide in einem Punkte zusammen. Mit Begeisterung sprach Guy von dem Waidwerk und von dem Wilde, das in den Forsten jenseits Pont de Royan sich finde. d'Arbeque hörte mit immer steigendem Wohlgefallen die Reden und Erzählungen des Jünglings. Bei seiner einsamen Lebensweise wurde ihm selten der Genuß, mit einem tüchtigen Waidmanne zu jagen und von der Jagd zu reden. Darum fand er immer größeres Behagen an dem Jüngling, so, daß bald der Wunsch in ihm aufstieg, ihn öfter um sich zu haben; und in der Aufwallung der Freude fragte er Guy, ob er nicht in seine Dienste treten wolle?

Guy's Stirne faltete sich. Eine glühende Röthe überzog sein Gesicht. Ein stolzes Wort schwebte auf der Zunge, doch hielt er es gewaltsam zurück und sagte, mühsam sich selbst bezwingend: Verzeiht, wenn ich es vorziehe, mein eigner, freier Herr zu bleiben — allein, setzte er begütigend hinzu, wollt ihr es gestatten, so soll es nicht das letzte Mal seyn, daß ich Schloß d'Arbeque sehe.

Der Baron hätte gern das schnell entschlüpfte, unbedachte Wort zurückgenommen, da in dem Jüngling etwas war, was ihn zwang, ihn anders zu behandeln, als es seine äussere Erscheinung mit sich zu bringen schien, und ihn nöthigte, sich fast jenes Wortes zu schämen. Freudig ergriff er daher des Jünglings Aeusserung, und bat ihn, oft mit ihm die Vergnügungen der Jagd zu theilen. Und nun schilderte er auf ächte Waidmanns-

Art in den größten Hyperbeln den Reichthum seiner Forsten an Wild aller Art. Wenn mir, setzte er zuletzt hinzu, die verdammte Zigeunerhorde nur nicht Schaden thut. Dieses heimathlose Volk der Wüste pflegt sich nur zu gern als die Herrn der Wälder zu betrachten, und, bietet sich zu Raub und Betrug nicht Gelegenheit, das Wild niederzumachen, ohne Rücksicht, ob sie die Jagd auf Jahre hinaus verderben.

Also war wirklich solch eine Horde in der Nähe, zu der Ihr mich rechnen zu müssen glaubtet? — fragte Guy neugierig, da dieses Volk mit seiner phantastischen Lebensweise ihn gar sehr interessirte, ohne daß er noch mit ihm irgend je zusammenzutreffen Gelegenheit gefunden.

Allerdings, versetzte Jener darauf. Schon seit acht bis zehn Tagen treibt sich eine bedeutende Horde dieses gottlosen Heidenvolkes hier herum. Sie auszukundschaften war größtentheils meine Absicht; daher heute mein Irrthum mit Euch. Die Horde zählt leicht an 100 bis 150 Köpfe, und mir schien's, als hätten sie nicht übel Lust, mir einen Besuch auf Arbeque abzustatten. —

Ihr scherzt, sprach Guy, ihn forschend ansehend.

Nicht doch, mein junger Freund, versetzte Jener. Es wäre nicht das erste Mal, daß sie eine Burg zu überfallen und auszuplündern Miene gemacht. Und ich habe darum meine Leute wohl bewaffnet.

Unter diesen Reden kamen sie am Thore des Schlosses an, das auf des Herrn Ruf und seiner Hunde Gebell alsobald geöffnet wurde, indem man die Zugbrücke herabließ. Sie traten ein. Wirklich sah hier alles kriegerisch aus, und in Guy wollte sich eine satyrische Bemerkung eben Luft machen, als aus dem Portale desjenigen Schloßtheils, der die Wohnung des Herrn um-

faßte, eine weibliche Gestalt heraus und auf d'Arbeque zuflog, ängstlich nach der Zigeunerhorde fragend.

d'Arbeque lachte. Sey nur ruhig, sprach er, sie sind weit weg, Gabriele!

Jetzt sah Gabriele den Jüngling, der mit glühender Röthe auf den Wangen dastand, im Anschauen der lieblichen Erscheinung vertieft.

Das Mädchen erschrack und sah den Vater forschend an. Als dieser lächelte, fiel ihr Blick wieder auf Guy — aber nicht scheu und mit Widerwillen, sondern vielmehr mit sichtlichem Wohlgefallen.

Wie soll ich Euch doch eigentlich meiner Tochter vorstellen? fragte der Vater den Jüngling.

Als Guy Salers, wenn es Euch beliebt, erwiederte mit einer anständigen Verbeugung der Jüngling.

Ich bringe Dir in diesem jungen Manne einen Gast; ich lernte ihn auf der Jagd kennen und wünschte, daß Du ihn gastlich behandeltest.

Gabriele erröthete leicht, neigte sich und lispelte mit süßem Wohllaut: So seyd mir herzlich willkommen!

Der Alte führte nun den Jüngling in den Saal, den rings die Bilder der Ahnen des Hauses de Viole zierten. Er führte den Jüngling zu jedem Einzelnen, erzählte dann, welche Ehrenstellen sie an den Höfen der Könige Frankreichs, seit Pipin und Carl dem Großen, bekleidet hatten; wie sie sich im Kriege ausgezeichnet, welche von ihnen den Kreuzzug unter König Ludwig VII. und den frühern unter Gottfried von Bouillon, Raimund von Toulouse, Robert von Flandern und den übrigen Helden jenes abentheuerlichen Unternehmens mitmachten, und all das Heer der Thaten, die sie gethan und nicht gethan, mit breiter Ruhmredigkeit und großem Stolze.

Nie aber nannte er den Namen „de Viole," weil er ihn an den verhaßten Parlamentrath, Guy's unglücklichen Vater, erinnert haben würde; und so blieb Guy das nahe verwandtschaftliche Verhältniß, in dem er zu Arbeque stand, unbekannt, da zumal seine Freunde Rabaud und Salers nie dessen Erwähnung gethan. Er war ein aufmerksamer Zuhörer, und das machte ihn dem Baron noch werther.

Einige Zeit darauf lud die liebliche Gabriele zum Mittagmahle, das sie in einem andern Gemache mit fast verschwenderischer Freigebigkeit bereitet hatte. Guy wußte nicht, wie ihm geschah. Es war das erste Mal in seinem Leben, daß er sich in der Nähe eines so lieblichen Geschöpfes befand. Er vermochte kein Auge von ihr zu wenden, und traf ihr Blick den seinen, dann schlug er ihn doch nieder. Sprach sie, so lauschte er und hielt den Athem an. Er wußte zuletzt kaum mehr, was er that, so hatte ihn Gabrielens liebliches Wesen bezaubert. Sie war aber auch ganz geeignet, solchen Eindruck auf ein reines Jünglingsherz zu machen. Mit allen Reizen ihres Geschlechts hatte sie die Natur ausgestattet, und diese schöne Hülle barg ein Herz rein und klar, wie der Himmel, treu und fromm, sanft und demüthig, und doch war ihr Charakter beinahe männlich fest. Ihr Wesen war unbefangen und natürlich; ohne alle Zurückhaltung — sie war ein Kind der Natur, fern von jenem frivolen Leben, das jene Zeit auszeichnete, und gleich fern von jenem formellen, steifen Zwang erzogen, der schon damals die höhere Gesellschaft zu beengen begann. Daß ihr Bild sein Herz erfüllte, daß eine tiefe, innige Liebe zu ihr in ihm erwachte, war eine nothwendige Folge ihres beiderseitigen Zusammentreffens, und beinahe ähn-

lich war es bei Gabrielen. Sie sah in Guy den ersten Jüngling ihres Alters, sah in ihm den vollendeten, schönen Jüngling — und auch ihr Herz liebte. Allein fremd und unbekannt war beiden dies Gefühl, um darum ergriff es die unbewachten Herzen um so gewaltiger.

Nur mit innerm Widerstreben erhob sich endlich, als schon die Sonne zu sinken begann, Guy, um an die Rückkehr zu denken. Recht aufrichtig und herzlich bat ihn d'Arbeque, zu bleiben. Sein Herz wollte so gerne; aber sollt' er die treuen Freunde beängstigen durch sein Aussenbleiben? — Dieser Grund bestimmte schnell seinen Entschluß. Mit dem Versprechen, bald wieder zu kommen, und mit Gabrielens Bild in der Seele, riß sich endlich der Jüngling gewaltsam aus den ihn zauberisch umschlingenden Fesseln und eilte flüchtig, wie die Gemse, den Felsenweg hinab, und in den letzten Strahlen der Sonne sah Gabriele ihn am Saume des Waldes verschwinden.

4.

In einem Zustande, der dem Traume am nächsten verwandt, trat der Jüngling in die Waldesnacht, und in demselben Zustande schritt er, ohne zu bemerken, wohin er gieng, fürbaß. Eine tiefe Finsterniß umgab ihn. Hin und wieder fiel mattes Sternenlicht auf ihn herab, wo der Bäume Laubdach es zuließ; allein es war zu schwach, ihn erkennen zu lassen, wo er gieng und sich befand. Enger schloß sich der große Hund an seinen Herrn an, und gieng vorsichtig nur wenige Schritte vor ihm her. Plötzlich stand er und knurrte, und zu gleicher Zeit bemerkte Guy in der Entfernung ein großes Licht, um welches eine rasche Bewegung statt zu finden schien,

ohne daß er jedoch zu unterscheiden vermocht hätte, was es sey, da die Entfernung noch zu bedeutend war. Er gebot dem wohlabgerichteten Hunde Schweigen und schritt vorsichtig dem Lichte zu. Als er näher kam, stellte sich ihm ein Schauspiel der allerseltsamsten Art dar. Ein großer, freier Raum lag vor ihm, in dessen Mitte ein großes Feuer flammte. Rings um den Platz lagen auf Matten, oder saßen vielmehr mit unterschlagenen Beinen eine bedeutende Anzahl schwarzbrauner, wildaussehender, phantastisch gekleideter Männer und Frauen reiferen Alters und Kinder. Um das Feuer tanzten eine gleichfalls nicht kleine Anzahl jüngerer Männer und Mädchen in wilden, mitunter äusserst üppigen Stellungen und Geberden. Sie hatten das Ansehen von Bachanten — ihr Haar flog los im Winde, und ihre durch das Feuer gerötheten Gesichter sahen wild und leidenschaftlich aus. Dreie standen da und regelten den Tanz durch eine eben so einfache als disharmonische Musik; der eine bearbeitete den Dudelsack, indeß der andere ein Schellentambourin schlug, und der dritte auf einer gellenden Pickelflöte eine wilde Weise bließ. Alle Tänzer sangen — bisweilen ernst und gemessen, dann wilder und lauter und in schnellerem Zeitmaaße, und jedesmal richtete sich der Taaz nach ihrem Gesange.

Das ist die Zigeunerhorde! dachte Guy, und hielt dem Hunde, der Laut geben wollte, den Mund zu. Einige Hunde aber, die bei der Horde waren, witterten alsobald den fremden Genossen und schlugen an, und in demselben Augenblick riß sich Guy's Hund los und fiel jene mit großer Gewalt an.

Die Tänzer stoben auseinander und die ganze Bande erhob sich wie mit einem Zauberschlage, und ehe noch

Guy überlegt hatte, was zu thun, faßten ihn schon vier kräftige Arme und rissen ihn rücklings zu Boden, und blitzschnell war er geknebelt und am Feuer unsanft auf die Erde geworfen. Neugierig standen die Mädchen und Frauen um ihn, in einer Guy ganz unverständlichen Sprache sich ihre Gedanken über ihn mittheilend. Eine Weile deliberirte die Bande mit einem alten Manne, dessen gelbbraunes Gesicht den Stempel der Verschlagenheit, List und Büberei trug, und der ihr Hauptmann zu seyn schien. Die Mädchen, denen der schöne Jüngling gefiel, lächelten ihn an und legten ihr Fürwort für ihn ein — jedoch vergeblich. Während noch die ziemlich stürmische Berathung dauerte, keuchte eine scheußliche Alte, deren Haupt eine thurmartige Mütze seltsam zierte, auf ihren Stab gestützt daher, ergriff einen Feuerbrand und beleuchtete ihn. Während ihr rothes, triefendes Auge ihn belugte, murmelte sie unverständliche Worte in den Bart; dann wendete sie sich zu den Männern, die noch immer im Kreise berathend standen, und rief mit einer krächzenden, widerlichen Stimme, Guy verständlich:

Laßt ihn los, die Altmutter befiehlt es. Er ist keiner von der Burg Arbeque, keiner von der feindlichen Brut, die ihr vernichten wollt. — Dieses Wort wirkte zauberisch. Schnell waren Guy's Bande gelößt und er stand frei unter ihnen.

Wer giebt Euch das Recht, mich zu fesseln? rief er wild aus. Die Altmutter sah ihn freundlich an, und die Augen der Mädchen ruhten wohlgefällig auf der schönen Gestalt, die jetzt in der drohenden, gebieterischen Stellung noch um Vieles schöner war.

Gebt mir meine Büchse und meinen Hund und laßt mich meines Weges ziehen! donnerte er jetzt ihnen zu.

Still, still, mein Söhnchen! krächzte die Alte. Du bist jetzt nicht auf Saint-Flour, was ohnedem für Dich verloren ist. Vergiß nicht, daß Du hier nicht gebieten, sondern nur bitten und gehorchen kannst.

Guy erbleichte vor Schreck, das Geheimniß seiner Herkunft aus diesem Munde zu hören.

Weib, sprach er, nach gewonnener, ruhiger Besinnung, woher kennst Du mich?

Ey, ey, sagte sie in demselben Tone und auf dieselbe widerliche Art, sollte ich Dich nicht kennen? Habe ich doch in den Bergen von Auvergne zuerst das Sonnenlicht gesehen, und seitdem das Land lieb gehabt und oft dort herum mich aufgehalten, wo Deiner Väter Stammsitz ist. Sollte ich Dich nicht kennen, der Du Deines Vaters Abbild bist? Dich nicht kennen, da ich Dich als Knaben fliehen sah mit Deinem Salers in die Wälder und von da nach Dauphiné? Hat doch Dein Vater mir noch dieß Goldstück geschenkt, als er mit Raband durch die Wälder floh, meinend ich (hier wurde sie wild und zornig und ihr Antlitz glich einer Furie), ich, die so oft auf Saint-Flour sich sättigte, so manche Gabe von Deiner Mutter empfieng, ich könne ihn verrathen an Heinrichs Bluthund?! — Nein, das konnte ich nicht und es hat mir wehe gethan, und ich habe das Sündengeld aufgehoben bis ich ihn wiedersehe, um es ihm vor die Füße zu werfen. Doch — setzte sie beruhigt hinzu, nach einer Pause — ich vergebe es ihm, denn er war in Verzweiflung, Dich krank zurückzulassen. Du weißt es nicht, Guy de Viole, daß ich für Salers die Tränke kochte, die Dich gesund machten. Aber frage ihn morgen und er wird Dir sagen, die alte Adelma war's, die Dich gesund machte.

Guy traute seinen Ohren kaum. — Aber er faßte die dürre Knochenhand der Alten und sagte: Ist es, wie Du sagst, und wie ich nicht zweifeln kann nach Deinen Worten, so nimm jetzt meinen Dank, Adelma. Leider bin ich arm und kann Dir ihn nicht thätig beweisen.

Ey, daß ihr Leute doch alles mit Gold abthun zu können meint! zürnte die Alte. Hat Dich denn das Elend nicht klüger gemacht? Hast Du denn noch nicht erfahren, daß auch arme — hier wurde ihre Stimme ernst und feierlich — heimathlose, verachtete, verstoßene, mißhandelte Menschen Gutes thun können ohne Lohn? —

Guy drückte ihre Hand — und die frühere Freundlichkeit kehrte zurück auf ihre tiefmarkirten Züge.

Komm, sagte sie, setze Dich zu mir und ich will Dir erzählen von den Zeiten, die Du nicht kennst. Weg da! rief sie — ich nehme ihn unter meinen Schutz — er ist eines braven Mannes verstoßnes Kind. — Alle wichen auf die Seite, und die Alte führte Guy zu ihrem Sitze am Stamme einer alten Buche. Gebt ihm seine Büchse wieder, rief sie, er ist frei, ich will es! —

Einer reichte ihm sein Gewehr.

Der Hauptmann der Horde aber trat jetzt zu der Alten und redete wieder heftig mit ihr in unverständlicher Sprache. Sie erwiederte kurz, aber bestimmt, einige Worte, und er zog sich mürrisch und das Haupt mit dem rothen Käppchen schüttelnd zurück.

Die Narren meinen, sprach sie nun halblaut zu Guy, der durch seine Dankbarkeit und die Erinnerung an die von seinen Eltern empfangenen Wohlthaten ihr ganzes Herz gewonnen hatte; die Narren meinen, Du könntest die auf Arbeque warnen, da sie morgen die Burg zu überfallen denken, da der alte Robert d'Arbeque uns

geschmäht, mißhandelt hat, und sie so eine blutige Rache nehmen wollen; aber sie wissen nichts, als was gestern geschah. Sie wissen nichts von dem blutigen Hasse zwischen Deinem Vater und dem d'Arbeque, der ihn auch bitter gekränkt hat, obwohl er ihm so nahe verwandt.

Verwandt? fragte Guy, den die Mittheilungen der redseligen Alten in eine fieberhafte Spannung versetzten.

Die Alte schüttelte den Kopf unglaublich. Weißt Du denn nicht, und bist doch ein schmucker Junge, daß die d'Arbequ's Deine Blutverwandten, Deine Vettern sind? Ist es Dir denn unbekannt, daß sie de Viole heissen, wie Du?

Guy sah sie verwundert an. Das Räthsel konnte er nicht lösen. Nie hatte er davon durch Salers oder Rabaud eine Sylbe vernommen. Ein Gefühl stieg in ihm auf, das er nicht nennen konnte, und der Gedanke tagte in ihm, Gabrielens Retter aus dieser Gefahr zu werden. Schnell stand er klar vor seiner Seele, und eben so schnell war sein Plan entworfen, durch Schmeichelei die Alte zu kirren.

Was Du mir sagst, Mutter, sprach er nach kurzem Besinnen, ist mir fremd. Nie hat Salers etwas gesprochen von diesem Verhältniß, nie Rabaud. Nie wurde der Namen d'Arbeque genannt.

Adelma kennet der Menschen Herzen, wie die Tage der Zukunft, sprach wieder die Alte. Weil sie wußten, wie d'Arbeque Deinen armen Vater gekränkt, darum schwiegen sie, um nicht auch Dir den Haß mitzutheilen. Aber, Knabe, fuhr sie in höher steigendem Affekte fort, vergiß nicht, was ich Dir sage, könnte d'Arbeque Deinen Stamm mit einem Dolchstoße niedermachen, er würde nicht eine Minute zaudern. Doch — sagte sie,

es giebt vielleicht eine Zeit, wo ich Dir mehr sagen kann, und Du hörst gewiß lieber von Deiner Mutter. — Guy, sie war ein Engel. Nur ihr — — gönnte ich Deinen Vater, den ich — — lache nicht des Alters, Knabe, dem freilich die Gefühle der Jugend — nur einer fernen Heimath ähnlich sind, zu der das Auge mit einem leisen Heimweh hinblickt, — den ich liebte, weil er eine Zierde seines Geschlechts war. Damals, Guy, war aber auch Adelma nicht die alte Hexe, wie man sie jetzt nennt, damals war sie ein blühendes, schönes Mädchen, um das mancher schmucke Jüngling warb — nur Dein Vater übersah sie. Ich haßte ihn damals, denn verschmähte Liebe ist bittrer als der Tod; und als er Deine Mutter heimführte, da glich mein Zustand der Raserei, und ich würde sie ermordet haben —; aber da sah ich sie — sie, die schön war, wie ein Engelbild und gut wie ein Engel, und sie nahm mich, die Leidende, auf das Schloß, und pflegte meiner und haßte mich nicht, obgleich sie den Grund meiner Krankheit errieth — Guy, da lernte ich ihr Herz anbeten; und als die Kunde kam, sie sey zu den Vätern gegangen, da weinte Adelma um sie, wie Du jetzt — mein Sohn — und mein Herz war seitdem der Altar, auf dem ihrem Andenken oft Opfer der Liebe gebracht wurden. Es war geheilt von der frühern Thorheit, dieses Herz. —

Darum aber danke Gott, daß ich Dich heute fand und Dich vom unvermeidlichen Tode rettete — und daß ich es konnte, Guy — das ist meinem alten Herzen viel, viel werth, denn ich habe so eine Schuld der Dankbarkeit abgetragen.

Guy war innigst gerührt durch die Sprache der Alten. Doch konnte er nicht begreifen, wie bei solchen

wirklich edeln Empfindungen wieder der glühende Haß, ob einer Beleidigung wohnen könnte. Er suchte das Gespräch wieder auf die Unternehmung auf Schloß Arbeque zu lenken — sogleich aber waren wieder alle feindseligen Leidenschaften erregt, und er war froh, als die Alte fragte, wie er doch hierher gekommen?

Er konnte ihr leicht ein Mährlein erzählen und sie glaubte gerne an seine Verirrung. Mit gutem Vorbedachte erwähnte er nun der Angst und Besorgniß, die Salers und Rabaud um ihn haben würden.

Ja, da hast Du Recht, sagte die Alte. Ich kenne sie, es sind gute Menschen, die Deinen Vater liebten und auch Dich gleichermaßen lieben. Darum thust Du wohl, sogleich mit Tagesanbruch heim zu eilen. Jetzt möchte es zu spät seyn; denn sieh nur, wie das Volk schläft. Ja, ja, das ist der Fluch des Alters, daß der süße Schlummer sein Auge flieht — doch es findet Ersatz in der langen Vergangenheit, in die es zurück blikken kann, wie in ein verlornes Paradies.

Obwohl es spät ist, nahm Guy das Wort, so möchte ich doch gerne noch in dieser Nacht heim, zur Beruhigung meiner Freunde.

Du hast Recht, sagte die Alte, die Angst ist peinlich. Weißt Du denn den Weg von hier aus? Pont de Royan liegt rechts, Arbeque links, und mitten durch in grader Richtung etwa zwei Stunden weit liegt das Dörfchen.

Ich finde mich leicht zurecht, sprach freudig Guy, der so unerwartet die Richtung vernahm, die er nehmen mußte, um Arbeque zu finden, und im Falle ich irren sollte, blicke ich zu den Sternen und finde mich.

Ja, die trügen nicht, sagte ernst und mit einem tiefen Seufzer die Alte.

Sie gebot jetzt denen von der Horde, die noch wachten, sich niederzulegen, und nahm Guy's Hand — sah hinein und sagte dann dumpf — Du gehst eine blutige Bahn — da stürmts — Hu — wie wild — doch — sey ruhig — das ist das Glücksrad — — geh, geh — bleibe fromm und treu — und zertritt kein Herz, das Dich liebt — wie Dein — Vater. — Leb wohl! —

Sie drängte ihn, fortzugehen. Er drückte ihre Hand und sagte, zürnt mir nicht, Mutter, wenn ich Euch nicht immer folge. Die Pflicht gebietet oft anderes.

Wohl! sprach sie, folge der. Ich sehe Dich wieder. Wie — wo? das weiß ich nicht — doch vielleicht in den ernstesten Stunden Deines Lebens. Geh, Adelma will Dir wohl — dann Du bist Deines Vaters Sohn und Deiner Mutter Herz schlug über Dir. — Leb wohl!

5.

In süßem Schlummer lag Gabriele — sie träumte von dem Jünglinge, der so tiefen Eindruck auf ihr Herz gemacht. Ruhiger, als seit den letzten acht Tagen, schlief d'Arbeque, da er von der Zigeunerhorde heute in der Nähe um das Schloß nichts entdeckt hatte. Auch die Wehrmänner des Schlosses genossen der Ruhe. Es mochte Zwölfe vorüber gewesen seyn, als Guy die Alte verließ. Eine Weile hielt er die Richtung nach seiner Heimath, um die, die ihn etwa beobachten möchten, zu täuschen; dann aber wandte er sich schnell links und hielt, so gut er es vermochte, eine gerade Richtung. Lange Zeit wanderte er in der Finsterniß der kühlen Herbstnacht. Er konnte unmöglich entdecken, wo er sich befand. Als aber nun die Müdigkeit sich einstellte und

er den Entschluß schon gefaßt hatte, den Morgen zu erwarten, dünkte es ihm, als würde der Wald lichter. Muthiger schritt er nun fürbaß und hatte bald die Freude, die dunkeln Umrisse der Burg vor sich, und des Wächters Laterne auf dem höchsten der Thürme zu sehen. Vorsichtig stieg er die felsige Anhöhe hinab. Er suchte lange, bis er den Weg fand, der zur Burg wieder am jenseitigen Berge hinauf führte. Nach langem Suchen traf er ihn endlich. Er stieg nun so leise er konnte hinan, doch vermochte er das Geräusch, welches durch das Rollen der losen Steine verursacht wurde, nicht zu vermeiden, und es dünkte ihm, als er schon nahe dem Thore war, einen gellenden Ton, wie den einer Pfeife, zu vernehmen. Da fiel unten im Abhang des Berges ein Schuß — und die Kugel pfiff an seinem Ohr vorüber und fuhr schmetternd gegen das Thor. Jetzt pochte Guy heftig. Der Schuß weckte die Wächter; es gab Lärm in dem Schlosse; aber ein zweiter Schuß fiel bald in größerer Nähe und die Kugel fuhr in Guy's rechten Schenkel, daß er mit einem lauten Schrei des Schmerzens niedersank. Jetzt kamen Windlichter auf die Mauern — es wurde lebendig im Hofe. Guy's Hund wimmerte, Guy rief mit matter Stimme — aber Niemand öffnete. Wohl vernahmen sie den Ton des Schmerzes draußen deutlich, und einige der Burgmänner waren der Meinung, man solle nachsehen. Andere dagegen, vorsichtiger und besonnener, wendeten ein, daß es unklug sey, da es leicht eine List der starken Horde seyn könne, die Burg mit leichterer Mühe zu überfallen. Der Rath der Letztern, des ältern Theiles der schwachen Besatzung, siegte, und Guy lag derweile, von einem heftigen Blutverluste ermattet, auf einem Felsblock, auf den er hingesunken

war. Ohnedem sehr ermüdet, sanken ihm bald die Augen zu. Während in der Burg Alles zur Vertheidigung gerüstet ward und auch d'Arbeque sich eingefunden — schlich leise, Verrath ahnend, ein Zigeuner, der mit einigen seiner Gesellen zur Beobachtung der Burg sich im Gehölze am Abhange des jenseitigen Berges verborgen gehalten und jenen, für Guy so unheilbringenden, Schuß gethan, leise heran, den zu suchen, den sein Blei, wie er nach dem Sichverlieren des Klagelauts schloß, getödtet, indem er argwöhnte, es möchte jener Jüngling seyn, den Adelma so merkwürdig und auffallend in ihren Schutz genommen — gegen den Willen der Horde und des Hauptmannes. Guy's treuer Hund lag zu den Haupten seines Herrn. Das treue Thier vernahm den anschleichenden Zigenner und ließ ihn nahen, bis er nur wenig Schritte von Guy entfernt war — da sprang mit fürchterlichem Gebell das starke Thier mit einem Sprunge an des Zigeuners Hals. Panischer Schrecken ergriff diesen, als er sich so gefaßt fühlte und rücklings stürzte ihn das Thier nieder, und wühlte mit seinen Zähnen grimmig in der Brust desselben. Bald ermannte sich dieser wieder und kämpfte nun mit dem Thier einen hartnäckigen Kampf. Kaum drang der Schall dieses Streites und das Heulen des Hundes zu den Ohren d'Arbeque's, als er plötzlich den Zusammenhang ahnete. Schnell ließ er das Thor nieder und stürmte heraus. Der plötzliche Lärm zog den Hund einen Augenblick von seiner Beute ab, und mit unglaublicher Gewandtheit sprang der blutende Zigeuner auf und in mächtigen Sätzen den Berg hinab, im Dickigt verschwindend. Wüthend rannte das Thier ihm nach — doch bald kehrte es blutend und heulend zurück und kroch zu seinem Herrn, den jetzt d'Arbeque entdeckte.

Er schrie laut auf, als er den bleichen, blutenden Jüngling sah.

Ha, ich ahne es, rief er, der Jüngling kannte die Gefahr und wollte mich warnen. Armer, Du wurdest ein Opfer Deiner Freundschaft für mich, klagte er.

Die Männer waren jetzt zu Guy heran getreten. Er ist nicht todt, gnädiger Herr, sprachen sie, der Blutverlust hat ihn blos betäubt!

Dieß war eine frohe Botschaft für d'Arbeque. Schnell befahl er, den Jüngling in die Burg zu schaffen, und Alles anzuwenden, ihn wieder in's Leben zurück zu rufen. Einige Männer ergriffen ihn und trugen ihn vorsichtig hinweg. Langsam kroch der treue Hund nach, dem das Messer des Zigeuners eine tiefe Wunde beigebracht hatte. Im Schloßhofe angelangt, wurde sogleich das Thor wieder geschlossen, die Zugbrücke aufgezogen und die Wachen bezogen mit gemessenen Befehlen des Burgherrn ihre Posten.

Gabriele, wähnend, der Kampf tobe schon heftig, fuhr, durch den Lärm und die Schüsse geweckt, aus ihren Träumen empor. Ihre Dienerinnen, ängstlicher als das muthige Mädchen, standen zitternd um die entkleidete Gebieterin und beteten leise. Gabriele sah sie an und erstaunte. Pfui doch, sprach die Jungfrau, Ihr zittert, wo Ihr handeln solltet. Geht und sucht Leinwand zu bereiten, wenn etwa der Unsern Einer sollte verwundet werden.

Sie trieb sie weg, kleidete sich schnell an, und eilte dann hinab in den Burghof, wo sie eben ankam, als sie den bleichen Guy hereintrugen. Ein Schrei augenblicklichen Entsetzens entfuhr ihr, und erbleichend sah sie den bleichen Jüngling. Sie konnte keinen Zusammenhang in

diesen Ereignissen finden, und fragte nur, ob er noch lebe. Er lebt, sprach froh der Vater, eile nur und hole stärkende Essenzen, daß wir den Ohnmächtigen erwecken.

Deren aber bedurfte es nicht. Guy schlug das Auge auf, blickte um sich, und als er mit deutlichem Bewußtseyn inne wurde, wo er sich befand, reichte er d'Arbeque die Hand, die dieser mit Rührung drückte.

Redet nicht, wehrte er; Ihr seyd zu matt!

Er trieb die Männer an und bald war Guy im warmen Gemach, wo allmählig wieder Leben in seine, von der kalten Herbstnacht fast erstarrten Gebeine kam. Gabriele flog herbei. Liebend beugte sie sich über den Jüngling und bestrich ihn mit ihren Essenzen, die der Vater ihr von Paris hatte kommen lassen. Die Wunde wurde, nachdem sich die sittige Jungfrau entfernt, untersucht, die Kugel ausgeschnitten, die zum Glück nicht tief eingedrungen war, und durch den Verband, den ein vielerfahrner Krieger unter den Wehrmännern des Baron's angelegt, fühlte sich Guy ganz leicht. Er verlangte aufzustehen; doch d'Arbeque litt es nicht. Gabriele kehrte wieder und war hocherfreut, den Jüngling so heiter zu finden.

Neugierig, aus seinem Munde den Zusammenhang der Ereignisse zu erfahren, von dem nur dunkle Vermuthungen in den Gemüthern der Bewohner des Schlosses waren, umgaben sie sein Ruhebett.

Guy erzählte nun, wie er, sich vom Schloß d'Arbeque entfernend, die Zigeuner gefunden, und was sich dort begeben; wohlweislich verschwieg er jedoch seine Unterredungen mit Adelma. Ich eilte sogleich hierher, fuhr er fort, Euch von der Gefahr zu benachrichtigen, die Euch gewiß binnen dieser und der folgenden Nacht droht.

Die Horde mußte jedoch einige von ihren Leuten in die Nähe des Schlosses zu Wächtern gestellt haben, und einer dieser vernahm das Geräusch der rollenden Steine und traf mich zufällig mit seiner Kugel.

Vergebt, nahm d'Arbeque das Wort, daß wir nicht sogleich Euch zu Hülfe eilten. Hätten wir es ahnen können, daß Ihr es wäret, dann würde Euch schnelle Hülfe geworden seyn. Wir aber hielten das Wimmern für eine List des Gesindels, uns leichter zu überfallen. Euer treuer Hund wurde Euer Retter; denn erst als er mit dem Mörder kämpfte, stürmten wir hinaus und fanden Euch. Wie soll ich es Euch danken, sprach er dann bewegt, was Ihr für mich, den Fremdling, der Euch gekränkt, freilich wohl ohne Absicht, thatet? Ihr habt eine große Gefahr entfernt von uns; und nach der Art zu denken und zu handeln, die dieses Gesindel zu befolgen pflegt, habt Ihr mir und Gabrielen — ja uns allen, das Leben gerettet!

Guy wollte das durchaus nicht gelten lassen; allein d'Arbeque blieb auf seiner Meinung.

Glaubt Ihr wirklich, daß sie einen Versuch wagen werden? fragte er den Jüngling.

Allerdings, entgegnete Guy, und ich freue mich, daß meine Wunde so unbedeutend ist, daß ich mich dankbar für Euere Wohlthat erweisen kann. Vielleicht noch ehe der Morgen vollends anbricht, werden sie nahen.

Kaum hatte er die Worte gesprochen, als Schüsse auf Schüsse fielen, und ein wildes Geschrei draußen sich vernehmen ließ.

Er hat die Wahrheit gesagt, rief d'Arbeque, sie sind da!

Und alles stürmte hinaus auf die Mauern und ließ Gabriele und Guy allein. Die Jungfrau, die bisher den lebhaftesten Antheil an allem genommen, ohne doch mitzureden — stand in diesem Augenblick unschlüssig da; denn zwei Pflichten stritten in ihrem Herzen um den Vorrang, die mehr dem Manne zukommende, Theil zu nehmen an dem Vertheidigungskampfe, zu der ihr kräftiger, entschiedener Charakter sie hinzog, und die mehr weibliche, Pflegerin des leidenden Retters zu seyn. Doch nur einen Augenblick dauerte jener Streit und die Weiblichkeit siegte. Sie blieb aber in sichtbarer Spannung. Keins der Beiden war eines Wortes mächtig. Guy horchte eine Zeit lang, dann schien er seinen Zustand zu vergessen, riß sich empor, sprang vom Ruhebette, auf dem er angekleidet lag, griff nach seinem Gewehr und eilte zur Thüre.

Um Gottes Willen, bleibt! rief Gabriele voller Angst. Wollt Ihr denn gewaltsam Euren Zustand verschlimmern?

Kaum aber sprach sie das Wort, so ließ die Ueberspannung der Kräfte des noch schwachen Jünglings nach, und er taumelte und sank fast ohnmächtig in die auffangenden Arme des Mädchens, die, erröthend aus Schaam, Furcht und Liebe, ihn krampfhaft hielt und an ihr Herz drückte. Er sah matt zu ihr auf, aber mit einem seligen Gefühl, und dieß sprach sich im Blicke klar und deutlich aus. Schnell ermannte er sich und kehrte geleitet von Gabrielen zum Ruhebette zurück.

Er reichte ihr stumm seine Hand, seinen Dank anzudeuten. Glühenderes Roth malte ihre Wange — aber sie gab ihm die ihre, und Guy drückte sie im überwällenden Gefühl an sein Herz.

Schnell aber entzog sie ihm Gabriele — einen fast zürnenden Blick warf sie auf ihn und eilte hinaus.

Da lag er nun, und bittre Vorwürfe über seine Kühnheit quälten sein Herz, und die Sorge um Salers und Rabaud, die Treuen, marterte ihn, und draußen hörte er das dumpfe Toben eines erbitterten Kampfes — und jenes konnte er nicht gut machen, das andere für den Augenblick nicht mindern und an diesem nicht Theil nehmen, da der Blutverlust ihn zu sehr entkräftet und der Verband ihn zu gehen hinderte.

Und dennoch mußte er in dieser Lage verweilen noch eine Stunde, die zu einer Ewigkeit heranwuchs. Jetzt aber, als er lange diese Pein erduldet, schien es ihm, als verlöre sich das Getümmel, das Schießen wurde seltener — allein er vernahm den Ton der Klage, des Bedauerns — auf dem Korridor, der an seines Gemaches Thüre hinlief, vernahm er schwere Männertritte, sie naheten sich — die Thüre öffnete sich und schwer verwundet wurde d'Arbeque hereingetragen.

Guy sah nur ihn, nur die bleiche Gabriele, die keine Thränen weinte — in deren Brust aber der tiefste Schmerz wühlte. Guy sprang von seinem Ruhebette auf und die Männer legten den Greis darauf. So schwach er war — jetzt fühlte er sich stark. Er untersuchte des Barons Wunde, sie war nicht ohne Gefahr. Er wusch, er verband sie mit vieler Geschicklichkeit. Dann fragte er, wie es mit dem Kampfe stehe? —

Sie sind entflohen, sagte der Reisigen Einer, und ihrer Viele decken den Kampfplatz. In den Dörfern läutete man Sturm — da flohen sie in wilder Unordnung und in wenig Stunden sind sie schon weit weg und die Gegend ist rein von dem Gesindel.

Gut, sagte Guy, so eilt nach dem Dörfchen meiner Heimath und holet meinen Vater hierher; er ist der Heilkunst mächtig und weiß der Kräuter Kräfte!

Seine Befehle wurden schnell vollzogen.

Gabriele reichte ihm die erquickenden Spezereien, die er mit kindlicher Sorgsamkeit anwandte, und jetzt erst vermochte sie, die Worte hervorzubringen: Ist es gefährlich mit meinem Vater? Und nach dem Worte perlten die Thränen herab.

Seyd ruhig, edle Jungfrau, erwiederte Guy — noch ist keine Gefahr, und der Himmel wird sie von dem theuern Haupte fern halten.

Gabrielen's Hände falteten sich und ihr Blick wandte sich verklärt empor. Sie wurde ruhiger und vermochte thätiger zu seyn um den theuern Vater, konnte Guy's Bemühungen theilen, und es war, als ob Bruder und Schwester wetteiferten in liebender Sorgfalt um des geliebten Vaters Leben.

Ihre Bemühungen gelangen. d'Arbeque schlug die Augen auf und lächelte sie an — dann reichte er Gabrielen seine Rechte, Guy seine Linke, und sprach leise freundliche Worte und fragte dann, schnell sich besinnend, wie es stehe um die Zigeuner?

Sie sind entflohen, antwortete Guy, und die Wahlstatt decken ihre Leichen.

Er lächelte und schloß das Auge wieder und entschlummerte sanft — doch zuckte manchmal der Schmerz im Schlafe über das Gesicht.

An seinem Lager saßen Gabriele und Guy. Die Sonne hatte gesiegt über den herbstlichen Morgennebel — der Tag schien freundlich und hell durch die Bogenfenster des Gemachs. Gleich waren Gabrielen's Wan-

gen. Guy sah dies mit Trauer. Er bat sie, der Ruhe zu genießen, weil er wache an des Vaters Lager.

Ach, antwortete sie, ich sollte ruhen können? Und Ihr, der Ihr Ruhe bedürftet, selbst verwundet seyd, vergesset Euch selbst über meinen Vater, und ich sollte an mich denken, da ich mich doch stark fühle? — Nein — das verlanget nicht, oder Ihr kennet nicht die Kindesliebe.

Guy seufzte tief auf; diese Worte berührten eine Saite, deren Ton wehmüthig fortklang im Gemüth des Jünglings. Selbst in der Nähe des Wesens, das er mit aller Kraft eines reinen jugendlichen Herzens liebte, konnte er die Wehmuth nicht bannen, die diese Erinnerung weckte und er versank in tiefes Sinnen. Wo ist er jetzt vielleicht, dachte er, der treue, unglückliche Vater, wenn er noch lebt? Er bedurfte vielleicht meiner in den trüben Stunden eines freudenleeren Daseyns, und ich bin fern! —

Es vergingen mehrere Stunden bis Salers kam. Tiefen Ernst, ja eine deutliche Mißbilligung des Vorgefallenen, glaubte Guy in seinen Zügen zu lesen. Er reichte ihm seine Hand mit dem Ausdruck der treuesten Liebe. Ich habe Euch Sorge gemacht, mein Vater — verzeiht — es geschah nicht mit Vorsatz, und daß ich Euch nicht noch in derselben Nacht wieder sah, verhinderte die Erfüllung einer heiligen Pflicht!

Salers Züge erheiterten sich. Ich zürne Dir nicht, Guy, ob Deiner That, nicht ob Deines Ausbleibens — wenn ich auch gleich nicht froh seyn kann über das, was geschah. Oft ist ein unbedeutendes Ereigniß das Saatkorn einer Zukunft, die reiche Kummererndte liefert — doch diese Worte schienen ihm unwillkührlich

entschlüpft — er sah jetzt Gabrielen — und erschrack. Verzeiht, Fräulein, sprach er ernst, daß ich Euch zu grüßen versäumte — ich hatte nur Augen und Sinne für Guy.

Nun forschte er nach der Wunde d'Arbeque's. Guy sagte ihm seine Bemerkung. Gabrielen's Augen hiengen an Salers Munde, sie zitterte fieberhaft.

Ist's also, dann seyd ruhig, Fräulein, und bittet Gott, daß er meine Mittel segne. Ich hoffe, Euren Vater zu heilen. Und Du, Guy, fragte er dann — Du schweigst — wie steht es um Dich? —

Mir ist ja so wohl, Vater, sprach der Jüngling in einem Doppelsinn, den nur er verstand — den aber Gabriele ahnen mochte, denn eine leise Röthe flog über ihre bleichen Züge und sie entfernte sich.

Leise erzählte nun Guy die Begebenheiten der jüngst verflossenen Stunden. Salers untersuchte seine Wunde, empfahl ihm Ruhe und Pflege seiner selbst und beobachtete dann den Baron. — Wir haben große Angst ausgestanden um Dich, Guy, sprach er dann wieder; Gottlob, daß sie in einer Hinsicht wenigstens umsonst war. —

Jetzt schlug d'Arbeque die Augen auf, und richtete sie fest und forschend auf Salers. Es war, als suche er in seinem Gedächtniß nach diesen Zügen, die ihm schon irgendwo begegnet seyen.

Gabriele war wieder herein getreten.

Was will der Mensch? fragte der Baron heftig seine Tochter.

Unser Retter hat ihn beschieden zu Eurer Heilung, mein Vater, sagte sie sanft. — Es ist sein Vater Salers.

Da richtete sich d'Arbeque hastig auf und sah scharf in Guy's Züge. —

Euer Vater? fragte er dann mit einer seltsamen Heftigkeit. Es ist mir, als sey dieses Gesicht mir begegnet an Orten, die ich nicht liebe, und in der Gemeinschaft mit Menschen, die ich hasse — stieß er wild heraus.

Ihr täuscht Euch wohl, sagte sanft Gabriele. Vertraut Euch ihm an. — Er ist ja der Vater dieses jungen Mannes, dem Ihr so viel verdankt.

Du hast Recht, Kind, sprach er dann — es ist wohl nur ein Fiebertraum. Und er ließ nun Salers die Wunde untersuchen — verbinden — jedoch ununterbrochen fixirte er ihn mit stechenden Blicken.

Salers behauptete einen Gleichmuth, der sich durch nichts irren ließ.

Er that seine Pflicht — empfahl Ruhe und sagte dann — nicht ohne Empfindlichkeit: Es giebt Züge, gegen die wir oft einen Widerwillen haben, weil sie uns an Begebnisse mahnen — die — — doch, es wird besser seyn, ich entferne mich — da ich das Unglück habe, Euch zu mißfallen. Zudem bedarf Guy der Wartung und Pflege; darum werden wir uns heimbegeben und ich kehre wieder, wenn der Verband neu angelegt werden muß — auf den Fall, daß Ihr es wünschet, gnädiger Herr!

Gabriele ergriff seine rauhe Hand; laßt Euch das bittre Wort nicht verletzen, das vielleicht nur die Fieberhitze sprach. — Ich beschwöre Euch, zu bleiben. Zudem darf Euer Sohn nicht hier weg — wir sind ihm zu hoch verpflichtet. —

d'Arbeque richtete sich auf. Nein, sagte er — das kann nimmer geschehen, und auch Ihr solltet nicht mein

Wort so scharf nehmen. — Ich bitte Euch, bleibet. In Gabrielen's Auge flimmerte eine Thräne, sie sah Guy so bittend, so flehend an. Guy war in seltsamer Lage. Er blickte forschend in Salers Gesicht, das unverändert den Ausdruck eines finstern Ernstes behielt. Er sah ihn bittend an.

Wohlan, erwiederte Jener, Euer Wille geschehe. Erlaubet aber, daß mein Sohn der Ruhe genießen darf.

Gabrielens Antlitz erheiterte sich bei diesen Worten. Sie flog hinaus, für Guy ein Gemach zu bereiten, und bald ging er, gestützt auf Salers, dahin.

Salers setzte sich zu ihm; aber kein Wort kam über seine Lippe. Er schien nachzudenken über unangenehme Dinge.

Guy war zu begierig, den Zusammenhang dessen zu erfahren, was er ahnete, ohne es sich bewußt zu seyn. Er fragte Salers. Ganz wider seine Gewohnheit schwieg dieser lange — dann sagte er — laß das jetzt. Nur so viel wisse — es liegt eine unübersteigliche Scheidewand zwischen uns, Dir und diesem Hause. — Darum — er faßte des Jünglings Hand und drückte sie mit inniger Liebe — wache über Dich und Dein Herz! — Dein Name muß ewiges Geheimniß bleiben vor d'Arbeque's Ohren. Es kommt vielleicht bald eine Stunde, wo ich Dir, wenn diese Mauern hinter uns liegen, mehr sagen kann, mehr, setzte er mit tiefer Bedeutung hinzu, als Dir und mir lieb seyn dürfte.

6.

Sie blieben beide noch acht Tage. Die Zigeuner-horde war verschwunden, der Statthalter der Dauphiné ließ sie verfolgen — aber es schien fast, als seyen sie in die Erde versunken; denn nirgends wollte man sie gesehen haben.

Guy konnte nach Tagen wieder gehen. Salers Kunst heilte schnell seine Wunde; auch d'Arbeque genaß schneller, als es sonst im höhern Alter der Fall zu seyn pflegt. Seit Salers in die Burg getreten war, schwebte ein finsteres, unheimliches, Grauen erregendes Wesen über Allen und verstimmte die Gemüther. Nur Gabriele blieb sich gleich, und diese Heiterkeit, diese unverdroßene Thätigkeit, diese liebevolle Aufmerksamkeit zeigte sie Guy in einem immer liebenswürdigern Lichte. Sprach sie mit ihm, dann war sie ernst, gemessen, oft feierlich. Sprach er vom Scheiden, dann umflorte Wehmuth ihren Blick. Bald schwamm sein Herz in einem Meere von Wonne — bald nagten Zweifel an seiner Seele.

Salers klarer Blick sah tiefer, er sah die Liebe keimen, wachsen und ihn brannte es auf der Burg an die Sohlen. Eine Unruhe, eine Angst sonder gleichen trieb ihn um. Auch d'Arbeque ahnete das Geheimniß, das noch tief und unbekannt in Gabrielen's Busen lag. Der Stolz des Freiherrn empörte sich gegen diese Liebe zu einem Jüngling niedern Geschlechts. Willkommen war ihm darum eines Tages die Erklärung von Salers, gegen den er ohnedem einen unbezwinglichen Haß im Herzen trug — daß seine Gegenwart fürder nicht mehr nöthig sey.

d'Arbeque wollte ihn reich belohnen, nicht sowohl um seiner, als seines Sohnes Dienste, dem er Lohn zu bie-

ten durch seine Hochachtung gegen den Jüngling verhindert wurde.

Salers sah ihn groß an. Ich danke Euch, gnädiger Herr, sagte er; gebt die Summe den Armen; ich bedarf ihrer nicht und diene nicht um Lohn.

Den Baron verdroß der Stolz des Mannes.

Ich weiß es, versetzte er, daß Ihr deß bedürfet — Ihr seyd arm. —

Ihr irret, erwiederte Salers — wir haben aus den Stürmen so viel gerettet, daß wir leben können, und der Parlamentrath de Viole ließ nie einen treuen Diener darben.

Bei diesen Worten erbleichte d'Arbeque. — So ist es doch wahr, rief er aus, was ich vermuthete — so dientest Du dem Verhaßten, und ich sah Dich auf St. Flour!?

Euer Gedächtniß täuschte Euch nicht, fuhr Salers ruhig fort; der Haß sieht scharf. Wohl dem, der so vergelten kann — wie mir sich die Gelegenheit darbot!

d'Arbeque schwieg. Er unterdrückte den innern Grimm. In diesem Augenblicke trat Guy herein. Sein Auge leuchtete — eine unbeschreibliche Seligkeit lag auf seinen Zügen. — — Er hatte von Gabrielen sich beurlauben wollen — — er fand sie in tiefe Gedanken versunken im Saale, wohin er sich begeben, um noch einmal die Bilder seiner Ahnen zu beschauen; sie fuhr auf, als sie ihn kommen sah. Guy wollte zurücktreten — doch sie bat ihn, zu bleiben. Eine Weile standen sie stumm vor einander. Guy war tief bewegt. Ich muß Euch Lebewohl sagen, Fräulein, sprach er dann mit zitternder Stimme. Nehmt den Dank eines — treuen Herzens! — Gabrielen's Thränen rannen — sie gab ihm ihre

Hand — sie bat ihn, nichts von Dank zu reden — sie gedachte seiner Hülfe — daß er ihr Retter geworden. — Guy prieß sich glücklich — obgleich er bescheiden das Verdienst ablehnte. Er hielt ihre Hand noch, er drückte sie an seine Lippen, an sein Herz. Sein Muth wuchs mit seiner Liebe — er wagte, sie an sein Herz zu ziehen. Da fuhr ein Schauder durch Gabrielens ganzes Wesen — sie schlang ihre Arme um ihn, drückte ihr Haupt an seine Brust — dann riß sie sich gewaltsam los und verschwand durch eine Nebenthüre. Lange stand Guy auf der Stelle, wie bezaubert. — Dann gieng er mit einem Himmel in seiner Brust auf d'Arbeque's Gemach zu, und trat gerade ein, als Salers jenes Geheimniß enthüllt.

Und dieser ist nicht Dein Sohn! rief d'Arbeque aus — die Züge sind de Viole's Züge! —

Ihr habt auch das errathen, sprach mit fürchterlicher Kälte Salers. Es ist sein verwaisetes Kind — Guy de Saint-Flour.

Da flammte eine wilde Gluth in d'Arbeque's Blikken auf.

Lebt wohl — rief jetzt Salers, und ergriff Guy's Hand — Ihr seyd des Dankes überhoben!

Und rasch zog er den Jüngling mit sich hinweg — durch die Höfe des Schlosses. Als das Thor hinter ihnen sich schloß, athmete Salers erst wieder frei auf. Guy war in einem Traum befangen. Er wußte sich das, was er gehört, kaum zu deuten — der Kontrast war recht wie ein Maifrost in die Blüthen seiner Liebe gefallen, die sich kaum erschlossen und ihn doch so glücklich gemacht hatten. Er beschwor Salers, ihm Rede zu

stehen. Dieser aber zog ihn mit sich fort und beobachtete ein hartnäckiges Schweigen.

So mußte er folgen, ohne zu wollen. Nur als sie die Höhe jenseits des Thales erklommen hatten, riß er sich los, um noch einmal nach dem Schlosse zu blicken, das seine Welt umschloß. Da wehte ihm Gabrielen's Tuch den Scheidegruß zu, und eine innere Stimme rief ihm zu: das sey der Scheidegruß für diese Welt. Er schauderte. Noch einmal winkte auch er — und des Waldes Dickicht entzog ihn ihren Blicken. Kräftig schritt Salers weiter. Kaum vermochte ihm Guy zu folgen. Auf keine Frage gab Salers eine Antwort, und endlich schwieg Guy unmuthig. Erst als sie schon eine gute Strecke zurückgelegt hatten und eine freie Stelle des Waldes sich ihnen darbot, stand Salers still.

Vergib mir, Guy, sagte er, mein seltsames Benehmen. Es wird Dir mancher Auftritt der letzten Stunden räthselhaft seyn — ich will Dir die Räthsel jetzt lösen. — Er hob nun an, aus dem frühern Leben seines Vaters die Begebenheiten mit d'Arbeque zu erzählen, nachdem er ihm vorher gesagt, wie nahe ihm d'Arbeque verwandt. Guy hörte mit steigendem Interesse, aber auch mit wachsendem Schmerze der Erzählung zu. Als Salers geendet, schien es ihm, als schlössen sich des Paradieses Pforten hinter ihm. Salers letzte Worte fielen zentnerschwer auf sein Herz.

d'Arbeque's Haß, hatte er gesagt, ist ohne Ziel und Ende. Nie vergiebt er; darum ist unseres Bleibens in diesen Gegenden jetzt nicht mehr lange, zumal er uns kennt.

Und wird nicht gerade der Dienst, den ihm des Feindes Sohn geleistet, sein Herz milder stimmen und

die Reue über den blinden Haß in ihm wecken? fragte Guy.

Kannst Du die Steine hier erweichen? war Salers Antwort; kannst Du dem Bache, der dort über die Felsen hinab in den Abgrund stürzt, gebieten, daß er seinen Lauf rückwärts nehme? Kannst Du den starren Winter umwandeln zum blühenden Lenze? —

Euer Urtheil ist fürchterlich hart; verzweifelt Ihr an der Möglichkeit der Besserung eines Menschenherzens? —

Nein, Guy. Ich will glauben, daß der Verbrecher ein edler Mensch werden kann, aber nimmer, daß d'Arbeque's Haß sich in Wohlwollen verkehre. Ich kenne ihn, ich weiß, was Dein Vater that, ihn auszusöhnen — aber es war alles umsonst. Sein Sinn ist eisern.

Guy brach ab. Schmerz, bitterer, herber Schmerz erfüllte sein Herz. Er fühlte zum ersten Male die brennende Wunde in seinem Innern. Gabriele — war für ihn verloren. Die Träume seines Glücks, denen er oft in stiller Nacht auf Schloß Arbeque Gehör gegeben, sie zerrannen.

Finster kehrte er zu Rabaud zurück. Der treue Alte starrte ihn an. Was ist geschehen? fragte er.

Salers winkte Schweigen ihm zu.

Dir, Guy, habe ich einen seltsamen Gruß, sagte Rabaud darauf, sich zu Guy wendend. Ein Zigeunerweib war hier vor ungefähr acht Tagen, die alte Adelma, die so oft auf Saint-Flour war. Sie gebot mir, diese Zeilen Dir zu reichen.

Guy riß das Blättchen auf.

„Sie braußen schon die Stürme, die ich Dir verkündet, schrieb eine fast unleserliche Hand; noch ist ihr Ende nicht da. Erst wenn Blutströme um Dich

geflossen sind — erst dann kommt Frieden — er liegt weit, weit von Dir. Das aber hättest Du mir nicht thun sollen! Ich allein weiß, was geschah, denn ich folgte Dir. Du hast gebüßt — wüßten es meine Söhne — Du möchtest fliehen, wohin Du wolltest — ihr Dolch fände Dein Herz. Adelma zürnt Dir nicht. — "

Er hatte die Wort laut gelesen.

Neue Räthsel! rief Salers — woher kennst Du das unselige Weib?

Guy erzählte ihnen ohne Rückhalt seine Begebenheiten mit der Zigeunerhorde.

Unsres Bleibens ist nicht länger hier, sprach Salers. Unser Frieden ist gestört. Gebe Gott, daß nicht Schlimmeres folge!

Guy erhob sich. Nicht Euer Friede, der meinige ist gestört. Darum laßt mich ziehen. Dieses unthätige Leben paßt ohnedem nicht mehr für mich. Ihr kennt die Anzeigen eines blutigen Kampfes der Glaubenspartheien im Vaterlande. Mein Entschluß ist gefaßt: ich trete in die Reihen der Kämpfer für meinen heiligen Glauben und seine Rechte ein, für die mein Vater mit einem andern, schärfern Schwerte stritt!

Ein tiefes Feuer leuchtete aus seinen Blicken bei diesen Worten. Rabaud sah ihn erschrocken, aber mit einer innern Freude an. Er schwieg indessen, wie Salers, der endlich äusserte: Nur nicht zu schnell, mein Guy. Laßt uns als besonnene Männer handeln, wohl erwägen — dann sey's in Gottes Namen!

7.

Die Heiterkeit, der Frieden — der sonst in dem engen Häuschen der Freunde gehauset — er schien gebannt, verschwunden für immer. Auf Guy's Herzen lag eine Last, die er nicht abzuwälzen im Stande war, nicht die Freunde, so gerne sie es gethan hätten. Ruhe war in seinem Innern — aber eine kalte Grabesruhe, die Frucht der Resignation auf des Lebens schönstes, der Liebe Glück. So gerne auch das jugendliche Herz den Anker der Hoffnung noch faßt und fest hält, selbst an der Gränze der Möglichkeit — so gab ihr doch Guy nicht mehr Raum in seinem blutenden Herzen. Salers Worte waren zu mächtig von Einfluß auf ihn, und jenes dunkle Wort Adelma's, so frei auch übrigens Guy's Seele war, übte dennoch seinen geheimnißvollen Zauber aus und fügte neue Wolken zu denen, die bereits seine Seele umnachteten. So floß fortan still und öde das Leben der Dreie hin. Nur der Plan Guy's brachte eine Abwechselung in das einförmige Treiben. Salers hob einen schweren Stein von Guy's Brust, als er von dem geretteten Vermögen seines Vaters ihm Rechnung ablegte und es zu seiner Verfügung stellte.

Aber was soll ich mit dem, was übrig bleibet, wenn ich mir ein Roß, ein Koller, Pistolen und Schwert gekauft? fragte er. Es sey Euer, Ihr Treuen, sprach er. Eures Alters Tage sollen nicht von Mangel getrübt werden. Gott weiß es, ob ich je im Stande seyn werde, Euch zu ernähren und die Liebe zu vergelten, die Ihr an mir geübt.

Verwalten wollen wir es denn, sagte Salers — denn unsere Bedürfnisse sind klein, und es bewahren für kommende schwere Zeiten.

Rabaud besprach sich nun mit Guy über seine Ausrüstung und über seinen Eintritt ins Heer.

Ich will erst genauere Kunde einziehen über die Verhältnisse unserer Glaubensgenossen und ihre Stellung gegen den Hof, ehe wir handeln, bemerkte er, und Guy war wohl damit zufrieden.

Indessen nahmen die Ereignisse damals schnell eine ernste Wendung, die Guy's Wünschen sehr zusagte und ihm eine Laufbahn, wie er sie suchte, zu eröffnen verhieß. Die Hinneigung Katharinen's von Medicis zum Protestantismus trug einen Schein der Aufrichtigkeit, der Montmorency und den Marschall von Saint-André mit Furcht und Schrecken erfüllte.

Die Proklamation des Ediktes von Saint-Germain en Laye mehrte diese Furcht. Sie sahen ihren Fall, den Fall ihrer Macht, ihres Einflusses nahen. Es galt ein schnelles, kräftiges Handeln, den Strom zu dämmen, der braußend sich heranwälzte. Franz von Guise, der Dritte des unheilvollen, fanatischen Bundes, war nicht in Paris. Er weilte seit einiger Zeit in Lotharingen, Plane schmiedend mit dem schlauen Kardinal zu der Ketzer Vertilgung, und des eigenen Hauses Glanzerhöhung und Machtanwuchs.

Ein Eilbote Saint-André's beschied ihn nach Paris, wo seine Gegenwart jetzt unumgänglich nöthig war, denn man wußte, daß Katharina, den Stolz und die Macht des Triumvirats und des Guisischen Hauses fürchtend, an Condé geschrieben, ihn dringendst gebeten hatte, sich mit Coligny und Dandelot, seinem Bruder, ihrer und des Königs anzunehmen und sie aus den Banden der Guisen zu befreien. Man wußte, daß die Protestanten im Stillen sich rüsteten. Franz empfing diese Botschaft

mit Freude. Schnell verließ er Lotharingen mit einem bedeutenden Gefolge von Herren, die auf seiner Seite standen und einer nicht unansehnlichen Macht von Soldaten; Montmorency und Saint-André sammelten eine Armee bei Paris, und bei Orleans machten die Protestanten, an ihrer Spitze Condé, Coligny, d'Andelot, Anton von Croi, die Herren von Larochefoucault, Rohan, Genlis und Grammont, Miene sich zu vereinigen.

Franz von Guise eilte. Es war am 1. März 1562, als er in Bassy, einem Städtchen in der Champagne, eintraf, um dort eine kurze Frist von der angestrengten Reise zu rasten. Der Herzog ließ alsbald in der Kirche des Orts Messe lesen und sein Gefolge begleitete ihn dahin, jedoch faßte die Kirche die Menge nicht, die mit der Parthei der Guisen dahinströmte, und viele derselben mußten aussen weilen. Da erschallte unweit davon der Gesang der Protestanten, die in einer Scheune ihren Gottesdienst in heiliger Andacht hielten. Es war eine willkommene Gelegenheit für die fanatisirten Diener und Söldner Guise's, sich an den ruhig ihres Glaubens lebenden Protestanten zu vergreifen. Sie störten durch Steinwürfe und beleidigende Worte, durch Lärm und Unzucht den Gottesdienst der Protestanten, die in einer nicht kleinen Zahl hier vereint waren. Anfangs litten es diese ruhig; aber diese Ruhe erhitzte jene desto mehr, und bald kam es zu Thätlichkeiten. Die Protestanten mußten Gegenwehr leisten den Angreifenden, und so entspann sich ein erbitterter Kampf, der von Seiten der wehrlosen Protestanten einstweilen nur mit Steinwürfen geführt wurde.

Der Lärmen ausserhalb der Kirche endigte die Messe. Guise stürzte heraus und ein heftiger Steinwurf traf ihn

sogleich so heftig an die Stirne, daß er fast besinnungslos in die Arme eines der Seinen taumelte und mit Blut bedeckt wurde.

Das war die Losung eines entsetzlichen, wüthenden Kampfes zwischen den erbitterten Partheien. Man ergriff schnell die Waffen, und ein unmenschliches Blutbad erfolgte. Schonungslos wütheten die Guisischen unter den Hugenotten. Sechszig Leichen deckten die Wahlstatt von protestantischer Seite, und über 200 Verwundete zählten sie. Auch die Guisen hatten gelitten und ihr Verlust war ebenfalls nicht unbedeutend.

Zitternd trat der Richter von Vassy vor den grimmigen Herzog und flehte um Schonung für die unglücklichen Protestanten, die ja doch den Streit nicht veranlaßt.

Seyd Ihr auch ein Ketzer! fuhr ihn zornig der Herzog an.

Nein, sprach muthiger der Richter, ich bin Katholik, wie Ihr, gnädigster Herr — aber mein Herz blutet bei dem Morden; um so mehr, da es gesetzwidrig, wie unmenschlich ist, und das Edikt vom Januar freie Religionsübung den Protestanten verheißt.

Mit rollenden Augen sah ihn der Herzog an; dann riß er sein Schwert aus der Scheide und rief: Dieß soll jenes verfluchte Edikt zerhauen! —

Der Richter verließ mit tiefem Abscheu den unmenschlichen Herzog. Das Blutbad dauerte fort bis der Schleier der Nacht die Gräuel dieses Tages umhüllte. Die Protestanten flohen in die Berge, in die Wälder, und die schreckliche Kunde dieses Tages von Vassy drang mit Windeseile durch Frankreich und zu den Ohren Coligny's. Die Fackel des blutigen Bürgerkriegs war angefacht! Das

blutige Loos war geworfen in den Schoos einer unheilschwangern Zeit!

8.

Auf dem Wege von Grenoble nach Sainte-Marcelline ritt eines Tages in den späten Nachmittagsstunden Guy de Viole auf einem überaus schönen und guten Rosse, das er eben erst in Grenoble um hohen Preis erstanden. Die Ausführung seines Vorhabens war nahe. Zu seinen Ohren waren sie schon gedrungen, die Gräuelthaten von Vassy. — Es war ihm die Rüstung seiner Glaubensgenossen bekannt geworden, und Rabaud hatte Tages vorher die Botschaft gebracht, es werbe für Coligny's Heer der Herr von Maugiron in der Dauphiné. Diese Kunde bestimmte den Jüngling zur raschen Ausführung. So sehr aber auch die neue Laufbahn des Jünglings Ehrgeize schmeicheln mochte, so war doch sein Herz tief bekümmert. Auch jetzt wieder waren seine Gedanken bei Gabrielen. Es war so stille und einsam in der Gegend, durch die er ritt. Neben ihm am Wege hin, jedoch in einem beträchtlich tiefen Bette, strömte die Isere und ihr Braußen war das einzige Geräusch, das die Stille der Einöde unterbrach, und dieses Braussen wiegte ihn noch mehr in seine Träume ein. Die Vergangenheit lag vor ihm mit ihren kargen Freuden, und die Zukunft dunkel und blutig. Gabrielens Bild schwebte vor seiner Seele. Ihre Liebe war ja der einzige Sonnenblick seines Lebens, und so schnell gieng er vorüber, so eisern war das Gebot des Verhängnisses zwischen ihre Herzen getreten! Lebhaft wurde der Wunsch in seinem Herzen wieder rege, den er so oft schon bekämpft, sie wieder zu sehen, noch einmal in ihr Auge

zu blicken und dann dem Lebensglück auf ewig Lebewohl zu sagen. Schon war er im Geiste bei ihr, schon lag sie an seiner Brust. — In solchen Träumen schwelgte das liebende, hoffnungslose Herz des Jünglings. Er hatte den Zügel auf des Pferdes Hals gelegt und es gehen lassen, wie es wollte, ohne darauf zu achten, daß es nahe am steilen Ufer der Isere hinschritt und nur ein Fehltritt ihn in den Wellen des Stromes begraben konnte.

Seht Euch vor, rief plötzlich hinter ihm eine starke Stimme, die einem Reiter angehörte, der in sausendem Gallopp ihm folgte, sonst liegt Ihr drunten in der Isere!

Der Jüngling fuhr aus seinen Träumen auf, ergriff des Pferdes Zügel und riß es mit starker Faust herüber in den Weg, und sah alsbald den Warner an seiner Seite.

Das hätte leicht so einen Sprung zum Leben hinaus geben können! scherzte der Reiter, und sah dem Jüngling dabei in das bleiche, schöne Gesicht.

Es war ein junger Mann, von etwa 28 Jahren, in militärischem Anzug. Ein breitkrempiger Federhut saß recht unternehmend auf einer Seite, und ließ die langen braunen Lockenhaare graziös auf die Schulter wallen. Eine himmelblaue Feldbinde schmückte ihn. An seiner Seite hing ein schönes Schwert. Heiterkeit und Frohsinn strahlte aus seinen Blicken.

Guy grüßte ihn mit Anstand und dankte für die Warnung.

Habt gewiß ans Liebchen gedacht, mein junger Freund! fuhr lächelnd jener fort.

Guy erröthete, verneinte das aber stotternd, denn die Lüge wollte nicht über die Zunge, und bemerkte: Es giebt so viele Dinge in unsern Tagen, die wohl geeignet

sind, den, der Antheil daran nimmt, in recht ernste Betrachtungen zu versenken.

Der Reiter neigte sich vor und sah scharf in des Jünglings Antlitz, das ihm dieser offen zuwendete. Dieß ernste Wort und die Jugend des Redenden schien jenem so recht nicht zu einander zu passen. — Doch der Blick in Guy's Antlitz schien ihm Vertrauen eingeflößt zu haben.

Da habt Ihr ein sehr wahres Wort gesprochen, junger Mann, entgegnete darauf derselbe; es kommt nur darauf an, mit welchen Augen man die Vorgänge ansieht. Habt Ihr von Vassy gehört?

Wie sollte mir fremd geblieben seyn, was jedes Gemüth empört? fragte Guy und sah scharf den Fremden an.

Da habt Ihr sehr Recht, antwortete der; selbst der gemäßigte Katholik hörts mit Abscheu und Entsetzen. Wie vielmehr der Protestant, der in diesen Vorgängen nur das sieht, was ihn früher oder später treffen wird und unausbleiblich ist — fuhr er fort, indem er dem Herzen freien Lauf ließ, wenn nicht wir Protestanten uns selbst schützen, und uns die Glaubensduldung und Gewissensfreiheit erkämpfen, die man uns gutwillig nicht zugestehen will. — Aber sie ist endlich gekommen, die Stunde, wo die Kraft an die Stelle geduldiger Schwäche tritt. Orleans ist Zeuge der Vereinigung unserer Häupter, und es sind Namen, auf die Frankreich stolz zu seyn gewöhnt ist.

Guy hatte ihm stille zugehört. Jetzt fragte er: Und werdet auch Ihr in ihren Reihen fechten?

Auf diese Frage möchte ich kaum antworten, versetzte hitzig der Fremde; jedoch Ihr kennet mich nicht. Wisset also, ich heiße Maugiron und werbe hier im Lande

für Coligny's und Condé's Heer, in denen ich Hauptmann zu seyn, mir zur Ehre rechne.

Ihr sucht Waffengefährten? sprach Guy — wollt Ihr mich dazu, so biete ich Euch hier meine Hand.

Freudig schlug Maugiron ein. Seyd mir willkommen! rief er fröhlich aus. Doch sagt mir nun, da Ihr wisset, wer ich bin, auch Euren Namen! —

Guy de Viole, heiße ich.

Viole? fragte Maugiron. Viole d'Arbeque — doch nein, dieser hat ja nur ein Kind, ein bleiches Mädchen, die ich heute noch sah. Aber welcher Viole seyd Ihr denn? Ich kenne des Namens Niemanden mehr in der Dauphiné und Auvergne, die ich weidlich durchstreift.

De Viole de Saint-Flour, versetzte Guy, dessen ganze Seele von dem Gedanken an Gabrielen ergriffen war, die Maugiron ein „bleiches Mädchen" nannte, die er heute gesehen habe. —

Gehört Ihr also jenem edlen Parlamentrath de Viole an — der — so muthig für seinen Glauben stritt und seines Freimuths Opfer wurde?

Er war mein Vater, sprach wehmüthig der Jüngling.

So sey die Stunde gesegnet, in der ich Euch fand, rief froh Maugiron; denn im Sohne wird des Vaters Heldenmuth aufleben, und auf solche Streiter darf unsere Sache stolz seyn. —

Erlaubt mir eine Frage — unterbrach den Strom seiner Rede Guy — Ihr sagtet eben, daß Ihr meinen Vetter d'Arbeque und seine Tochter gesehen, darf ich wohl fragen, wo dieß gewesen? — Guy sprach dieß mit einer Hast, die Maugiron auffiel.

Wohnt Ihr vielleicht zu Schloß Arbeque? fragte er neugierig.

Nicht doch — versetzte Guy — ich — könnte dann, wenn ich von Euch Gewißheit erhielte, den Ritt dahin ersparen. —

Ich sah sie jenseits Grenoble, in der Richtung von Paris. — Die Tochter, ein schönes Mädchen, schien krank, sie sah sehr bleich.

Der redselige Maugiron ahnete es nicht, wie er das, ohnedem leidende, Herz durch diese Kunde noch tiefer betrübte. Er bemerkte wohl seines Begleiters wachsende Verstimmung und meinte, durch seine Redseligkeit ihn zu zerstreuen. Er begann demnach die Stärke des Hugenottischen Heeres, die Tapferkeit seiner Führer, die Kampflust seiner Streiter zu schildern. Es kam ihm dabei nicht darauf an, ob er mit den größten Hyperbeln sich ausdrückte.

Guy blieb ernst und stille. Er hörte nicht einmal Maugirons Gerede, und erst als dieser laut zum zweiten Male fragte, wo er wohne — kam er zum klaren Bewußtseyn zurück.

Er sah die Nothwendigkeit ein, Maugiron sein ganzes Verhältniß auseinander zu setzen. Mit mehr Geduld, als bei dem beweglichen jungen Manne zu erwarten war, hörte er ihm zu und bezeugte ihm dann seine Theilnahme an diesem Geschicke. Guy fragte ihn nun genauer um das Resultat seiner Werbung, um den Ort der Versammlung und die Zeit des Aufbruchs, indem er den Wunsch aussprach, recht bald nach Orleans zu kommen.

Dazu kann Rath werden, mein junger Waffenbruder, sprach zutraulich der Hauptmann. Euer Namen sichert Euch eine nicht unbedeutende Stelle im Heere — darum will ich Euch sogleich zum Führer von 100 Gewor-

denen machen, die schon beritten sind und in Sainte-Marcelline meiner warten. Mit ihnen mögt Ihr die Reise schon übermorgen antreten. Ich werde erst später Euch wiedersehen, doch wo möglich noch ehe der erste Schlag fällt.

Dieß war dem Jüngling sehr erwünscht. Jetzt, wo Gabriele nicht mehr hier weilte, wo ihn also nichts mehr fesselte, als die Liebe Saler's und Rabaud's, jetzt wollte er hinweg aus diesen Gegenden, die die Erinnerung an sein in der Blüthe zerstörtes Glück ewig wach erhielten, in den neuen Wirkungskreis, und freudig nahm er darum Maugirons Anerbieten an. Sie hatten jetzt Sainte-Marcelline erreicht. Schon standen die Sterne am Firmamente, und über den Bergen von Auvergne gieng eben der Mond in seiner ganzen Fülle auf und beleuchtete ihren Weg. Guy konnte nicht weiter. Er blieb bei Maugiron und durchwachte mit ihm die Nacht, die Verhältnisse ihrer Parthei besprechend und Abrede nehmend über den Zug nach Orleans. Beide gefielen sich wohl, und so schlossen sie innige Freundschaft.

Am Morgen versammelte Maugiron seine Leute. Er stellte ihnen in Guy ihren einstweiligen Führer vor, gab die genauesten Befehle zum Aufbruch und ließ sie Gehorsam in Guy's Hand geloben. Maugiron mußte weiter. Er umarmte Guy, ihm ein herzliches Lebewohl sagend, nachdem er ihm ein Schreiben an Coligny eingehändigt, in welchem er über den Erfolg seiner Bemühungen Rechenschaft gab und ihm Guy empfahl.

Guy eilte nun, nachdem ihn Maugiron verlassen, zu seinen Freunden. Freude erfüllte sie bei Guy's Nachricht, doch auch Trauer ob der Trennung betrübte sie wieder.

Rabaud prüfte mit kunstgeübtem Auge Guy's Roß. Er lobte das edle Thier und ließ es sich nicht nehmen, es selbst zu versorgen. Ungetrennt verlebten sie die wenigen Stunden ihres Zusammenlebens, die ihnen noch gegönnt waren. Eine tiefe Trauer war über ihre Gespräche verbreitet. Die beiden Alten liebten so innig den Jüngling, sie waren so sehr an seine Gegenwart gewöhnt, daß ihnen unendlich schwer wurde, sich von ihm zu trennen. Liebend bereiteten sie Alles für ihn vor, und manche Thräne benetzte die grauen Wimpern.

So kam der Tag der Trennung, die Scheidestunde. Tief gerührt segneten sie den Jüngling und drückten ihn an ihr Herz. Auch Guy war erschüttert. Er liebte die seltenen Menschen ja auch so herzlich, so kindlich, daß auch ihm die Trennung wehe that, weher, als er es selbst geglaubt. Er mußte sich gewaltsam losreißen. Tausend Segenswünsche begleiteten ihn. Er schwang sich auf's Roß und war bald den thränenden Blicken der Alten entschwunden, deren Schmerz allein darin Linderung fand, daß der Jüngling den Weg seines Berufs und seines Ruhmes gieng, und ihnen verheißen hatte, recht oft Nachricht von seinen Schicksalen zu geben.

Auch Guy trocknete seine Augen. Auf der Anhöhe vor dem Dörfchen hielt er an. Wehmüthige Blicke sandte er dem Ort, wo er so harmlose und in der letzten Zeit so harmvolle Tage verlebt. Ein tiefer Seufzer entstieg seiner Brust. — Er wandte sein Roß und flog den Weg nach Sainte-Marcelline dahin.

Dort traf er seine Schaar gerüstet und seiner harrend. Ein jubelndes Lebehoch! begrüßte den stattlichen Führer, und ohne Zeitverlust verließen sie den Ort, ihre Richtung nach Orleans nehmend.

9.

Das sehr bedeutende Heer des Triumvirats stand in und jenseits Paris, welches einem ungeheuern Lager ähnlicher sah, als der Hauptstadt eines den Frieden, wenigstens scheinbar, wünschenden Hofes. Obgleich Katharina von Medicis den Prinzen Condé dringendst gebeten, sie und den König aus den Händen der Guisen und ihrer Genossen, des Connetable's Montmorency und des Marschalls Saint-André, zu befreien; obwohl sie sogar den Protestantismus begünstigt, seine Lehren in ihren Gemächern hatte predigen lassen: so war sie doch viel zu sehr Meisterin in der Verstellungskunst, als daß sie dieses Benehmen nicht hätte bemänteln, es als ein von der Noth des Augenblicks gegen ihre Ueberzeugung ihr aufgedrungenes, darstellen sollen, um sich die furchtbaren Triumvirn, deren Fesseln sie jetzt trug, wieder geneigt zu machen. Ehe sie die desfallsigen Briefe an Herzog Franz von Guise schrieb, besprach sie sich mit einem Manne, den ihr der Marschall Saint-André als einen der erfahrensten und bewandertesten Astrologen, die jemals Andalusien's balsamische Luft geathmet und aus den Schachten maurischer Weisheit die Kunst geschöpft, aus den Konstellationen des Himmels die Räthsel des Daseyn's zu lösen, empfohlen. Es war dieses ein finsterer, strenger, sehr leidenschaftlicher Mensch — weniger der Rede zugethan, sich um nichts kümmernd, als seine Beobachtungen und Berechnungen, und nur dann Antheil nehmend an den Ereignissen des Tages, wenn Katharina ihn befragte, was von ihnen die ewige Sternenschrift melde, oder wenn sie in schwierigen Lagen seines Rathes bedurfte. Katharina's Vertrauen war schwer zu erringen, und bei ihrer Abneigung gegen Saint-André

würde der finstere Acevedo schwerlich jemals es sich erworben haben — hätte nicht des Astrologen imponirendes Wesen, seine Sicherheit und Festigkeit — ja selbst seine genaue Kenntniß der Lage Frankreichs und ihrer selbsteigenen, und seine geheime Warnungen vor Saint-André und Franz von Guise nach seinen ersten Beobachtungen ihm in ihrem Aberglauben einen Freund gewonnen, dessen Einflüsterungen auch ihr nicht so leicht zu besiegendes Mißtrauen unterlag. Darum suchte sie den Meister ganz in ihr Interesse zu ziehen. Sie überhäufte ihn mit Geschenken. Nicht wenig aber erstaunte sie, als er nur einen kleinen Theil derselben behielt, und die andern mit der Katharinen schmeichelnden Bemerkung zurückgab: Er nehme nur so viel, als er bedürfe — ihr Vertrauen sey sein reichster Lohn. Sie ließ ihn genau beobachten. Er hatte mit Niemanden Umgang, der ihr verdächtig war. Er ging nicht aus dem Louvre. — Das Alles ließ nicht länger an des Astrologen Treue zweifeln, und Katharina schätzte sich glücklich, ihn gewonnen zu haben.

Die Lage, in welche sie sich jetzt versetzt sah, war so kritisch, forderte so gebieterisch Schlangenklugheit mit dem Scheine der Taubenunschuld, daß sie nicht ohne Acevedo's Rath handeln mochte. Sie beschied ihn daher zu sich.

Bleicher als gewöhnlich, finsterer noch als sonst, trat er in ihr geheimes Kabinet.

Ihr seht so bleich, Meister, sprach sie theilnehmend, fühlt Ihr Euch unwohl? —

Er verbeugte sich tief, stumm dankend für die Theilnahme der Königin. Nach einer Pause erst sagte er mit einer hohlen Stimme:

In den Sternen habe ich gelesen in letzter Nacht, und kein Schlaf kam in mein Auge.

Und das sollte auf Euch so nachtheilig eingewirkt haben, was Euch so oft begegnet?

Das nicht! antwortete jener, und richtete den durchdringenden Blick des schwarzen Auges fest auf die Königin.

So waren's die Dinge, die Euch die Gestirne kund gaben? fragte sie in wachsender Spannung.

Ich leugne es nicht, sagte Acevedo.

Und was, ich bitte Euch, was laset Ihr? — Was sahet Ihr?

Ströme Blutes — sprach er grauenhaft feierlich — die um Eure Majestät flossen, wie ein Meer. Ströme rauchenden Blutes.

Und ich? fragte bebend Katharina. —

Ihr standet auf einem Felsen und das Blut floß um Euch, und Eure Hand war blutig. —

Sie schauderte. Wurde Euch keine Kunde von dem Ausgange der jetzigen Verhältnisse? fragte sie nach einer Weile ruhiger.

Das Schwert wird den Knoten lösen, Tausende bluten — und nichts gewonnen seyn. —

Nichts?? — Und Guise, Saint-André —

Ihr Ziel ist nahe. Ihre Sterne giengen unter, in der Nähe des Mars — schnell — sehr schnell — sie fallen. Guise durch Mörderhand.

Katharina trat zum Fenster, die freudige Bewegung ihres Herzens den Augen Acevedo's zu verbergen.

Wie aber stand es mit den Hugenotten? fragte sie nach einiger Zeit.

Wolken verhüllten mir die Sternbilder. Der Tag war nahe und mein Werk vorüber in dieser verhängnißreichen, wunderbaren Nacht.

Katharina maß jetzt mit raschen Schritten das Gemach. Es war deutlich zu bemerken, wie die Leidenschaften in ihrem Innern tobten, wie sie sich vergebens bemühte, sie zu beschwichtigen. Der Astrolog stand ruhig und fest, wie ein Steinbild da; aber ein stechender Blick folgte ihr überall und beobachtete ihre Züge, und ein hämisches Lächeln flog schnell über die seinen.

Nachdem die Königin einige Zeit so auf- und abgegangen war, ließ sie sich endlich in die Kissen ihres Ruhebettes nieder, dem Astrologen einen Wink gebend, sich unweit von ihr zu setzen.

Meine Lage ist Euch kein Geheimniß, Acevedo, hob sie, nachdem sie sich gesammelt, an; Euch sind meine Plane klar. —

Trenne und herrsche, sagte er, finster vor sich hinblickend.

Die Königin verzog unwillig die Lippen, doch wollte sie es nicht hören und fuhr fort: Ihr wißt, daß ich mich in Condé's Arme zu werfen gedachte, den Guisen zu entgehen. Es mißlang. Condé zauderte zu lange. Ihr wisset, welche Opfer es mich kostete, diesen Schritt zu versuchen, daß ich selbst den Schein annahm, den Ketzern gewogen zu seyn, den Ketzerglauben, den meine Seele, wie die Hölle, haßt, in meinen Gemächern predigen ließ. Sie sind umsonst gebracht, diese Opfer, und der Haß Guise's ist der Gewinn. Gebt mir Euren Rath, wie ich dieser Lage mich entwinde.

Eurer Majestät Einsicht bedarf meines Rathes nicht; sagte ausweichend Acevedo — doch noch einmal, sage ich

hütet Euch vor Saint-André, Guise und dem alten Connetable!

Katharina schwieg mürrisch. Sie hatte Acevedo's Rath erwartet und sah nun, daß er ausweichen wollte.

Ihr habt mir sonst Euren Rath nicht vorenthalten, warum wollet Ihr's jetzt? fragte sie heftig. Ihr seht es ein, daß meine Lage nicht die günstigste ist. Mir scheint nur ein Weg offen, der — an Guise zu schreiben, ihm meine wahre Gesinnung zu entfalten. Mit einer Lüge muß ich jenes tolle Hinneigen zum Protestantismus bekleiden. Ich muß Guise sagen, daß ich Condé locken wollte.

Sollte das wirklich eine Unwahrheit seyn? meine glorreiche Gebieterin, fragte Acevedo mit einem schlauen Lächeln.

Laßt das und rathet mir, soll ich jenen Schritt thun?

Wenn die ausgesprochene Eurer Majestät wahre Gesinnung ist, wie ich nicht zweifle, da ich mich nicht überreden kann, daß es Euch jemals Ernst gewesen mit Eurer Hinneigung zu den Ketzern, so stimme ich, wenn meine Meinung bei Eurer Majestät Gewicht hat, ganz in die weise Absicht, die Ihr heget.

Katharina sann nach. Es sey denn! sprach sie dann entschieden. Kommt nach einer Stunde wieder, Meister — dann Ihr sollt an Guise die Briefe überbringen.

Acevedo neigte sich tief und entfernte sich.

Katharina setzte sich, stützte den Kopf in die Hand — ergriff dann schnell den Kiel und schrieb.

Eine Stunde floß hin, und Acevedo trat wieder in das Gemach der Königin.

Sie reichte ihm die Briefe.

In Franz von Guise's eigene Hand! befahl sie und Acevedo gieng, die Briefe in seinem Gewande verbergend.

Aber sein Weg führte jetzt nicht zu Franz von Lothringen — wohl aber in den östlichen Theil des Louvre, wo er seine Wohnung hatte. Er trat hinein und hinter ihm flog die Thüre ins Schloß und ein gewaltiger Riegel rasselte. Zwei ganze Stunden währte es, bis er wieder heraus trat und nun sich zu Franz von Guise begab, der jenseits Paris, doch unweit der Barriere, sich in der Mitte seiner Truppen, umgeben von seinen Offizieren, in einem prunkvollen Gezëlte befand.

Er gieng festen Schrittes durch die Zeltgassen, durch die Reihen der, die seltsam abentheuerliche Figur des Astrologen begaffenden und spöttelnden Soldaten auf des Herzogs Gezelt zu.

Ein tumultuarischer Auftritt fand gerade dort statt. Man führte eben einen mit Ketten belasteten Mann in des Herzogs Zelt, das von Offizieren umgeben war. Unweit desselben lehnte an einem Baume ein Knabe von etwa 15 Jahren. Bleich, aber schön waren seine Züge. Reiche Locken flossen um das schöne Gesicht, und heiße Thränen rieselten über die Wange, die noch kein Flaum bedeckte. Acevedo's Blick fiel auf ihn — doch sein Auftrag hatte Eile. Er verlangte zu dem Herzog.

Ihr müsset einen Augenblick verziehen, Meister, sprach der Marquis von Tavannes, der ihn öfters im Louvre gesehen.

Mein Auftrag leidet keinen Aufschub, Marquis, sprach er gemessen, er kommt von der Königin Mutter — meldet mich!

Der Marquis gieng in das Zelt und kam bald wieder, ihn einzuführen.

Saint-André, Montluc, Poltrot de Mercy mit dem unstäten Blick, der seinen Glauben verlassen, um Guise's Mörder zu werden, standen mit mehreren Andern umher. Der Herzog saß in einem Feldsessel. In einiger Entfernung stand der gefesselte Gefangene, den man eben eingeführt, mit dem der Herzog in harten Worten sprach.

Acevedo sah ihn an und erschrack. d'Arbeque! rief er in sich hinein und wandte schnell den Blick ab, den Herzog gebührend zu begrüßen, der seinen Gruß nachlässig erwiederte und ihn fragte, was er bringe?

Mein Auftrag geht an Euch allein, Durchlaucht! erwiederte Acevedo.

Ein Wink des Herzogs und Alle traten ab — selbst Saint-André, doch mit Zögern.

Acevedo reichte dem Herzog das Billet der Königin.

Er las es flüchtig — dann lächelnd noch einmal.

Meldet der Königin, sprach er dann mit herrischem Stolze, daß ich die Ehre haben würde, meine Antwort mündlich zu überbringen, wenn es Ihrer Majestät genehm sey.

Saint-André! rief er dann.

Acevedo verbeugte sich und gieng — doch vernahm er noch des Herzogs Worte zu dem Marschall: Habt die Güte, der Königin den Vorgang mit dem Ketzer zu melden!

Acevedo trat aus dem Zelte. Noch stand der Knabe an dem Baume und rang die Hände. Das jugendliche leidende Gesicht sprach zu Acevedo's Herzen. Er trat zu ihm.

Warum weinest Du, mein Sohn? fragte er so sanft, als es ihm möglich war.

Der Knabe sah ihn zweifelnd an; doch schien er Vertrauen zu fassen zu dem Einzigen, der ihn hier mit Theilnahme angeredet.

Ach, sagte er, sie haben meinen Herrn gefesselt, wie einen Verbrecher und werden ihn wohl morden, und ich habe Niemanden, der sich seiner und meiner annimmt in der fremden Stadt! Er sprach das so rührend, und doch so unsicher, so beängstigt, daß es Acevedo jammerte.

Komm mit mir, Knabe, sagte er dann, vielleicht kann ich etwas für Deinen Herrn thun, und bei mir soll es Dir wohl gehen, wenn Du treu und verschwiegen bist.

Der Knabe sah ihn ängstlich zweifelnd an.

Ach, ich kann ihn nicht verlassen! sprach er dann. Die Ungewißheit seines Schicksals würde mich tödten!

Es wird ihm nichts geschehen; glaube mir, und laß uns eilen, damit ich für ihn thue, was möglich ist.

Er nahm des Knaben Hand und zog ihn mit sich fort. Fast willenlos folgte ihm dieser.

Wo führt Ihr mich hin? fragte er ängstlich, als sie schon innerhalb den Mauern von Paris waren.

In das Louvre, sagte Acevedo, wo ich bei der Königin für deinen Herrn sprechen will.

Sie kamen dort an. Weile hier! gebot Acevedo, ich gehe zur Königin.

Er meldete der Monarchin des Herzogs Antwort, die sie mit Wohlgefallen vernahm, und verließ sie dann schnell, um mit dem Knaben in sein Gemach sich zu begeben.

Dort angelangt, begann er, den Knaben auszuforschen, wie Arbeque nach Paris gekommen?

Erröthend und stotternd erzählte dieser, daß er die eigentliche Ursache nicht kenne, doch schiene es ihm, als

ob er geheime Gründe gehabt, die Dauphiné zu verlassen und nach Paris zu gehen, zumal da der Hof sich auf die Seite der Hugenotten geneigt. An den Vorposten habe man sie angehalten. Montluc habe seinen Herrn erkannt und ihn gefangen genommen und als Verbrecher behandelt.

Thränen entquollen ununterbrochen bei dieser Erzählung den schönen ausdruckvollen Augen des Knaben, und tiefer Kummer leuchtete aus seinen Zügen.

Acevedo betrachtete ihn forschend. Er schlug das Auge nieder. Acevedo faßte seine Hand — sie war zart und weich. — Er sah schnell in das Geheimniß, und es schien, als erschüttere es sein Gemüth.

Gabriele d'Arbeque! sagte er dann, danke dem Herrn, daß ich Dich fand. Ich kenne Deinen Vater, doch woher? das frage nicht. Dein Geheimniß ist mir heilig; mein Arm schützt Dich. Vertraue mir und Du wirst es nicht bereuen!

Da sank der Knabe, einer Ohnmacht nahe, vor ihm nieder und umschloß jammernd seine Knie, und flehte um Schutz zu seinem Herzen.

Steht auf, Fräulein, sprach Acevedo, nur vor Gott müßt Ihr knien.

Dann hob er seine Hand empor. Gott sieht uns, sagte er feierlich, zu ihm schwöre ich Euch, daß ich Vaterpflicht an Euch erfüllen will!

Da drückte das Mädchen seine Hand an ihre Lippen und dankte Gott und dem edeln Retter.

Hört mich, sagte dann Acevedo, der tief erschüttert war. Der Boden, auf dem wir stehen, ist gefährlich. Euer Geschlecht muß verborgen bleiben. Du bist mein



Diener fortan, Gabriele — meinem Herzen Kind — und ich will träumen — Du seyst mein Sohn —! —

Da lag Gabriele an seinem Herzen und Acevedo wischte die Thränen aus den Augen.

Er verließ sie nun. Saint-André konnte jetzt bei der Königin gewesen seyn. Und während er mit stürmisch bewegtem Herzen zu Katharinen gieng, lag Gabriele auf ihren Knien, dem Schöpfer brünstig dankend für die Rettung zur Stunde der höchsten Noth.

Die Königin empfing ihn mit den Worten: Ihr kommt zur guten Stunde, Meister, Saint-André hat mich eben verlassen. Man hat einen der berüchtigtsten Hugenotten gefangen genommen, der an den Unruhen der Dauphiné und des Venaissin den thätigsten Antheil genommen. Der schlaue Fuchs ist selbst in die Falle gelaufen! Saint-André meint, man sollte ein recht gräßliches Beispiel statuiren.

Ich bin zu fremd in der Dauphiné, versetzte Acevedo, um ohne genauere Bezeichnung den Mann zu erkennen. Gefällt es Eurer Majestät nicht, mir den Namen zu nennen? —

Es ist der Baron de Viole d'Arbeque.

Es ist doch nicht jener Parlamentrath de Viole, der einst —

Die Züge der Königin entstellte bei diesem Namen eine wilde Leidenschaft. —

Ha! wär' es der! rief sie aus — doch, setzte sie hinzu, der ist dem Urtheil entgangen, geviertheilt zu werden, und bedarf dessen wohl nicht mehr! Nennt mir aber nie den Namen mehr!

Acevedo lächelte in sich hinein, ohne daß es Katharina sah, und verbeugte sich.

Und was gedenket Eure Majestät zu thun?

Noch ist nicht mein Entschluß gefaßt. Er sitzt einstweilen sicher in der Bastille. — Doch muß ich den Triumvirn nachgeben.

Müssen? fragte scharf betont Acevedo. Seit wann muß Frankreichs Regentin — ich will nicht sagen — gegen die Gefühle ihres Herzens — doch gegen die Milde, welche eine umsichtige Klugheit erheischt, handeln? —

Katharina erhob sich stolz. Sie warf sich in die Brust. Ihr habt Recht, Acevedo, sagte sie — aber gebietet nicht eben die Klugheit jetzt Nachgeben? —

Ich bescheide mich, Eurer Majestät Vorschläge zu machen, versetzte jener, allein mit keiner Parthei brechen, mit keiner in allzu enge Verbindung treten und — alle beherrschen, das war der Weg, den ich Euch mit hoher Bewunderung so sicher, so energisch gehen sah. Habt Ihr Ursache gehabt, ihn zu bereuen?

So schlau Katharina war — sie war Weib. Die Schmeichelei war so unabsichtlich gesprochen, kam von einem Manne, der sich nicht um ihre Gunst beworben, darum wirkte sie um so mehr. Ein Lächeln des Beifalls überflog ihr Gesicht, doch nur schnell vorübergehend.

Ich sehe, Acevedo, Ihr leset nicht allein in den Sternen! sagte sie, und ein freundlicher Blick des schwarzen Flammenauges begleitete die Worte. Wie würdet Ihr in diesem Falle, jenes Ziel verfolgend, handeln?

Kalt und ernst sprach Acevedo: Ich würde den Kezzer in die Bastille stecken und ihn dort fest halten, als eine Münze, die früher oder später ihren bedeutenden Werth bei den Hugenotten haben und, zur guten Stunde ausgegeben, einen Schritt näher zum Ziele führen

wird. — Dann müssen diese schweigen, und jene werden nicht erbittert. Leicht ist die Ausflucht gefunden. — Die Erklärung, man wollte mit des Ketzers Hinrichtung bis zu einem Zeitpunkte warten, wo solch ein Beispiel kräftiger wirke, muß Guise und Saint-André beschwichtigen.

Katharina stand einige Augenblicke nachdenkend da; dann sagte sie: Ihr habt nicht so ganz Unrecht, und es wird Euer Rath seyn, den ich befolge.

Acevedo hatte seine Absicht erreicht und dankte dem Himmel im Stillen. Katharina's Herz lag zu klar vor ihm enthüllt, er kannte all die geheimen Triebfedern ihres Handelns zu gut, als daß er nicht mit Gewißheit auf die Erreichung dessen, was er beabsichtigte, hätte zählen können.

Gnädig entließ ihn die Königin, die er um die Erlaubniß bat, vier Tage ungestört seinen Beobachtungen sich hingeben zu dürfen.

Der Vorabend wichtiger Ereignisse scheint gekommen, sagte er, es wird darum um so nothwendiger seyn, den Schleier der Zukunft zu lüften.

Gerne gestand sie es ihm zu, und er verließ der Königin Gemach. Ueber einen weiten finstern Gang führte der Weg zu seinem Gemache.

In Mitten des Ganges trat ihm leise ein Vermummter entgegen und flüsterte: Du Plessis-Mornay!

Gut, erwiederte Acevedo, reichte ihm ein Blatt, das jener schnell verbarg und dann verschwand.

10.

In dem großen stattlichen Hause des Prevot von Orleans saß der Admiral Coligny an einem großen Tische, der voller Papiere und Briefe lag, in das Lesen derselben vertieft. Gegen ihm über saß, mit auf die Brust gesunkenem Haupte, gedankenvoll ein Unbekannter, der in der letzten Nacht, man wußte nicht wie, unbemerkt von den Wachen, in die Stadt gekommen, und nun schon seit drei Stunden mit Coligny allein war.

Das Gemach, in dem beide sich befanden, hieng mit einem Vorsaale zusammen, der jetzt der Aufenthaltort der Offiziere Coligny's war, die seiner Befehle dort harreten und über das unbegreifliche Alleinseyn des Räthselhaften mit dem Admirale allerlei seltsame Vermuthungen hegten, ohne doch ins Klare kommen zu können. Aus dem Gemache, worin sich der Admiral mit dem Fremden befand, führte eine Thüre in den Garten des Prevot, von wo aus man in eine der winkeligsten Gäßlein der alterthümlichen Stadt gelangte. Die Fenster des Gemaches giengen ebenfalls nach diesem Garten, und durch keine gegenüberstehenden Gebäude beeinträchtigt, verbreiteten sie ein helles, wohlthuendes Licht in das, durch ein hohes Getäfel von dem kostbarsten Holze, mit allerlei Schnitzwerk in den seltsamsten Formen, Gewinden und Schnörkeln ohnedem etwas verdunkelte Gemach.

Coligny war in ein einfaches, grünes Gewand gekleidet, über welches er seine reichen Waffen und die Feldbinde seiner Parthei trug. Der gegen ihm über sitzende Fremde hatte ein sehr bizarres Aeußere. Ein langes, rothbraunes, fast mönchisch geformtes Gewand, das um den Leib von einer breiten Binde gehalten wurde, floß faltenreich um die große, vom Alter schon gebeugte Ge-

stalt. Sein langes, dunkles, hin und wieder erst greifendes, Haar fiel auf das am Halse fest anliegende Gewand, und über die Brust wallte ein reicher, schöner Bart fast bis zum Gürtel. Das Gesicht war bleich, die Wangen eingefallen, die Züge starr, der ganze Ausdruck des Gesichtes kalt und fürchterlich ernst. Das feurige Auge lag tief in seiner Höhle. Es allein gab dem kalten, starren, man hätte sagen mögen, steinernen Gesichte Ausdruck und Leben. Man hätte schwören mögen, daß über diese Züge niemals das Lächeln der Freude glitt. Das ganze Wesen des Mannes war fast grauenhaft, gespenstig anzusehen.

Es herrschte eine tiefe Stille im Gemache. Coligny las ohne aufzublicken, und der Andere schien den ernstesten Betrachtungen nachzuhängen.

Als der Admiral, dessen Gesicht, sonst so ruhig, so mild und wohlwollend, den Ausdruck des Unwillens, ja des Zorns angenommen, gelesen, warf er die Papiere heftig auf den Tisch — stand auf und maß mit grossen, hästigen Schritten das Gemach, und rief dann endlich, in der Nähe des Fremden stehen bleibend, mit Heftigkeit aus:

Das ist eine Verworfenheit, deren ich dies Weib nicht fähig gehalten! Ihre Denkweise hat zwar einen so ächt italischen Anstrich, daß man ihr wohl schon viel zutrauen darf —

Alles — schaltete, ihn unterbrechend, der Fremde ein mit einer tiefen, hohlen Stimme.

Allein, fuhr Coligny fort, daß sie so mich täuschen würde, ahnete ich nicht! Er trat wieder zum Tische, sah aufmerksam in die Papiere und trat dann schnell vor den Fremden:

Mensch, rief er, wenn Du mich hintergiengest? Wenn Du durch Büberei die Fackel des blutigen Krieges anfachtest — welche Strafe wäre groß genug für Dich? —

Keine, versetzte der Fremde; aber sein Gesicht blieb sich gleich. Seine Ruhe blieb dieselbe. Er sah fest in Coligny's Auge.

Eine Weile stand der Admiral so vor ihm. Sie sahen sich Auge in Auge. Kein Wort kam über ihre Lippen.

Endlich faßte der Admiral seine Hand. Meister Acevedo, sagte er, ich fasse Vertrauen zu Euch. Die Züge der Schrift sind authentisch und es bleibt mir kein Zweifel übrig; allein wie kamt Ihr dazu?

Das ist mein Geheimniß, Herr Admiral; ich habe niemals Euch nach den Eurigen gefragt, auch kein Recht, darnach zu fragen.

Ihr gebt mir da einen herben Verweis, sprach lächelnd der Admiral; aber Ihr solltet das nicht. Bedenkt Ihr, wie viel diese Briefe wiegen, jetzt wo Ihr sie in die Waagschaale des Völkerwohles legt, dann werdet Ihr die Frage billiger beurtheilen.

Ihr wißt bereits, antwortete Acevedo, daß ich das zweifelhafte Glück habe, Katharinens Vertrauen zu besitzen, daß ich im Louvre in ihrer Nähe wohne, daß ich das einzige Gut, wenn mans so nennen will, das man mir ließ, das arme elende Daseyn, der heiligen Sache meines Glaubens geweiht habe; fragt nun nicht weiter.

Doch noch eine Frage müßt Ihr mir beantworten: Wie gelangtet Ihr zu diesem Vertrauen?

Ich lese in den Sternen die verschlungenen Wege des Geschickes, erwiederte er feierlich, Saint-André hat mich ihr empfohlen.

Und sie fragte nie nach Eurem Glauben?

Niemals.

Nie nach Eurer Heimath?

Herr Admiral, sprach mit bitterm Ausdruck der Astrolog, so viel fragte sie mich nie, als Ihr. Ihr wißt, Euch diene ich nicht. Lohn fordre und verlange ich nicht. Darum schweigt jetzt. Es thut mir weh, Euch das sagen zu müssen; allein ich muß. Mögt Ihr denken von mir, wie Ihr wollt. Selbst der Menschen Meinung von mir ist mir gleichgültig geworden. Einem bin ich Rechenschaft schuldig. Ich habe nichts zu fürchten — zu hoffen — nur das Grab. Lebt wohl!

Er stand auf.

Coligny faßte seine Hand, ihn zurückzuhalten. Ein tiefes Mitleid bewegte sein Herz. Armer Mann, sprach er wehmüthig — Euch muß ein schreckliches Loos gefallen seyn.

Das schrecklichste, gnädiger Herr, erwiederte der Astrolog — doch laßt mir meine Geheimnisse. Indessen drang des Admirals mitleidiger Ton wohlthuend in sein Herz. Lohn Euch Gott die Theilnahme an einem Manne, den die Menschheit ausstieß! sagte er sanft. Er machte seine Hand aus der des Admirals los und trat zum Fenster, wie es schien, eine sich seiner bemeistern wollende Rührung zu unterdrücken. Er versank dort wieder in ein Sinnen, das ihn völlig theilnahmlos machte, denn er blickte nicht einmal herum, als nun die Thüre sich öffnete und ein Offizier herein trat, der leise dem Admiral rapportirte, und als dieser mit dem Haupte schweigend genickt, wieder abtrat, und bald darauf wieder mit einem Fremden herein trat. Der Admiral schien verlegen. Ihm wäre es lieber gewesen, Acevedo hätte sich entfernt; allein

er dachte zu schonend, dieses wunde Gemüth durch eine derartige Mahnung zu verletzen.

Mit dem Offiziere trat ein Jüngling herein, der mit edlem Anstande den Admiral begrüßte und ihm ein Blatt überreichte.

Ah! Maugiron, sprach dieser laut, als er die Schriftzeichen sah, bringt Ihr mir gute Kunde von ihm?

Die beste, antwortete bescheiden der Jüngling, den Coligny wohlgefällig betrachtete; ich habe ihn gesund, thätig und in seinen Bestrebungen glücklich verlassen! —

Das ist eine frohe, willkommene Botschaft, sagte Coligny, das Blatt entfaltend und las dann eifrig.

Ihr seyd warm empfohlen, sprach Coligny nach einer Pause, in der er den Brief durchgelesen, und Maugirons Empfehlung gilt viel bei mir, junger Mann; Ihr bringt mir wackere Kämpfer und wohlberitten, wie der Kapitän schreibt. Wie viel sind's ihrer?

Hundert, gnädiger Herr, versetzte jener.

Und Euren Muth und Arm dazu! Seyd mir willkommen! Habt Ihr schon gefochten?

Unter Eurer Führung, gnädiger Herr, hoffe ich zum ersten Male in meinem Leben den Sieg erkämpfen zu helfen.

Coligny lächelte. Ihr habt die Schaar ohne Anstand hierher geführt; seyd Ihr mit der Mannschaft zufrieden?

Sehr wohl.

Dann mögt Ihr der Führer bleiben im Feldzug und durch Tapferkeit werdet Ihr mein Vertrauen rechtfertigen!

Mein Wille ist gut, sprach feierlich, die Hand auf's Herz legend, der Jüngling.

Wohl dann Euch, sprach Colligny mit einem Seufzer, denn der ist des Menschen Himmelreich. — Doch, fast hätte ich etwas Wichtiges vergessen, was auch Maugiron in der Eile, womit er diese Zeilen schrieb, vergaß, — Euren Namen? —

Guy de Viole de Saint-Flour. —

Bei diesen Worten, die der Jüngling laut und vernehmlich aussprach, fuhr, wie von einem elektrischen Schlage getroffen — Acevedo herum — der bisher auch nicht die entfernteste Notiz von dem Vorgange genommen, nicht einmal sich nach den Eintretenden umgeschaut hatte. Ein wildes Feuer loderte in seinem Auge. — Er sah den Jüngling an — und er erbebte. Seine Hände falteten sich so krampfhaft, daß alles Blut aus ihnen zurücktrat; sein Blick haftete durchbohrend auf dem Jüngling. Ein tiefer Seufzer arbeitete sich aus der Brust hervor, und sein Herz pochte fast hörbar.

Was mit ihm vorgieng sah der Admiral nicht, der ihm den Rücken zuwandte, und Guy war in diesem Augenblicke zu sehr mit sich selbst beschäftigt, um es wahrzunehmen, und der Offizier war abgetreten. Beide vernahmen nicht den Ausruf, den er jedoch auch gedämpft ausstieß: Großer Gott!! —

De Viole de Saint-Flour? wiederholte der Admiral — das ist ein Namen, der einen hellen guten Klang in Frankreich hat. —

E r s t a n d a m G a l g e n a u f M o n t m a r t r e! stöhnte halblaut Acevedo, und ein Schauder durchrieselte seine Gebeine; aber sein durchbohrender Blick wich nicht von dem Jüngling, sein ganzes Wesen war in einer fürchterlichen Spannung. —

— Dann seyd Ihr ohne Zweifel ein Angehöriger des edlen Parlamentraths de Viole, den man so schändlich mißhandelte? — fuhr Coligny fragend fort. Sein einziger Sohn! sprach Guy, und das freudige Bewußtseyn, einem edlen Vater anzugehören, hob des Jünglings Brust.

Acevedo's Hände sanken jetzt schlaff herab. Er sank in einen Stuhl und seine Brust arbeitete fürchterlich. — Er lehnte sich weit vor und sah mit unbeschreiblichem Ausdruck in Guy's Gesicht. Dann fuhr seine Rechte nach dem Herzen und er flüsterte leise: Herr, Herr, du thust Großes an deinem Knechte! Gieb ihm Kraft, daß er es trage! —

— Dann seyd mir zwiefach willkommen, fuhr freudig Coligny fort, ihm seine Hand reichend. Möge des edlen Vaters Sinn und Geist und Muth in Euch neu aufleben, zu Heil und Frommen unsers heiligen Glaubens! Ihr habt ihn frühe verloren, mein Sohn, sprach er wohlwollend — Frankreich, das undankbare, sollte blut'ge Thränen weinen am Grabe seines edelsten Sohnes; vor allen aber muß dieß unsere Glaubensgemeinschaft; denn sie hat in ihm eine ihrer kräftigsten Stützen, einen ihrer muthigsten, edelsten und beredtesten Vertheidiger verloren. Er hätte sollen an Beza's Seite zu Poissy stehen, und noch größer wäre unser Triumph, noch größer des eitlen, herzlosen Kardinals Niederlage gewesen! —

Diese Worte des Admirals brachten eine fürchterliche Wirkung bei Guy hervor. Wohl hatten die Freunde Salers und Rabaud auch schon die Vermuthung gehegt, die tief betrübende, Guy's Vater sey nicht mehr; wohl hatte er selbst innig getrauert — aber das jugendliche

Gemüth giebt sie nicht leicht auf, die beglückende Hoffnung, und immer trug sie Guy noch im Herzen, dennoch einst den theuren Vater wieder zu finden. Jetzt traf ihn, so entschieden ausgesprochen, diese Nachricht unerwartet, und darum um so gewaltiger.

Coligny's liebevolle Behandlung, die Erfüllung seiner allerkühnsten Wünsche, hatten die bleichen Wangen des Jünglings mit dem Roth der Freude seit langer Zeit zum ersten Male wieder gemalt — jetzt erblich er, wie eine Leiche, und mußte einen Stuhl fassen, um nicht zu sinken.

An seinem Grabe? sagt Ihr, gnädiger Herr — rief er mit bebender, fast erstickter Stimme.

Coligny sah sein Erbleichen und eilte, ihn zu halten. Was ist Euch? fragte er besorgt. Wußtet Ihr nichts von des Edlen Tode? —

Guy sah ihn starr an und schüttelte das Haupt, gewaltsam die Thränen des Gefühls zurückhaltend, die hervorbrechen wollten.

O, dann thut es mir sehr wehe, daß ich es gerade seyn mußte, der Euch diesen herben Kelch reichen mußte! klagte Coligny; allein es ist geschehen und ich kann es nicht widerrufen — er ist nicht mehr, Euer edler Vater; ich habe die sichere Kunde von Plessis-Mornay, dem treuesten Freunde Eures Vaters.

Da bedeckte Guy mit beiden Händen das Gesicht und schluchzte laut.

Coligny hielt den Jüngling, den er vom ersten Augenblicke an lieb gewonnen, umschlungen, und eine Thräne des Mitgefühls zitterte im Auge des Helden.

Der Astrolog war aufgestanden. In einer vorgebeugten Stellung stand er da, und es schien, als wolle

er hinzueilen, um den Jüngling an's Herz zu drücken. Sein Gesicht war leichenblaß, seine Lippen zuckten; Thränen standen in seinen Augen, aber es waren keine Thränen des Schmerzes. — denn über die bleichen Züge des Mannes war eine Verklärung verbreitet — die aus einer andern Quelle mußte entsprungen seyn.

Coligny wandte sich jetzt zum ersten Male wieder zu ihm mit den Worten: Wahrlich, Meister, man möchte den Vater im Grabe beneiden um die Trauer eines wackern Sohnes!

Sey stark, mein Herz! sprach leise zu sich Acevedo, der heftig zusammengefahren war, als Coligny ihn angeredet. Mühsam sammelte er sich.

Einige Offiziere mußten den Ton des Schmerzes gehört haben, sie stürzten herein und betrachteten verwundert die Scene, die sich ihnen darbot, und bei dem Anblick des weinenden Jünglings flog ein spöttisches Lächeln über das Gesicht des einen.

Coligny bemerkte es.

Kapitän, sprach er ernst, habt Ihr einen Vater, den Ihr kindlich liebt?

Der junge Mann fuhr zurück vor dem strafenden Blicke des Admirals und bejahte verblüfft die Frage.

Dieser junge Mann hat einen Vater verloren, den er, den Frankreich mit Stolz nennt, und erfuhr jetzt eben von mir die Trauerbotschaft. Dieß zu Euerer Nachricht, und noch die Bemerkung, die Ihr nicht vergessen wollet, daß wer einer Thräne spotten kann, keine Thräne verdient. — Laßt uns jetzt allein! —

Tief beschämt entfernte er sich mit dem Andern.

Guy blickte auf. Ich fühle es, sagte er, daß der Ausbruch meines Schmerzes hier nicht hätte statt finden sollen; verzeiht mir, gnädiger Herr! —

Coligny sah ihn mißbilligend an und sagte dann: Ihr habt Euch Eurer Gefühle nicht zu schämen, denn auch den grauen Helden ehrt die Thräne des Gefühls.

Guy drückte seine Hand an sein Herz. Reden konnte er nicht.

Euer Verlust ist unersetzlich, sagte nach einer Pause Coligny; allein bedürfet Ihr jemals väterlichen Rathes, väterlicher Hülfe — dann suchet mich auf — ein Vaterherz findet Ihr dann immer!

Acevedo konnte sich jetzt nicht mehr halten. Rasch trat er herzu und reichte Guy seine Hand, indem er mit bebender Stimme sagte: Und hier biete ich Euch die Freundes-Hand; verschmäht sie nicht!

Der Jüngling sah ihn durch Thränen lächelnd an und drückte die dargebotene Hand herzlich.

Da ergriffs mit fürchterlicher Gewalt den Alten. Gott, Gott! rief er aus, und eine heiße Thräne fiel auf des Jünglings Hand.

Herr Admiral, rief er dann diesem zu: Fordert mein Herzblut, und es ist Euer!

Dann eilte er rasch der Thüre zu, die nach dem Garten führte und verschwand.

Seltsamer, räthselhafter Mensch! sagte nachdenkend der Admiral. Wie gräßlich muß das Schicksal gewesen seyn, das diesen Geist beugte und die harte Rinde um dieses Herz legte!? —

Guy richtete sich auf in einer heftigen Bewegung. Wer war der Mann? fragte er.

Das kann ich Euch nicht sagen, denn ich kenne ihn selbst erst kurz; allein daß er ein edler, großer Mensch ist, das weiß ich.

Guy entschuldigte sich noch einmal. Schweigt, Herr de Viole, antwortete der Admiral, auch ich war Sohn und verlor einen edlen Vater.

Er rief jetzt seine Offiziere und stellte ihnen Guy vor, empfahl ihn ihrer Freundschaft und entließ mit herzlichem Wohlwollen den Jüngling.

11.

Des Admirals warme Empfehlung erwarb Guy die zuvorkommendste Behandlung bei den Offizieren, und das öftere Zusammenseyn mit dem Admiral, der dem Jüngling wohlwollte; die Auszeichnung, die ihm von dem Prinzen Condé bei der Musterung des Heeres wurde, und die Zuneigung, die Mouvans, sein Obrist, und der wackere Maugiron, der der allgemeinsten Achtung ob seiner Thätigkeit und Tapferkeit genoß, ihm bewiesen, machten seinen Aufenthalt in Orleans angenehm, benahm ihm wenigstens das Einerlei eines ruhigen Lagerlebens, und die damit für viele der Offiziere verbundene Langeweile.

Die ersten Tage seines Aufenthalts in Orleans waren traurig, und forderten mitunter schmerzliche Opfer. Er sollte heiter seyn unter den Fröhlichen, scherzen mit den Scherzenden, jubeln mit den beim Gelage Jubelnden — und sein Herz war so voll, so schwer; sein Gemüth so düster, so wehmüthig seine Stimmung, daß er oft meinte das Herz müsse brechen, während er sich bemühte, eine heitere Miene zu machen. Hier hatte er noch keine Seele gefunden, der er sein Inneres erschlief-

sen konnte. Maugiron war edel und gut — er achtete, schätzte ihn; allein er stand durch sein reiferes Alter doch wieder dem Jünglingsherzen mit seinen schwärmerischen Gefühlen zu entfernt; auch war ihre Freundschaft noch zu jung, um Ansprüche auf solche gänzliche Hingebung machen zu können. Allein mußte Guy sein stilles Weh, den doppelten Schmerz, den der Verlust des Vaters und seiner Liebe seinem Herzen brachten, tragen. An einem Nachmittage, wo Maugiron ihn gebeten, an einem frohen Gelage Theil zu nehmen, wo aber auch sein Gemüth ganz besonders wehmüthig gestimmt war, vermochte er es nicht, in der Reihe der Fröhlichen zu seyn; er sehnte sich zudem nach einer Stunde im Freien. Er, der dort in der kleinen Hütte bei Salers und Rabaud nie lange geweilt, beinahe immer im Freien gelebt, er war nun schon lange in der Stadt, ohne im Freien die erquickende Luft geathmet und dort Frieden gesucht zu haben für das vielfach gequälte Herz. Darum eilte er hinaus vor die Thore Orleans; aber da war Zelt an Zelt und ein wildes, regelloses Treiben. Eilenden Schrittes gieng er durch die Zeltgassen hindurch, bis er das Freie nun endlich erreichte. Er sah sich nach einem stillen Plätzchen um und entdeckte in einiger Entfernung einen Hügel, der, mit Gebüsch bewachsen, eine freie Umsicht versprach. Die Sonne war schon im Sinken. Gluthroth malte sie den Himmel und in wundervoller Verklärung lag Orleans mit seiner Häusermasse, das Lager mit seinem bunten Leben und die ganze freundliche Gegend mit dem breiten Silberbande der Loire vor ihm da. Aber alle diese Reize giengen fast unbemerkt für ihn verloren, da er hier einmal still und ungestört seinen Empfindungen nachhängen konnte. Seine innere, so gewaltsam erschüt-

terte Welt that sich seinem Blicke auf, und schmerzlich fiel er auf ein einsames Daseyn, auf ein im Lenze der Jugend verödetes Leben. Diese Betrachtungen drückten den Jüngling nieder. Er vermochte die Thränen nicht zurückzuhalten, die den Augen entquollen, und Alles, was ihn umgab, verschwand vor seinem Blicke. Allmählig sank die Sonne hinab. Das Gluthroth des Himmels verglomm. Die Tinten wurden immer tiefer und giengen zuletzt in ein dunkles Grau über, das nur noch ein Purpurstreifen säumte. In immer dunklere Schatten sank die Gegend, und der duftige Schleier der Dämmerung hüllte Alles ein. — Wie es Aussen dunkler wurde, so auch in Guy's Innerm. Immer düsterer wurden die Bilder seiner Phantasie, immer beklommener seine Brust — immer tiefer sein Schmerz.

Plötzlich berührte eine dürre Knochenhand die seine!

Salam alecum! sprach eine widrige krächzende Stimme.

Wer bist Du, daß Du mich störst? rief Guy und griff nach dem Schwerte, das an seiner Seite hing.

Eine schwere Stunde Deines Lebens ist gekommen, Guy de Viole, sagte die alte Adelma. — Friede sey mit Dir! Das mein Wunsch. Ich halte Wort!

Willst Du Dich meines Elends freuen? fragte, von einer widrigen Empfindung durchdrungen, Guy.

Du gleichst Deinem Vater, mein Sohn, sprach die Alte, mit hörbarem Schmerz; auch Du scheuchst die Herzen von Dir. O, thue es nicht, Guy de Viole! Adelma sollte Dir grollen, denn vielen ihrer Kinder grubst Du ein Grab. Der Sohn der Wüste haßt und rächt sich wild — Adelma nicht. Sohn Deines Vaters, Du hast ihre Liebe geerbt. Sie trauert mit Dir — denn er soll todt seyn. Er soll es seyn, — doch —

er ist's wohl auch. — Meine Augen sehen nicht mehr klar und die Todten stehen nicht auf. — Sey stark, mein Sohn, fuhr sie fort, und ihre Stimme verlor das Widerliche — der Kelch ist bitter. — Ich habe ihn auch getrunken — mein Herz empfand auch einen Verlust, unermeßlich groß, und empfand ihn mit einer Gluth, die Dir fremd ist — und keine Hoffnung blühte ihm — wie Dir. Verzage nicht! Verzage nicht! — Verlaß den Ort hier — man harret Dein! Das rief sie aus der Ferne schon und der Ton verhallte.

Guy legte die Hand auf sein Herz. Es war ihm — als wäre Frieden ihm gegeben.

Adelma war verschwunden und er kehrte ruhiger heim.

Sein Diener meldete ihm, daß Oberst Mouvans schon zu dreien Malen nach ihm gesendet habe.

Guy verließ sogleich seine Wohnung, um dahin zu eilen.

Er trat in Mouvans Gemach.

Da saßen drei Krieger noch um ihn — einer mit den Abzeichen der royalistischen Armee, wie Franz von Guise, Saint-André und der Connetable die ihrige nannten. Dies machte Guy betroffen, denn er konnte es nicht begreifen, wie doch Mouvans mit seinem glühenden Religionseifer so traulich bei einem Feinde sitzen könne. Das Räthsel sollte sich bald lösen.

Mouvans und Maugiron traten ihm entgegen.

Ihr habt lange auf Euch warten lassen, sagte sanft verweisend der Oberste, wo wart Ihr doch?

Verzeiht, sprach Guy, daß ich nicht zu Euren Diensten war — es geschah, ohne daß ich es beabsichtigt. Ich lebte in meiner Heimath stets im Freien, und so ergriff mich heute ein wahres Heimweh nach der freien

Luft, die ich in Orleans nicht athmen kann. Auch Euch muß ich um Vergebung bitten, Maugiron, daß ich nicht Wort hielt!

Fürs erste Mal sey es vergeben, wenn Ihr Euch zu bessern versprecht, sagte, seine Hand drückend, Maugiron.

Mouvans nahm wieder das Wort.

Hier ist ein Edelmann, der sich sehr gesehnt nach Euch, Hauptmann de Viole! Er führte ihn zu dem Fremden, vor dessen Ehrfurcht gebietendem Wesen sich Guy tief neigte.

Darf ich fragen, was mich dieser Ehre werth machte? fragte Guy bescheiden.

Der Fremde antwortete nicht. Mit verschränkten Armen stand er vor Guy, den das Kerzenlicht beleuchtete. Es schien, als ob eine innere Bewegung ihn am Reden hinderte. Sein forschender Blick ruhte unverwandt auf Guy's Gesichte. Endlich sagte er:

Ja, es sind die Züge seines Vaters! — Doch diese Worte sprach er mehr zu sich selbst, und erst nach einer kleinen Pause setzte er bewegt hinzu: Als ich Euch zuletzt sah, junger Mann, da waret Ihr noch Kind und ein Flüchtling, wie Euer Vater.

Guy sah ihn scharf an. Es dämmerte eine Erinnerung in ihm. Diese Züge waren ihm so fremd nicht. Die Erinnerung wurde allmählig klarer und mit hoher Freude sprach er dann fragend:

Du Plessis-Mornay? —

Ja, der bin ich, Deines Vaters Freund! rief jetzt ergriffen der Fremde, und zog den Jüngling an seine Brust.

Mit leuchtenden Blicken standen die Andern umher als stumme, aber innigst theilnehmende Zuschauer dieser

Scene. Selbst über das düstre Gesicht des andern Fremden flog der Ausdruck der Rührung.

Wie entsinnet Ihr Euch doch des Namens noch? fragte du Plessis.

Ich sah Euch so oft, und mein Gedächtniß hat mir Euer Bild bewahrt und den Namen meines und meines unglücklichen Vaters Retters grub die Dankbarkeit unauslöschlich in mein Herz, sagte Guy.

Mouvans konnte sich jetzt nicht mehr halten.

Brav, brav, Viole! rief er aus; der verdient es; denn seht, er hat uns bisher so treue Dienste geleistet im Stillen; und jetzt, wo die Entscheidung naht, tritt er öffentlich in unsere Reihen!

Du Plessis zog jetzt Guy an seine Seite. Zwischen damals und jetzt, zwischen dem Knaben Guy und dem Hauptmanne de Viole liegt ein so bedeutender Zeitraum, sagte er zu Guy, und so manches mir dunkle Ereigniß, das ich wissen möchte, daß ich Euch recht dringend um dessen Mittheilung bitten muß. Vergeßt dabei nicht, setzte er hinzu, daß auch das Kleinste mir von Bedeutung ist!

Guy, der sich von der Theilnahme des nah Befreundeten so wohlthuend angesprochen fühlte, erzählte ihm nun, nachdem die drei Andern in einem entferntern Theile des Gemachs mit einander eifrig sprachen, die Ereignisse seiner Jugend bis in das kleinste Detail. Nur eins verschwieg er, und ein tiefer Seufzer füllte die Lücke aus. Liebevoll und dankbar gedachte er der Freundschaft Saler's und Rabaud's.

Ist denn niemals nach Euch geforscht worden? unterbrach du Plessis seine Erzählung.

Nur dunkel entsinne ich mich, sprach Guy, daß einst Rabaud von Grenoble kam und die Nachricht mitbrachte, daß man unsere Spur suche; sonst nie. Unser Schlupfwinkel lag so verborgen, daß unsre Feinde uns nicht leicht finden konnten. Zudem galt ich für Salers Sohn.

Eure Feinde? fragte du Plessis. Nein, die forschten nicht nach Euch; wohl aber Eure treuesten Freunde, Euer Vater und ich! — Und nirgends entdeckten wir Eure Spur.

O, mein Gott, mein Gott! rief Guy schmerzlich aus. So nahe war mir das höchste Glück meines Lebens — und nun ist's für immer dahin!

Nicht für immer, mein Sohn, sprach feierlich du Plessis — unsre Hoffnung, wenn sie auch hienieden stirbt — reicht über das Grab hinaus! —

Guy drückte gerührt seine Hand. Ach, sagte er dann — erfüllt mir die einzige Bitte, und sagt mir, was Ihr von den letzten Schicksalen meines Vaters wißt!

Es ist wenig, was ich Euch sagen kann, nahm du Plessis das Wort, denn meine Kunde reicht selbst nicht weit. Seit Eure Spur sich im Dunkel verlor, wurden die geheimen Nachrichten von Eurem Vater, die ich durch die Vermittelung des Kardinals von Chatillon erhielt, seltener. Einmal hörte ich durch eine Zigeunerin etwas von Euch — aber ich mißtraute dem alten Weibe und hielt es für eine bei diesem schlauen Volke so oft vorkommende List.

O, der hättet Ihr trauen dürfen, sagte Guy, es war sicher die alte Adelma, die genaue Kenntniß von unsrer Familie hat und einen Antheil an mir nimmt, der über meine Erwartung und Begriffe geht.

Warum wußte ich das nicht! rief Plessis. Wie würde diese Kunde ihn beglückt haben!

Sie schwiegen beide und versanken in schmerzliche Vorstellungen.

Plessis nahm darauf wieder das Wort und erzählte Guy, wie nun, nachdem Guy nirgends zu entdecken, auch Salers und Rabaud verschollen gewesen seyen, auch alle Kunde von diesem gefehlt, und selbst der Kardinal von Chatillon, der die wärmste Theilnahme für seinen Vater vielfältig bewiesen, seinen Aufenthalt in England nicht wieder habe ausfindig machen können. Ein Zufall, den er jedoch selbst nicht genau kenne, habe endlich die Kunde von Viole's Tod diesem gebracht.

Mochte Mouvans, wahrnehmend die traurige Stimmung der beiden, sie dieser entreißen wollen, oder war es das eigenthümliche Feuer seines Temperaments, das ihn in diesem Augenblicke hinriß, er rief plötzlich du Plessis zu, wenn er mit seinem Gefährten noch etwas zu reden habe, müsse er eilen, da er sich entfernen wolle, um morgen zur Reise rüstig zu seyn. Diese Bemerkung unterbrach jenes Gespräch, und erst jetzt erinnerte sich Mouvans, daß Viole nicht einmal wisse, wer jener andere Fremde sey.

Montgommeri! sagte er, ehemals Hauptmann der königlichen Leibwache.

Guy betrachtete jetzt erst aufmerksam diesen und sah ein bleiches finsteres Gesicht, in das der Kummer seine leserlichen Schriftzüge eingegraben.

Seht in mir die unglückliche Ursache von König Heinrichs des Zweiten schauderhaftem Tode; sagte Montgommeri zu Guy — einen Königsmörder, ohne den Willen zu jener Greuelthat je gehegt zu haben.

Mitleidig sah ihn Guy an. Man sah, jenes Unglück, dessen unschuldige Ursache er war, lag mit Zentnerschwere auf seinem Herzen.

Du Plessis zog ihn in ein Fenster und sprach eifrig mit ihm.

Und wohin geht der Hauptmann? fragte Guy Maugiron.

Nach Rouen, sagte dieser. Condé hat ihm die Vertheidigung des Ortes anvertraut. Guise macht Miene ihn zu belagern.

Laßt uns mit ihm gehen! sprach plötzlich Guy eifrig. Wozu liegen wir hier im trägen Nichtsthun. Laßt uns dort Lorbeern sammeln!

Maugiron legte die Hand an die Stirne und sann nach.

Wahrhaftig, sagte er dann, Ihr habt da einen herrlichen Gedanken ausgesprochen. Wer weiß, wann sich uns die Bahn öffnet! Es fehlt Condé noch an Geld und Leuten. Zwar hofft er von dem Mannweibe auf Englands Thron Unterstützung — aber es dürfte sich noch in die Länge ziehen, bis sie kommt, obgleich Poinings bereits Havre und Dieppe besetzt, und nun noch Rouen möchte in seine Hände haben. —

Er verließ jetzt Guy und sagte zu Montgommeri:

Wie wär' es, wenn wir beide, de Viole und ich, Euch begleiteten? Wollt Ihr uns? Viole sprach den Wunsch eben aus.

Mit Freuden, sagte jener; allein ohne Condé's und des Admirals Erlaubniß, wißt Ihr, darf ich nicht. Erwirkt Euch die, und Niemand soll mir willkommner seyn, als Ihr.

Recht freudig blickte du Plessis auf den Jüngling, und gleicherweise Mouvans.

Der Wunsch macht Euch Ehre, Viole, sagte er zu ihm, denn in Rouen giebt es heiße Tage. Ich werde Euch die Stelle bei Euern Reitern offen halten, und will morgen des frühesten bei dem Admiral Euch vertreten — doch nein — Ihr mögt mich begleiten.

Nun schieden sie mit frohen Aussichten. Auf die herzlichste Weise entließ du Plessis den Jüngling.

Früh am andern Morgen trat Guy mit Mouvans in das Gemach des Admirals, bei dem sie schon Condé antrafen.

Kurz und bündig trug Mouvans Guy's Bitte vor.

Ich kenne Euren Wunsch schon, de Viole, sprach freundlich der Admiral, und zweifle nicht, daß des Prinzen Hoheit Euch diese Bitte gewähren werde.

Geht in Gottes Namen! sprach Condé, und kämpfet wacker für unsere gute Sache. Haltet Rouen und laßt es Euch nimmermehr nehmen!

Jetzt war Guy's Wunsch erfüllt, und nach Verlauf mehrerer Stunden ritt er und Maugiron neben Montgommeri an Mouvans Quartiere vorüber, der ihnen Heil und Sieg wünschte, den Weg nach Rouen.

Schon unterwegs brachten ihnen Kundschafter die Nachricht, daß das royalistische Heer nahe. Schnelle Tagreisen gab es nun; aber sie erreichten Rouen noch zu guter Zeit mit ihren Truppen, ehe noch das katholische Heer sich blicken ließ. Auch Poinings warf noch eiligst eine kleine Anzahl Engländer hinein, zu Montgommeri's Unterstützung, der sich nicht stark genug fühlte, dem mächtigen Heere, das Guise hierher führte, lange zu widerstehen. Eifrig wurde nun an der bessern Befestigung der Stadt gearbeitet. Montgommeri war überall selbst; und wo er war, da begleitete ihn Guy und

Maugiron und theilten seine Arbeiten, seine Mühen und Entbehrungen. Er versagte sich selbst den Schlaf, um seiner Pflicht zu leben.

12.

Es war in den letzten Tagen des Monats September 1562, da eben die Arbeiten zur Befestigung Rouens längs den Ufern der Seine unter Montgommeri's Leitung vollendet waren — als flüchtige protestantische Landleute in die Stadt stürzten und die Ankunft des feindlichen Heeres meldeten. — Montgommeri befahl schnell Maugiron und Guy de Viole, in andern Theilen der Stadt die nothwendigsten Vertheidigungsanstalten zu treffen. Der Jüngling flog dahin, ordnete die Anstalten auf's Vorsichtigste und kehrte, nachdem er sich von allem selbst überzeugt, an Montgommeri's Seite zurück, der auf dem Walle stand und dem nahenden Heere entgegen sah. Bald zeigte es sich in ziemlicher Nähe. Deutlich sah man, wie die Regimenter vorüber zogen, ihre Stellung in einem bedeutenden Halbkreise einnehmend. Der Klang kriegerischer Musik tönte lustig herüber und man sah die fliegenden Fahnen. Eine dumpfe Stille lag auf Rouen. Auf allen Gesichtern schwebte ein finsterer Ernst, der jedoch weit von Muthlosigkeit entfernt war. Eine Ahnung künftiger Leiden lag schwer auf allen Gemüthern. Der Bailly, der Prevot waren bei Montgommeri, an dessen Seite auch der wackere Vertheidiger des Evangeliums Augustin Marlorat, der angebetete Prediger des protestantischen Glaubens, stand. Unzählige Menschen bedeckten die Wälle und sahen es mit an, wie das Heer der Hofparthei das Lager schlug. Montgom-

meri's Falkenauge entgiengen die Streitmassen nicht, die sich dort entwickelten. Im Stillen erwog er seine Kräfte im Gegensatze jener, und so niederschlagend ihm auch die Einsicht der eigenen Ohnmacht wurde — so war dennoch heute seine Stirne glätter und sein Auge heiterer als je, und er scherzte selbst mit denen, die ihn umgaben.

Aller Blicke flogen von dem Lager der Feinde zu Montgommeri's Antlitz, dort neuen Grund zu Besorgnissen oder Muth zu suchen. Gewiß war des Hauptmannes und Befehlshabers Heiterkeit von dem besten Erfolg in diesen kritischen Augenblicken.

Noch war das Lager der Feinde nicht vollendet, als der Abend sich herabsenkte und manchem angstvoll pochenden Herzen Ruhe verhieß.

In Begleitung Montgommeri's untersuchten Guy und Maugiron die Posten, und kehrten mit ihm zum Stadthause zurück, wo Montgommeri sein Quartier genommen. Dort angelangt, überraschte sie freudig eine Deputation der Bürgerschaft und aller Gewerke der Stadt, die den Kommandanten baten, mit den Truppen gemeinschaftlichen Antheil an der Vertheidigung der Stadt nehmen zu dürfen.

Montgommeri nahm mit Vergnügen diese Anträge auf. Er ließ die Vorgesetzten der Stadt zu sich bescheiden. Die Listen der waffenfähigen Mannschaft wurden ihm vorgelegt, und mit Wohlgefallen vernahm der Kommandant den bedeutenden Zuwachs seiner Macht. Die Bewaffnung wurde angeordnet, mit Beihülfe der Vorgesetzten der Stadt, die Eintheilung der Bürger bestimmt, ihre Anführer ernannt, und ehe noch der Tag graute, war das Formelle dieser wichtigen Handlung vollzogen. Kurze Rast gönnte sich Montgommeri und genossen seine

beiden Freunde Maugiron und Saint-Flour. Der Morgen rief zu neuer Thätigkeit. An Maugiron und Guy de Saint-Flour übertrug nun Montgommeri die Vertheidigung des Stadttheils, der jenseits der Seine lag und mit der Stadt durch die Seinebrücke in Verbindung stand.

Geht dort hin, meine Freunde, sprach er, wo Eure Tapferkeit ein weites Feld findet. Es mag Euch nicht entgehen, daß gerade dort gewissermaßen die Vorhut der Stadt, also ein gefährlicher, ein um so bedeutenderer Posten ist. Erwägt darnach das Vertrauen, das ich in Euch setze, und die Freundschaft, die ich für Euch hege. Ich lege Alles in Eure Hand, und was Euch, mein theurer Viole, an Erfahrung noch abgeht, das ersetzt Maugirons Umsicht, und somit geht mit Gott ans Werk.

Gerührt von des edlen Mannes Freundschaft schieden sie und nahmen ihre Stelle ein, die ganz das war, was Montgommeri von ihr gesagt; denn gerade in dieser Richtung stand die Hauptmacht der Feinde, und es war zu erwarten, daß bei einem Sturme dort gerade der Angriff am hitzigsten werden würde.

Mit ausserordentlicher Schnelligkeit war das feindliche Lager aufgeschlagen worden. Katharina von Medicis, mit ihren Söhnen Carl dem IX. und dem jüngern Heinrich, der Connetable und Saint-André und König Anton von Navarra, waren im Lager gegenwärtig. Franz von Guise stand mit einer andern Heeresabtheilung bei Paris, Condé und Coligny, die noch immer in Orleans zauderten, beobachtend und erwartend.

Schon am Morgen dieses Tages erschien als Parlamentär der Marquis von Tavannes an den äussersten Linien der Vertheidigungswerke Rouens und verlangte

zu den Befehlshabern. Mit verbundenen Augen wurde er vor Maugiron geführt, der bereits an Montgommeri Guy de Saint-Flour abgesendet.

Montgommeri lächelte, als ihm Guy seine Meldung machte.

Die Antwort stelle ich in Euren Willen, sagt das Maugiron, war seine Entgegnung, und in fliegender Eile kehrte der Jüngling, der nach Thaten sich sehnte, zurück.

Sagt dem Connetable, der Königin, dem König, wir seyen treue Unterthanen Seiner Majestät — allein nie werden wir uns freiwillig der Blutgier der Guisen und ihrer Parthei unterwerfen, sprach Maugiron mit besonnenem Trotze zu Tavannes, und nur über unsere Leichen gehe der Weg nach Rouen. Sagt ihnen, wiederholte er, das Alles auf's Bestimmteste und spart die Wiederkehr.

Er wandte ihm dann höhnisch den Rücken und sagte zu Guy, laßt uns eine Parthie Schach spielen, Herr de Viole!

Tavannes Auge fiel bei Nennung dieses Namens durchbohrend auf Viole; er zauderte noch.

Ihr seyd entlassen! herrschte ihm schneidend Maugiron zu und setzte sich an den Tisch, auf dem das Schachbrett stand. Die Offiziere, die den Abgesandten begleitet hatten, verbanden ihm die Augen und führten ihn wieder vor die Werke hinaus.

Die Belagerungsarbeiten der Feinde wuchsen riesenmäßig und schnell. Das Landvolk der Normandie wurde zusammengetrieben und mußte Hand anlegen zum Verderben seiner Glaubensbrüder in der Stadt, und bald begann das Feuer des Geschützes den grimmigen Gruß der Stadt zuzubrüllen. Alles, was in Maugiron's

Kräften stand, die Arbeiten aussen zu hemmen, geschah. Sein wohlunterhaltenes und wohlgeleitetes Feuer zerstörte oft die Arbeiten mehrerer Tage in kurzer Zeit. Häufige Ausfälle thaten den Belagerern heftigen Schaden und steigerten die Erbitterung auf's Heftigste.

Katharina sah es ungern, daß Rouen sollte mit Sturm genommen werden. Sie versuchte Alles, was in ihren Kräften stand. Trotz der Wachsamkeit Montgommeri's und Maugiron's, wußte sie dennoch ihre heimlichen Anerbietungen an die Bürgerschaft, die sie durch Montgommeri beherrscht und geknechtet glaubte, gelangen zu lassen; allein sie erstaunte, daß ihre Antwort der glich, die Tavannes zurückgebracht hatte. Immer näher rückten indessen die Werke der Belagerer — größer wurde im Innern der volkreichen Stadt die Noth, da alle Zufuhr abgeschnitten war und die Belagerung nun schon einen Monat gedauert hatte. Der Connetable, welcher von dem Herzog von Guise die bittersten Vorwürfe, ob seines Zauderns, empfieng — wollte nicht mehr länger zusehen und ordnete einen Sturm an. König Anton von Navarra entriß sich den Armen der buhlerischen Hofdamen Katharina's, um an dem Sturme ritterlichen Antheil zu nehmen. Er begann mit dem grauenden Morgen gerade da, wo Maugiron und Guy befehligten. Mit grimmiger Wuth war der Anfall. Ein mörderisches Geschützfeuer wühlte in den Reihen. Der Wall war schon erstiegen von Tavannes Leuten, als Guy mit einer Abtheilung Bürger und Engländer sich auf diese stürzte und sie vernichtete. Mit gleichem Muthe stritt man überall, und gegen Mittag zogen sich die Belagerer zurück und ließen eine große Zahl der Ihrigen in den Gräben als Opfer des Wagnisses liegen.

Auch König Anton von Navarra war verwundet worden. Die Wundärzte achteten indessen diese Wunde gering, und Anton, der nun an der Belagerung keinen Antheil mehr nehmen konnte, fand Zerstreuung bei den Hofdamen. Unerwartet verschlimmerte sich seine Wunde, und nach wenig Tagen beschloß er eine Laufbahn ohne Ruhm und keine Thräne wurde ihm im Lager vor Rouen nachgeweint.

Aber seit dem Tode Antons von Navarra gewann die Belagerung Rouens einen ernsteren Anstrich. Unermüdet thätig war der alte Montmorenci. Die Laufgräben wurden eröffnet; die Minen der Belagerer sprengten die Vertheidigungswerke in die Luft; das Feuer zerstörte sie und brachte den Gebäuden der Stadt unersetzlichen Nachtheil. Mit jeder Stunde wuchs die Gefahr der Belagerten, und ihre Noth griff mit Riesenarmen um sich. Krankheiten der gefährlichsten Art im Gefolge des Mangels, der Entbehrung, der Unruhe und Angst, wütheten gräßlich, so unter der Bürgerschaft als der Besatzung, und trostloser wurde Rouens Lage mit jedem Augenblick. Kummervolle Blicke richteten die Befehlshaber in die Richtung von Orleans — aber kein Ersatz, keine Hülfe kam. Unter diesen Umständen ordnete der Connetable Montmorenci einen Hauptsturm an.

Am Abend vor dem Sturme trat spät der Diener Guy's de Saint-Flour in das Gemach seines Herrn, der, erschöpft von den unaufhörlichen Anstrengungen, sich in seiner Rüstung auf das Lager geworfen hatte, einige Stunden der Ruhe zu genießen. So schwer es auch der treuen Seele wurde, des Jünglings tiefen Schlaf zu stören — er mußte — denn ein unbekannter Mensch hatte ihm einen Zettel gegeben, den er sehr wichtig ge-

nannt, und ihm befohlen, ihn augenblicklich in seine Hände zu bringen.

Als ihn der Diener rüttelte, fuhr der Jüngling hastig auf.

Was giebt es! rief er dem Diener zu.

Dieser erzählte die Umstände und reichte ihm dann das künstlich geschlossene Billet. Eine feste Hand schrieb:

„Seyd auf Eurer Hut! Montmorenci stürmt morgen. Schont Euer Leben, Viole; Rouen könnt Ihr nicht halten. Sichert Euch den Rückweg, die Rettung!"

Wirf ihn in die Flammen des Kamins, den entehrenden Brief! zürnte der Jüngling und verließ das Lager, um zu Maugiron und Montgommeri zu eilen. Doch kehrte er wieder um, sich genauer nach demjenigen zu erkundigen, der die Zeilen gebracht.

Der Diener konnte ihm jedoch nur Unzulängliches sagen, und unbefriedigt eilte er von dannen.

Noch graute der Tag nicht, da rückten leise und vorsichtig die Truppen des Connetable's an. Schlagfertig harrte in tiefer Stille der Theil der Besatzung, der noch waffenfähig war, unter den Befehlen Maugiron und Guy's. Jetzt, als die Feinde nahe waren, donnerte mit einem Male ihr Feuer mit entsetzlicher Gewalt unter sie und sie wichen. — Froher Jubelruf ertönte auf den Wällen; aber nur auf einen Augenblick; denn dicht wie Heuschreckenschwärme drangen sie wieder an. Die Sturmglocke von der Kathedrale heulte entsetzlich in die allmählig dämmernde Nacht. Das Geschütz brüllte, der Schlachtruf schallte gräßlich von allen Seiten.

Kein Quartier! schrien die Feinde.

Kein Quartier! brüllten die Belagerten entgegen. Sie hatten den Wall erstiegen und drangen unaufhaltsam herein. Gräßlich war der Tumult. Da mehrte das in dreien Theilen der Stadt ausbrechende Feuer das Schreckliche ihrer Lage. Wüthend kämpfte Guy und Maugiron.

Ihre Schwerter mäheten furchtbar. Aber der Andrang war zu heftig. Sie wichen gegen die Seinebrücke zurück. Neuer, mörderischer Kampf entspann sich da. Ein Wall von Leichen bildete sich um sie — aber ihre Reihen wurden lichter und schmolzen von Minute zu Minute mehr zusammen. Vergebens sahen sie sich nach Hülfe von Montgommeri, von den Engländern um. Auf allen Seiten Rouens wüthete der Kampf, überall unglücklich für die tapfern Vertheidiger.

Allmählig graute der Tag und ließ sie das entsetzlichste Schauspiel erblicken. Bald erleuchteten gräßlich die Flammen den Kampfplatz, bald hüllten dicke Rauchmassen sie ein und drohten sie zu ersticken. Schon waren die Feinde in der Mitte der Stadt — sie war erobert. Noch zogen sich kämpfend Guy, Maugiron und einige ihrer Leute zurück, und trafen in dem Augenblicke in der Nähe des Stadthauses ein, als von der andern Seite ein Schwarm Feinde sie im Rücken anzufallen drohte.

Schnell warfen sie sich in das Gebäude und schlossen das Portal, nicht erwägend, daß so ihr Fall um so sicherer war. Jetzt standen die Freunde einen Augenblick da und überdachten ihre Lage.

Unser Stündlein ist gekommen! sagte ruhig Maugiron. Laßt uns die Seele Gott empfehlen und einen ritterlichen Tod sterben! In diesem Augenblicke faßte eine unsichtbare Hand beide.

Folgt mir! sprach eine hohle Stimme.

Willenlos gehorchten sie.

Mit flüchtiger Eile gieng es hinab und hinauf, über lange Gänge, und endlich öffnete ihr Führer eine Thüre und zog sie hinaus. Und immer weiter gieng es unaufhaltsam. —

Nach einer ziemlich langen Wanderung standen sie am Ufer der Seine. Der Mann, den sie jetzt erst, wo die Sonne blutigroth über dem Greuel der Verwüstung aufgegangen war, deutlicher erblickten, drängte sie in einen Kahn, stieß rasch vom Ufer ab, und dahin glitt der Kahn und war bald, bei der schnellen Strömung des durch herbstlichen Regen angeschwollenen Stromes, ausserhalb Rouen.

Ihr seyd gerettet für's Erste, sprach dieser jetzt, und Guy erkannte in ihm jenen Unbekannten, den er einst bei Coligny gesehen.

Ihr habt Euer Wort herrlich gehalten, edler Mann, sagte er dankbar, das Ihr mir damals gabt, als ich Euch bei Coligny sah.

Des Alten Auge ruhte wohlgefällig auf ihm. Schade, sagte er dann, wenn auch das Leben zweier tapferer Streiter noch in der unglücklichen Stadt hätte verbluten sollen!

Weiter sprach er nichts mehr. Sein kräftiger Arm ruderte noch immer den Kahn weiter abwärts. In der Entfernung sahen sie jetzt nur noch die Rauchsäulen der brennenden Stadt.

An einer Stelle, wo dichte Waldung sich bis zum Ufer herabzog, legte Acevedo, denn er war es, den Kahn ans Ufer.

Ich kann Euch nicht länger dienen, sagte er, und muß Euch nun Eurer eigenen Klugheit überlassen. Hal-

tet Euch heute noch in dem Walde verborgen und schlagt dann in der kommenden Nacht den Weg gen Orleans ein. Merket Euch die Richtung von Rouen und bleibt möglichst weit von der Stadt entfernt. Gott sey mit Euch! rief er aus, und sprang, ohne auf ihren Dank zu hören, in den Kahn und ruderte schnell hinüber an's andere Ufer. Noch einen Gruß warf er ihnen zu und verschwand dann im Dickigt, die Geretteten ihrem Nachdenken überlassend.

Der arme Montgommeri! das war Maugirons erstes Wort.

Er wird wahrscheinlich auch gefallen seyn. Schade für ihn — er war ein tapferer Mann, ein Held!

Die Freunde trauerten um ihn aufrichtig.

Maugiron fragte nach ihrem Retter. Guy erzählte, was er wußte, und das war wenig. Sie dachten nun an ihre Sicherheit und suchten tiefer im Walde ein Dickigt, wo sie sich in einem Zustande großer Erschöpfung niederlegten, und nach den heftigen Anstrengungen einer durchkämpften und durchwachten Nacht, in einen tiefen Schlaf sanken, der sie in seinen Fesseln gefangen hielt und fast einem Zustande der Bewußtlosigkeit glich. Der Abend nahte schon, und noch immer schliefen die beiden Ermüdeten.

Guy erwachte zuerst und fühlte zugleich einen ungemeinen Hunger und Durst. Er richtete sich auf und sah sich um. Alles war dunkel um ihn. Er fühlte nach Maugiron. Der schlief noch fest. Stören mochte er ihn nicht, und so legte auch er sich wieder auf das Moos, das sie weicher diesesmal gebettet, als das weichste Pfühl.

In diesem Augenblicke dünkte es ihm, als rege sich etwas in seiner Nähe. Er horchte genauer und glaubte

keuchende Athemzüge zu vernehmen. Maugiron war es nicht; denn es kam von der andern Seite.

Guy de Viole! rief jetzt eine bekannte Stimme, bist Du erwacht? — Siehe, ich bin Dir nahe in den gefährlichsten Stunden deines Lebens.

Adelma! rief freudig der Jüngling. Lohne Dir Gott Deine Treue!

Stehe auf, sagte sie, und wecke Deinen Gefährten, denn es ist Zeit, daß Ihr eilet. Die Verfolger waren Euch nahe genug.

Die Verfolger? fragte erschrocken Guy.

Ja doch, entgegnete die Alte. Meinst Du denn, Eure Flucht sey so unbekannt in Rouen? Ich bin dort gewesen, um, wo möglich, Dich zu retten — aber ich sah Dich nicht. Doch meiner Söhne einer sagte mir, daß Ihr, in Begleitung eines Fremden, glücklich entflohen.

Ich eilte hierher, wohl wissend, welchen Weg Ihr genommen — aber ich sah Euch nicht, auch den nicht, der Euch rettete, so sehr ich es gewünscht. Endlich entdeckte ich Eure Spur und fand Euch; aber zu gleicher Zeit schallte auch der Ton vieler Stimmen vom Ufer her. Ich schleiche hin und finde den gräulichen Tavannes, der Euch verfolgen will.

Er kennt mich und fürchtet mich, da ich ihm so Manches prophezeiht, was ihm nicht gefällt, und er forscht mich aus. Ich erzählte ihm, meine Horde liege in dem Walde und ich weile schon den ganzen Tag über hier. Sogleich fragte er nach Euch. Da habt Ihr einen Irrweg eingeschlagen, Marquis, sage ich ihm; denn seht, da drüben am rechten Seine-Ufer liegt im Schilf der Kahn, der sie wahrscheinlich rettete — deutlich anzeigend,

in welcher Richtung Ihr sie zu suchen habt. Die Augen des schlauen Fuchses entdecken das Schifflein, und alsobald leuchtete ihm meine Weisung ein. Sie setzen über und suchen Euch nun dort. Daran mögt Ihr sehen, daß Eures Bleibens hier nicht länger ist.

Guy hatte der Alten mit steigendem Erstaunen zugehört. Er weckte Maugiron; aber dieser nahm Anstand, sich ihr anzuvertrauen. Guy verpfändete sein Ehrenwort für die Alte, die sich dadurch gewaltig geschmeichelt fühlte, und da erst folgte auch Maugiron der Führerin.

Ihr Weg gieng durch Dickigt, über Stock und Stein. Die Alte humpelte schnell und unermüdet fürbaß; allein schon nach einer halbstündigen Wanderung erklärte Maugiron, daß er nicht mehr weiter könne, weil er eine gänzliche Erschlaffung und einen quälenden Hunger und Durst fühle.

Die Alte lachte. Da langet zu, rief sie, und reichte ihnen ein rauhes Brod, das fast ungenießbar war. Guy fühlte sich gewiß in eben dem Zustande, wie Maugiron, allein er mochte nichts sagen. Nun aber griff er hastig nach der Brodrinde, die ihm die Alte reichte, und aß sie mit einer Lust, als wäre es die köstlichste Speise.

Adelma, die die Gegend genau kannte, schaffte auch Wasser, und neu gestärkt traten sie dann wieder ihre Reise an. — Doch der sonst so heitere Maugiron, der in jedem Ungemach scherzen konnte, war einsilbig und düster. Das Schicksal Rouens, der Tod Montgommeri's, den er als gewiß voraussetzte, schmerzte ihn tief.

Er äusserte dieß gegen Guy, als dieser nach dem Grunde seiner Verstimmung gefragt hatte.

Da habt Ihr wohl Ursache zu trauern, sprach in ihrer gewöhnten Art die Alte. Adelma ist dort gewesen

und hat Greuel der Verwüstung gesehen, vor der ihr schauderte.

Großer Gott! rief Maugiron erschüttert aus, das muß schrecklich gewesen seyn, wenn es selbst ein Zigeunerherz zum Schaudern brachte!

Die Alte schien es zu überhören, oder wollte es nicht hören. Sie schwieg.

Guy bat leise seinen Genossen, sie nicht zu beleidigen. Sie allein kann uns vor Irrwegen sichern, uns retten, da wir von Feinden umgeben und des Weges unkundig sind. Thut es um meinetwillen, Maugiron, bat er. Ich bin der Alten hoch verpflichtet.

Maugiron lachte. Meint Ihr denn, dieses Zigeunervolk habe so feines Ehrgefühl, wie Ihr? sagte er lachend.

Das will ich nicht untersuchen, entgegnete Guy; allein auch unter der dichten Erdkruste liegt oft der Diamant, und warum wollt Ihr jeden Einzelnen verdammen, wenn ein Volk schlecht ist!

Seyd ruhig, Viole; Ihr nehmet warmen Antheil an der Alten; aber glaubt Ihr, daß sie dort in Rouen um menschenfreundliche Zwecke zu erreichen herum strich oder um im Trüben leichter zu fischen? —

Adelma war weit voraus — sie vernahm ihre Unterredung nicht. Jetzt blieb sie stehen, um Athem zu schöpfen, und Guy mußte seine Vertheidigungsrede, die er eben ihr zu halten sich anschickte, unterdrücken.

Glaubt mir, sagte sie, in ihrer frühern Erzählung fortfahrend, daß Eure Landsleute in Rouen grimmiger gewüthet, als Barbaren. Ich sah Säuglinge morden, Weiber und Jungfrauen schänden, Häuser anzünden — Greise würgen — ich sah — und mir lief's eiskalt über

die Haut, einen Greis von hohem Alter und großem Verdienste, den edeln Marlorat, am Galgen! —

Marlorat! riefen in düsterm Schmerze beide wie mit einer Stimme.

Ja, fuhr Adelma fort, so war es. Und was meint Ihr, daß die Aerndte dieser Saat seyn wird? —

Du wirst uns zuletzt eine politische Offenbarung geben wollen! rief jetzt Maugiron; laß das lieber und sage uns, ob Du den Hauptmann Montgommeri kennst?

Den, der den König aufspießte im Turnier? — fragte sie — ja, den kenne ich — er vertheidigte die Stadt.

Und weißt Du, was aus ihm geworden? —

Er ist der Strafe entgangen, die den Hauptmann de Crose traf.

Maugiron erstaunte über des Weibes Kenntniß; aber eine innige Freude erfüllte sein Herz, da er Montgommeri gerettet wußte.

Ist es aber auch sicher, Du Alte, fragte er, daß Montgommeri gerettet ist?

Ich lüge nicht, Hauptmann, sagte sie unmuthig. Es war mein eigener Sohn, mein eilfter sage ich, der ihm durchhalf.

Möge ihm der Hauptmann reichlich lohnen, da der Lohn des Himmels nicht hell klingt! rief jetzt heiter werdend Maugiron aus — wahrlich, setzte er hinzu, Du Alte hast Verdienste! Wer eilf wackere Söhne der Welt schenkte, die so tapfer die Gefallenen zu entkleiden wissen und mit den mitleidigsten Vögeln, den Raben, von Schlachtfeld zu Schlachtfeld ziehen und mittlerweile Elsterntugenden üben — der verdient ein Denkmal!!

Ihr solltet des Alters nicht spotten, Hauptmann, sprach jetzt scharf verweisend die Alte. Es ist im minde-

sen Betrachte nicht edel. An Anderes mag ich Euch nicht mahnen!

Nun, nun, Mütterchen, werde mir nicht gram! Sieh, ich biete die Hand zum Frieden, und will Dir sie sogar mit ritterlicher Courtoisie küssen, wenn Du es verlangst. Auch gebe ich einem Deiner Eilfe oder Allen die Erlaubniß, alles Geld, was sie bei mir finden, wenn ich werde gefallen seyn, von Rechtswegen zu behalten!

Die Alte konnte doch ein Lächeln nicht verbergen über den komischen Ausdruck des Hauptmanns, und der Friede war hergestellt.

Während Maugiron mit der Alten scherzte, gieng Guy nachdenkend und stille neben ihm her. Er dachte an jenen Hauptmann de Crose, den er in einem Ausfall als tapfern und menschlichen Soldaten kennen und achten gelernt hatte. Was sollte ihm das Todesurtheil zugezogen haben? fragte er sich selbst und dann laut die alte Adelma.

Ey, sagte sie, wißt Ihr denn nicht, daß er auf Condé's Befehl Havre in der Engländer Hände lieferte? Dafür hat ihn der Connetable viertheilen lassen.

Zwischen den Freunden entspann sich nun ein lebhafter Streit über die Rechtmäßigkeit oder Unrechtmäßigkeit des Todesurtheils über Crose. Maugiron war empört über jene Handlung Condé's, er nannte sie frei einen Verrath an Frankreich — ja er stellte den Herzog von Guise gegen Condé, der Frankreich von seinem Erbfeinde befreit hatte, und dieser lieferte ihm einen Hafen von so großer Bedeutung aus, der die Seine beherrschte und ihm den Weg in das Herz Frankreichs bahnte.

Der alten Adelma war nichts, was auf die jetzigen Verhältnisse Einfluß hatte, unbedeutend. Sie horchte be-

gierig auf die Streitenden. Doch wurde ihr Reden endlich zu laut und sie mahnte an die nothwendige Klugheit in ihrer gegenwärtigen Lage, was die beiden wohl einsahen und befolgten.

In gerader Linie hatten sie ununterbrochen ihre Wanderung fortgesetzt, denn Adelma wußte so geschickt die beiden Männer in Zigeuner umzuwandeln, daß auch kein Auge sie zu entdecken vermochte, und nach einer langwierigen und höchst ermüdenden Fußreise erreichten sie endlich Orleans, wo noch immer das hugenottische Heer stand, in gleicher Unthätigkeit wie früher. Es bedurfte eines Ereignisses wie die Eroberung und Zerstörung von Rouen, und die Ankunft deutscher Hülfsvölker unter den Befehlen des Herrn von Andelot, Coligny's Bruder, und des wackern Rodelshaussen, um endlich neues Leben in diese todten Massen zu bringen und Energie in das erschlaffte Wesen.

Condé und Coligny saßen vereint in ernster Berathung über die zu thuenden Schritte, nachdem d'Andelot angekommen war. Die Ungewißheit über Rouens Schicksal lag schwer auf ihren Herzen. Noch war keine Kunde zu ihnen gelangt über dessen Fall, und sie schmeichelten sich mit dem jetzt möglichen Entsatz, und besprachen die schnelle Ausführung dieses Planes eben, als man zwei Zigeuner meldete, die, wichtige Nachrichten von Rouen bringend, sie nur dem Admiral oder Condé'n eröffnen wollten.

Sie wurden alsobald vorgelassen.

Welche Kunde bringt Ihr? fragt Condé hastig. Kommt Ihr aus der Gegend von Rouen?

Aus Rouen selbst, antwortete der Aeltere der beiden Zigeuner — das in den Händen des Connetable's ist.

Das lügst Du, Hund! rief Condé, aufspringend und auf ihn zueilend, das ist unmöglich, tapfere Männer vertheidigten die Stadt!

Glaubt diesmal dem Kapitän Maugiron, den Ihr ja auch tapfer genannt, gnädigster Herr, Rouen ist in Feindes Hand!

Maugiron? Ihr? —

Leider! sagte der Hauptmann — leider in schimpflicher Verkleidung und durch eine ans Wunderbare grenzende Rettung entgiengen de Viole und ich, und wahrscheinlich auch der tapfere Montgommeri, dem allgemeinen Blutbade — wollte Gott, ich wäre auf Rouen's Wällen gefallen!

Höchst betroffen standen beide Anführer der Hugenotten da. Sie trauten kaum ihren Ohren, als Maugiron nun das erzählte, wovon er Augenzeuge gewesen, und was er von Adelma, deren Wort doch in der letzten Zeit bedeutend an Zuverlässigkeit bei ihm gewonnen, gehört hatte.

Den Admiral betrübte das Ereigniß tief — doch ertrug er es stille und männlich. Condé klagte bald, bald fluchte und schwur er blutige Vergeltung an Paris zu üben, und Marlorat's und Crose's Tod furchtbar zu rächen.

Coligny kannte sein Temperament, das von einem Extrem zum andern sprang, und ließ ihn gehen. Im Stillen erwog er den Stand der Dinge, und war nur in sofern mit Condé einig, daß es jetzt an der Zeit sey, entscheidend zu handeln.

Maugiron und Guy de Viele verloren nichts in den Augen der Anführer. Aus ihren Erzählungen und aus der langen Dauer der Belagerung gieng es hervor, daß tapferer Widerstand war geleistet worden.

Einige Tage nach ihrer Rückkehr in's Lager der Hugenotten kam auch Montgommeri an und bestätigte alle ihre Aussagen auf's Getreueste.

Freudig war das Wiedersehen der drei Freunde. Sie hatten sich gegenseitig für todt angesehen und aufrichtig betrauert. —

Als die Nachrichten von Rouen im Heere der Hugenotten bekannt wurden, stieg die Erbitterung gegen die Katholiken furchtbar. Laut verlangte das Heer, endlich in's Feld geführt zu werden, und die Heerführer sahen sich genöthigt, dem Wunsche Gewährung zuzugestehen.

Coligny, den kein Ungemach beugen konnte, war unermüdet thätig zur Eröffnung des Feldzugs. Condé kümmerte sich weniger darum. Sein Gemüth war noch immer in der größten Spannung; und ob auch Coligny ihn noch so sehr bat, nicht des Connetable's Grausamkeit mit Gleichem zu vergelten, so vermochte er dennoch den Grimm des Prinzen nicht zu mäßigen über Marlorat's Mord, den er persönlich sehr hoch geschätzt, und Crose's Blutgericht, der nur der Vollstrecker der Befehle des Prinzen gewesen. Er ließ öffentlich als Wiedervergeltung den Parlamentrath Jean Baptiste Sapin, den er in Orleans gefangen hielt, und den ihm in die Hände gerathenen Abt vam Gastines, Jean de Troyes, aufknüpfen.

Die Unternehmungen der Hugenotten waren überhaupt von unglücklichen Zufällen begleitet. Rouen war gefallen, nur Lyon und Orleans waren von den bedeu-

tenden Städten Frankreichs noch in ihrer Gewalt. Die Engländer, mit denen Condé jenen unglückseligen Vertrag geschlossen, und denen er Havre und Dieppe überlieferte, erfüllten ihre Versprechungen nicht so, wie sie geleistet und von Condé erwartet wurden. — Die Kriegsvölker, die Duras aus Guyenne heranführte, wurden von dem grausamen Montluc geschlagen und zerstreut, und nur die Ueberreste sammelte Larochefoucauld und führte sie gen Orleans.

Alle diese Mißgeschicke waren aber nicht im Stande, Coligny's Heldenmuth und den der Seinen zu untergraben. — Höchst erwünscht waren daher die 8000 Deutschen, die d'Andelot heranführte, obgleich auch sie vielfach gelitten und nur nach unbeschreiblichen Mühseligkeiten es ihnen gelang, Orleans zu erreichen.

Neuer Muth belebte das Heer, als die Nachricht des baldigen Aufbruchs sich zu verbreiten anfing. Jubel und Frohlocken war überall. Auch Guy und Maugiron, die nichts mehr wünschten als Krieg, um die Lorbeeren des Sieges zu erndten, sahen es mit Freuden.

Das hugenottische Heer brach endlich auf und erschien plötzlich vor den Thoren von Paris, wohin der Hof nach der Eroberung Rouen's zurückgekehrt war. Allgemeiner Schrecken ergriff Paris, als es die Feinde vor seinen Thoren sah. Der Hof zitterte, indem er die gerechte Rache der Hugenotten fürchtete, und aus Condé's Handlungen in Orleans schließen zu müssen glaubte, was die Hugenotten thun würden, wenn Paris in ihre Hände fiele. Schnell knüpfte man Unterhandlungen an, die sich in eine für die Hugenotten sehr nachtheilige Länge zogen. — Der strenge Winter trat indessen ein. Paris war ununterbrochen befestigt worden. Sechstausend Spa-

nier waren zum Heere des Hofes gestoßen, und die Unterhandlungen zerschlugen sich endlich ganz.

Condé's Heer hatte viel gelitten. Er sah sich in die Nothwendigkeit versetzt, sich in die Normandie zu ziehen, um neue Kräfte zu sammeln und die englischen Subsidien zu erzwingen.

Kaum aber war Condé von Paris abgezogen, als die bei weitem stärkere royalistische Armee ihm auf dem Fuße folgte.

13.

Es war am 19. Dezember, als beide Heere unweit der kleinen, aber alten Stadt Dreux an den Ufern der Blaise einander im Angesichte standen.

Coligny und Condé rechneten an diesem Tage auf keinen Angriff; demungeachtet stand ihr Heer schlagfertig.

Unvermuthet griffen die Feinde das Heer der Hugenotten an. Auf die Reiterei, die beste Heeresabtheilung der Hugenotten, stürzten sich die Feinde mit stürmischer Gewalt — aber mit Heldenmuth wurde der heftige erste Angriff zurückgeschlagen und die feindlichen Truppen geworfen.

Drauf, Kinder! rief Mouvans freudig, sie fliehen!

Gleich dem reißenden Waldstrom stürzte sich Mouvans Regiment auf die Schweizer, die wie ihre Berge standen und vom alten Connetable von Montmorenci selbst befehligt wurden. Mörderisch wütheten die Hugenotten in den Reihen der Schweizer, die endlich zu weichen begannen. Mouvans Auge spähte nur nach dem Connetable — jetzt erblickte er ihn. Guy de Viole, der an seiner Seite kämpft, erhielt schnell den Befehl, sich enger an ihn anzuschließen, und im sausenden Galopp

giengs weiter — jetzt war der Connetable erreicht, von Guy's Reitern umzingelt.

Ergebt Euch! schrie ihm grimmig Mouvans zu, indem er den Säbel über seinem Haupte schwang.

Der Connetable, wohl einsehend, daß er verloren sey, ergab sich an Mouvans und wurde von Guy zurückgeleitet, der alsobald wieder freudig mit seinen Leuten in das Treffen zurückkehrte. Condé hatte das Mitteltreffen des Feindes gänzlich geschlagen, sein Fußvolk zersplittert — aber allzu hitzig im Verfolgen des Sieges, den er zu seinen Gunsten schon entschieden glaubte, sein Fußvolk selbst entblößt.

Wie ein Tieger stürzte sich Franz von Guise, dieß bemerkend, mit seinen Gensd'armes auf dasselbe und schlug es in eine regellose Flucht. Saint-André warf sich jetzt zwischen die hugenottische Reiterei, die noch das feindliche Fußvolk verfolgte, und die Fußvölker, unter denen Guise mähete mit unerhörter Wuth — und plötzlich sah sich Condé im Rücken angegriffen. Seine Reiterei war zerstreut. Er mit wenigen allein, sein Pferd war ohnedem verwundet, konnte nicht Stand halten, und wurde von dem Sohne des Connetable's nach hartnäckiger Gegenwehr gefangen genommen. Der Royalisten Jubelgeschrei erfüllte die Luft; der Sieg schien sich auf ihre Seite entschieden neigen zu wollen.

Coligny, der nie größer war, als im Unglück, sammelte hinter einem Gehölze das flüchtige Fußvolk und setzte über die Blaise, von neuem bei dem Dorfe Blainville das Heer des Hofes angreifend. Mouvans kämpfte noch immer muthig mit Saint-André und zog sich kämpfend auf das Dorf zurück, wo Coligny sich mit ihm vereinigte und ein neuer heftiger Kampf sich entspann,

der hartnäckig bis in die Nacht dauerte. In diesem Kampfe fiel Saint-André.

Mit Einbruch der Nacht zog sich Coligny zurück. Der Sieg war unentschieden, der Verlust gleich groß auf beiden Seiten. Das Schlachtfeld war weithin mit Todten und Verwundeten bedeckt. Auch Guy lag schwer verwundet unter seinem Rosse, das zu gleicher Zeit mit ihm tödtlich verwundet worden war.

Die Nacht senkte sich kalt über das Schlachtfeld herab, die schreckliche Lage der Schlachtopfer noch durch ihre Kälte vermehrend.

Auch die Royalisten hatten sich zurückgezogen und die Verwundeten ihrem Schicksal überlassen.

Hell und glänzend waren die Sterne heraufgezogen. Ein schneidender Ostwind bließ über das Schlachtfeld hin, wo der Tod in tausend Gestalten seine Opfer gesucht und gefunden, und gräßlich tönte das Wimmern und das Aechzen der Sterbenden und Verwundeten.

Haufenweise krochen sie zusammen die Unglücklichen, Freunde und Feinde, und suchten Wärme in der schrecklichen Nachtkälte, und Mancher, für den noch Rettung möglich gewesen wäre, starb einen gräßlichen Tod.

Guy lag besinnungslos unter seinem Rosse. Er war schwer verwundet. Nur einmal kam er zur Besinnung, aber der Schmerz raubte sie ihm bald wieder — denn ein feindlicher Säbel hatte einen furchtbaren Hieb über seinen Schädel geführt, und nur durch die Wendung der Klinge auf der Hirnschaale war er dem augenblicklichen Tode entgangen. Dadurch aber war gerade die Wunde fürchterlich groß und breit geworden. In dem Augenblicke der Besinnung zog er die Decke seines Pferdes über die klaffende Wunde und fiel wieder in Ohnmacht.

14.

Eine sehr wahre Bemerkung war es, die Maugiron einst über das halbwilde, heimathlose Volk der Zigeuner gemacht hatte — es folgte in den kriegerischen Zeiten, wie der Raben Schwärme, den Schlachtfeldern, um die Gefallenen zu berauben. Ihr seltsamer, durch finstern Aberglauben gleichsam geheiligter Umgang mit den Menschen; ihr herumschwärmendes regelloses **Beduinenleben** weihte sie bei ihrer Schlauheit in die tiefsten Geheimnisse ein, machte sie den Menschen weniger, als die Menschen und ihre Verhältnisse ihnen bekannt, und so hielten sie gewöhnlich auf des Todes Aerndtefelde eine Aehrenlese, die ihrer Arbeitscheu und Trägheit oft auf lange Zeit hinaus Vorschub leistete. Hauptsächlich im südlichen Frankreich und in den baskischen Provinzen sich aufhaltend, durchzogen sie von da ganz Frankreich und kehrten mit reicher Beute in ihre pyrenäischen Schlupfwinkel zurück. Adelma's Horde, eine der muthigsten und stärksten, die damals Frankreich durchzogen, folgte in ruhiger Ferne dem Heere der Hugenotten. Lüstern nach Beute, harrten alle einer Schlacht. Die Alte allein verwünschte sie. Menschlicheren, ja edleren Gefühlen hatte einst das leidende Herz des Mädchens auf Saint-Flour sich geöffnet, wo die vollendete Weiblichkeit mit dem hohen Reichthume der sanftesten und reinsten Tugenden und Gefühle in Guy's Mutter als Vorbild ihr leuchtete. Und der Nachklang dieses reinen Tones klang, wenn auch nicht ununterbrochen — doch stark durch ihr ganzes Leben fort. Sie allein dachte mit Schrecken an eine Schlacht, in welcher Guy, ihr Liebling, ihrer Wohlthäterin Sohn — der Sohn des Mannes, den einst ihr Herz mit aller südlichen Gluth geliebt, Schaden nehmen konnte. Sie hatte

von den Anhöhen von Montfort die Schlacht beobachtet. Kaum sah sie das Zurückziehen der Heere, kaum fiel der schwarze Schleier der Nacht über das schreckliche Gemälde — da brach die Horde auf und nahte sich durch das Gehölze, das sich von den Anhöhen von Montfort bis Blainville und zu dem Ufer der Blaise herabzog, dem Schlachtfelde, um die Beute zu sammeln.

Mit einer Fackel in der Hand eilte sie über das Schlachtfeld. Eine bange Ahnung schnürte ihre Brust so fest zusammen, daß sie fast nicht athmen konnte, und doch mußte sie dem unbegreiflichen innern Drange folgen und eines ihrer Todtenlieder halblaut singen. Schauerlich klang die düstre schwermüthige Melodie, langsam und abgemessen gesungen, von der häßlichen Stimme der Alten. Sie achtete nicht auf das Treiben der Leute ihrer Horde. Sie beleuchtete jeden Todten, jeden Verwundeten, und irrte so in allen Richtungen über das Schlachtfeld. Schon zu verschiedenen Malen war sie an der Stelle vorüber gegangen, wo der unglückliche Guy lag, und hatte ihn nicht entdeckt. Jetzt kam sie zum dritten Male dahin und zog die Decke hinweg, die über seinem Haupte lag — und — erkannte ihn. Einen lauten Jammerschrei stieß sie aus und warf sich dann jammernd über den Jüngling hin. Einige Leute ihrer Horde eilten herzu, meinend, es sey der, von allen geehrten, Aeltermutter etwas Schlimmes zugestoßen. Staunend sahen sie ihren Schmerz. Es kostete sie Mühe, die Alte von dem Körper zu trennen. Sie untersuchten ihn, und einer sagte dann: Besinnt Euch, Mutter Adelma; der, um den Ihr trauert, ist nicht todt. Zwar ist er schwer verwundet, eine Kugel ist tief in seine Seite gedrungen und fast ist sein Kopf gespalten; laßt uns ihn verbinden.

Die Alte wurde ruhiger. Sie untersuchte selbst den Jüngling. Matt schlugen die Pulse — er lebte noch. Sie ließ ihn aufheben, ließ ihm etwas Wein einflößen, ihn schnell verbinden, so gut es möglich war, und lud ihn dann den beiden Männern auf.

Sie wanderten nun über das Schlachtfeld hin, durch die Blaise, an der Stelle, wo eine Fuhrt den Durchgang möglich machte, und kamen nach einer langen Wanderung bei ihren Zelten an, die bei Montfort im Walde waren.

Dort angelangt, wurde Guy in der Nähe des Feuers so gut gebettet, als es möglich war, und nun von der Kunst, deren Mutter Noth und Natur war, verbunden. Der Aeltermutter standen einige Mädchen, ihre Urenkelinnen, mit sorglicher Treue bei, indeß die Männer in fliegender Eile zu dem Schlachtfelde zurückkehrten.

Den angestrengtesten Bemühungen der Alten gelang es, den Verwundeten ins Leben zurückzurufen. Matt schlug er — aber erst gegen Morgen, das Auge auf und erkannte bald die Alte.

Sie jubelte, als sie es sah, daß er ins Leben zurückgekehrt sey.

Siehst Du, Guy, sagte sie freudig, die alte Adelma hält ihr Wort. Sie ist Dir nahe in den schwersten Stunden Deines Lebens. O dank dem Himmel, daß sie es kann!

Guy drückte matt ihre Hand und deutete nach oben.

Nein, Du stirbst nicht! rief sie aus, Du darfst nicht sterben. Deine Bahn ist noch nicht am Ziele!

Er schloß sein Auge wieder. Die Mädchen sorgten für stärkende Brühen, die Adelma ihm einflößte, und so schlummerte er wieder ein.

Ein allgemeiner Unwille war indeß bei dem männlichen Theile der Horde rege geworden, als sie die Anwesenheit eines Verwundeten vernahmen, den Adelma unter ihre Obhut genommen.

Ihr Sohn, der Hauptmann der Horde, machte ihr die bittersten Vorwürfe.

Undankbarer! rief sie, Du bist nicht werth, daß Dich Deine Mutter unter ihrem Herzen trug. Des Jünglings Mutter rettete mich vom Wahnsinn und Tod, und Du willst, daß ich ihr Kind dem Tode preiß gebe!

Er schwieg beschämt. Dann sagte er: Wie willst Du ihn fortbringen? — Wir müssen schnell nach der Dauphiné aufbrechen und so zwischen beiden Heeren hindurch ziehen; denn dort links stehet das Heer Guise's, und Coligny zog sich nach der Normandie zurück. Die Beute ist ungeheuer, die wir gemacht. Wie wollen wir sie fortbringen und den Verwundeten dazu — da hier keine Sicherheit für uns ist?

So zieht hin und laßt mich hier bei ihm! sagte Adelma bitter, und bei diesen Worten war ein Blick, in dem sich Verachtung und Vorwurf aussprach.

Der Zigeuner gieng stille hinweg, erst ausserhalb des Zeltes wagte er es, murmelnd seinem Herzen Luft zu machen; allein er hatte den Muth verloren, weiter zu protestiren. Flechtet eine Bahre von Reisern, befahl er zwei Jünglingen, die alsbald gehorchend ans Werk giengen.

Eilig wurden die Zelten abgebrochen, die Beute aufgepackt und alles machte sich reisefertig.

Der Hauptmann trat nun mit den Jünglingen und der Bahre zu Adelma. Ausgesöhnt durch ihres Wunsches Erfüllung, sah sie jetzt wieder freundlich auf ihren



Sohn; und ehe noch eine halbe Stunde verflossen war, suchte man umsonst eine Spur von den wandernden Söhnen der Wüste.

Ein Eilbote Guise's brachte eine Siegesnachricht im vollen Sinne des Worts nach Paris. Condé ist gefangen, die Hugenotten vernichtet! schrie jubelnd der fanatische Pöbel der Hauptstadt. Das Geläute aller Glokken verkündete den Sieg der trunkenen Stadt, und Tausende strömten zum hohen Portale von Notre-Dame hinein, ein Te Deum zu singen für den Sieg über die gemordeten Brüder.

In seinem einsamen Gemache saß an einem Folianten der Meister Acevedo und las eifrig. Der schöne, bleiche Knabe Gabriel saß, das Köpfchen in die Hand gestützt, an einem Fenster, und schien trübe Erinnerungen an der Seele vorüberziehen zu lassen, denn das klare, schöne Auge schwamm in Thränen. Da schlug der Ton des Geläutes an sein Ohr.

Hört, rief er plötzlich aufspringend — alle Glocken läuten, was bedeutet das?!

Acevedo horchte. Er faltete dann seine Hände und rief schmerzvoll: O Gott, das ist die Siegesfreude Frankreichs auf dem Grabe seiner Kinder!

Ein kalter Schauer rieselte durch seine Gebeine und es schüttelte ihn wie Fieberfrost.

Gabriel stürzte herzu. Angstvoll fragte er: Was ist Euch?

Kind, sagte der Alte, Du hast einen Vater im Gefängniß — wie wäre Dir's, wenn Du hörtest, die Gefangenen werden gemordet, oder sie sind es wirklich?

Gabriel erbleichte. Großer Gott, es wäre schrecklich!

Sieh, so ist es mir, fuhr Acevedo fort. Dort haben Menschen gefochten, die mir — unendlich theuer sind. Leben sie noch? Wer kann mir Gewißheit geben?

Ach, sagte Gabriel, ihr leset ja in den Sternen — fraget sie!

Acevedo seufzte tief. Ach, sagte er dann, der Tag ist noch so lang — und es ist eine schwere Aufgabe, das eigene Geschick zu erforschen!

Er stand auf, denn eine peinliche Angst und Unruhe verfolgte ihn.

Da klopfte es leise an der Thüre des Gemachs. Schnell öffnete Acevedo. Eine Hand reichte einen Zettel herein und zog dann die Thüre schnell zu, so daß der Alte nicht einmal sehen konnte, wer es gewesen.

Hastig trat er zum Fenster und las.

Darauf trat er zum Kamin und warf den Zettel hinein — aber seiner Stirne tiefe Falten glätteten sich nicht.

Schweigend verließ er das Gemach.

Gabriel legte die Hand auf's Herz. Er ist so gut, sagte er leise, und leidet doch auch so viel, der Arme, und die Welt muß ihm viel genommen haben. Ach, mein Vater! mein — — Guy! — seufzte er und sank wieder in seine Träumereien zurück.

Zur Königin begab sich der Meister.

Kommt Ihr, mir Glück zu wünschen, Acevedo? — fragte mit triumphirendem Lächeln Katharine.

Nein, sprach fest Acevedo — denn anders ist das Loos gefallen.

Wie? rief die Königin, Ihr wolltet an dem Siege zweifeln, den Paris mit Jubel verkündet? — Ihr? —

Ich, sagte, sich gleichbleibend, Acevedo. Zwar noch hörte ich nichts von der Botschaft, die Ihr wahrscheinlich von dem Herzoge werdet erhalten haben; allein mag er Eurer Majestät melden, was er will — die Sternenschrift lügt nicht.

Und was meldet sie? fragte halb enttäuscht Katharina.

Condé ist in Eurer Gewalt — Montmorenci in der Coligny's. Saint-André hat sein Geschick erreicht, wie ich Euch verkündigt — aber es fehlen sieben Tausende in dem Heere Guise's! —

Katharina starrte ihn an. So lügt der Siegesbericht; das ist kein Sieg Guise's — obwohl es ein Sieg für mich ist. —

Wohl, sprach Acevedo, denn Saint-André ist nicht mehr, und der, der Euch — vergebt Majestät, daß meine Zunge das Gräßliche ausspricht, — der an Eure geheiligte Person frevelnd seine Hand legen wollte, Euch in der Seine ersäufen zu wollen aussprach — er folgt bald seinem Bundesgenossen. Also spricht der Sterne Wort.

Katharinen's Züge nahmen einen erschütternden Ausdruck an. Alle Leidenschaften, deren ihr Herz fähig war, standen leserlich darauf geschrieben. Krampfhaft bebte und zuckte ihre Lippe — aber sie schwieg. Sie verstand den Astrologen, der so kalt, so ruhig dastand, als ob tiefer Frieden in seinem Innern sey. — Der Aufruhr ihres Innern gieng vorüber. Sie wandte sich lächelnd zu Acevedo. Und, wie wird es dann werden? —

Katharina wird Frankreich beherrschen, sagte Acevedo. Euer eignes Herz bestimmt das Wie!

Eine Glorie verbreitete sich bei diesem Gedanken über Katharina's Züge.

Was wisset Ihr von Condé's Geschick? — fragte sie darauf.

Eure Majestät vergißt es nicht, wie nahe ihr Condé steht. Ihr vergebet ihm den Fehler der Uebereilung, zu dem ihn Partheihaß trieb. —

Und wenn ich ihn nun hinrichten ließe, weil er Havre an Elisabeth verrieth? fragte mit höhnendem Stolze die Königin.

Der Herr leitet wie Wasserbäche der Könige Herzen, sagte Acevedo, Condé fällt nicht durch Eure Hand! —

Was trieb Euch dann aber zu mir? fragte sie nach einer Weile.

Die Bitte, daß Ihr mir es gestatten wolltet, in das Lager Guise's zu gehen, um Euch sichre Kunde zu bringen!

Es sey, Acevedo! rief sie aus; doch seyd klug. Ich lohne königlich, vergesset es nicht.

Acevedo's Miene verzog sich spöttisch. Er entfernte sich schnell.

Er gieng zu Gabriel. Kind, sagte er, bleibe Du hier — doch nein, Du magst mich begleiten! — Mein Herz will Ruhe und Frieden!

Und wohin führt unser Weg?

Weit, mein Sohn, sagte Acevedo. Du möchtest hier nicht sicher seyn; denn ich werde längere Zeit weilen in der Ferne.

15.

Und weit und immer weiter hinab nach der Auvergne und Dauphiné zogen die Zigeuner, und in ihrem Gefolge der immer gefährlicher erkrankende Guy.

Die alte Adelma verließ ihn nicht mehr. Wäre Guy eines ihrer Kinder gewesen, größere Liebe hätte das Mutterherz nicht üben können.

Alle Sorgfalt schien indessen fruchtlos bleiben zu wollen. Das Reisen in dieser Jahreszeit war dem Leidenden sehr nachtheilig, und doch traute die Horde nicht, sich lange aufzuhalten. Der Unwille über des Kranken Anwesenheit wuchs mit jedem Tage. Adelma selbst befürchtete zuletzt eine Frevelthat. Und so faßte sie den Entschluß, den Jüngling zu Rabaud und Salers zu bringen. Wer malt aber die Freude und den Schrecken der treuen Freunde, als der geliebte Jüngling jetzt plötzlich wieder zurückkehrte in die stille Hütte und — dem Tode nahe war? —

Sie boten Alles auf, sie wetteiferten mit einander, mit Adelma, die noch weilte bei dem Liebling. Ihren vereinten Anstrengungen gelang es, ihn in einen bessern Zustand zu bringen. Der Wundarzt von Grenoble, den Rabaud holte, sprach von zweifelhafter Hoffnung, weil die Wunde sehr versäumt und gefährlich geworden sey.

Als Guy zum ersten Male aus der todtähnlichen Bewußtlosigkeit erwachte, und Rabaud und Salers sah und die bekannten Räume der Hütte — da schien es ihm Fiebertraum, und nur schwer überzeugte er sich von der Wirklichkeit des Verhältnisses. Seine Leiden waren groß und weit hinaus schob sich die immer noch ungewisse Wiedergenesung.

Die Nachtheile der Schlacht von Dreux zu vergüten, vereinigte sich Coligny mit den Engländern in der Normandie. Seinem Bruder Dandelot trug er die Vertheidigung des wichtigen Platzes Orleans auf, und dieser warf sich mit einer nicht unbeträchtlichen Macht hinein. Mouvans und du Plessis waren mit ihren Regimentern bei dieser Heeresabtheilung. Beide und der Dritte im Bunde, der wackere Maugiron, waren höchst betrübt über den Verlust Guy's de Saint-Flour. Keiner von ihnen hatte ihn fallen sehen — darum deutete ihnen sein räthselhaftes Verschwinden auf nichts anders als Gefangenschaft.

Mouvans war unerschöpflich im Lobe seiner Tapferkeit, die er an seiner Seite bewiesen, und um so mehr bedauerte man seinen Verlust. Doch beruhigten sie sich schneller — da sie als Gefangenen wohl — aber ihn doch sicher wußten und die Hoffnung hegten, ihn wieder zu sehen.

Anders sollte es sich nach kurzem Zwischenraume gestalten.

Kaum war Dandelot in Orleans eingezogen, als Franz von Guise, nun alleiniger Befehlshaber des Heeres, vor Orleans erschien, um die Belagerung mit allem Eifer zu beginnen; zu Schloß Cornée hatte er sein Hauptquartier, und von hier aus leitete er die Belagerung der Stadt, die Dandelot mit ritterlicher Tapferkeit vertheidigte.

Von Guise's Treiben zu Schloß Cornée sprach man im Heere viel Seltsames und Ungereimtes. Ein geheimnißvoller Mensch, ein Sterndeuter, hielt sich bei ihm auf, sagte man laut, und er habe ihn eingeweiht in die Geheimnisse dieser unseligen Kunst. Es war nichts Un-

wahres, was man sprach. Seit einiger Zeit war Acevedo bei Guise, und manche Stunde der Nacht brachte er bei dem weisen Meister zu. Acevedo hatte sich ganz seines Vertrauens bemeistert.

Eines Abends, wo sie wieder in ihre tiefsinnigen Betrachtungen sich vertieft hatten, sprach Guise den schon oft berührten Wunsch aus, einige Zeilen in des Connetable's Hände zu spielen, der von Dandelot in Orleans gefangen gehalten wurde. Was er schon einige Male abgelehnt, nahm dieses Mal der Meister auf.

Ich will es übernehmen, sagte er, schützt mir den Knaben hier, und schon morgen bin ich in Orleans.

Wie aber wollt Ihr das vollbringen? fragte der Herzog.

Dafür laßt mich sorgen, entgegnete der Astrolog. Ich habe in Orleans gelebt, als der Hof sich dort aufhielt, und weiß Wege, die vielleicht Hunderten in Orleans fremd sind.

Der Herzog war froh, dieß zu vernehmen, und schon mit der einbrechenden Nacht trat Acevedo seine gefahrvolle Wanderung an.

Nach Orleans zu kommen, wo er wußte, daß du Plessis war, hatte Acevedo lebhaft gewünscht; allein seine Klugheit ließ es nicht zu, dem Wunsche des mißtrauischen Herzogs schnell zu begegnen. Jetzt endlich sah er sich am Ziele und leicht gelang es ihm, der so g[illegible] hier bekannt war, in die Stadt zu kommen.

Der edle du Plessis saß allein in seinem Gemache und dachte den unglücklichen Folgen der Schlacht von Dreux nach, als seine Thüre sich öffnete, und in einen langen und weiten Mantel gehüllt, ein Mann hereintrat, den er im ersten Augenblicke nicht erkannte, als er

aber den Mantel abwarf, flog Acevedo an seine Brust. Sie hatten sich lange nicht gesehen, darum war er innig und freudig, der Empfang.

Bringst Du mir Kunde von Guy? fragte du Plessis den Freund, und in dem Worte sprach sich der herzliche Antheil aus, den er an dem Jüngling nahm.

Acevedo erschrack. Guy? fragte er gedehnt — von Dir erwartete ich sie! —

Großer Gott! rief, von banger Ahnung bewegt, du Plessis — ist er nicht unter den Gefangenen?

Acevedo stützte sich auf die Lehne eines Stuhles. Seine Knie wankten.

Ich habe sie alle gesehen, ich habe alle Verwundete gesehen, alle Todte auf dem Schlachtfelde betrachtet mit angsterfülltem Herzen, aber ich sah ihn nicht! Das sprach er mit zitternder Stimme.

Da faltete du Plessis die Hände.

So weiß Gott allein, wo er ist und was ihn traf, sagte er bewegt, denn er verschwand im Gefechte, nachdem er heldenmüthig an Mouvans Seite gekämpft und mit ihm den Connetable zum Gefangenen gemacht; und erst als die Nacht kam, denn früher verließ er nicht seinen Obersten, seinen Freund Maugiron, verschwand er.

O mein Sohn, mein Sohn! rief herzzerreißend Acevedo, so fand ich Dich, um Dir unbekannt zu bleiben und Dich wieder zu verlieren!

Sey Mann, Viole, sprach Plessis, eine Thräne zerdrückend, und schloß den Freund an seine Brust. — Gerade das Räthselhafte seines gänzlichen Verschwindens giebt einen Schimmer von Hoffnung.

Aber es war umsonst, den Greis zu trösten. Tief und erschütternd war der Schmerz. Er verließ das Ge-

nach du Plessis nicht und hieng ganz seinem Schmerze nach, der durch den Vorwurf, daß er sich dem Jünglinge nicht zu erkennen gegeben, unendlich gesteigert wurde.

Am andern Tage gewahrten die Belagerten eine ungewöhnliche Bewegung im feindlichen Lager. Alle waren eines Angriffs gewärtig — aber er erfolgte nicht. Erst in der Nacht lößte sich das Räthsel gräßlich durch Kundschaften.

An dem mildklaren Februartage war Herzog Franz von Guise aus dem Lager vor Orleans nach seinem Quartiere, dem Schlosse Cornée, geritten. In Mitten des Weges lauerte auf ihn des Meuchelmörders frevlerische Hand. Poltrot de Meray war es, der, von fanatischem Eifer erfüllt, scheinbar zu den Katholiken sich hingeneigt und, um die Mordthat an dem gefährlichsten Gegner seines Glaubens zu verüben, zu dem Heere der Katholiken übergegangen war. Er ersah den günstigen Augenblick, wo der Herzog, von einer Anhöhe sich umzuschauen, sein Roß anhielt, und traf mit tödtlichem Blei Guise's Brust so sicher, daß er wenig Tage darauf seinen Geist aufgab.

Diese Nachricht weckte den unglücklichen Acevedo aus seiner Lethargie.

Lebe wohl! sprach er zu du Plessis, ich muß zurück in's Lager, noch eine Pflicht zu erfüllen — zurück nach Paris. Ich fühle, der mürbe Bau dieser Hülle bricht bald und der Bewohner kehrt zum Lande des Friedens heim.

Trauernd entließ ihn der Freund, nachdem er Alles versucht, ihn zum Bleiben in Orleans zu bereden.

Acevedo kehrte ins Lager zurück, wo Gabriel in unsäglicher Angst seiner geharret.

Er sah des Mannes tiefen Schmerz und forschte liebevoll.

Ach, sagte er, ich habe das letzte Erbengut verloren — ich bin ein Fremdling hier!

Da warf sich der Knabe an seine Brust und weinte heiße Thränen, und die seinen mischten sich mit ihnen.

Laß uns nach Paris zurückkehren, Deines Vaters Rettung zu versuchen! sagte er zu Gabriel, und so verließen sie das Lager.

So weit entfernt auch eine Ausgleichung der Partheien zu seyn schien; ja ob sie gleich, nach den Begebnissen der letzten Zeit, selbst jenseits der Grenzen der Möglichkeit zu liegen schien, so war sie doch näher, als man dachte, und Condé, der sich den Reizen des üppigsten Hoflebens hingegeben, bot die Hand dazu dar. In Orleans wurden die Verhandlungen angeknüpft und nahmen einen so günstigen Fortgang, daß sie bald ihr Ende erreichten und von beiden Partheien bestätigt wurden. Die Vergünstigungen, die Katharina, die sich nun von zweien ihrer gefährlichsten Feinde befreit sah, den Protestanten zugestand, beruhigten diese, und gerne boten sie ihre Hand zur Befreiung von Havre, das noch immer in den Händen der Engländer war. Nur der edle Admiral und sein Bruder waren unzufrieden mit Condé's Handlungen. Sie zogen sich von der Unternehmung gegen Havre aus edlen Beweggründen zurück. Aufrichtig meinte es Katharina von Medicis nicht. Es galt ihr nur, für den Augenblick Ruhe zu gewinnen. Andre Plane bewegten ihre Seele. Sie fürchtete Condé's Theil-

nahme an der Regierung, da er nach dem Tode des Königs von Navarra, seines Bruders, Ansprüche zu haben schien. Klug berechnend die Umstände, ließ sie durch das Parlament von Rouen Carl den Neunten in seinem vierzehnten Jahre mündig erklären. Die größten Wünsche waren ihr erfüllt. Ihr Herz frohlockte, und Acevedo, der so hoch in ihrer Achtung, als sie niedrig in der seinen stand, wagte es zum ersten Male, für Arbeque's Befreiung zu wirken. So erstaunt auch Katharina über diese Bitte war, sie schien nicht abgeneigt, sie zu gewähren, da Acevedo ihr das Vortheilhafte dieser Handlung der Milde ins klarste Licht setzte.

Aber dieser Wunsch sollte ihm nicht erfüllt werden.

Arbeque, durch vielfache Leiden aufgerieben, kränkelte im Gefängniß, und sein Zustand ließ eine baldige Auflösung erwarten.

Acevedo, der dieß erfuhr, wußte sich die Erlaubniß, ihn zu sehen, unter der Versprechung zu erwirken, ihn zum Katholizismus bekehren zu wollen.

Arbeque wußte seine Gabriele sicher bei dem menschenfreundlichen Manne, den er nicht kannte. Acevedo hatte sich Gelegenheit zu verschaffen gewußt, ihm diesen Trost schriftlich zu bringen.

Jetzt eilte er mit der trostlosen Gabriele zu dem Vater, der seiner Auflösung mit schnellen Schritten entgegen gieng.

Erschütternd war der Augenblick, da Gabriele an des Vaters Brust lag — keiner Beschreibung fähig. Schmerzlich ergriff sie den edlen Acevedo, dessen Herz gebrochen war. Dieses Wiedersehen griff den Kranken so heftig an, daß er dem Tode näher kam, als es vielleicht andern Falls jetzt noch geschehen wäre.

Gabriele verließ ihn nicht wieder, und Acevedo kehrte oft zu ihm zurück. Der Hof trat indessen jene für die Protestanten unheilvolle Reise durch Frankreich an, die das Edikt von Roussillon gebar, das dem kaum geschlossenen Frieden den Todesstoß zu geben verhieß.

Acevedo, den Katharina so gerne bei sich gehabt hätte, blieb in Paris zurück, seine wankende Gesundheit vorschützend, eigentlich aber nur um bei Gabrielen zu bleiben, wenn der Tod den Vater von ihrem Herzen risse.

Still und trübe flossen nun seine Tage dahin. Sein Auge blickte oft in den stillen Abendstunden sehnsüchtig hinauf zu der Gestirne Bahnen. Dort, im Lande des Friedens, war sein Alles, diese Welt bot ihm nichts mehr. Nur die Sorge um Gabriele, die seinem Herzen theuer geworden war, gab seinem Leben Reiz, und der Gedanke, d'Arbeque's Haß in Liebe zu verwandeln, Versöhnung zwischen ihm und sich zu stiften, beseelte ihn.

So wandelte er denn auch einst wieder zu dem Leidenden. Weinend empfing ihn Gabriele. Er ahnete, was ihr Herz bewege, und ein Blick auf d'Arbeque zeigte ihm, wie nahe die Scheidestunde sey.

Der leidende Greis faßte seine Hand.

Ich fühle es, sprach er matt, mein Stündlein ist nahe. Ach, ich wollte gerne die Welt verlassen, — aber Gabriele ist hülflos. —

Nein, das ist sie bei Gott nicht, rief Acevedo — sie ist meinem Herzen theuer, und sie soll mein Kind seyn, wenn Ihr sterbet.

Da verklärte sich d'Arbeque's Gesicht.

Lohne es Euch Gott, was Ihr an meiner Verlassenen thut! sagte er; Gabriele sagte mir, wie Ihr sie be-

schätzt, wie Ihr liebevoll für sie gesorgt, und das giebt mir die Hoffnung, daß Ihr sie nicht verlassen werdet.

Acevedo hob seine Hand empor. Bei Gott und seiner Gnade, die ich hoffe, schwöre ich es Euch, sie soll mein Kind seyn!

Da drückte krampfhaft der Kranke seine Hand.

Gott segne Euch! sagte er mit tiefer Rührung. Ihr hebt eine Last von meinem Herzen; ach! sie war so schwer, und friedlich kann ich sterben.

Da ergriffs mächtig das Herz Acevedo's. — d'Arbeque! rief er, Du stehst nahe an der Pforte des Grabes, auch mir ist sie ferne nicht. — Der Schleier falle — ich bin Viole de Saint-Flour! —

d'Arbeque richtete sich auf. Er zitterte heftig. Du? fragte er, und sein Auge ruhte forschend auf de Viole. Du, de Viole? wiederholte er, aber nicht der Haß, den er sonst gefühlt, erfüllte sein Herz.

Und Deinen Sohn habe ich fortgestoßen, als er mein Leben gerettet und Gabrielen, und ihre Herzen, die sich liebten, habe ich auseinander gerissen — und Du willst Vater meines Kindes seyn? Kannst Du mir vergeben, Du Edler? O, rief er, gieb mir Deine Hand! —

de Viole zitterte. Er reichte ihm seine Hand.

Gabriele kam herein. Kind, rief der Vater, komm — sieh, ich scheide freudig, denn Friede ist zwischen uns — Er ist Dein Vater, mein Freund! O, komm an mein Herz!

Da lagen sie an seiner Brust, und das selige Gefühl der Versöhnung zog durch Viole's Brust. —

Als er sich aufrichtete — sah er d'Arbeque's bleiche Züge — er sank zurück auf's Lager, er war nicht mehr!

Und ohnmächtig sank Gabriele in Viole's Arme.

Er brachte sie nach dem Louvre vermittelst einer Sänfte. Still ließ er d'Arbeque bestatten.

Gabrielen's Schmerz war namenlos. Viole (wie wir ihn jetzt nennen wollen) verließ sie nicht. Sein Herz fand Frieden bei Gabrielen's Schmerz, und sie Trost bei ihm. — Sie hatten ja beide Alles verloren, und nur noch sich selbst. Aber lange, lange dauerte es, bis die Zeit Gabrielen's Schmerz milderte, bis sie im kindlichen Vertrauen dem, der jetzt ihr Vater, ihres Guy's Vater war, alle jene Begebenheiten, so weit es die jungfräuliche Schaam zuließ, vertrauen konnte, die d'Arbeque berührt hatte und die Viole unbekannt waren. Auch er fand Beruhigung in der Mittheilung seines Geschickes; aber er verschwieg Gabrielen den wahrscheinlichen Tod Guy's. Muthig und stark trug ihn der edle Mann. Er erkannte es, daß diese Mittheilung ihr Herz ganz brechen würde; aber er weihte sie ein in seine Geheimnisse, und höher achtete sie ihn noch und inniger, da sie die erhabenen Zwecke seines Wirkens erkannte.

16.

Den harten, schweren Kampf des jungen, unverwüsteten, kräftigen Lebens gegen des Todes Gewalt kämpfte Guy lange Zeit. Eine gefährliche Krankheit gesellte sich zu seinem Wundfieber und dem Schmerz seiner Wunden. Lange blieb dieser Kampf unentschieden. Alle Anstrengungen der Heilkunst blieben fruchtlos lange Zeit. Endlich, als des Frühlings mildes Wehen neues Leben der Natur einhauchte, und frische Kraft durch alle Pulse der Schöpfung wallte, da auch wurde des Jünglings Zustand besser, und seine kräftige Natur entwand sich den Fesseln des Todes.

Aber seine Kräfte kehrten nur sehr langsam wieder. Es vergiengen Monate, ehe er wieder kräftig in den Wäldern umherstreifen konnte.

Seines Herzens innige Sehnsucht zog ihn zu dem Orte hin, wo er die glücklichsten Stunden seines Lebens gelebt hatte, nach Schloß Arbeque. Hier hoffte er Kunde von der Geliebten zu erhalten. — Doch er täuschte sich.

Er kam an eines Tages auf dem Schlosse. Ein mürrischer Alter öffnete, der ihn nicht kannte; als er aber sich zu erkennen gab, da erinnerte sich der Greis des Jünglings wieder, und mit aller breiten Redseligkeit des Alters erzählte er von seines Herrn unglückseliger Reise; von Gabrielen's Thränen nach Guy's Entfernung, deren Ursache man nicht gekannt; von ihrem Widerwillen gegen jene unselige Reise nach Paris, und endlich von des Barons Tode, und wie d'Arbeque, auf den Fall seines Todes, ihm die Verwaltung des Gutes und der Burg für Gabrielen anvertraut.

Wißt Ihr des Fräuleins Aufenthalt? — fragte Guy mit all der namenlosen Angst, die ihm ihre hülflose Lage, ihr Alleinstehen in der gefährlichen Hauptstadt einflößte.

Leider kenn' ich den nicht, sprach betrübt der Greis; allein sie selbst hat mir des Vaters Tod gemeldet, und die nöthigen Weisungen ertheilt.

Und woher? fragte eifrig der Jüngling.

Aus Paris, antwortete der Greis. Näheres aber sagte sie nicht. Sie nur in Person wird Rechenschaft von mir fordern. Auch weiß ich nicht, wo sie meine Nachrichten treffen sollten, da sie ihren Aufenthalt nicht weiter angab.

Wer wird ihr beistehen, wer sie schützen? rief Guy mit bangen Ahnungen aus. Ich will nach Paris und sie aufsuchen!

Seyd Ihr jemals in Paris gewesen? fragte theilnehmend der Greis.

In Paris war ich nie, obgleich ich mit Coligny's Heere davor stand.

Dann will ich mich nicht wundern, daß Ihrs für so leicht haltet, dort Jemanden auszukundschaften, versetzte Jener. Glaubt mir, junger Herr, fuhr er fort, hielt ich es für so leicht wie Ihr, ich würde heute noch aufbrechen, um meine junge Herrin zu suchen; allein Paris ist mir nicht fremd, und darum habe ich den Wunsch aufgegeben, der oft zum Vorsatz werden wollte. Auch täuscht Ihr Euch, wenn Ihr glaubet, es gienge ihr schlimm. Sie beruhigt mich ihretwegen: sie spricht von edlen Menschen, die sich ihrer väterlich angenommen. Es müssen also nothwendig Gründe obwalten, die die Verborgenheit ihres Aufenthaltes wünschenswerth machen, und diese zu erforschen, habe ich oft schon umsonst mich angestrengt. —

Guy verließ tief bekümmert den Ort. Sie lebt; der Gedanke erheiterte sein Gemüth, und wie ein freundlich tröstender Engel zog die Hoffnung in sein Herz, mit ihr aber auch die Sehnsucht, dorthin zu ziehen, wo die Geliebte sich aufhielt, um, vertrauend auf den himmlischen Schutz treuer, engelreiner Empfindungen — nach ihr zu suchen.

Auch diesem Wunsche nahte Gewährung, obgleich von einer andern Seite.

Die Freunde Rabaud and Salers kannten keinen sehnlichern Wunsch, als den, ihren Liebling, Guy, im rechtmäßigen Besitz der Burg seiner Väter zu sehen. Bisher war Saint-Flour noch immer Eigenthum des Staa-

tes gewesen, nachdem die verstoßene Diana de Poitiers die Burg hatte zurückgeben müssen.

Jetzt, wo der Frieden geschlossen war, wo der Hof geneigt schien, alle Mißhelligkeiten auszugleichen, wo Coligny sich in Paris aufhielt, und des Jünglings Schritte unterstützen konnte, wo ein edler Mann, wie der Kanzler l'Hopital, sein Gewicht in die Wagschaale des Rechts legen konnte; jetzt schien der günstigste Augenblick gekommen. — Darum bestürmten sie auf's Neue den Jüngling mit ihren Bitten und Vorstellungen, händigten ihm alle die wichtigen Dokumente ein, die Salers Umsicht zur Zeit der Flucht de Viole's gerettet, und ließen nicht nach, bis Guy sich zu handeln entschloß.

Guy war nun hergestellt. Seine Kräfte hatte er wieder; aber jene Frische der Gesundheit, jenes blühende, jugendliche Wesen war noch nicht wiedergekehrt, und blaß waren seine Wangen noch. Allein sein männlich schönes Gesicht erhielt dadurch einen leidenden Ausdruck, der es anziehender machte. Die warme Jahreszeit war wieder gekommen — ohne Gefahr konnte er die Reise unternehmen, an deren Ziel die Hoffnung so viel Erwünschtes verhieß.

Guy trat diesesmal wieder, von den geretteten Schätzen aus bessern Tagen ausgerüstet, die Reise nach Paris an. Der alte Rabaud wollte selbst ihn begleiten, allein dies gab Guy nicht zu, weil er zu schwach war, und so zog der Jüngling allein des Weges mit einem Herzen voll schöner Träume.

Der Hof hatte eine Reise durch Frankreich unternommen. Katharina gab vor, den jungen König seinem Volke zeigen zu wollen, und dadurch die Bande der Liebe zwischen König und Volk fester zu knüpfen; aber gewiß

lagen andere Beweggründe tief in diesem Herzen verborgen. Sie versäumte es nicht, den König auf die verwüsteten Gegenden, auf die zerstörten Kirchen und Städte aufmerksam zu machen, und alle Schuld auf die Protestanten häufend, des Königs Haß gegen die Ketzer nur mächtiger zu entflammen. Ueberall trug sowohl Carl der Neunte, als die Königin Mutter, die offenbarste Abneigung gegen die Ketzer zur Schau. Es war die günstigste Gelegenheit, den Saamen, der in der Bartholomäusnacht so gräßliche Frucht trug, auszustreuen in Carl's Gemüth, und nichts wurde von allen seinen fanatischen Umgebungen versäumt, was zu dem Zwecke führen konnte. Mit den schrecklichsten Entwürfen trug man sich und Katharina nährte sie heimlich, wenn sie auch wohl hin und wieder den Ketzern einen freundlichen Blick gönnte. Nicht Milde war es, die sie bestimmte, jenem Bündniß, das zwischen dem Pabst, dem Kaiser, Spanien und Frankreich zur Ausrottung der Ketzer hatte geschlossen werden sollen, nicht beizutreten, sondern eine wohlberechnende Politik, die nur auf sich selbst sich stützen wollte. Ihrem Ketzerhasse bot sich eine bessere Gelegenheit in Bayonne dar, wo die königliche Familie mit Elisabeth, Philipps II. sanfter Gemahlin, zusammen kam. Aber nicht den Ergüssen der heiligsten Empfindungen mütterlicher und kindlicher Liebe waren die Tage geweiht. Alba, der in so naher Wahlverwandtschaft mit Katharinen stand, der gräßliche Blutrichter, der allen Gesetzen der Menschlichkeit Hohn sprach, war hier ihr steter Gesellschafter. Während der Hof in üppigen Genüssen schwelgte, besprach sie mit ihm das Problem, das zu lösen ihr beiderseitiger Wunsch war, die Ausrottung der Protestanten. Alba legte den Grund eines umfassenden

Plans in ihre Seele. Gewaltsame Unterdrückung mit einem Schlage, das war sein Grundsatz. Nicht gerade stimmte ihm Katharine bei, aber dennoch faßte seine Idee Wurzel, und sein Wort: „Daß der Kopf eines Lachses mehr werth sey, als alle Frösche in den Sümpfen" blieb in ihrem Andenken.

Allein jene geheime Unterredungen blieben nicht geheim. Heinrich von Navarra erfuhr das Geheimniß, und der zwölfjährige Knabe vertraute der hochherzigen Mutter, was er vernommen.

Schaudernd begriff die edle Johanna den schrecklichen Plan. Ihre Warnungen schreckten Condé aus seiner Ruhe auf, und machten den Admiral Coligny aufmerksamer auf die Wege der Feinde. Doch zu offener Widersetzung war kein Grund vorhanden, jetzt wenigstens nicht. Der Hof schien friedlich. Katharina nahm ihre Maske vor, und jene Versöhnung der Häuser Chatillon und Guise war ein verächtliches Spiel, das den Haß tiefer in die Gemüther senkte, indeß äußerlich das Heiligthum des Menschenherzens, Freundschaft, erheuchelt wurde. — Katharine, je mehr sie die Lage Frankreichs erwog, je mehr sie einsah, daß ihre Verschwendung und die Ueppigkeit des Hoflebens es entkräftete, begann nur im Kampfe der Partheien ihr Heil zu sehen. Er bot Gelegenheit zu Einziehung von Gütern, bot Gelegenheit, ihrem Lieblingsohne Heinrich, Herzog von Anjou, eine wichtige Stelle, den Oberbefehl der Armee, zu übertragen, und dem glühenden Ehrgeize desselben die Bahn des Ruhmes zu eröffnen. Das neugeschlossene Bündniß mit dem Pabste und den katholischen Kantonen der Schweiz, die Annahme von 6000 Schweizern in französischen Sold, zeigten den Protestanten, was sie zu

erwarten hatten. Sie blieben nicht unthätig. So rüsteten sich beide Partheien.

Katharina's Klugheit hatte leicht einen Vorwand für ihre Rüstungen gefunden. Alba führte ein mächtiges Heer nach den Niederlanden, dort zu thun, was Katharina beabsichtigte. Scheinbar äußerte man Besorgniß ob dieses Heereszuges an den Grenzen des Königreichs. Die Klugheit rieth, ein Beobachtungsheer zusammenzuziehen, und dies geschah, indeß der Franziskanermönch Hugo nach Madrid eilte, die wahren Gründe Philipp II. zu melden, der seine Rolle mit Sicherheit und Virtuosität spielte.

So standen die Sachen, als eines Tages Guy de Saint-Flour in den Hof des Schlosses Chatillon einritt, wo Coligny sich aufhielt. Bei ihm waren Mouvans und du Plessis. Die üble Gestaltung der Verhältnisse für die Sache ihres Glaubens machte den Gegenstand ihrer Unterredung aus.

Guy wurde gemeldet.

Alle sahen sich erstaunt an, als sein Namen von dem Diener genannt wurde.

Es geschehen Dinge, die an's Unglaubliche grenzen, sagte Coligny — sogar die Todten stehen auf!

Er hatte diese Worte noch nicht ausgesprochen, als Guy hereintrat, die Herren mit jenem edlen Anstande begrüßend, der ihm eigen; mit jener Hochachtung, deren sie würdig, und mit jener Herzlichkeit, zu der ihn seine Liebe zu ihnen hinzog.

Die Ehrerbietung vor dem Admiral hielt allein Plessis und Mouvans zurück, dem Triebe ihres Herzens Folge zu leisten, und den Jüngling an ihre Brust zu drücken.

Der Admiral trat ihm entgegen und reichte ihm mit väterlicher Huld seine Hand. Gottlob, daß Ihr lebt, Herr de Saint-Flour, sprach er mit Gefühl, wir haben Euch alle als todt betrauert; und der Verlust eines so tapfern jungen Mannes, dessen Leben und Ruf so flekkenlos, hat meinem Herzen wehe gethan. Mit Freuden heißt es Euch darum willkommen!

Der Jüngling drückte mit Rührung die Hand dieses großen, edlen Menschen.

Jetzt aber konnte sich der stürmische Mouvans nicht länger halten.

Komm heran, rief er, Du wackrer Freund, der Du so ritterlich treu an meiner Seite kämpftest, den ich mit Schmerzen verlor!

Da flog der Jüngling in des Mannes geöffnete Arme und aus ihnen in die des sanfteren du Plessis.

Als das herzliche Bewillkommen vorüber, sprach der Admiral:

Setzet Euch nun an meine Seite, Herr de Viole, und theilet uns umständlich Eure Begebnisse seit jener unseligen Schlacht bei Dreux mit. Sie müssen seltsam seyn — denn Euer Verschwinden war so räthselhaft, als nach so langem Zwischenraume Euer plötzliches Erscheinen ist. —

Guy ließ sich nieder. Sechs Augen hiengen an seinem Munde erwartungsvoll. Alles was zwischen jener Stunde seiner Verwundung und der Tag, wo er die Freunde wieder sah, erzählte er ihnen nun mit Offenheit und Treue.

Voll Erstaunen hörten sie zu; machten ihm aber dann bittere Vorwürfe, daß er so lange her schon nichts habe von sich hören lassen.

Guy entschuldigte sich so gut es gehen mochte.

Angelegentlich fragte er dann nach den jetzigen Verhältnissen, die ihm in seiner Einsamkeit unbekannt geblieben.

Coligny übernahm das unwillkommene Geschäft, den Jüngling einen Blick in die verworrenen Verhältnisse thun zu lassen, und ihm die feindselige Stellung des Hofes zu zeigen, dessen Treulosigkeit keinen Glauben, kein Zutrauen mehr verdiente.

Wie schmerzlich sah sich Guy getäuscht. Alle seine Hoffnungen sanken nun zusammen. Er äußerte sein Vorhaben, nach Paris haben gehen zu wollen, dort die Zurückgabe von Saint-Flour zu betreiben.

Der Admiral lächelte wehmüthig.

Diese Hoffnung müßt Ihr aufgeben, Herr de Viole, sprach der Admiral; denn des Hofes feindselige Stellung deutet genugsam an, wie wenig man Eure gerechte Forderung beachten würde; aber auch den Fall angenommen, der Hof wäre unsern Glaubensgenossen günstig, dennoch würdet Ihr nur eine trügliche Hoffnung nähren, da Katharina den Schatz, der ohnedem durch die Kriege und die Verwüstungen, die in seinem Gefolge sind, erschöpft ist, noch mehr durch ihre unselige Reise und ihre Verschwendung in üppigen Hoffesten erschöpfte. — Wie wolltet Ihr da hoffen, daß sie eine so reiche Besitzung, als Saint-Flour ist, zurückgäbe? —

Diese Gründe waren zu einleuchtend, als daß sie hätten widerlegt werden können. Guy ergab sich in sein Geschick; aber jener andere Gedanke, der seine Seele beherrschte, wurde so leicht nicht aufgegeben.

Das Gespräch wandte sich nun auf die nothwendigen Rüstungen der Hugenotten. Der Admiral theilte

ihnen nun mit, was bereits geschehen und wie viel noch geschehen müsse.

Und zu dem, was ich thun muß, fuhr er fort, bedarf ich treuer, muthiger und unternehmender Männer, wie die sind, in deren Mitte ich jetzt stehe.

Ihr, du Plessis und Oberst Mouvans, kennt schon die Aufträge, die Ihr zu erfüllen Euch entschlossen; Ihr aber, de Viole, noch nicht. Auf Euch rechne ich, und darum wünsche ich, daß Ihr in meiner Nähe bleibet; wollt Ihr das? —

Ein Schmerz zog durch des Jünglings Brust — aber er richtete sich männlich auf und gab feierlich sein Wort, zu jeder Unternehmung bereit zu seyn.

Coligny drückte seine Hand. So kannte ich Euch, sagte er, und mein Vertrauen, das mich oft täuschte, hat sich in Euch herrlich bewährt, und diese ist eine von den freudigen Erfahrungen, an denen das Leben nicht eben reich ist.

Bis tief in die Nacht blieben Mouvans und du Plessis in Chatillon — dann aber verließen sie den Admiral; Guy blieb in seiner Nähe und mußte den Plan, den sein Herz entworfen, für jetzt aufgeben. Zu dem Vater über den Sternen betete er, und seinem Schutz empfahl er die Geliebte vertrauenvoll, und Frieden kam, des Gebetes reicher Segen, in seine bewegte Brust.

Katharina's Kundschafter umgaben mit Argusaugen den Admiral sowohl als Condé, der sich damals in Noyers in Auxerrois aufhielt, und hinterbrachten ihr jeden Schritt. — Damals wurde zum erstenmale am Hofe und im Kabinet Katharina's der Namen eines jungen Mannes genannt, der Katharina's wildes Herz durch die Erinnerung, die er heraufrief aus der Vergangenheit,

in stürmische Bewegung brachte. Guy de Viole de St. Flour nannte man als Coligny's Vertrauten, als den, der die geheimen Aufträge nach Noyers zu dem Prinzen Condé bringe, der selbst in der Nähe Johanna's von Navarra zu Nerac sey erblickt und von ihr ausgezeichnet worden. Man schilderte ihn als einen der muthigsten Männer der Hugenotten, der, noch Jüngling, in der Schlacht bei Dreux mit Mouvans den Connetable zum Gefangenen gemacht, und durch seine Tapferkeit in jener Schlacht dem königlichen Heere beträchtlich geschadet. Es war wirklich an dem. Unbedingtes Vertrauen schenkte der Admiral dem jungen, fähigen Manne, und die Klugheit, womit er sich der wichtigsten Aufträge entledigt, der nie rastende Eifer für die Sache seines Glaubens, stellte ihn noch täglich höher in des Admirals Achtung und Werthschätzung.

Es war zu Monceaux en Brie, wo sich damals der Hof aufhielt, und wo Katharina, bei dem sich allmählig mit Wetterwolken umlagernden Horizont, das in ihrem finstern Aberglauben wurzelnde Bedürfniß fühlte, den ihr so treu ergebenen Astrologen Acevedo, der noch immer in Paris in fast klösterlicher Einsamkeit lebte, wieder um sich zu haben, und den sie darum zu sich beschied.

Acevedo verließ ungern Paris, aber er, der durch die Nachricht von Guy's Wiedererscheinen, die ihm ins geheim du Plessis mitgetheilt, ein neues Leben gewonnen, er sah jetzt, wie nothwendig es sey, seine Stellung zu behaupten, und sich tiefer in das Geheimniß zu hüllen, das ihn bisher verbarg; und so folgte er dem Rufe der Königin, das Wiedersehen des geliebten Sohnes bessern Tagen übergebend.



Er wußte ihn ja jetzt am Leben; er wußte die an's Wunderbare grenzende Erhaltung des Jünglings, und seine dankbare Seele schwur auf's neue, sich der heiligen Sache seines Glaubens zu weihen, und im Dunkeln die Blitze abzuleiten, die ihm Verderben droheten. — Gabriele sah freudig die Aenderung des Wesens bei dem Manne, der jetzt ihr Vater war, den sie so innig verehrte und liebte. Sie fragte ihn nach dem Grunde seiner erneuten Lebenslust, die ihr um so weniger begreiflich war, da sie durch ihn die sich immer mehr verfinsternden Aussichten für die Glaubensgenossen kannte.

Gabriele war ja das einzige Herz, das in Liebe ihm nahe war, in aufopfernder Kindesliebe — ihr erschloß er sein Herz und sagte ihr, wie der Sohn, um dessen Tod er getrauert, lebe und wiedergefunden sey. Er sprach jetzt begeistert von seinem Vaterglück, und von der Hofnung, endlich ihm nahe stehen, ihn an's Vaterherz drüken zu können. Jener frühern Ereignisse seines Lebens gedachte er nicht, aus Schonung für Gabrielen, da er nothwendig des lieblosen Benehmens ihres verstorbenen Vaters hätte gedenken müssen, und so blieb es ihr unbekannt, wie nahe ihrem Herzen d i e s e r Guy stand, dessen Namen ihrem Herzen so schmerzlich süße Erinnerungen zurückrief, und das Bild des Jünglings, den sie liebte, in dem ganzen Farbenschmuck der ersten Liebe zurückzauberte — den ihr Vater so hart, so undankbar von sich gestoßen, und nie ihr gesagt warum.

Viole blickte mit unaussprechlicher Liebe auf das Mädchen. Er sah, wie bei der Nennung des Namens „G u y“ eine Flammenröthe ihr schönes Antlitz überzog.

Dann forschte er leise und vorsichtig, ob wirklich Guy's wahre Verhältnisse ihr fremd seyen. Er nannte den Namen „Salers" wie zufällig und beobachtete sie. Eine unaussprechliche Verwirrung bemeisterte sich Gabrielen's. Sie beugte sich tief herab, denn sie fühlte, daß Acevedo's Auge auf ihr ruhe.

Nachdem sie ihre Fassung wieder gewonnen, fragte sie, anscheinend gleichgültig, aber mit zitternder Stimme, nach dem alten Salers, der einst ihres Vaters Wunde geheilt.

Viole, der jetzt genug wußte, sagte leicht hingeworfen, der Alte lebe noch in der Dauphiné. Ein tiefer Seufzer arbeitete sich aus des Mädchens Brust herauf; aber sie schwieg.

17.

Die Hugenotten sahen mit jedem Tag ihre wachsende Gefahr mehr ein, denn immer bedeutender wuchs das Heer des Hofes an, und immer deutlicher trat das Mährlein von einer Beobachtungsarmee in's Licht. Zu Valery und zu Chatillon hatten sie bereits zahlreiche Versammlungen gehalten, worin beschlossen wurde, eine kräftige Stellung anzunehmen. Im engern Rathe zu Chatillon war ein Plan entworfen worden, der besonders Condé, Mouvans und andre feurige Häupter der Hugenotten für sich hatte, und da er am sichersten zum Ziele führen konnte, auch zuletzt des Admirals Beifall erhielt, der nämlich, den Hof in der Stille in Monceaux en Brie, wo Carl der Neunte die Freuden der Jagd genoß, aufzuheben, was um so leichter war, da Monceaux nicht befestigt, also auch um so sicherer einzunehmen war.

Zu diesem Schritte wurde nun Alles in der Stille vorbereitet.

Guy de Viole war in dieses Geheimniß eingeweiht, und war von dem Admiral ersehen, die Kunde davon nach der Picardie zu bringen, wohin sich du Plessis-Mornay begeben, um Truppen zu werben und den protestantischen Adel der Picardie für die neuen Unternehmungen zu gewinnen.

Mit den nöthigen Schriften versehen, die er heimlich auf seinem Leibe trug, verließ Guy Chatillon, und trat, blos von seinem Diener begleitet, die Reise an, die bei dem immer mehr wachsenden Mißtrauen und bei der jetzt sich mehr und mehr anfachenden Gluth des Fanatismus viele Umsicht forderte, wie sie auf der andern Seite nicht ohne große Gefahr war. Mit den aufrichtigsten Segenswünschen entließ ihn der Admiral, dessen Herz doch ein wenig pochte bei dem Gedanken, wie doch ein unangenehmer Zufall das Geheimniß enthüllen könnte.

Die reizende Lage des Schlosses Monceaux en Brie, mehr aber noch der große Reichthum der das Schloß umgebenden herrlichen Buchenwälder an Wild aller Art, fesselte Carl den Neunten mit fast unauflöslichen Banden an diesen Ort. Wie König Carl alles, was er ergriff, mit großer Heftigkeit und Leidenschaftlichkeit ergriff, so war die Jagd ihm wahrhaft zur Leidenschaft geworden. Ueber ihr vergaß er Alles. Sie nahm ungetheilt sein ganzes Wesen so sehr ein, daß er durch sie selbst zum Schriftsteller wurde. Katharina von Medicis wußte gar klug diese Leidenschaft ihres königlichen Sohnes zu befriedigen, und ihn so von den Regierungsgeschäften entfernt zu halten. Daher ertrug sie gerne die traurige Einförmigkeit, die der Aufenthalt in Monceaux

für sie haben mochte — indem sie klug den kleineren Verlust des größern Gewinnes wegen trug.

Schon lange hielt sich der Hof in Monceaux auf, und noch immer war keine Aussicht der Rückkehr nach Paris, da Carl vom frühen Morgen bis zum späten Abend die Freuden der Jagd genoß, und selbst oft die Damen des Hofes zu diesen Freuden, so unweiblich sie auch seyn mochten, hinzog. Vor allen gefiel sich Margarethe von Valois, Carls Schwester, in diesen Vergnügungen. Heiter und lebensfroh, im Mai ihrer Tage stehend, geschmückt mit der reichesten Fülle weiblicher Schönheit, fand sie Ersatz für die Einförmigkeit Monceaux's in diesen Zerstreuungen, da ihr Sinn an die immer jungen Freuden des galanten und üppigen Hoflebens gewöhnt war.

Es war am Ende Septembers, als Carl eine große Hetzjagd angeordnet hatte, zu der die verschwenderischsten Vorbereitungen gemacht worden waren, an der der ganze Hof Theil nehmen sollte. Einer der freundlichsten Herbsttage lächelte dem wilden Feste. Frühe schon, denn im Walde sollte das Mittagmahl in einem prachtvoll geschmückten Zelte eingenommen werden, sammelte sich das Jagdgefolge im Hofe des Schlosses. Die Herren des Hofes wetteiferten in Galanterie gegen die Damen, die in den reichsten und anmuthigsten Jagdkleidern, auf den zierlichsten Zeltern sitzend, des Hofes Krone, die schöne Margarethe, erwarteten. Einer der schönsten schneeweißen Araber harrte, kostbar aufgezäumt, der lieblichen Reiterin, die endlich an ihres königlichen Bruders Hand aus dem Portale des Schlosses trat. Ein allgemeines Ah! der Bewunderung wurde laut, als die Herrliche hervortrat im grünen Jagdkleide, von goldner Stickerei über-

deckt. Sie war heute schöner als je, das gestand selbst die eitle, gefallsüchtige Lustrac, Saint-André's schöne Wittwe. Ein leichtes Roth malte die Wangen der lieblichen Prinzessin, und das dunkle Gewand hob recht die blendende Weiße ihrer Lilienhaut.

Selbst Carls dunkles Auge blickte mit Wohlgefallen auf die schöne Schwester, die sich so leicht, so anmuthig auf das schöne, stolze Thier schwang, und rief dem Marschall von Tavannes zu:

Unsre Jagd muß heute glücklich seyn, Marquis, denn seht nur, die reizende Göttin der Jagd, Diana selbst, begleitet uns! —

Lauten Beifall und einmüthigen erhielt die Galanterie des Königs. Höher färbten sich Margarethens Wangen; die Hörner erschallten in lustigen Fanfaren, und des Königs Aufsitzen gab das Zeichen zum allgemeinen Aufbruch. Katharina stand auf dem Balkon und weidete ihre Blicke vielleicht seit langer Zeit zum erstenmale mit reiner mütterlicher Freude an der Tochter Liebreiz, der mit zauberischer Macht aller Augen auf sie zog. Sie allein nahm nicht Theil und der Liebling ihres Herzens, Heinrich von Anjou, der eine Unpäßlichkeit vorgeschützt. Bald war das Jagdgefolge der königlichen Geschwister dem Blicke entschwunden, und nur noch aus der Ferne klangen lustig die Hörner zum Schlosse herüber, und bald verlor sich in reizendem Dekreszendo der liebliche Klang, dem Katharina gelauscht, und sie verließ den Balkon, sich in ihre Gemächer zu begeben, um über wichtige Dinge mit Heinrich von Anjou zu verkehren.

Alba's Saat, ausgestreut in den stillen Zusammenkünften zu Bayonne, begann zu keimen. Katharina's Gemüth hatte den Funken aufbewahrt, den der Würger

so leicht in dasselbe geworfen, als handle es sich um ein Würfelspiel. Oft sah man sie seit jenen Tagen brüten über finstern Gedanken, öfter verkehrte sie mit dem fanatischen und grausamen Heinrich dem Vertrauten ihrer blutigen Entwürfe.

Auch die Stunden dieses ungestörten Tages wollte sie mit ihm verbringen in vertrauter Berathung.

Sie war kaum in ihr Klosett getreten, als der hochfahrende Prinz, der in Carls schwächlicher Gesundheit die Hoffnung künftiger Thronfolge sah, auch schon hereintrat und sich zur Mutter setzte.

Ihr Gespräch drehte sich fürs erste um den nahen Ausbruch der Feindseligkeiten. Gedenkt wirklich Carl dem Connetable das Kommando zu? fragte er die Mutter mit einem Tone, der nur zu deutlich das Mißvergnügen an dieser Idee des Königs aussprach.

Urtheile nicht unbillig, Heinrich, erwiederte Katharina; er muß dem Alten seine Gerechtsame lassen. Gedulde Dich nur eine kurze Frist — ich weiß es, daß sein Ziel nahe ist.

Heinrich sah sie erstaunt an.

Acevedo, fuhr sie fort, hat ihm das Horoscop gestellt — er endet schnell, wie er behauptet, vielleicht in der ersten Schlacht.

Heinrichs Antlitz erheiterte sich. Und was gedenkt dann meine theure Mutter zu thun? fragte er.

Du bist dann am Ziele Deiner Wünsche — Du erhältst dann den Oberbefehl, und Tavannes und Cossé stehen mit ihren reichen Erfahrungen Dir zur Seite und winden die Lorbeern zu Deinem Siegerkranze.

Voll dankbarer Freude küßte der Prinz der Mutter Hand.

Ihr sollt Freude erleben, sprach er, denn ich will sie hetzen, die Ketzer, wie des Waldes Thiere, die Carl jetzt hetzet, während er die Ketzerbrut gewähren läßt nach ihrem verstockten und verruchten Sinn.

Säße ich an Carls Stelle auf Frankreichs Thron, anders sollte es sich gestalten und bald sollte Frankreichs Boden kein Ketzer mehr entweihen, und unsere heilige Kirche uneingeschränkt herrschen, so weit Frankreichs Zunge gehört wird.

Du sprichst mir aus der Seele, sagte vertraulich die Königin. Zu einseitig, zu kraftlos war bis hierhin das Verfahren. Schlagt der Schlange den Kopf ab, sagte Alba in Bayonne, und ihr zertretet das ohnmächtige Thier mit einem Tritt. Viel zu sehr habe ich nachgegeben, und durch diese Milde, die ich unzeitig nennen muß, sind sie so kühn geworden, daß sie trotzen unserer Macht.

Heinrich ballte wild seine Faust. Mit einem Tritt sie vernichten, das wäre allein der Weg zum Heil; denn so wachsen sieben neue Köpfe, wenn einer vom Schwerte gefällt wird.

Die Königin lächelte teuflisch in sich hinein: Das ist Alba's Meinung. Sie locken an einen Ort und sie niedermachen, die Häupter, und dann durch Frankreichs Statthalterschaften, die vorher mit vertrauten Leuten besetzt werden müßten, ein Gleiches thun — so wäre kurz und schnell das gute Werk vollbracht.

Vergeßt es nicht, sprach besonnen der Prinz, daß so lange l'Hopital Kanzler ist, sein eiserner Sinn und seine Neigung für die Ketzer Euch indirekt hemmend im Wege stehen wird.

l'Hopital? frägte die Königin, und ein Zug bittern Hohnes um den Mund wurde sichtbar; wer hält ihn, wenn deine Mutter will, daß er falle? — Wer aber wäre geeignet, seine Stelle nach unserm Sinne zu vertreten?

Morvilliers! sprach der Prinz. Seine Gesinnung ist die meine und die Eure. —

In der That, Heinrich, Deine Wahl ist gut, sagte nach einigem Nachsinnen die Königin, und den Namen werde ich nicht vergessen. Ueberhaupt werde ich das, was wir hier besprochen, wohl erwägen. Es wird sich ein günstiger Zeitpunkt finden, wo der Plan zur That wird.

Gebraucht Ihr indessen einen tüchtigen Menschen, dessen Gewissen so weit ist, daß die Sünden von ganz Frankreich es nicht füllen — so gedenkt des Namens: Maurevel!

Eine Hofdame, die jetzt nahte, unterbrach das Gespräch, das ohne Zweifel die höllischen Pläne noch weiter würde ausgesponnen haben — indem sie meldete, eben sey Meister Acevedo von Paris angekommen und wünsche Ihrer Majestät Befehle zu vernehmen.

Laß mich allein mit ihm, Heinrich, bat freundlich die Mutter, und der Prinz entfernte sich. Im Vorsaale begegnete er dem Meister, der ihn ehrerbietig grüßte. Leicht erwiederte der stolze Heinrich den Gruß. Sein blitzendes Auge ruhte auf Gabriel's schönem Gesichte, der erröthend das Auge senkte. Der Prinz blieb stehen, sah noch einmal um und verließ dann erst den Saal, indem er unverständlich etwas in den Bart murmelte.

Acevedo trat in der Königin Gemach. Sein Gruß war ernst, aber ehrerbietig. Sein durchbohrender Blick

faßte die Königin so scharf, daß sie fast verwirrt ihr Auge niederschlug.

Seyd mir willkommen, Meister, sprach sie freundlich; lange waret Ihr fern, zu lange für meine Wünsche. Was hielt Euch doch so fest in Paris?

Die Last der Jahre drückt Euren Diener nieder, und der Fluch der Creatur, des Alters Leiden und Wehe sucht ihn heim — also sprach Acevedo mit hohlem, fast geisterhaftem Tone.

Die Königin maß ihn mit ihren Blicken. Ihr seyd so rüstig noch, sagte sie.

Könnt Ihr es dem Baume ansehen, wenn sein Mark faul und sein Herz verdorret ist? fragte er.

Ich hoffe nicht, daß Eure Krankheit Euch in Euren Beobachtungen störte? fuhr die Königin fort, denn gar Manches hat sich ereignet, seit ich Paris verließ, über das ich den Willen des Schicksals zu befragen wünschte.

Ich gleiche der Nachteule, erwiederte Acevedo; die Nacht ist meine Zeit des Wirkens — aber wie des Käuzlein's Ruf nur Unheil verkündet — so auch ich! Fraget nicht weiter, meine Gebieterin!

Die Königin erschrack heftig. Acevedo's Rede hatte ihre Neubegierde auf's Heftigste erregt.

Also Unglück weissagen die Sterne — Unglück mir!? — Redet, Acevedo! Ich bin Weib — aber meine Seele ist stark, sie kann auch Schreckliches tragen und hat es getragen bereits.

Wohlan, Euer Wille geschehe, sprach Acevedo. Er richtete das brennende schwarze Auge fest auf die Königin. Seine Stellung war imponirend; ungewöhnliche Gluth übergoß sein Gesicht, und seine Rechte war erhoben. Höret, was die Sterne sagen: Frankreichs Köni-

gin, sprach er mit prophetischem Feuer, und seine Stimme schien aus einer Grabeshöhle zu kommen: Frankreichs Königin, Blut — Blut — Bürgerblut — umwallt Dich in rauchendem Strome, und es schreiet um Rache zu dem Herrn, der ein Vergelter ist alles Thuns! Blut düngt Frankreichs Boden — aber keine Saaten spriessen, wo unschuldig Blut floß. — Mutter — Dein Stamm erlischt — schrecklich! — ein Ast dorret ab nach dem andern — und ist der Stamm gefallen, fället des Meuchlers Dolch auch den letzten Sprößling, der Todesengel wird sein Schwert über Tausende ausrecken, und sein Schwert bist Du! — Und Wüsteneien werden seyn, wo blühende Fluren sind, und rauchende Trümmer, wo die friedliche Hütte steht — und von Süden her wallet der Blutstrom! — Du — Du — leitest ihn! — Wehe! Wehe! — ruft die warnende Stimme! — der Fluch folget, wo der Mensch frevelt in seinem gräulichen Wahn! —

Katharina hatte vor ihm gestanden und sich auf einen Lehnstuhl gestützt. — Ihr Wesen war in einer fast fieberhaften Spannung. Ihr Blick hieng begierig an seinem Munde, und alle Seelenkräfte schienen in dem Sinne des Gehörs sich konzentrirt zu haben. Der Anblick des Mannes, wie er jetzt so vor ihr stand und das lange Gewand so lose um die dürre Gestalt hieng, der schneeweiße Bart über die Brust herabwallte, und das Auge aus seiner tiefen Höhle so zermalmende Blitze schoß, war der Art, daß ein unheimliches Grauen sie ergriff, das sie gewaltsam unterdrücken wollte, aber nicht zu verdrängen vermochte. Als er aber jetzt langsam und dumpf — die Worte — Blut — Blut — Bürgerblut aussprach, und seine Stimme mit jedem Augenblicke mehr hob, also daß sie gegen das Ende seiner Rede wie dumpfer Don-

ner wollte — da durchfuhr eine Todeskälte ihr ganzes Wesen — das Blut wich aus ihrem Gesichte, ihre Zähne schlugen wie in fieberischem Froste aneinander — ihre Hände zitterten, ihre Kniee wankten — sie sank, einer Ohnmacht nahe, in den Lehnstuhl, und bedeckte ihre Augen mit den Händen — indem sie mit verzweifelndem Tone rief: Schweig, schweig, Du Schrecklicher!

Acevedo blieb wie starr in seiner Stellung. — Und als nach einem langen Zwischenraume Katharine mühsam ihre Fassung wieder errungen, stand er noch so da, und aufs neue ergriff sie Furcht und Entsetzen.

Geht ins Vorzimmer, rief sie ihm zu — Euer Anblick tödtet mich! —

Acevedo drehte sich um und verließ, ohne ein Wort zu reden, das Gemach, und überließ Katharinen sich selbst und ihrem furchtbar erregten Gewissen.

Aber wie er draußen im Vorsaal an das Fenster trat — da faltete er seine Hände, und sein Auge blickte empor zum Himmel, indem er leise sprach: Herr, vollende Du! —

Eine Stunde floß hin, ohne daß sich in Katharina's Gemach etwas regte. Acevedo mochte sich nicht entfernen; er kannte sie zu gut, um nicht auch berechnen zu können, was nun erfolgen würde.

Sie kämpfte einen furchtbaren Kampf. So war noch nie die Hölle in ihrem Innern erwacht, als durch des Astrologen fürchterliche Worte. So oft sie auch meinte, gefaßt zu seyn, so ergriff sie das Zittern wieder. Sie versuchte, was sie in ähnlichen Fällen mit Glück angewendet, mit Sophistereien des inneren Richters Stimme zum Schweigen zu bringen; aber es gelang nicht. Auch das kalt spottende Hinwegsetzen über das Gerede des

Mannes blieb erfolglos — denn zu mächtig hatte er sie erschüttert, zu genau hieng seine Rede mit dem eben erst unterbrochenen Gespräche zwischen ihr und Heinrich von Anjou zusammen.

Endlich gelang es doch der Erfahrenen, ihrer selbst, wenn auch nur scheinbar, Herr zu werden. Sie trat vor den Spiegel und suchte ihren Zügen eine ruhige Fassung zu geben. — Dann rief sie den Astrologen zurück, allein fast hätte sein Anblick das mühsam erkünstelte Werk wieder vernichtet.

Ihr wart Zeuge einer augenblicklichen Schwäche, hob sie nach einer Weile an, deren ich mich schäme. —

Acevedo sah sie scharf an und murmelte in sich hinein: Du täuschest mich nicht, Heuchlerin!

Laßt uns, fuhr sie fort, unsere Zwiesprache fortsetzen. Sagt mir, was von der nächsten Zukunft Ihr wisset! —

Wenig, erwiederte Acevedo, wenig ist es, was ich Euch sagen kann — nur das Eine, daß Euch vielleicht eine nahe Gefahr drohet — —

Welcher Art und von Wannen? — fragte sie mit bebender Stimme, die es klar erwieß, in welchem wilden Aufruhr ihr Inneres war.

So weit reicht meine Kunde nicht, versetzte der Astrologe, doch gestattet mir, daß ich heute und morgen der Himmelszeichen Lauf beobachte, und vielleicht ist es möglich, Euch genauere Kunde zu geben. —

Gut, sagte Katharina — thut das.

Sie rief nun eine ihrer Hofdamen, und ließ dem Astrologen ein Gemach anweisen, das ganz nahe an ihre Gemächer stieß.

Acevedo verließ sie nun, und gieng mit Gabriel in das angewiesene Gemach.

Katharina aber beschied ihre Frauen zu sich, um im leichten Scherze und in flüchtiger Unterhaltung das erregte Gewissen zur Ruhe zu bringen, und in ihrer Gesellschaft sich selbst wiederzufinden.

Einsamkeit konnte sie jetzt nicht ertragen, da der Hölle Furien sie erfaßt hatten.

Eine Stunde rechts von Monceaux breitete sich der herrliche Hochwald aus, in dem Carl jetzt mit all der ihm eigenen Leidenschaftlichkeit seine Lieblingsvergnügungen genoß. Am südlichen Saume desselben zog sich die Heerstraße hin, die nach der Picardie führte. An einzelnen Stellen trat der Hochwald bis an die Heerstraße vor, an andern begrenzte sie blos ein hohes Gebüsch, indeß auf der andern Seite Fruchtfelder und saftige Wiesen eine reizende Fläche bildeten. Recht warm für die herbstliche Zeit schien die Sonne, und der Himmel war ungewöhnlich klar. Fernhin hörte man das wilde Toben und Treiben der Jagd; friedliche Stille lag auf der Ebene.

Still ritt auf der Heerstraße ein Jüngling daher auf einem gar schönen Rosse, nur von einem in anständiger Entfernung folgenden Diener begleitet. Sein Aeußeres verrieth adeliche Herkunft — allein es war weit entfernt von jenem eitlen Prunke und Flittertande, wie ihn die jungen Edelleute am Hofe Katharina's liebten. Kein Ab- oder Feldzeichen verrieth, ob er der Parthei der Chatillons oder Guisen angehöre. Einfach, wie seine Kleidung, waren auch seine Waffen; aber in der ganzen Erscheinung des Jünglings lag etwas Hohes, Ehrfurchtgebietendes. Es war eine männlich schöne Gestalt; allein jene frische Blüthe der Jugend gieng ihm ab; vielmehr trug sein Gesicht einen Ausdruck eines leidenden Gemü-

thes, und der tiefe Ernst, der aus dem dunkeln, geistvollen Auge sprach, hatte für seine Jahre etwas Fremdartiges. Alle Unterhaltung mit seinem dieß ungern sehenden Diener verschmähend, hieng der Jüngling ernsten Betrachtungen nach, und schien es nicht einmal wahrzunehmen, daß der Rappe, den er ritt, und dem er nachlässig den Zügel auf dem schön bemähnten Halse ruhen ließ, einen recht gemächlichen Schritt gieng.

Aufmerksam horchte der Diener dem bisweilen näher schallenden Jagdgetöse, und wartete ungeduldig auf die Gelegenheit, seinem Herrn seine Meinung darüber zu sagen. Der schien es nicht zu hören.

Endlich konnte er es nicht länger ertragen und sagte: Ihr scheint heute gar keinen Antheil an dem zu nehmen, was Euch umgiebt!

Der Jüngling sah, ohne zu antworten, ihn an.

Dort geht es lustig zu, fuhr der Redselige fort — König Carl hat eine große Jagd.

Woher weißt Du das? fragte jetzt aufmerksam sein Herr.

Man sprach in unserer heutigen Herberge davon, fuhr der Diener fort, daß heute eine der glänzendsten Jagden in diesem Forste gehalten würde. —

So sind wir wohl nahe bei Monceaux? fragte wieder der Jüngling.

Das mag höchstens eine Stunde links abliegen, versetzte der Diener, und wenn Ihr Lust traget, dort Euch umzusehen, so mögte wohl jener Waldweg, den Ihr dort sehet, sicher dahin leiten.

Dazu fühle ich eben keine Lust, antwortete Jener, und es wäre mir weit lieber gewesen, Du hättest mich davon unterrichtet, daß dieser Weg so nahe bei Mon-

ceaux vorüber führe, da Du der Gegend kundiger bist als ich, der ich zum erstenmale hier vorbei komme.

Dieser scharf ausgesprochene Tadel brachte den Diener wieder zum Schweigen.

Der Jüngling faßte des Rosses Zügel und der Sporn trieb das Pferd zu raschem Lauf. Es schien, als wolle er gerne schnell aus dieser ihm unheimlichen Nähe. Die alte Stille trat wieder ein. Das stille Hinbrüten des Jünglings machte aber jetzt einer wachsamen Aufmerksamkeit Raum. Er warf von Zeit zu Zeit spähende Blicke nach dem Walde, und trieb sein Pferd immer wieder auf's Neue an.

Er lauschte jetzt selbst aufmerksamer dem Jagdgetöse. Plötzlich aber hielt er sein Roß mitten im Laufe an; denn ein gellender Schrei schnitt durch sein Gehör.

Was war das? fragte er den Diener, der auch mit offenem Munde horchte und sein Roß anhielt.

Das schien der Nothschrei eines Menschen, antwortete er — und wenn mich mein Gehör nicht täuschte, von einer weiblichen Stimme herzurühren.

Kaum hatte der Diener geendet, als ein wildes Rauschen in den Zweigen gehört wurde und ein heftiges Schnaufen.

In dem Jüngling regte sich die Jagdlust. Er spannte seine scharfgeladenen Pistolen, indem er sagte:

Das ist sicher ein verfolgter Hirsch.

Er sah mit gespannter Aufmerksamkeit auf die Gegend, woher das Geräusch kam, das jetzt immer deutlicher zu vernehmen war.

Es ist kein Hirsch — sagte der Diener, wohl aber das Schnaufen eines wild gewordenen Rosses!



In demselben Augenblick bestätigte sich diese Vermuthung. Ein schneeweißes Roß flog wild aus dem Walde heraus. Die Mähne flatterte, und in gestrecktem Galloppe flog es dahin über die Ebene.

Da ist ein Unglück geschehen, sprach der Jüngling — denn das Roß ist reiterlos! der Reiter ist gestürzt, und von ihm kam der Schrei.

Ihr wollt sagen, belehrte der Diener, die Reiterin sey gestürzt, denn das schöne Thier trägt einen Damensattel. —

Das ist Eins, rief jetzt der Jüngling, sage Du dem Rosse nach und suche es einzufangen, derweile ich den Verunglückten suche.

Das ist kein leichtes Stück Arbeit! brummte der Diener, indem er das Pferd ärgerlich herumwarf und ihm nachjagte.

Der Jüngling ritt nun selbst schnell in den Wald hinein, in der Richtung, in welcher das Roß herausgekommen. Bald jedoch mußte er sein Pferd anbinden, denn es war durch das Dickigt unmöglich gemacht, reitend vorwärts zu kommen. Daher suchte er nun nach der Spur mit aller Sorgfalt. Allein dies Bemühen war sehr fruchtlos, da bei der Dürre des Pferdes flücht'ger Huf kaum eine Spur im Moose, das den Boden bedeckte, zurückgelassen. Jemehr indessen die Schwierigkeiten sich häuften, desto stärker wurde der Zug seines menschenfreundlichen Herzens. Vorsichtig knickte er auf seinem Wege die Zweige, damit er nicht nur den Rückweg finden, sondern auch sein Diener ihn nicht verfehlen möchte. Ehe er noch eine Spur der Verunglückten entdeckt hatte, vernahm er schon das Selbstgespräch seines Dieners,

der, stets laut zu denken gewohnt, vernehmlich des eingefangenen Rosses wundervolle Schönheit lobte.

Eine bedeutende Strecke mochte wohl der Jüngling schon suchend fortgeschritten seyn, als er durch das Gebüsch etwas Weißes schimmern sah. Die Zweige auseinander theilend, entdeckte er ein weibliches Wesen, das in einem reichen, goldgestickten Jagdkleide ohnmächtig am Fuße einer Buche lag. Der weiße Schleier war mit Blut befleckt. Das Gesicht konnte er nicht sehen.

Ein Sprung über das Strauchwerk — und er stand an der Seite der Ohnmächtigen. Seinen Mantel breitete er schnell auf das weiche Moos und ergriff dann mit starken Armen die schlanke, schöne Gestalt des Mädchens, und legte sie auf den Mantel nieder. Sie war nur leicht am Halse von einem Dorn geritzt. Schnell wickelte er den feinen Schleier um den schönen Hals, nachdem er vorher mit demselben das Gesicht vom Blute gereinigt hatte. Züchtigen Sinnes verhüllte er die jungfräuliche Brust, und pfiff nun dem Diener. Dieser war nahe. Der Befehl seines Herrn trieb ihn an, Wasser zu suchen, um die Ohnmächtige damit ins Leben zurückzurufen.

Jetzt erst warf er einen prüfenden Blick auf die Jungfrau und erstaunte über ihre blendende Schönheit. Solche Reize hatte er noch nie in einem weiblichen Wesen vereint gesehen. Sie wurden noch erhöht durch die reizende Unordnung, in welcher ihrer Locken reiche Fülle um den schönen Kopf und auf den vollen, sich nur leise hebenden Busen wallten. In süßes Anschauen versank der Jüngling.

Der Diener kam zurück mit frischem, klarem Wasser, womit der Jüngling nun die Dame anwusch, und dann dem Diener gebot, sich zurückzuziehen.

Bald darauf schlug die Schöne die Augen auf. Sie starrte den Jüngling an und rief, sich aufrichtend:

All' ihr Heiligen, wo bin ich? —

Beruhigt Euch, Fräulein, sprach ehrerbietig der Jüngling, Ihr befindet Euch in dem Schutze eines Edelmannes, der die Gesetze der Ehre heilig achtet, und weiß, was er den Frauen schuldig ist.

Er hatte die Hand auf's Herz gelegt, und der Ton, mit dem er sprach, war so treu, so rührend herzlich und wahr — daß der Jungfrau Blick jetzt heiter und ruhig wurde.

Ich vertraue Euch! sagte sie matt.

Sagt mir nun vor allen Dingen, fuhr der Jüngling angelegentlich fort: fühlet Ihr irgendwo Schmerzen? — Ihr seyd gestürzt, und Euer flüchtiges Roß verrieth mir, daß ein Unglück geschehen.

Nein, sagte sie, mit zauberischem Liebreiz ihm zulächelnd, ich fühle keinen Schmerz, ausser in meiner Hand, die wahrscheinlich beim Falle litt, und hier am Halse brennet es.

Ihr habt Euch blos geritzt, und ich hielt es für gut, Euern Schleier als Verband anzulegen.

Eine glühende Röthe überflog jetzt ihr Gesicht, und eine peinliche Verlegenheit bemeisterte sich ihrer.

Erlaubt mir, daß ich Eure Hand untersuche! bat er, und erröthend reichte sie ihm die schön geformte, blüthenweiße Hand dar.

Fast zitternd nahm sie der Jüngling in die Seine und untersuchte sie.

Gott sey Dank! sagte er darauf, ich finde keine Verletzung.

Die Jungfrau sah seine Verlegenheit. Ihr Herz sagte ihr, daß ihre Reize den Jüngling bewegten, und sie selbst nahm es wahr, welch ein wohlgebildeter schöner Mann ihr menschenfreundlicher Retter sey. Jedes weibliche Wesen freut sich seiner Triumphe, und auch die Jungfrau empfand eine leise Freude über die gemachte Bemerkung.

Nach einer kleinen Pause sagte der Jüngling:

Ueber Euer Roß könnet Ihr gebieten, und ich bin Eurer Befehle gewärtig, wohin ich Euch bringen soll; denn Ihr bedürfet jetzt der Ruhe.

So bringet mich nach Monceaux en Brie! bat die Jungfrau.

Auf des Jünglings Befehl rüstete der Diener die Pferde.

Er bot der Jungfrau seinen Arm. Sie stützte sich fest auf ihn und wollte mit ihm nach der Landstraße gehen, als das Jagdgetöse sich näherte.

Laßt uns bleiben, sprach das Fräulein, denn mir scheint, daß des Königs Jagdgefolge meine Spur entdeckt hat und mich aufsucht.

Bald darauf sprengte wirklich ein Jäger durch das Dickigt. Es war ein reich gekleideter, junger, hagrer Mann. Seine Stellung war etwas stark vorgebeugt, ein Zeichen einer sehr schwachen Brust. Ein schwarzes großes durchdringendes Auge schoß Blitze. Sein Gesicht war gelblich und bleich, sein Haar rabenschwarz. Der Eindruck, den er machte, war keineswegs angenehm.

Er erblickte kaum die Gruppe der Jungfrau und des Jünglings, als er sich vom Pferde schwang, es einem der schnell folgenden Herrn überließ, und mit den Worten vor ihnen stand:

Hast Du Schaden genommen, meine Schwester? —

Dankt es Gott und diesem edlen jungen Manne, daß Ihr mich so heiter sehet, mein königlicher Bruder, sprach Margarethe von Valois zu Carl dem Neunten. Ausser einer kleinen Verrenkung bin ich glücklicher gewesen, als es zu erwarten stand.

Du bist also wirklich gestürzt? fragte weiter der König.

Soviel weiß ich noch, antwortete Margarethe — laßt Euch das Uebrige von meinem Retter sagen, der mehr davon weiß, als ich selbst.

Der König wandte jetzt seinen durchdringenden Blick auf den Jüngling, ließ ihn eine Weile auf ihm ruhen, wo er denn von Sekunde zu Sekunde mehr von seiner starren Härte verlor und freundlicher wurde. — Dann fragte er:

Wer seyd Ihr, junger Mann?

Eurer Majestät getreuer Unterthan, Guy de Saint-Flour. —

de Viole? fragte rasch Carl, und sein Mund verzog sich auf eine höchst abschreckende Art.

Eure Majestät nennt den Namen meiner Familie, versetzte Guy.

Die scheint nicht sehr bedeutend mehr! sprach mit einem höhnenden Lächeln Carl.

Eine dunkle Röthe des Unwillens flog blitzschnell über Guy's Gesicht. Er richtete sein Haupt empor und

sah muthig dem König in's Auge, und sagte dann mit Nachdruck:

Sie war es einst, mein König und Herr, und ihre Verdienste nicht klein um König und Vaterland, und wo man die Namen Montmorenci, Montesquieu, Croi und Rohan nannte, da vergaß man der Viole's nie! —

Der König sah ihn zornmüthig an. Seine Augenbraunen zog er finster herab, und unheilverkündend blitzte das Auge. — Doch ein Blick Margarethens, die, ihm nahe tretend, die Hand wie bittend auf seinen Arm legte, — verscheuchte das drohende Unwetter.

Wenn Ihr auch nichts sonst von Eurem Vater geerbt habt, sprach Carl scharf, so scheints doch der Mangel an Achtung und Ehrerbietung in der Nähe Eures Königs zu seyn!

Er drehte sich um und gieng dem allmählig sich einfindenden Gefolge entgegen.

Margarethe war bleich. Man sah, es schmerzte sie tief, daß der König so schonungslos gegen den Jüngling war, der ihren wärmsten Dank und — ihr Wohlgefallen sich erworben. Sie sah Guy mit rührender Freundlichkeit an, gleich als wolle sie das harte Benehmen ihres Bruders vergüten.

Aller Augen waren auf den König gerichtet. Margarethe nahm dieß wahr und trat Guy näher:

Vergebt es seinem leidenschaftlichen Gemüthe, flüsterte sie zutraulich. Nicht jedes Herz ist undankbar. Ihr begleitet uns doch nach Monceaux? —

Guy wußte nicht, was er thun sollte. Die Bitte war so herzlich — er konnte nicht wohl widerstehen.

Eurer Bitte widersteht Niemand! sagte er, sich neigend.

Margarethe erröthete. Sie war der Schmeicheleien gewohnt — aber aus diesem Munde schien sie ihr mehr zu seyn.

Allmählig war das ganze Gefolge angelangt. Jeder drängte sich zur Prinzessin — ihr sein Bedauern zu bekunden. Ein dichter Schwarm umgab sie. Guy stand allein.

Der alte Connetable Montmorenci, der sich durch Carls Wunsch hatte bestimmen lassen, Theil an der Jagd zu nehmen, trat nun auch herzu und mit ihm der König. Montmorenci hörte eben von Margarethen die Worte: Diesem wackern Edelmanne danke ich meine schnelle Herstellung! indem sie auf Guy deutete, und blickte jetzt auf ihn.

Schnell verließ der alte Held die Prinzessin und trat zu Guy, dem er mit Achtung seine Hand bot:

Grüß Euch Gott, junger Held! sprach er zu ihm. — Ich freue mich, daß wir uns noch einmal begegnen.

Guy erglühte und neigte sich ehrerbietig vor dem Greise, der ihn mit Wohlgefallen ansah.

Ihr kennet den jungen Mann, Montmorenci? fragte neugierig, und wie es schien, seine frühere Härte bereuend, der König.

Sehr gut, erwiederte Montmorenci. Zweimal schon hat mir der junge Mann tapfer gegenüber gestanden bei Rouen und Dreux. Bei Dreux gab ich mein Schwert in seine Hand — und sie war nicht unwerth, das Schwert des Connetable's zu empfangen, denn Tapferkeit, Muth und Edelsinn verdient auch am Feinde Achtung und Ehre!

Wahrlich! rief plötzlich, wie von einer Rührung ergriffen, der König, wer so fremdes Verdienst ehret —

auch am Feinde, der verdient dreifach des Ruhmes Lorbeerkrone!

Und zu Guy wendete er sich freundlicher:

Ich hoffe, Ihr vergeßt das Frühere und begleitet uns nach Monceaux.

Guy verbeugte sich: Eurer Majestät Wunsch ist mir Befehl! sagte er, das bittere Gefühl unterdrückend.

Guy's Diener brachte Margarethen's Pferd. Sie schwang sich leicht in den Sattel, lächelte Guy freundlich zu und sprach zum König:

Gestattet es mein königlicher Bruder, daß mein Retter an meiner Seite reite?

Das ist der Platz, den er verdient, antwortete der König, und winkte Guy, der alsbald sich in den Sattel seines Rappen schwang, und die ehrenvolle Stelle an der Seite der liebreizenden Margarethe einnahm.

Unter Hörnerklang begab sich die Gesellschaft zum Zelte, wo das Mahl ihrer harrete. Guy durfte Margarethen nicht verlassen. Ununterbrochen wechselte sie wohlwollende Worte mit ihm, und es schien, als finde Margarethe den Jüngling aus mehr als einem Grunde ihrer Dankbarkeit und ihres Wohlwollens werth, denn ihr Blick ruhte so wohlgefällig auf ihm, und sie suchte, so ungezwungen als möglich, das Gespräch mit ihm zu unterhalten.

Ihr werdet doch einige Tage in Monceaux weilen? fragte sie, als die Tafel ihrem Ende nahe war.

Ihr macht, daß ich mit schwerem Herzen diese Frage verneinen muß, antwortete der Jüngling.

Hat Eure Reise solche Eile, daß Ihr diesen Wunsch mir abschlagen müßtet? fragte sie mit herzgewinnender Freundlichkeit.

Guy blickte in das schöne blaue Auge der Prinzessin, und es war ihm, als sey er in einen Zauberkreis von diesem Wesen gebannt.

Ein Seufzer hob seine Brust. — Ein glühendes Roth übergoß seine Wangen. Er fühlte, es koste ihn Ueberwindung — aber heiligere Pflichten lagen ihm ob. Und doch mußte er lügen, um seinen Zweck zu erreichen.

Vergebt, Prinzessin, sprach er, daß ich, so wehe es mir thut, Euch dennoch nicht zu Willen seyn kann; die heiligste aller Pflichten, die Kindespflicht, ruft mich nach Paris.

Dann muß mein Wunsch schweigen, sagte Margarethe. Habt Ihr etwa einen kranken Vater dort?

Wollte Gott! antwortete der Jüngling mit Wehmuth. Solch' ein glücklich Loos ist mir nicht gefallen. Ich stehe allein in der Welt — fremd — ohne Theilnahme. —

Sagt das nicht so allgemein! flüsterte halblaut Margarethe. —

Da durchzuckte ein seltsames Gefühl den Jüngling, und sein Auge traf mit Feuer die Prinzessin, die das ihre niederschlug. —

Der König hob jetzt die Tafel auf.

Unsere Jagd war glücklich, den einzigen Unfall unserer theuern Schwester ausgenommen, sagte der König — und da sie der Ruhe bedarf, so kehren wir nach Monceaux zurück.

Guy hörte das nicht. Ein ihm unbekanntes Gefühl durchbebte ihn bei dem Gedanken an Margarethen's Worte, die ihr so unbewacht entfahren waren, daß sie selbst höchst verlegen seinen Anblick mied.

Man brach auf. Guy nahm ungeheißen die Stelle auf Margarethens linker Seite ein. Er bot ihr die Hand beim Aufsteigen — und ein freundlicher Blick des schönen Auges lohnte reich. Kaum aber begriff er wenige Augenblicke später seine Kühnheit. Der Jüngling war ein Gegenstand allgemeiner Neugierde und mitunter des Neides. So mancher junge Mann hatte sich um einen Blick der Huld von der sonst so stolzen Schönheit beworben und vergeblich sich bestrebt, und dieser erhielt so sichtbare Beweise ihrer Huld, ohne daß er sich sonderlich darum zu bewerben schien, und war dazu ein Ketzer; und doch war ihm eine Ehre vom alten Montmorenci widerfahren, die selten einem so jungen Manne wurde.

18.

Die sich schon neigende Sonne begrüßte eben das Schloß Monceaux über die Waldwipfel herüber, als sich die Jagdgesellschaft dem Schlosse näherte. Der Hörner froher Schall rief Katharina auf den Balkon. Fernher grüßte schon Margarethe und der König. Katharina gieng ihnen bis zum Portale entgegen. Heiter hüpfte ihr Margarethe entgegen.

Bald hättet Ihr mich lebendig nicht mehr geschaut, sprach sie lächelnd zur Mutter. Denkt nur, mein Araber warf mich ab.

Die Mutter forschte ängstlich, ob sie Schaden gelitten.

Beruhigt Euch — sagte sie zu Katharinen, es fehlet mir nichts. Ein junger Edelmann wurde mein Retter.

Sie rief nun laut: Herr de Viole!

Bescheiden trat Guy hervor.

Seht, theure Mutter, hier meinen Retter. Ihr dankt ihm gewiß für das, was er an Eurem Kinde that.

Ein freudiger Schrecken durchbebte Katharinen, als Margarethe den Namen des Jünglings aussprach. Das war ja der Vertraute Coligny's, der so unvermuthet in ihrer Gewalt war. Schnell übersah ihr Scharfsinn die Vortheile, die ihr aus diesem Umstande erwachsen konnten. Jetzt galt es, den Jüngling zu gewinnen.

Alle ihre Freundlichkeit bot sie auf, ihm zu danken. An ihrer Hand mußte Guy die Treppe hinaufsteigen und dort an ihrer Seite niedersitzen.

Margarethens Antlitz strahlte die Freude über diese Behandlung Guy's zurück, die ihr Herz empfand. Sie ahnete nicht die Arglist, die hinter dieser Freundlichkeit lauerte.

Katharinen mußte Guy Alles auf's genaueste berichten. Unvermerkt kam sie auf den Zweck seiner Reise. Verlegen wiederholte Guy noch einmal die Unwahrheit, die er Margarethen gesagt. Katharinen entgieng diese Verlegenheit nicht, und ihr Argwohn hatte neue Nahrung. Sie wußte, daß du Plessis-Mornay in der Picardie warb. Sie witterte bald den Zusammenhang, und ob sie gleich keine Gewißheit hatte, so war doch eine lebhafte Vermuthung in ihr rege, Guy müsse Briefschaften bei sich tragen, die für sie von Wichtigkeit seyen.

Margarethe mußte den dringenden Bitten nachgeben und sich in ihre Gemächer zurückziehen, so ungern sie es that, da ihr Herz sie an die Nähe von Guy zu fesseln begann. Sie bat ihn vorher, wenn er durchaus morgen Monceaux verlassen müsse, ja nicht zu frühe sich zu entfernen. Guy versprachs, und so begab sie sich hinweg, in dem Scheideblicke allen Zauberreiz ihrer Freundlich-

keit vereinigend. Lange indessen floh der Schlaf das jungfräuliche Lager. Guy's Bild umschwebte sie, und es wand sich in alle süßen Bilder des Traumes — als der Schlaf endlich sie besiegte.

Ehe man zur Abendtafel sich begab, zog sich die Königin auf eine kurze Zeit zurück, die Guy im Gespräche mit dem Connetable, der ihn noch immer ehrenvoll auszeichnete, hinbrachte.

Kaum war Katharina in ihrem Gemache angelangt, als sie ein geheimes Gefach aus einem Schranke herauszog, ein weißes Pulver zurecht legte, und dann eine ihrer vertrautesten Hofdamen, die Frau von Martignac, zu sich beschied, von der sie wußte, daß sie selbst ein Verbrechen zu begehen bereit seyn würde, wenn es Katharina verlange.

Ohne Zweifel wißt Ihr, redete sie die Eintretende an, was sich mit Margarethe und dem jungen de Viole zutrug? —

Die Martignac bejahte.

So wisset, daß dieser junge Mensch der Vertraute Coligny's ist, daß er geheime Papiere bei sich trägt, die zu erhalten für mich von dem größten Vortheile seyn wird. Mischt ihm dieß Pulver geschickt in seinen Wein. Es ist ein betäubendes doch unschädliches Mittel. Er wird dann ungemein fest schlafen, und es wird dann leicht seyn, ihm die Papiere zu entwenden.

Die Martignac war willig zu diesem Bubenstück. Sie nahm das Pulver und entfernte sich schnell, die günstige Gelegenheit wahrzunehmen.

Die Tafel begann. Guy fühlte sich bei weitem behaglicher in diesem Kreise, als er es sich gedacht hatte; denn nicht die entfernteste Andeutung über religiöse Ge-

genstände wie über die politischen ließ man fallen; vielmehr flog heiterer Scherz umher, und fröhliche, leichte Unterhaltung vergnügte alle.

Seltsam aber war es Guy, daß er gegen das Ende der Tafel eine so unbezwingliche Neigung zum Schlafe fühlte, daß er kaum das Ende erwarten konnte.

Katharina sah triumphirend die Wirkung ihres Mittelchens.

Guy begab sich sogleich zur Ruhe, und kaum war er in seinem Gemache, als er auch so heftig vom Schlafe überfallen wurde, daß er sich, ohne sich auszukleiden, auf das Bette warf.

Er mochte etwa eine Stunde geschlafen haben, da öffnete sich leise eine geheime Tapetenthüre, und ein Mann schlich herein vorsichtigen Trittes. Er nahte sich dem Bette. Noch war die Kerze im Brande, die Guy nicht einmal zu löschen vermocht. Der Mann untersuchte nun alles an ihm genau, fand aber nichts; endlich entdeckte er eine mit einer Schnur am Halse befestigte seidene Tasche. Darin waren Schriften. Diese nahm er heraus, steckte unbeschriebenes Papier hinein, schloß sie wieder und knöpfte das Kleid wieder zu. Darauf entfernte er sich wieder eben so leise, und brachte Catharinen die Schriften, ihr berichtend, wie und wo er sie gefunden.

Die Königin lohnte reich das Bubenstück. Der Mensch entfernte sich, und sie setzte sich zu der Kerze und las. Aber mit jedem Athemzuge wurde ihr Auge glühender, ihr Gesicht blässer. Fast stockte ihr Athem. Als sie die Schriften gelesen, warf sie sie wüthend auf den Tisch und schritt heftig auf und nieder. Bald aber legte sich ihre Wuth, und Freude nahm ihre Stelle ein.

So hätte ich also die Falle ergriffen, worin Ihr uns fangen wolltet! rief sie triumphirend. Das wird Euch nicht gelingen! — Aber welche Schändlichkeit! rief sie nach einer Weile wieder.

Sie klingelte nun.

Ruft mir Acevedo! sprach sie zur Hofdame, und sagt einem Herrn, er solle dem Könige melden, ich müsse ihn noch sprechen diese Nacht! —

Nach einigen Augenblicken kam Acevedo.

Ihr habt mir Wahrheit gesagt, Meister, sprach die Königin, eine ungeheure Gefahr drohte dem König und mir — die Hugenotten wollten uns heimlich hier aufheben.

Acevedo sah sie zweifelnd an. Woher wißt Ihr das so sicher? —

Ist Euch denn das Ereigniß von heute so unbekannt? — Margarethe von Valois stürzte im Walde. Ein junger Edelmann ritt nahe vorüber, sah das reiterlose Pferd und rettete sie. Und wer meint Ihr wohl, daß dieser sey? —

Ich kenne zu wenig die bedeutenden Leute der Hugenotten! sagte Acevedo.

Der Vertraute Coligny's, fuhr eifrig und freudig die Königin fort — Guy de Saint-Flour — der Sohn jenes verruchten Ketzers Viole. —

Ein heftiger Schrecken durchfuhr Acevedo. Er zitterte. Zum Glücke fiel der Schatten des Schirms vor Katharinens Kerze auf ihn, und sie gewahrte es nicht und fuhr fort: Mir ahnete, daß er im Auftrage Coligny's nach der Picardie ziehe, wo du Plessis-Mornay ist, und daß er Schriften von Wichtigkeit mit sich führe. Die Martignac mischte einen Schlaftrunk in seinen Be-

cher, und so wurde es mir leicht, ihm die Schriften mit leeren Papieren verwechseln zu lassen. Denkt Euch nur, es sind eigenhändige Briefe Coligny's und Condé's, worin sie du Plessis von dem Plane unterrichten, den Hof in der Stille zu Monceaux aufzuheben, und ihn dann zu allem zu zwingen, was sie wünschten!

Acevedo faltete seine Hände und sagte mit bebender Stimme, obgleich nur mit dem Gedanken an Guy: Es ist entsetzlich! Weiß es der König schon?

Nein, versetzte Katharina, ich wollte mich erst mit Euch berathen.

Meiner Meinung nach, entgegnete Acevedo, ist nichts klügeres zu thun, als morgen in der Stille eine Abtheilung oder alle Schweizer des Obersten Pfyffer nach Monceaux zu ziehen, und unter ihrem Schutze nach Paris zurückzukehren.

Das wird aber, versetzte die Königin, noch mehrere Tage zugehen. —

Ihr saget ja selbst, daß Saint-Flour in Euren Händen ist — er kann also auch unmöglich die Kunde zu du Plessis bringen — und es scheint mir, daß sie ohne diesen nichts unternehmen wollen.

Gut, sprach Katharina zum Fenster tretend, geht jetzt wieder zu Euren Beobachtungen, denn der Himmel ist hell und klar.

Ihr habt mich darinnen eben gestört — sagte Acevedo.

Geht nur, versetzte sie, Ihr sollt heute nicht wieder gestört werden.

Acevedo entfernte sich; aber er gieng hinab in das Souterrain des Schlosses, wo er Guy's Diener bei einer Flasche Weines eingeschlummert fand.

Er weckte ihn und zog ihn bei Seite.

Deinem Herrn droht große Gefahr, sprach er heimlich; könntest Du Eure Pferde, ohne Aufsehen, etwa einige hundert Schritte vom Schlosse hinbringen und sie schnell zur Flucht bereiten? —

Der Diener sah erschrocken den Astrologen an. Das ließe sich thun, wenn es Noth hat — denn die Ställe liegen entfernt und die Knechte sind trunken.

Aber wie würdest Du sie ohne Geräusch herausbringen?

Dafür laßt mich sorgen, antwortete der Diener, ich umwickle die Hufe, so geht es.

So eile, befahl Acevedo, in einer halben Stunde bringe ich Deinen Herrn.

Wohin denn? fragte der Diener.

Acevedo bestimmte den Ort und gieng wieder unbemerkt hinauf in sein Gemach.

Gabriele, sprach er da, wir haben ein wichtiges Werk zu verrichten. Ein hugenottischer Jüngling ist im Schlosse, dem Todesgefahr drohet — Er muß gerettet seyn. Man hat wichtige Papiere bei ihm gefunden.

Wie heißt er, fragte mit bangen Gefühlen das Mädchen? —

Guy Salers, erwiederte Acevedo, er ist Coligny's Vertrauter.

Gabriele wankte. Ein tödtlicher Schrecken ergriff sie.

Was ist Dir? fragte innigst bewegt der Greis.

Ach, stotterte sie, es ist der Sohn — des Mannes, der einst meines Vaters Wohlthäter wurde; er selbst rettete uns einst von dem Tode.

Dann danke Gott, daß er Dir Gelegenheit giebt, zu vergelten! sagte Acevedo. Doch laß uns eilen. Rüste

die Blendlaterne — hülle Dich in einen Mantel und komme!

Er selbst ergriff einen weiten Mantel für sich und ein Gebund Schlüssel, und so folgte das zitternde Mädchen dem Manne.

Sie kamen an Guy's Gemach. Es war Alles in diesem Hintertheile des Schlosses todt und stille, wie im Grabe. Acevedo löschte die Lichter aus, die auf den Gängen brannten. Er öffnete des Jünglings Thüre. Noch lag er unausgekleidet in tiefem, bewußtlosem Schlafe.

Gabriele leuchtete ihm in's Antlitz. Ja, er ist's! sprach sie leise und betete dann: Herr, laß es wohl gelingen.

Acevedo rüttelte den Schlafenden leise, dann heftiger. Vergebens. — Er erwachte nicht.

Großer Gott! rief er dann halblaut, der Schlaftrank ist stark. Wie wird das werden! — Doch besann er sich nicht lange — er faßte den Schlafenden; auf seine Schultern lud er ihn, und so schritt er vorsichtig mit seiner theuern Last dem bebenden Mädchen nach. — Sie waren bald über die Gänge, und gewannen nun die Treppe nach dem Garten. Eilenden Schrittes giengen sie durch die verschlungenen Wege des Gartens. Jenseits der Gartenpforte wartete der Diener mit den Pferden; aber ein neues Hinderniß stellte sich ihnen hier dar. Wie sollten sie den noch immer Betäubten fortbringen? —

Acevedo versuchte auf's neue ihn zu wecken. Erst als er ihn mit kaltem Wasser besprengte — erwachte er. Gabriele hüllte sich tief in ihren Mantel. Ihr Herz pochte hörbar, und die Hand vermochte kaum, die Laterne zu halten.

Ihr seyd in großer Gefahr, sprach jetzt eifrig Acevedo, flieht, so schnell Ihr könnt, nach Chatillon zurück, und saget Coligny, der Plan, den Hof aufzuheben, sey verrathen. Wie das zugieng, werdet Ihr finden. Man hatte Euch einen Schlaftrunk gegeben. In einigen Tagen bricht der Hof nach Paris auf. Eilt jetzt, so schnell Ihr könnt. Trinkt dieß, setzte er noch hinzu, indem er ihm eine kleine Phiole reichte, es wird Euch munter erhalten.

Guy drückte dankbar seine Hand, schwang sich auf sein Roß, und bald waren sie im Walde verschwunden.

Acevedo hatte noch nicht lange das Gemach der Königin verlassen, als sie sich zu ihrem Sohne, dem Könige, begab, der sie mit Sehnsucht erwartete. Sie legte ihm die erbeuteten Papiere vor.

Sein Zustand grenzte an wahnsinnige Wuth, als er sie gelesen. Er schwur Tod und Verderben allen Ketzern. Katharine ließ diese Stimmung nicht vorübergehen, ohne sie gehörig auf den Punkt zu leiten, den sie mit Anjou besprochen. Doch hatte sie den Muth noch nicht, mit dem ganzen höllischen Plane hervorzutreten, fürchtend, es möge sich in Carls Brust durch die allzu große Verworfenheit desselben das Gegentheil erzeugen von dem, was sie wünschte.

Carl wollte Guy de Saint-Flour sogleich ergreifen und in Fesseln schlagen lassen. Er war um so ergrimmter gegen ihn, da er sich noch der Kühnheit erinnerte, welche Guy gegen ihn bewiesen.

Dazu ist morgen noch eben wohl Zeit, sprach die Königin, er liegt noch in halb bewußtlosem Schlafe, denn ich ließ ihm einen Schlaftrunk reichen, und gelangte auf diese Weise zu den Schriften.

Er soll schrecklich bestraft werden! rief Carl.

Laßt uns von Anderm reden, mein Sohn, nahm Katharine das Wort: Was denkst Du von unserer Abreise? —

Je eher, je sicherer und besser, meinte der König.

Katharina entwickelte ihm Acevedo's Plan, den sie natürlich als die Frucht eigenen Denkens darstellte.

Carl gab ihm Beifall.

Noch vieles wurde nun über die vergebliche und unzeitige Milde gegen die Ketzer gesprochen. Katharina schien leise auf l'Hopital zu deuten, als den Urheber dieser milden Gesinnungen und Maßregeln. Ueber l'Hopitals eigene religiöse Denkart ließ sie einigen Zweifel blicken. Carl achtete den trefflichen Mann hoch; allein er wußte zu gut, daß l'Hopital allerdings immer für Milde stimmte, und schon manches drohende Unwetter von den Häuptern der Hugenotten abgeleitet, als daß nicht diese Andeutungen in seinem so leicht erregbaren Gemüthe den Argwohn gegen den Kanzler hätten erregen sollen; jedoch ließ er sich jetzt nicht weiter darauf ein, und die Königin-Mutter verließ ihn — aber sie sandte diese Nacht noch Eilboten an Pfyffer.

In der Frühe des kommenden Morgens traten bewaffnete Gardes-du-Corps vor Guy's Gemach. Die Königin hatte es, nach ihrer Rückkehr von dem König, von Aussen sorgfältig verschließen lassen. Es wurde jetzt geöffnet, und — es war leer.

Katharinen wurde der unerwartete Vorfall sogleich gemeldet. Sie erschrack heftig und eilte selbst, sich von der Wahrheit der Sache zu überzeugen. — Der König war ausser sich, und gab seiner Mutter allein die Schuld des Mißglückens. Das ganze Schloß wurde durchsucht.

Nirgends entdeckte man eine Spur. Die Reitknechte wurden vernommen — ihnen war es unbegreiflich, wie Guy's Rosse hatten entkommen können. Von ihrem Rausche, der Folge eines Bacchanal's, schwiegen sie weißlich.

Katharinen's stiller Verdacht fiel auf Acevedo; allein sie wagte nicht ihn laut werden zu lassen. Sie brauchte den Astrologen zu nothwendig, darum mochte sie auch nicht einmal den Schein eines Verdachtes auf ihn laden. Sie wollte ihn prüfen und ließ ihn zu sich bescheiden.

Acevedo erschien.

Sie suchte fein und listig ihn zu fangen, aber ihr Bemühen blieb fruchtlos. Die vollkommenste Ruhe zeigte er, und sein Auge blickte so frei, so sicher auf sie, daß sie den gehegten Argwohn wieder aufgab. — Sie fragte ihn nach seinen Beobachtungen in letzter Nacht.

Sie waren sehr begünstigt durch den klaren Himmel, versetzte der Meister.

Was wisset Ihr mir davon zu sagen? fragte sie.

Ihr werdet glücklich Paris erreichen — versetzte er, aber was ich Euch gestern gesagt, schrecklicher noch bot es sich mir von neuem dar.

Davon wollte die Königin nichts weiter hören, und so verließ er sie.

Auf Niemanden wirkte Guy's Flucht schmerzlicher, als auf Margarethen von Valois. Sie konnte es kaum erwarten, ihn wiederzusehen, und ihre Seele nahm sein Bild ein. Das gestand sie sich selbst — nie habe ein Jüngling ihr Herz in dem Grade bewegt, als Guy — und nun wurde ihr die seltsame, sie erschütternde Kunde. Eine Thräne zerdrückte sie im Auge, als sie seine Flucht vernahm. Ihre Wangen blieben mehrere Tage hindurch

bleich. — Doch ihr Leichtsinn vergaß bald das schöne Bild wieder, sich andern flüchtigen Eindrücken öffnend.

19.

Es lag eine finstre Nacht über der Umgegend von Chatillon. Der Wind pfiff kalt über die Felder, und in Massen stürzte der Regen herab. In dem Schlosse des Admirals Coligny war ein reges Leben. Die hohen Fenster des großen Saales, der in der Mitte des Gebäudes lag, waren erhellt, und man sah von aussen sich viele Gestalten bewegen. Viele der Häupter der Hugenotten waren darin bei Coligny, denn immer näher kam der Plan des Feldzugs zur Reife.

Da trabten in diesem entsetzlichen Wetter zwei Reiter in den Hof des Schlosses, und bald wurde Coligny gemeldet, Guy de Saint-Flour wünsche ihn zu sprechen.

Da ist ein Unglück vorgefallen! rief Coligny, und eilte ihm entgegen und führte den durchnäßten Jüngling in sein Gemach. Hier erst betrachtete Coligny das bleiche Gesicht, das vor ihm stand, und die fast gebeugte Gestalt, die sonst so stolz aufgerichtet dazustehen pflegte.

Was ist Euch begegnet? fragte mit aufrichtiger Theilnahme der Admiral, Ihr seht sehr bleich. — Ihr waret unmöglich bei Plessis noch? —

Ich war in Monceaux! erwiederte mit kalter Verzweiflung der Jüngling.

In Monceaux — Ihr? fragte mit neuem Erschrekken der Admiral. Und die Papiere? —

Hört mich ruhig an, gnädiger Herr, sprach Guy — dann richtet, dann — entzieht mir Euer Vertrauen, wenn

ich es nicht mehr verdiene, und laßt mich als einen Verräther erschießen. —

Coligny faßte ihn bei beiden Schultern und sah ihm in's Auge. — Junger Mensch! rief er aus, seyd Ihr wahnsinnig geworden? — Redet deutlicher, ich ahne Entsetzliches.

Guy erzählte seine Begebenheiten bei Monceaux — im Schlosse selbst; erzählte von dem Schlaftrunke, von seiner Rettung durch Acevedo, der sicher genauer über die Sache unterrichtet seyn müsse, und nun sprach er die schändliche Verletzung des Gastrechts an ihm, die Entwendung der Papiere aus.

Guy rechnete auf einen wilden Ausbruch des Zorns bei Coligny, auf ein hartes Urtheil, wenigstens auf Entziehung seines Vertrauens, seiner Achtung. —

Coligny stand eine Weile mit verschränkten Armen vor ihm.

Ich bin schuldig, sprach er zu ihm — richtet mich, auch die härteste Strafe will ich tragen — nur — verachtet mich nicht! —

Coligny lächelte wohlwollend. Nun, mein Sohn, sprach er — endlich ruhig, nicht Du trägst allein die Schuld. — Zwar Du hättest genauer Dich erkundigen sollen — allein wer ahnete solche Verworfenheit? Du thatest, was du Dir als Mann zu thun, und als Edelmann doppelt zu thun schuldig warst, und mich freut die Ehre, die Dir Montmorenci erwieß — sie hebt Dich hoch empor. Es sollte so seyn, fuhr er fort. Es war der Wille des Himmels. Nimm hier meine Hand zur Versicherung, daß Du dadurch nichts in meiner Achtung, nichts in meinem Vertrauen einbüßest.

Da ergriff der Jüngling des großen Mannes Hand und drückte sie an seine Lippen, und eine heiße Thräne träufelte darauf herab. Reden konnte Guy nicht, sein Herz war viel zu sehr ergriffen.

Jetzt kleidet Euch um, sprach der Admiral, dann tretet heitern Muthes vor die Männer, die ich bei mir zu sehen die Freude habe, und Ihr werdet keine Mißbilligung in ihren Blicken sehen.

Mit einem freundlichen Nicken des Hauptes verließ ihn der Admiral und trat in den Kreis der neugierigen Freunde.

Er theilte ihnen das Ereigniß zu Monceaux mit. Allgemeiner Unwille über die Schändlichkeit und Undankbarkeit dieses Verfahrens, aber durchaus kein Tadel des Jünglings. Im Gegentheil wünschte jeder aus seinem Munde den Hergang zu vernehmen. Er trat nun endlich leichtern Herzens unter sie, und als er die allgemeine Theilnahme sah, da wurde sein Gemüth wieder frei und heiter. Nach kurzer Berathung eilten, trotz der schrecklichen Nacht, einige der jüngern Herren von dannen, um die Verhaltungsbefehle zu überbringen, und einer begab sich nach Vallery zu Condé, ihn vom Hergang in Kenntniß zu setzen.

Frankreich hatte seit dem letzten Vertrag einen Anschein von Ruhe gehabt, aber ruhig wandelten die Sorglosen über dem brennenden Vulkan. Kaum war die Nachricht von dem verrathenen Plane, den Hof in Monceaux aufzuheben, unter den Protestanten bekannt, als auch mit einem Male alle Heerstraßen Frankreichs von Bewaffneten wimmelten. Es waren Edelleute mit ihren Dienern und Vasallen, die nach Vallery und Chatillon eilten, die Macht ihrer unglücklichen Brüder zu vermehren.

Der Hof vernahm diese Kunde und erschrack. Er verließ schnell Monceaux und eilte nach Meaux. So sehr sich auch der edle l'Hopital dem Plane widersetzt hatte, die Schweizer nach Meaux kommen zu lassen, um nicht zuerst die Fackel des Kriegs zu schwingen, so geschah es doch, und sie erschienen Abends nach einem angestrengten Marsche am Ende Septembers in Meaux. Um Mitternacht brach in Eile der Hof auf, denn es war Kunde gekommen, daß Condé mit Bewaffneten sich habe in der Nähe blicken lassen. Bald bestätigte sich diese Botschaft als Wahrheit. Condé erschien bald mit seiner Reiterei, und schien zum Angriff des Hofes bereit, der sich in der Mitte der Schweizer befand, die ein Viereck geschlossen hatten und sich so langsam fortbewegten.

Kaum erblickte man Condé's Reiterei, als man Halt machte und sich zum Kampfe bereitete, der unausbleiblich schien. Condé's Reiterei theilte sich in drei Haufen, deren einen er selbst, den andern der Herr von Andelot, des Admirals Bruder, und den dritten der heldenkühne Larochefoucault befehligte. Sie schwärmten unaufhörlich um den Zug herum, eine günstige Gelegenheit zum Angriff erwartend; kleine Scharmützel fielen vor, aber zu einem Kampfe kam es nicht.

König Carl war in unaussprechlichem Grimm. Er wollte sich durchaus nicht abhalten lassen, die Ketzer anzugreifen, und die Königin-Mutter und Montmorenci mußten Alles aufbieten, ihn zu besänftigen. So kam die Nacht, und noch war Paris ziemlich entfernt.

Durch die immerwährende Erwartung eines Angriffs war die Bewegung des Zuges sehr gehemmt worden.

Man bestürmte den König mit Bitten, unter dem Schutze der Nacht den Schweizern voraus nach Paris zu eilen, weil er so sicherer dort eintreffen würde.

Hier fand man in Carls Ehrgeiz ein heftiges Hinderniß. Es ist Flucht, sprach er, feige Flucht, und Frankreichs Könige dürfen nicht fliehen!

Alle aber bestürmten ihn mit ihren Bitten, stellten die Gefahr ihm riesengroß dar, und da endlich, als man ihm die Nothwendigkeit in's Licht setzte, sich für Frankreichs Wohl zu erhalten, als der tapfere Nemours selbst bat, sich ihm anzuvertrauen, gab Carl nach, und so gieng der Hof unter einer kleinen Bedeckung, die Nemours befehligte, von den Schweizern ab, denen die Hugenotten, je näher sie Paris kamen, desto mehr zusetzten. Der Hof erreichte unter dem Schutze der Nacht glücklich Paris.

Unerwartet schnell standen die Hugenotten vor Paris. Muthig und kühn, wie immer, benahmen sie sich auch hier. Mit großer Umsicht schloß Condé Paris ein. Ihre Absichten giengen dahin, ohne Blutvergießen den König zu nöthigen, ihnen freie Religionsübung zu gewähren. Katharina, die Schlaue, nahm ihre Zuflucht zu Unterhandlungen, die jedoch nicht zu Stande kamen, um so weniger, da die Vorschläge der Protestanten überspannt, und ihre Beschwerden in beleidigenden Ausdrükken abgefaßt waren — wenigstens nach den Ansichten des Hofes. — Der König sandte einen Herold nach Saint-Denys, der die Häupter der Hugenotten zur Unterwerfung auffordern, und, im Weigerungfalle, ihnen die härtesten Strafen drohen sollte. Sie antworteten muthig und fest, und machten ihre alte Forderung auf's Neue. Eine Ausgleichung war unmöglich, und der zan-

derische Connetable Montmorenci rückte Condé bei Saint-Denys entgegen. Obgleich das Heer der Hugenotten sehr im Nachtheile stand gegen das königliche, da es an Zahl viel geringer war als jenes, und dabei noch alles Geschützes ermangelte, so stellte es sich doch muthig jenem entgegen; und in den Tagen des kalten Novembers wurde bei Saint-Denys eine Schlacht geliefert, die, obwohl sie den Hugenotten den Sieg nicht, doch aber einen Ruhm unerschütterlicher Tapferkeit brachte. Sie war die letzte, die Montmorenci kämpfte — er fiel, der alte Held, im achtzigsten Jahre seines thatenreichen Lebens.

Katharina konnte nun frei aufathmen. Sie waren nun alle gefallen, die Männer, die sie einst fürchtete und fürchten mußte, und Heinrich von Anjou, der erbittertste Feind des Protestantismus, sah sich am Ziele seiner Wünsche. — Katharina erhob ihn zum Generalstatthalter des Reichs, und gab ihm den Oberbefehl über das Heer, unter Cossé's, Aumeles und Tavannes Mitwirkung.

Hoch klopfte Heinrichs Herz. Die Bahn des Ruhmes war ihm nun geöffnet, und er brannte vor Begierde, seinen Muth an den Protestanten kühlen zu können.

Das Heer dieser war durch Johann Casimirs von der Pfalz Hülfsvölker jetzt bedeutend angewachsen. Von Lothringens Grenzen, wohin sie sich nach der unglücklichen Schlacht bei Saint-Denys zurückgezogen hatten, rückten sie in Frankreich ein, und begannen die Belagerung von Chartres. Paris und der Hof zitterte, und man sah sie schon im Geiste vor den Thoren der Hauptstadt. Zu ihrem alten Hülfsmittel, das sich so oft bewährte, nahm Katharine auch jetzt wieder ihre Zuflucht. Sie eröffnete ihre Unterhandlungen, die bald zum Frie-

den führten; diesen Frieden, der zu Longjumeau zu Stande kam, nannte man den „kleinen Frieden," weil er kaum ein halbes Jahr dauerte.

Coligny war sehr mißvergnügt mit diesem unreifen, unzeitigen Frieden. Er zog sich nach Chatillon zurück und mit ihm Guy de Saint-Flour, der ihn in allen den bisherigen Kämpfen treu, wie sein Schatten, begleitet hatte.

Was Coligny befürchtete, traf ein. Es war, wie mit allen Friedensschlüssen, auch mit diesem nicht Ernst. Kaum war das hugenottische Heer auseinander gegangen, als auch schon wieder die gräßlichsten Verfolgungen über die Protestanten ergiengen. Im Laufe eines Vierteljahres wurden an verschiedenen Orten an 2000 der friedlichsten Protestanten auf's Grausamste durch Feuer und Schwert hingerichtet. Und der Hof wußte es, duldete es, freute sich und schwieg. Auf's tiefste empörte dies Verfahren Coligny. Er sah seine Vermuthungen gerechtfertigt, und machte Condé heftige Vorwürfe wegen seiner Leichtgläubigkeit. Bald aber sollte Condé selbst Erfahrungen machen, die ihn selbst zur Reue führten.

20.

Es war am 18. März 1568, als in aller Frühe der Admiral Coligny mit seiner Familie die Reise nach Noyers antrat, dem Prinzen Condé daselbst einen freundschaftlichen Besuch abzustatten. Guy de Viole, der die Stelle eines Adjutanten bei Coligny versah, war diesesmal nicht in der Nähe des von ihm hochverehrten Helden — da eine Unpäßlichkeit ihn in Chatillon zurück hielt. Sich allein überlassen — gab sich der Jüngling

ernsten Betrachtungen über die jüngste Vergangenheit hin. Jene Vorgänge in Monceaux en Brie schienen ihm schnell vorübergehende Traumbilder gewesen zu seyn — und wirklich hatten sie durch die Schnelle und das seltsame Zusammentreffen der Ereignisse, der Gefahr und Rettung durch den, ihm von dem ersten Zusammentreffen bei Coligny noch erinnerlichen, ihn damals schon so unbegreiflich anziehenden, in seinem Wesen so seltsamen Astrologen — etwas Traumartiges und Wunderbares. Nur Eins hatte er sich dabei vorzuwerfen, jenes augenblickliche Wohlgefallen, jenes Aufblitzen einer Neigung zu der schönen Margarethe von Valois. Ihm erschien es als Untreue gegen Gabrielen. Er fühlte sich dadurch erniedrigt. Sein Gemüth war in sich selbst zerfallen, und eine tiefgefühlte Schaam drückte ihn nieder. Gabrielens Bild trat in seiner himmlischen Reinheit und Unschuld wieder vor seine Seele, und er bat es um Vergebung ob der augenblicklichen Verirrung. — Doch — wo war sie? Lebte sie noch, und wie und wo? — Ach, er hatte ja nichts gethan für sie, nichts, sie aufzufinden! Heftige Vorwürfe machte er sich. Er ertrug diesen Seelenzustand nicht. Sein Entschluß war schnell gefaßt, er wollte nach Paris — obwohl heimlich — er wollte zu Acevedo seine Zuflucht nehmen, und vereint mit dem Greise, der so wohlwollend ihm schon einigemale nahe getreten — mit Hülfe seiner Kunst die Geliebte aufsuchen, ehe denn wieder auf's neue des Krieges Fackel loderte, wie der Admiral glaubte. Was diesen Gedanken in ihm noch mehr bestärkte, war die gewisse Kunde, daß Adelma's Horde in der Nähe sey. Die Alte wollte er aufsuchen, und mit Hülfe derselben unentdeckt nach Paris kommen, da er es öffentlich nicht

durfte; denn der Admiral wußte aus sicherer Quelle, daß ihm dort Tod und Verderben drohte — und das hatte er ihm gesagt.

Guy setzte sich schnell und schrieb an den Admiral mit der Offenheit und dem Vertrauen des Sohnes an den Vater. Er legte ihm klar sein Verhältniß zu Gabrielen an den Tag, was er mündlich nicht würde gekonnt haben. Er bat ihn dringend, ja nicht seine Unpäßlichkeit als einen Vorwand anzusehen, da vielmehr erst das Alleinseyn und das stille Nachdenken über sich selbst ihn an seine Pflicht gemahnt und die Sehnsucht seines Herzens auf's Lebhafteste geweckt habe, der er nicht länger widerstehen könne. Zuletzt sprach er die Hoffnung aus, durch Acevedo vielleicht manches wichtige Ergebniß der Politik des Hofes erfahren zu können, und versprach, in der kürzesten Zeitfrist zurückzukehren.

Ein Eilbote brachte dem Admiral diese Zeilen, und Guy, im Voraus von der Gewährung seiner Bitte überzeugt, befahl seinem Diener, sein Roß zu satteln. Noch war es nicht Mittag, als Guy schon, den Weg von Chatillon nach Paris einschlagend, mit Windeseile dahin flog. Die Stimme seines Herzens sprach jetzt so stark, so lebhaft, daß die Schnelle, womit sein Roß dahin eilte, ihm zu langsam dünkte. Als er in die Gegend kam, wo er die Horde Adelma's vermuthete, fragte er jeden Vorübergehenden nach ihr. Endlich wieß man ihm einen weithin sich ausdehnenden Wald — als den momentanen Wohnort des wandernden Völkchens, und dahin richtete er seinen Weg.

Er war noch nicht weit in den Wald hinein geritten, da vertrat ihm schon ein baumstarker Zigeuner den Weg, indem er kaltblütig seine Flinte spannte.

Wo ist Adelma, Eure Aeltermutter? fragte er ihn heftig.

Kennt Ihr die? fragte mißtrauisch darauf dieser. Was wollt Ihr bei ihr? —

Schweig! donnerte ihm der Jüngling zu. — Wo ist sie?

Der Zigeuner setzte erschrocken das Gewehr zum Fuße und sagte kleinlaut: Wendet Euch dorthin, und reitet in stets gerader Richtung fort, so könnt Ihr nicht fehlen.

Ohne sich nach ihm umzusehen, warf Guy sein Pferd herum und jagte dahin, wohin ihn der Zigeuner gewiesen.

Wirklich sah er nach kurzer Frist einen Haufen Zelte auf einem freien Raume des Waldes, und sein scharfes Auge erkannte sogleich die alte Adelma, wie sie auf einem Polster saß mitten im Kreise jüngerer Frauen und Mädchen.

Staunend blickten alle den schmucken Reiter an. Adelma erkannte ihn und streckte ihre gelbe, dürre Hand nach ihm aus.

Hast Du Dich verirrt, oder suchst Du endlich einmal die Menschen auf, die es wohl mit Dir meinen? rief sie ihm entgegen.

Ich suche Euch! antwortete Guy.

Dann sey mir dreimal gesegnet, rief sie, und eine ungetrübte Heiterkeit flog über die schroffen Züge ihres abschreckenden Gesichtes.

Was suchst Du denn bei mir, mein Sohn? fragte sie zutraulich.

Guy blickte im Kreise der sie noch gaffend umstehenden Weiber und Mädchen umher. — Adelma verstand ihn.

Geht Kinder, sagte sie, laßt mich mit ihm allein.

Gehorsam zogen sie sich zurück. Guy band sein Pferd an und setzte sich dann zu der freundlichen Alten.

Du hast mir einen sauern Gang erspart, hob sie an und ich danke es Dir; denn zwischen heute und dem Vollmond, der in zwei Tagen eintritt, mußte ich Dich in Chatillon sprechen.

Wußtet Ihr denn, daß ich dort war? fragte er erstaunt.

Mein Auge begleitet Dich allerwegen mit treuer Sorgfalt — Du entgehst ihm nicht. Nur einmal kam ich zu spät, Dich zu warnen — Du warst schon in Monceaux en Brie — schon im Garn einer Schlange und — einer Buhlerin. —

Einer Buhlerin? fragte Guy mit Staunen. Wen nennt Ihr so?

Margarethen von Valois, die stolze Schönheit, die so leicht besiegbar ist, wenn das Geheimniß ihre Wege einhüllt. — — Doch laß das, wie gieng es Dir in Monceaux, und wie entkamst Du der Gefahr?

Kanntet Ihr sie?

Ich wußte, warum Du nach der Picardie giengst — ich vermuthete es wenigstens, und ahnete, wie man mit Dir dort handeln würde. Du warst glücklich bei Margarethen — man sagte, Du habest ihr gefallen.

Schweigt! sagte ernst Guy, in dessen Innerm wieder ein heiteres Gefühl erregt wurde. Sie sah ihn seltsam an. —

Nun, so sage mir doch, wie Du dort entkamst?

Wie aus Rouen — dieselbe Hand rettete mich.

Dieselbe? fragte Adelma, und versank in Nachdenken. Dieser Mann — — fuhr sie dann langsam fort — trügt mich mein Gefühl nicht — steht Dir sehr nahe,

Guy. Ich sah ihn noch nicht — doch vorübergehend, und geschickt weiß er meinem Blicke auszuweichen.

Er ist ein edler Mensch, Adelma, versetzte Guy, sey er, wer er wolle. Laßt uns abbrechen und sagt mir, wie ich unerkannt nach Paris komme.

Was willst Du dort? — fragte sie.

Guy wurde verwirrt. — Mich zieht ein geheimes Geschäft dorthin, sagte er.

Das Herz? Guy! Sey offen, mein Sohn. Sollte Margarethe? — doch nein, Du bist zu edel, zu gut. —

Nennt mir den Namen nicht wieder, wenn Ihr nicht wollt, daß ich sogleich Euch verlasse! rief er heftig.

Gottlob dann! sagte sie. Aber was denn sonst? Die Gefahr ist groß für Dich. Carl wüthete, als Du entflohen. Adelma kann Dich nach Paris führen, aber — ob sie Dir heraushelfen kann, das weiß sie nicht.

Dafür laßt mich sorgen, ich muß. —

Aber wenn nun eine nähere, heiligere Pflicht Dich nach Noyers oder Chatillon triebe? —

Es giebt jetzt keine heiligere, als die mich nach Paris zieht! —

Lies diesen Brief erst, Guy de Viole, sprach Adelma, ihm ein erbroch'nes Schreiben reichend — und dann sage mir, was die Pflicht Dir gebeut!

Hastig ergriff es Guy.

Er las:

„Die Jagd ist bereit; der Hirsch im Netze. Coligny geht dieser Tage nach Noyers zu Condé; dort nehme ich sie beide gefangen.

Tavannes."

Guy erbleichte. Es waren Tavannes, des Statthalters von Burgund, Schriftzüge unverkennbar. Der

Brief war an einen seiner Freunde in Paris gerichtet. Wie kommt Ihr zu den Zeilen? fragte er.

Gehst Du noch nach Paris? fragte lächelnd Adelma.

Nein, jetzt nicht — ich darf ja nicht! rief Guy — antwortet mir — wie kamt Ihr zu dem Briefe? —

Einer von der Horde, ein wilder Bursche, erzählte Adelma, strich umher. Da sah er einen Reiter die Straße eilend nach Paris, nach dessen Geldbeutel es ihn gelüstete. Er hielt ihn an. Der Bursche scherzte nicht und schoß nach ihm. Das reizte den Grimm des wilden Sohnes der Wüste und er legte ihn in's Gras. Auf seinem Leibe trug er diese Zeilen, die er mir brachte, da die ganze Horde den warmen Antheil kennt, den ich an Deinen Glaubensbrüdern nehme. In Deine Hände mußte er kommen, das sah ich, und ich war entschlossen, ihn Dir selbst zu bringen — da kamst Du.

Dank Euch! rief er aus. Jetzt muß ich eilen, ehe es zu spät ist! O, mein Gott, rief er schmerzlich in halber Selbstvergessenheit aus, warum kann ich denn nie meinen heißen Wunsch befriedigen, und Ihre Spur aufsuchen!

Adelma blickte ihn forschend an.

Warst Du denn so sicher, sie zu finden? fragte sie.

Wen? — forschte der Jüngling, und eine dunkle Röthe ergoß sich über sein Antlitz.

Gabrielen d'Arbeque, sagte Adelma.

Weib! rief Guy — kennst Du der Herzen Tiefe? —

Das Deine, mein Sohn, kenne ich, und freue mich, daß Du treu bist der ersten Liebe Deiner Jugend. Bleibe Du treu — vielleicht ist's der Wille des Himmels, daß Du sie wieder siehst. Ich will nach ihr forschen, und glaube Du mir, Du hast es einem treuen Herzen ver-

traut, was das Deine bewegt. Findet sie Adelma nicht, so suchst Du vergebens. Nun gehe mit Gott, Du mußt eilen.

Guy schwang sich auf sein Roß und jagte wieder den Weg, den er gekommen, doch jenseits des Waldes nahm er die Richtung von Noyers. Das angestrengte Reiten ermattete sein Roß, und als die Nacht kam, vermochte es nicht weiter. Ein einzelner Hof nahm ihn gastlich auf. Er pflegte das müde Thier. Sich selbst gönnte er keine Ruhe. Er hatte noch vier Stunden bis Noyers. Der Mond gieng indessen auf, und als das Pferd einige Stunden gerastet, zog es Guy wieder hervor und trat die Reise wieder an. Er mußte jetzt aber seine Eile mäßigen, um das edle Thier nicht ganz unbrauchbar zu machen.

Es war lange schon Mitternacht vorüber. Der Mond schien hell und klar. Guy ritt eine Anhöhe hinan, und entdeckte zu seiner größten Freude nahe vor sich die Thürme von Noyers. Bald erreichte er es. Im Schlosse Condé's lag Alles in des Schlafes Fesseln — aber Condé war nicht so sorglos wie Coligny zu Chatillon. Die Wächter riefen ihn an, sobald er sich dem Schlosse näherte. Guy gab sich zu erkennen. Bald wurde er eingelassen, und den Wächtern sein müdes Roß übergebend, eilte er in das Schloß, und ließ sogleich Coligny und Condé wecken. Die Noth drang auf Eile. Er ließ sich im Saale auf einen Sessel nieder und überdachte die wunderbaren Wege des Geschickes, das ihn zum Retter Coligny's bestimmte aus dieser großen Gefahr. Er dankte dem Lenker der Schicksale, und legte die heißen Wünsche seines Herzens in seine Vaterhand demüthig und vertrauenvoll, und das süße Bewußtseyn, der

Pflicht des Herzens Wünsche geopfert zu haben, gab ihm Frieden.

Nach einiger Zeit trat Coligny herein. Er staunte den Jüngling an.

Viole, sprach er dann ernst, Ihr seyd mir ein Räthsel geworden, das ich nicht lösen kann. Heute frühe schreibt Ihr mir, Ihr müßtet nach Paris, und jetzt seh ich Euch in Noyers?

Vergebt mir, gnädigster Herr! rief der Jüngling. Ich folgte nur der unbezwinglichen Sehnsucht meines Herzens, und es war —

Darüber tadle ich Euch nicht. Ich war jung, Viole, wie Ihr, und habe geliebt wie Ihr — darum nur möchte ich Euch tadeln, daß Ihr so unbeständig in Euren Entschlüssen seyd.

Es war Euer und des Prinzen und der Eurigen Glück, daß ich jenem Zuge meines Herzens folgte, nur dadurch war es möglich, daß ich Euch vom Verderben retten konnte. Leset dies und urtheilt dann.

Condé fand sich nun auch ein.

Was habt Ihr denn Wichtiges, daß Ihr unsre Ruhe stört, Hauptmann Viole, sagte er halb mürrisch. Euch hätte ich wahrlich heute eher in den Armen Eurer Geliebten gesucht, als in Noyers! setzte er, jedoch in Scherz übergehend, hinzu.

Der Admiral hatte das Billet gelesen und Tavannes Handschrift sogleich erkannt. Er reichte es Condé mit den Worten:

Wenn wir nicht eilen, so sind wir verloren!

Condé durchflog das Blatt. Der Schrecken bleichte seine Wangen.

Wo habt Ihr das Blatt her? rief er Guy zu.

Dieser erzählte nun, wie er dazu gekommen sey, und jeder Zweifel schwand. Aber die Verlegenheit war groß, in welcher sie sich befanden, denn sie waren in diesem Augenblicke nicht gerüstet zu einer Flucht.

Coligny allein behauptete die ihm eigne Ruhe und Festigkeit.

Laßt uns die Unsrigen und uns retten und la Rochelle zu gewinnen suchen, das ist das einzige Mittel.

Er gab Guy, dem er dankbar die Hand drückte, den Auftrag, so schnell als möglich, Alles zur Flucht zu bereiten. Die Leute des Prinzen wurden geweckt, aber es war eine Unordnung unbegreiflicher Art in dem Schlosse, da einer gegen den andern rannte, und alle den Kopf verloren hatten, indem sie sich die Gefahr so nahe dachten, daß man ihr nicht mehr entgehen könnte. Guy war überall: Er fühlte keine Müdigkeit. Er brachte Ordnung in das Gänze. Die Wagen des Prinzen und des Admirals wurden reisefertig gemacht; alle Diener bewaffnet. Gegen Morgen war Alles im Stande, zur Abreise bereit, und mit dem kommenden Tage verließ der Zug Noyers. Guy war das Haupt der Bedeckung. Er war überall, sorgte, wirkte, ermunterte.

Nur langsam konnte sich der Zug fortbewegen, und auch in der Wahl der Wege mußte große Vorsicht angewendet werden, um nicht Aufsehen zu erregen, und dadurch in Tavannes Hände zu gerathen. Condé hatte eine Klageschrift über das treulose Benehmen des Hofes an den König eiligst noch von Noyers abgesendet, worin er zu verstehen gab, daß es ihm lieb sey, des Königs Antwort in Noyers zu erhalten. Dies täuschte Katharinen. Sie hielt ihren Plan für gelungen und triumphirte schon, Condé, Coligny und die Königin von Na-

varra, die Montluc gefangen nehmen sollte, in ihrer Gewalt zu haben.

Condé und Coligny erreichten indessen glücklich Rochelle, wo bald darauf auch Johanna von Navarra mit ihrem Sohne Heinrich von Bearn anlangte, die durch ein Schreiben von unbekannter Hand aus Paris, von der Gefahr unterrichtet, glücklich den Nachstellungen Montluc's entgieng.

Grenzenlos war die Wuth Katharina's, so gänzlich sich in ihren Erwartungen getäuscht zu sehen. Sie ahnete Verrath in ihrer Umgebung, und doch wußte sie nicht, auf wen sie ihren Verdacht werfen sollte. Da fiel ihr Acevedo ein. Sie überdachte sein Benehmen, und jene sie so fürchterlich erschüttert habenden Worte in Monceaux fielen ihr ein, Guy de Viole's an's Wunderbare grenzende Flucht aus dem Pallaste bestärkte ihren Verdacht auf's Neue. Doch der Astrologe hatte in ihrem finstern Aberglauben einen zu beredten Vertheidiger; er hatte schon so oft ihr Beweise von Treue und unpartheiischer Ergebenheit gegeben, daß sie nicht leichthin sich eines so wichtigen Mannes berauben, sondern erst prüfen und beobachten, dann aber um so entschiedener handeln wollte, wenn ihr Verdacht sich irgend rechtfertigen würde. Sie bestellte daher vertraute Leute, die auf allen Schritten und Tritten ihn beobachten mußten. Ausser ihm zog der edle, biedere, vorurtheillose Kanzler l'Hopital ihren Verdacht auf sich, der um so schwerer war, da der Haß gegen ihn ihm zur Seite stand.

Diese Treulosigkeit des Hofes weckte auf's Neue die Protestanten. Ueberall loderte wieder die wilde Flamme des Bürgerkrieges, und unmenschliche Grausamkeiten wurden verübt von beiden Seiten; besonders zeichneten sich

aber Ludwig von Bourbon, Herzog von Montpensier, Tavannes und Montluc durch ihre Wildheit und Grausamkeit gegen die Protestanten aus.

In einer Berathung bei dem König kam dies zur Sprache. l'Hopital sprach mit edler Entrüstung über solch' schändliches Verfahren. Da konnte sich Katharina nicht halten.

Ist es Euch vielleicht unbekannt, Herr Kanzler, rief sie in heftigem Zorne diesem zu, was d'Acier in Languedoc und Dauphiné verübt? Wisset Ihr nichts davon, daß er die Katholiken mordet, die Mönche martert, die Kirchen niederreißt und die Orte niederbrennt? Ist Euch noch nichts zu Ohren gekommen von dem Halsbande aus Mönchsohren, das Briquemont trägt?

l'Hopital hörte ruhig zu.

Eure Majestät, sagte er dann, vergessen, daß fortgesetzte Unterdrückung und Grausamkeit auch den Sanftmüthigsten wild machen kann.

Katharina wollte aufbraußend antworten. Carl bat sie, ruhig zu bleiben.

Gebt Eure Siegel ab — sprach er zu l'Hopital, Ihr seyd Eurer Würde enthoben.

l'Hopital verbeugte sich. Gott gebe Eurer Majestät einen treuern Diener, sprach er, und gieng dann stolz hinweg, mit dem Bewußtseyn eines reinen Herzens. Morvilliers, der schmiegsame, fanatische Bischof von Orleans, nahm seine Stelle auf Katharina's Empfehlung ein. —

Er war nun auch entfernt, der Mann, dessen Rechtlichkeit bisher durch die Achtung, die sie König Carl einflößte, eine große Gewalt über ihn geübt, und oft das Gegengewicht gegen Katharina's Arglist gewesen war.

Ihre Spione meldeten ihr von Acevedo, daß er oft den Louvre verlasse und in Paris verweile, doch könne man nicht entdecken, wo er sich hinbegebe, da er mit ausserordentlicher List die verworrenste Wege gehe. Sie wollte ihn genauer prüfen, und brachte darum bald darauf das Gespräch auf die Lage Frankreichs und der Hugenotten.

Acevedo, zu viel vertrauend auf seine Macht über der Königin Gemüth, sprach zu warm für die Unterdrückten. Katharina entließ ihn kalt. Sie war jetzt überzeugt, er müsse wenigstens Antheil an dem Verrath ihrer Geheimnisse haben, und auch sein Loos war geworfen.

21.

Adelma war eingedenk des Versprechens, das sie Guy gegeben. Dieses und eine auch ihr besonders wichtige Angelegenheit zog sie nach Paris. Nur einmal und zwar schnell vorübergehend sah sie einst Acevedo.

Ihr schien der Mann bekannt — sie sah ihn genauer an, und sie fand Züge, die dem Parlamentrath de Viole glichen, den sie einst mit der ganzen Gluth ihres Herzens geliebt hatte; aber zu schnell verschwand der Astrologe, als daß sie hätte ihre Vermuthung vergewissern können. Seitdem verfolgte sie der Gedanke, daß Viole noch lebe, daß Acevedo es sey. Die Theilnahme an Guy, seine zweimalige Rettung durch ihn — das Alles machte ihr die Sache gewisser, glaublicher. Sie gieng oft nach Paris, sie wußte sich selbst Eingang in den Louvre zu verschaffen; aber Acevedo hatte sie erkannt und entzog sich ihrem Anblick, da er noch das Geheimniß nicht enthüllen durfte.

Auch jetzt trieb sie dieß nach Paris noch mehr, als die Nachforschungen nach Gabrielen, die ihr ohnedem in ihrer ganzen Schwierigkeit erschienen. Die Zigeuner hatten ihre Verbindungen in Paris, wo sie die Beute zu verkaufen pflegten. Es waren die Schlupfwinkel des Lasters und der Verworfenheit — allein sicher vor dem Auge der Gerechtigkeit, das ohnedem in jenen Tagen innerer Zerrissenheit und gesetzloser Willkühr blind geworden.

An ihren Staab gelehnt, stand sie am Hofe des Louvre, überlegend, wie sie am sichersten ihre Absicht erreichen möchte.

Unterdessen ereignete sich in Acevedo's Gemache etwas Unerwartetes. — Schon längst hatte Anjou's Späherblick in dem Acevedo stets begleitenden Knaben das reizende Mädchen entdeckt, und den glühenden Wunsch gehegt, sie zu besitzen. Acevedo durchschaute das Gewebe der Bosheit, das man angelegt, Gabrielen zu verderben. Es war eine schwer zu lösende Frage, wie er das Mädchen in Sicherheit bringen möge und wo? — Er hatte zwar an du Plessis Freunden Freunde, aber ihnen durfte er sie nicht anvertrauen. Da begegnete ihm einst ein Mensch, der ihm bekannt schien. Er betrachtete den alternden, ärmlich gekleideten Mann genauer, und nun erkannte er in ihm einen seiner frühern treuen Diener, der in Paris zurückgeblieben war. Er folgte dem Manne von Ferne bis zum Marais, wo er in eine ärmliche finstre Wohnung trat. Es war die Seine. Acevedo's Ankunft erschreckte den armen Mann. Als er aber sich ihm zu erkennen gab, wäre er fast vor ihm niedergefallen. Eine höhere Freude konnte es für die treue Seele nicht geben, als seinen alten, geliebten Herrn

wiederzusehen. Bei ihm war Acevedo's Geheimniß sicher. Mit ihm sprach er wegen Gabrielen. Gerne verstand sich der treue Alte dazu, sie verborgen zu halten, bis Viole sie zurückfordern würde.

Freudig kehrte er zu Gabrielen zurück und schilderte ihr die drohende Gefahr. Eine unnennbare Angst ergriff die Jungfrau. Sie bat unter Thränen, je eher je lieber sie aus dem Louvre dorthin zu bringen.

Laß nur den Abend kommen, sagte Acevedo, dann führe ich Dich unbemerkt dorthin; allein kaum daß dies Wort über seine Lippen gegangen, da klopfte es heftig an die Thüre. Nicht ohne eine geheime Angst öffnete Acevedo, und seine Furcht war gerechtfertigt.

Montesquiou, der Hauptmann der Schweizergarde des Herzogs von Anjou, begleitet von vier bewaffneten Schweizern, trat herein.

Ihr seyd mein Gefangener im Namen der Königin, sprach er barsch zu dem Astrologen; folget mir.

Montesquiou's Blicke ruhten lüstern und durchbohrend auf Gabrielen's schöner Gestalt. Sie erbleichte, wankte und sank ohnmächtig in einen Stuhl.

Ich folge Euch, Herr Ritter, sagte gefaßt Acevedo, nur gestattet mir, daß ich mich meines Sohnes annehme, dessen Zustand ihr sehet.

Das ist eine Ohnmacht, wie sie Knaben sonst nicht eigen ist, erwiederte Montesquiou. Er ist stark, und wird schon zu sich kommen. Da er unschuldig ist, werde ich ihn der Gnade der Königin empfehlen, setzte er mit einem Satyr-Lächeln hinzu. Gebt mir den Schlüssel Eurer Thüre, damit ich sie verschließe — es möchte dem Knaben sonst vielleicht gar eine Gefahr drohen!

Acevedo sah ein, daß hier nichts zu ändern war. Er gab ihm den Schlüssel und sagte: Ich rechne auf Eure Ehre, Herr Ritter.

Das dürft Ihr, antwortete der Malthefer, und jenes satanische Lächeln schwebte wieder um seinen Mund.

Er schloß sorgfältig die Thüre ab und steckte den Schlüssel zu sich.

Herr Ritter, hob Acevedo an, eine Bitte gewähret mir, führt mich zur Königin!

Das kann nicht seyn, herrschte ihm der Malthefer zu und führte ihn nun schnell über die Gänge aus dem Pallaste.

Adelma stand draußen und erblickte nun plötzlich den Gefangenen. Sie erschrack. Ja, es ist Viole! rief sie in sich hinein.

Auch Acevedo sah und erkannte sie. Eine dunkle Ahnung, als könne sie Gabrielen vielleicht nützen, bemächtigte sich seines Gemüths. Er zog schnell den Treuring seiner verstorbenen Gattin vom Finger, ließ ihn vor ihr unbemerkt fallen, und sagte zu ihr gewendet:

Liebe Adelma, nimm Dich meines Sohnes Gabriel an!

Montesquiou blickte auf die Alte und schlug eine laute Hohnlache auf. Da habt Ihr Euch einen wackern Vormund bestellt, Meister! rief er aus.

Sie traten nun aus dem Hofe des Louvre und waren dem Blicke Adelma's entzogen.

Diese stand bebend noch auf derselben Stelle. Sie hatte den Ring aufgehoben, ihn an ihre Lippen gedrückt, denn sie erkannte ihn.

O, rief sie freudig aus, er hat noch Vertrauen zu mir! — Ach, setzte sie hinzu, hättest du früher einmal „liebe Adelma" gesagt, der Himmel wäre in diese

Brust eingezogen, und das arme Herz hätte doch eine schöne Erinnerung gehabt. Der Auftritt hatte sie so sehr ergriffen, daß sie nicht im Stande war, von der Stelle zu gehen. Sie dachte ihm nach. Gabriel? fragte sie sich. Guy war doch sein einziger Sohn. Sollte er noch einmal geheirathet haben? — Diese Worte Viole's waren ihr unerklärlich. So viel aber sah sie ein, sie müßte noch hier weilen. Sie setzte sich auf die Stufen des Portals, vielleicht eine Gelegenheit zu entdecken, wodurch sie genauere Kunde erhalten könnte.

Gabriele erwachte aus der Ohnmacht und fand sich eingeschlossen. Ihr erschien ihres Pflegevaters Gefangennehmung genau mit Anjou's verworfenen Planen zusammenzuhängen. Ein tödtlicher Schrecken bemeisterte sich ihrer. Was sollte sie thun? — Hier konnte, hier durfte sie nicht bleiben, mochte auch ihr Schicksal seyn, welches es wollte — schlimmer als das, welches hier ihrer wartete, konnte ja keines seyn. — Sie erinnerte sich, daß Acevedo allerlei Schlüssel besaß. Sie suchte sie hervor. Sie lagen unter Papieren. Diese Papiere könnten ihm schaden, dachte sie in diesem Augenblick. Sie warf sie in die Flammen des Kamins — dann versuchte sie die Thüre zu öffnen. Es gelang zu ihrer unaussprechlichen Freude. Schnell steckte sie das wenige Geld, was sie in Acevedo's Habseligkeiten fand, zu sich, warf sich auf ihre Knie und betete inbrünstig für ihn und für sich, und eilte dann, in einen Mantel gehüllt, aus dem Louvre, völlig ungewiß, wohin sie ihre Schritte lenken sollte.

Sie eilte über den Hof weg. Sie hörte nicht, daß ihr Jemand nachrief. Erst vor dem Hofe, wo sie stille stand, einen Augenblick zu überlegen, wohin sie ihre Rich-

tung nehmen sollte, gelang es Adelma, den flüchtigen Knaben zu erreichen.

Heißt Du Gabriel? fragte sie zutraulich — dann habe ich einen Auftrag von Acevedo, oder besser von de Viole an Dich.

Gabriele erschrack. Sie sah die Alte und wollte ihr entfliehen — da seit jenen Tagen auf Arbeque der Name Zigeuner schon ihr fürchterlich war. Die Alte ergriff sie jedoch.

Kind, fliehe nicht, ich bitte Dich! sagte sie. Sieh hier Acevedo's Ring, er ist das Zeichen, daß Du mir vertrauen darfst.

Gabriele erkannte den Ring, und sie dachte, daß doch vielleicht die Alte nicht löge.

Als sie ihr aber in das abschreckende Gesicht blickte und die krächzende Stimme mit ihrem widerlichen Tone an ihr Ohr schlug, da erbebte die vielfach Geängstete wieder.

Adelma betrachtete den Knaben, die feine, schöne Gestalt, und sie begann an dem Geschlechte desselben zu zweifeln. Vertraue Dich mir an, mein Kind, sagte sie so herzlich, als sie nur konnte. Du bist verlassen hier, und was wolltest Du ohne Hülfe beginnen in der gefahrenreichen Stadt, in dem wildbewegten Lande. Viole kennt mich, mir rief er, als die Schweizer ihn vorüber führten, zu: Adelma, nimm Dich meines Sohnes Gabriel an! Kind, ich bin ihm hochverpflichtet — sage, wohin ich dich bringen soll! —

Wo ist Viole? fragte Gabriele jetzt, wie wenn ihr seine Gefangennehmung erst jetzt zum klaren Bewußtseyn käme.

Das kann ich Dir nicht sagen, versetzte Adelma, da ich auf Dich wartete, konnte ich ihm nicht folgen; doch das wollen wir auch erfahren.

Sie ergriff nun Gabrielen's zarte Hand und zog sie mit sich fort bis zu einem Durchgange, wie sie sich in Paris häufig finden, wo man nämlich durch ein Haus von einer Straße in die andere gelangt. Hier blieb Adelma keuchend stehen. Es war dunkel geworden. Gabrielen's Gemüth, so furchtbar erschüttert durch die Ereignisse dieses Tages, schloß sich jetzt mit mehr Furcht als Vertrauen an die Alte an.

Kind, fragte diese, hast Du Jemanden in Paris, zu dem ich Dich bringen könnte?

Ach! rief angstvoll Gabriele, ich kenne hier Niemanden, nicht einmal den Ort, wo meines Vaters Grab ist.

Deines Vaters Grab? fragte Adelma gespannt. Viole nannte sich Deinen Vater.

O, das ist er auch der Waise geworden, die ohne ihn verloren war.

Wo ist denn Deine Heimath? fragte wieder die Alte.

In der Dauphiné, antwortete Gabriele.

Ohne daß sie sich eines Vermuthunggrundes bewußt gewesen wäre, sprach die Alte: vielleicht zu Schloß Arbeque? — Nicht wahr, du bist Gabriele d'Arbeque?

Kennst Du mich? fragte ängstlich Gabriele, die kaum ihrer Besinnung mächtig war.

O, ich kenne Dich, Mädchen, sagte darauf freudig Adelma, und weisest Du nicht kalt und stolz ein treues Herz zurück, so sollst Du in mir eine mütterliche Freundin gewonnen haben, die Dir in dieser drangsalvollen Lage alles leistet, was in ihren Kräften steht.

Gabriele drückte dankbar ihre Hand. Allmählig vertraute sie der Alten. Je ruhiger sie zu werden begann, desto mehr erkannte sie das Hülf- und Trostlose ihrer gegenwärtigen Lage und die Nothwendigkeit, sich der ehrlich scheinenden Zigeunerin hinzugeben.

Nachdem Adelma ausgeruht, setzten sie ihren Weg fort, und erreichten spät eine elende, schmutzige Hütte in einem finstern Gäßchen. Von einem wild aussehenden Menschen wurden sie freundlich aufgenommen. Gabriele konnte nichts genießen, und sank bald auf einem harten Lager, über welches sie ihren Mantel gebreitet, in tiefen Schlaf.

Als sie am Morgen erwachte, saß Adelma an ihrem Bette.

Freundlich grüßte sie die Erwachende. Gabriele fühlte neue Kraft.

Wir wissen jetzt schon soviel, als vorerst möglich, über Viole, hob sie an; er ist in eins der minder harten Gefängnisse gebracht worden, und wir können für's erste ruhig seyn.

Diese Nachricht erleuchtete Gabrielen's Gemüth. Sie konnte jetzt ruhiger ihre Lage überdenken, die dennoch nichts an ihrer Trostlosigkeit verlor.

Könnte ich nur auf das Schloß Arbeque kommen, dann wäre ich geborgen! sagte sie zu Adelma.

Da kannst Du hinkommen, Gabriele, antwortete ihr Adelma. Nur darfst Du unser wildes, unstetes Leben nicht fürchten. Wir ziehen mit unserer Horde dahin.

Gabriele legte die Hand an die Stirne und sann nach.

Dein Namen und dein Geschlecht muß ein Geheimniß, und Du selbst stets in meiner Nähe bleiben, dann bist Du gerettet, setzte Adelma hinzu.

Es sey, sagte sie endlich mit Festigkeit: So sehr ich es wünschte hier zu bleiben, um bei Viole zu seyn, ich sehe es ein, daß es unmöglich ist.

Sie verließen nun Paris und erreichten bald die lagernde Horde. Bald darauf brach diese nach der Dauphiné auf, wo damals d'Acier mit Tavannes und andern Häuptlingen der Katholiken sich herumschlug, und wild mit den Feinden verfuhr. Dort, wo Unordnung und Gesetzlosigkeit waltete, war dieses Volkes Aerndtefeld.

22.

Die Festung la Rochelle besaß und genoß das für die damaligen Zeitumstände unschätzbare Vorrecht, keine königliche Besatzung ohne den Willen der Bürgerschaft einnehmen zu müssen. Condé und Coligny waren dort glücklich angekommen nach mancher Drangsal und Gefahr. Auch Johanna von Navarra mit dem 15jährigen Prinzen Heinrich von Navarra und der 13jährigen Katharina, unter Bedeckung von 3000 treuen Bearnern, war daselbst eingezogen, trotz Montlucs Nachstellungen. Dandelot, des Admirals wackerer Bruder, führte 3000 Bretagner nach Rochelle. Johanna's Geldzuschüsse, Englands und Deutschlands bereitwillige Hülfe hoben den Muth der Hugenotten, und bald standen sie schlagfertig im Felde.

Immer höher stieg die Noth der Bedrängten in Frankreich. Nach l'Hopitals Entfernung und Morvilliers Amtantritt, hatte die fanatische Gesinnung des Kardinals von Lothringen und Katharina's von Medicis ein weites freies Feld der Thätigkeit vor sich. Jetzt wurde den Protestanten ein Eid abgefordert, der sie zur

Treue gegen den König verpflichtete, und ihnen die Bewaffnung und Leistung von Geldbeiträgen zu den Unternehmungen Condé's und Coligny's untersagte, und ihnen die Verbindlichkeit auferlegte, alles, was von gefährlichen Anschlägen gegen die Regierung bekannt würde, anzuzeigen.

Bald darauf erfolgten rasch aufeinander die Bekanntmachungen von drei feindselig gegen die Protestanten gerichteten königlichen Edikten, deren eines immer heftiger als das andere war, bis zuletzt das Bekenntniß des Evangeliums bei Todesstrafe verboten wurde, und man keine andere Religionsausübung duldete, als die römische.

Dies Alles reizte die Erbitterung auf's Heftigste. Die Protestanten sahen es ein, es gelte jetzt einen Kampf auf Leben und Tod. La Rochelle wimmelte jetzt von Heeresmannen, und täglich wuchs die Anzahl.

Guy sah mit Begierde dem Kampfe entgegen. Er, wie so viele, schwur, nicht eher das Schwert in die Scheide zu senken, bis Glaubens- und Gewissensfreiheit erkämpft sey. Das Vertrauen, welches Coligny in ihn setzte, und die wohlwollende Auszeichnung, womit der Admiral ihn behandelte, zog ihm die Achtung der angesehnsten Häupter der Hugenotten zu, und selbst Johanna, die edle Königin von Navarra, sah es sehr gerne, wenn Guy in der Gesellschaft der Prinzen Heinrich von Bearn war, um so lieber sah sie es, da der Ruf einer unbescholtenen Sittlichkeit ihm beigelegt wurde von Jedermann. Aus diesen für ihn angenehmen Verhältnissen riß ihn der eröffnete Feldzug. So sehr es Heinrich von Bearn wünschte, ihn bei sich zu behalten, so rief dennoch die Pflicht und die Ehre, und Guy folgte.

Bei Jarnac fiel die erste Schlacht vor — aber wieder unglücklich für die Protestanten. Diese Schlacht, in der Guy zum erstenmale als Oberster an der Spitze eines Regimentes leichter Reiterei kämpfte, war sehr unheilbringend, obwohl die Protestanten Wunder der Tapferkeit thaten; dadurch aber war sie dieß besonders, daß Louis Prinz von Condé sein Leben im 39. Jahre seines Alters auf eine unerhörte Weise verlor. Schon bei dem Anfang der Schlacht verwundete ihn das Pferd des Grafen de Larochefoucault durch einen Schlag am Schenkel. Er stürzte sich je dennoch in das tiefste Kampfgetümmel, als die Seinen zu weichen begannen. Er stürzte von dem Pferde mitten im ärgsten Kampfgewühle, und konnte sich, ob jener Verwundung, nicht wieder erheben. Knieend kämpfte er noch eine Weile mit Löwenwuth; aber seine Kräfte sanken, keine Hülfe kam — und Herr d'Argence, ein Edelmann des royalistischen Heeres, setzte ihm heftig zu. Ihm ergab er sich, und dieser sicherte ihm Pardon zu, obwohl Anjou bestimmt den Befehl gegeben hatte, des Prinzen auf keine Weise zu schonen.

d'Argence wollte eben den Prinzen nach dem Hauptquartier bringen, als der tückische Montesquiou vorüber jagte. Kaum sah er den Prinzen, so riß er das Pistol hervor und schoß Condé eine Kugel durch den Kopf. d'Argence war wie vom Donner gerührt. Montesquiou aber schlug eine teuflische Lache auf und eilte schnell von dannen. So eine Schandthat wurde nie geahndet. Der Tod des Prinzen wurde schnell unter den Hugenotten bekannt und trieb sie zu fast wahnsinniger Flucht. Vergebens ermahnte, beschwor Guy seine Reiter zum Stich halten. Vergebens drohte er, den Ersten, der es wage

auszureißen, niederzuhauen... Seine Stimme, die dem Donner gleich daher braußte, verhallte und — sie flohen.

In Saintes sah er den Admiral wieder. Grimm und Kummer zeigte sein Angesicht. Er vermochte fast nicht zu reden.

Coligny reichte ihm die Hand und sagte: Seyd ruhig, mein wackrer Viole — wir leben noch und unser Muth, und der über uns, verläßt uns nicht! — Ihr habt wacker gefochten, und Eure Erhebung, wäre sie Euch nicht als Lohn früherer Tapferkeit geworden, sie würde und müßte Euch jetzt werden!

Obgleich ihm dieses Anerkenntniß wohl that, so konnte doch nichts seinen Unwillen vernichten.

Ein gehaltener Kriegsrath legte in Coligny's Hände den Oberbefehl des Heeres. Er zog sich auf einen Heerhaufen, den d'Acier befehligte, und welcher keinen Antheil an der Schlacht von Jarnac genommen, zurück, und traf weise Anstalten gegen die nachtheiligen Folgen der verlornen Schlacht. In die festen Plätze warf er schnell hinlängliche Besatzungen, und ließ dann die Häupter seiner Parthei in Tonnai-Charente zusammen treten. Die Prinzen Heinrich von Bearn und Heinrich von Condé, des Gemordeten ältester Sohn, in Gesellschaft der edlen Königin von Navarra, trafen auch daselbst ein.

Als alle versammelt waren, trat die erhabene Fürstin in den Männerkreis, an ihrer Seite die Prinzen. Von hoher Begeisterung erfüllt, hielt sie eine so kräftige, eindringende Anrede, daß jedes Herz ergriffen wurde, und ein lauter Jubel erscholl und alle schwuren zu kämpfen, bis das Ziel ihrer Wünsche, Freiheit des Glaubens und des Gewissens, errungen sey. Der Mutter hohes Wort war verklungen, der Jubelruf verhallt, da

trat Heinrich von Bearn hervor. Sein Auge strahlte, indeß innere heftige Bewegung seine blühenden Wangen bleichte. Er erhob seine Hand zum Schwur und sprach mit einer Festigkeit, die bei dem 16jährigen Jüngling in Erstaunen und Verwunderung versetzte: „Ich schwöre, die Religion zu vertheidigen und bei der gemeinschaftlichen Sache zu beharren, bis entweder Tod oder Sieg uns allen die gewünschte Freiheit verschaffen wird!"

Da donnerte ein Lebehoch! dem Edeln. Da erklärten sie ihn und Heinrich Condé einmüthig zu Häuptern der Hugenotten. Voll mütterlichen Stolzes und mütterlicher Wonne schloß Johanna den Sohn an ihre Brust, und der alte, ehrwürdige Coligny leistete ihm zuerst den Schwur der Treue, und nach ihm alle mit gleichem Enthusiasmus. Es war ein erhebender Augenblick, der neuen Muth in jedes Herz ergoß. Nicht weniger erhebend war der, als die Prinzen dem versammelten Heere zu Cognac vorgestellt wurden. Hier zitterte die Luft ob des Jubels der Huldigung.

Günstiger als je gestalteten sich jetzt die Verhältnisse der Protestanten, denn der heldenkühne Wolfgang von Zweibrücken führte ihnen 6000 Reiter und 5000 Lanzknechte zu. Nicht zum günstigsten war die Lage der königlichen Armee. Der Schatz war geleert, die Finanzen zerrüttet. Schon ein ganzes Vierteljahr blieb der Sold aus, und täglich schmolz das Heer. Katharina kam selbst zu ihrem Sohn Heinrich von Anjou in das Lager von Limoges. Sie versprach Alles. Sie tröstete das Heer mit den Unterstützungen aus Deutschland und Italien und den Niederlanden, und hob auf diese Art den gesunkenen Muth.

Heftig brach nun der Krieg in Poitou aus. Heftiger aber wüthete man in andern Gegenden gegen die Protestanten. Vorher hatte zu zweien Malen Coligny, um ja Alles versucht zu haben, Bittschriften dem Könige vorgelegt, worin er um Freiheit der Religionsübung und Zurücknahme der verfolgenden Edikte bat, und versprach, sogleich die Waffen niederzulegen, wenn die Bitte erhört würde; allein man erwiederte mit Grausamkeiten, vor denen die Menschheit schaudert, diese Vorstellungen. Ja das Parlament von Paris setzte einen Preis von 50,000 Goldgulden auf den Kopf des Admirals — sein Bildniß wurde vor dem Rathhause von Paris verbrannt und er seiner Admiralswürde entsetzt.

Der Admiral, zu groß, um sich dadurch gekränkt zu fühlen, lächelte über die Luftstreiche der Ohnmacht; nicht so seine Freunde, die dadurch auf's wüthendste empört wurden. Ruhig verfolgte nun Coligny, der den Oberbefehl fort behielt, seinen Plan. Die Unternehmungen des Admirals gegen Poitiers führten nicht zum gewünschten Ziel, aber dagegen war Montgommeri in Bearn glücklicher. Anjou zog sich vorsichtig zurück, da auch sein Heer viel gelitten, und Coligny folgte ihm. Er vermied gerne eine Hauptschlacht, da das königliche Heer durch die Deutschen, Italiener und aus den Niederlanden verstärkt worden, allein immer allgemeiner und stürmischer sprach sich der Wunsch seines Heeres aus, gegen den Feind geführt zu werden. Bei der Stadt Montcontour trafen sie am 3. Oktober 1569 zusammen. Vier Stunden lang wüthete ein gräßliches Geschützfeuer. Um zwei Uhr Nachmittags rückten die Königlichen vor unter Montpensier, und es gelang ihm, die Reiterei unter Moui, le Noue und Guy de Viole zu trennen. Der

Scharfblick des Admirals erkannte die Gefahr und eilte schnell zu Hülfe. Er selbst that Wunder der Tapferkeit, und würde, da ihn eine Kugel in die linke Wange traf, gefangen worden seyn, wenn nicht Mansfeld, der nach Wolfgangs Tod (der wahrscheinlich, wie des Admirals edler Bruder, Dandelot, Gift erhalten hatte) die Deutschen befehligte, schnell ihm zu Hülfe geeilt und die Massen Montpensiers in die Flucht geschlagen hätte. — Anjou stürzte sich nun auf Mansfeld. Muthigen Widerstand leistete er; aber auf die Dauer würde er es nicht vermocht haben, wenn nicht der Graf von Nassau Anjou's Truppen geworfen und zersprengt hätte. Jetzt wurde das Treffen allgemein und grimmig. Ohne Pardon wurde gemordet. Tavannes und Cossé jedoch gaben den Ausschlag zu Gunsten der Katholiken. Die geringere Macht der Hugenotten unterlag nach dem muthigsten Kampfe der feindlichen Uebermacht. Zehntausend Todte und Gefangene hatten sie verloren, und 200 Fahnen zierten als Trophäen dieses Sieges die Kathedrale von Notre-Dame. Der Sieg war vollkommen. Paris jubelte und feierte Freudenfeste — denn die Kezzerbrut war ja vernichtet. — So meinte man. Coligny aber glich dem Phönix. Er zog über Niort nach Montauban; de Piles, der Held von Saint-Jean d'Angeli, stieß zu ihm. Von allen Seiten strömten Streiter seines Glaubens ihm zu, die Verluste zu ersetzen; und noch ehe das Jahr 1569 hinabsank, rückte er neu gestärkt nach Burgund vor, behauptete sich muthig gegen das überlegene feindliche Heer, und errang selbst Vortheile über dasselbe. Der Hof war des Krieges müde, der Frankreich verwüstete und die Staatskräfte verzehrte. Er erkannte des Feindes immer neue Furchtbarkeit an

und wünschte Frieden — um Kräfte zu sammeln — und endlich dennoch die Ketzer zu vernichten.

23.

Nach vielfachen und verwickelten Unterhandlungen kam endlich der Friede in Saint-Germain en Laye zu Stande; alle vorhergehenden Friedens-Edikte wurden bestätigt und jenes nachtheilige von Roussillon aufgehoben. Den Protestanten bewilligte man vier Sicherheitplätze: Rochelle, la Charité, Montauban und Cognac, die Hugenotten wurden aller Aemter und Würden fähig erklärt und ihnen freie Religionsübung zugestanden. —

Der Frieden war zu günstig für die Protestanten, darum mißtrauten Viele der Aufrichtigkeit des Hofes, der schon so oft sie betrogen, und durch anscheinende Versöhnlichkeit sie gelockt hatte. Die da mißtrauten, sahen tiefer als Coligny, der sich ganz der schönen Hoffnung hingab, seinem theuern Vaterlande den Frieden zurückgegeben zu sehen.

Katharina aber meinte es, wie immer, auch jetzt, nicht treu. Jener Höllenplan, den Alba begründet, den Anjou gefördert, dem selbst Carl IX. in der Aufwallung der Leidenschaft zugethan schien, den endlich Tavannes und Retz als das einzige Mittel, zum Ziele zu gelangen, prießen — er lebte jetzt auf's Neue in ihr auf.

Acevedo schmachtete indessen noch immer im Gefängnisse, nichts Geringeres als seinen Tod erwartend. Nichts schmerzte ihn, als die Unbekanntschaft mit Guy's und Gabrielen's Schicksal. Ruhig sah er dem Tode entgegen, denn sein Herz war frei von den Vorwürfen, die, wie Harpyen, des Sünders Inneres zerfleischen. Tief

aber betrübte ihn der Jubel über die Siege von Jarnac und Montcontour, und doch lag die erheiternde Vorstellung ihm wieder nahe, vielleicht droben, im Reiche des Lichts, die wiederzufinden, die er hier verloren.

Hätte er gewußt, daß Gabriele den Netzen Anjou's entgangen, daß dieser wüthend über ihren Verlust mit Montesquiou gehadert, daß Guy glücklich und mit dem Lorbeerkranze des Sieges und der Tapferkeit aus den beiden Schlachten hervorgegangen, eine höhere Freude würde das Vaterherz hienieden erquickt, und die Seele der Erde dennoch wieder zugewendet haben, die nur mit Himmlischem beschäftigt war.

Katharina hatte Acevedo's Papiere genau untersuchen lassen, ja theilweise selbst durchforscht. Jener glückliche Gedanke Gabrielen's, die wichtigern zu verbrennen, entzog ihn einem Verdachte, der ihn würde das Leben gekostet haben. Katharina fand nichts Verdächtiges. Nur Berechnungen und seltsame Figuren, die sie nicht verstand, waren da. Selbst jenes Schlüsselbund war von Gabrielen entfernt worden, das der Königin sicher würde die Augen geöffnet haben. Sie hatte bisher den Astrologen sehr vermißt. Ihre Sehnsucht, mit kühnem Auge in die verborgenen Wege und Plane des Geschickes zu blicken, fand keine Befriedigung, zumal es jetzt mehr als je erwachte, da ihr Plan der Reise nahte. Sie bereuete es, den Astrologen eingekerkert zu haben. Nur die Rücksicht auf Anjou, der ihn aus Ursachen, die sie nicht begriff, glühend haßte, hielt sie bis jetzt ab, ihn seiner Haft zu entlassen, die für sie schon zu lange gewährt.

Endlich konnte sie nicht länger widerstehen, und wurde bei sich einig, den Astrologen vor Anjou zu verbergen.

Sie ließ ihn in der Nacht nach dem Louvre in ihre Gemächer bringen, wo sie mit ihm ganz allein war.

Acevedo erwartete seine Sterbestunde, als zu so ungewöhnlicher Zeit seines Kerkers Thüre sich öffnete. Auf's höchste überraschte ihn das Wort: Ihr seyd frei! So sehr er auch sich mit dem Gedanken an den Tod bekannt und vertraut gemacht hatte — die Liebe zum Leben, die der Schöpfer in das Menschenherz gepflanzt, die auch den Greis im Silberhaare noch nicht verläßt, sie regte sich dennoch jetzt stark — und eine aufrichtige Freude erfüllte sein Gemüth, als Freiheit statt Tod ihm verkündet wurde.

Man brachte ihn zu Katharinen. Sie trat ihm entgegen so freundlich, so wohlwollend, als ob nicht Monate einer engen Gefangenschaft, durch sie verhängt, zwischen der Gegenwart und der Vergangenheit lägen. Acevedo's Gesundheit hatte gelitten, er sah kränklich aus. Die Königin reichte ihm ihre Hand zum Kuß.

Acevedo sah sie fest an. Seinen Blick konnte sie nicht ertragen.

Warum habt Ihr mich wie einen Verbrecher eingekerkert? — Nennt mir meine Schuld! sprach er würdevoll.

Es genüge Euch, sagte sie mild, daß ich Euch für unschuldig erkläre an dem Verdacht der Untreue, den man auf Euch lud. Vergebt mir mein Unrecht. Ich will es gut zu machen suchen. Erkennt es, Acevedo, Frankreichs Königin — bittet Euch um Vergebung.

Könnt Ihr mir die Zeit des Kummers und des Elends nehmen, die ich durchlebt, oder sie in Freudentage umwandeln? — fragte er bitter.

Das kann ich nicht, Acevedo, erwiederte sie — aber vergesset nicht, daß so leicht der Mensch irren kann.

An erprobter Treue sollte er nie zweifeln.

Wohl; allein den falschen Zungen ist Vieles möglich.

So nennt mir sie, meine Königin!

Das kann ich nicht, Acevedo, ich sagte es Euch schon. Ohnedem würde es ja auch das Geschehene nicht ungeschehen machen. Verzeiht, und meine ganze Werthschäzzung, mein ungetheiltes Vertrauen soll Euch entschädigen.

Es sey, sprach Acevedo — doch eine Frage müßt Ihr mir beantworten: Wo ist Gabriel, mein Sohn? —

Katharina schlug den Blick nieder. Man sagte, es sey ein Mädchen? sprach sie kleinlaut.

Und wenn sie das gewesen, und wenn ich mein Kind in Männerkleidung barg, um sie vor den teuflischen Nachstellungen Eurer Edelleute — ja Eures Sohnes — sichern zu können — was that das? — wo ist sie? —

Gott weiß es. Sie verschwand, wie Anjou mir sagte, und nur so viel konnte ich erfahren, daß eine alte Zigeunerin sie mit sich fortgenommen, aber dann mit ihr spurlos verschwunden sey.

Da kam Frieden in des Greises Herz. Sie war gerettet, das wußte er nun mit Gewißheit.

Katharina that Alles, was sie vermochte, ihn zu gewinnen.

Sie ließ sich nun mit ihm in ein Gespräch über den jetzigen Stand der Verhältnisse ein, und sprach ein Projekt aus, das ihre Seele schon längere Zeit beschäftigte, nämlich Margarethen von Valois mit Heinrich von Bearn zu vermählen, und dadurch die Hugenotten in ihr Interesse zu ziehen.

Acevedo, von dem Wunsche beseelt, dem für seine Glaubensbrüder so sehr günstigen Frieden alle mögliche Dauer zu verleihen — bestärkte sie in dieser Ansicht. Sie bat ihn, er möge doch ja genaue Beobachtungen anstellen, um zu erfahren, ob dies gelingen würde.

Er bezog nun sein altes Gemach wieder, nachdem er versprochen, sich den Augen Anjou's zu entziehen. Sein erstes Geschäft war, dem gütigen Lenker des Geschickes für Gabrielen's Rettung zu danken, und dann Gelegenheit zu suchen, ein Schreiben an du Plessis-Mornay zu richten, über Guy's Verhältnisse unterrichtet zu werden. Er wußte dieses Schreiben durch jenen wieder gefundenen alten Diener glücklich zu du Plessis-Mornay zu bringen, und bald erfreute ein Schreiben des Freundes, voll Lobes von Guy und mit der Nachricht, wie hoch geehrt er sey und wie ihn Heinrich von Bearn achte, und er stets um die Person des Prinzen seyn müsse, wenn nicht sein Beruf ihn fordere — des Vaters dankbares Herz. Nur von Gabrielen konnte er nichts erfahren. Doch traute er fest und sicher der Treue Adelma's, und Ruhe kehrte wieder in sein Herz. Er gab sich nun wieder ganz seinen Lieblingsbeschäftigungen, den astrologischen Studien hin, die Gesundheit, die im Kerker so viel gelitten, stellte sich wieder her, und frohere Aussichten öffneten sich ihm für den Abend des Lebens. Keine Ahnung hatte er von dem Höllenplane, den Katharina hegte, den sie so klug zu verbergen wußte.

Indessen wurden die Unterhandlungen mit der Königin von Navarra eröffnet wegen der Verbindung Heinrichs und Margarethen's. Frankreich schien ruhig. Jede Brust athmete wieder einmal frei, und Carl der Neunte leitete ebenfalls Unterhandlungen mit dem Kaiser Maxi-

milian dem Zweiten ein, die mit der Vermählung zwischen Carl und des Kaisers Tochter Elisabeth endeten. Froher Jubel erfüllte Paris. Ueberall gab man sich den schönsten Hoffnungen hin, und nur die Erfahrneren trauten der Windstille nicht, die so oft schon wüthende Stürme geboren hatte.

Selbst der Admiral, schon seit längerer Zeit Wittwer, hegte noch einmal die süßen Gefühle jugendlicher, weit über seinem Alter hinausliegender Empfindungen. Jacobine von Entremont, eine sehr reiche Dame Savoyens, innigst zugethan dem reinen Evangelium, war von hoher Achtung und Verehrung gegen den Admiral Coligny, den größten Mann und edelsten Helden seines Zeitalters, den muthigen Vertheidiger der heiligsten Rechte der Menschheit, erfüllt. Ihr Herz, schwärmerisch alles ergreifend, was Interesse für sie hatte, wurde von der innigsten Liebe zu ihm erfüllt, der doch um so vieles älter war, als sie. Sie bot dem Admiral ihr Herz und ihre Hand. Das Seltsame dieser Handlung, die erhabene Gesinnung, welche sie aussprach, gewannen des Admirals Herz. Er veranstaltete eine Zusammenkunft, und hier knüpfte sich das Band unauflößlich.

Der Herzog von Savoyen suchte diese Verbindung zu hintertreiben. Er zog Jacobinens Güter ein. — Dennoch blieb sie treu und verließ heimlich ihr Vaterland, verließ ihre Reichthümer und wurde in Rochelle des Helden Gattin. Alle unheilbringenden Ereignisse schienen sich in die glücklichsten aufzulößen — alle Segnungen des Friedens blühten. Coligny segnete den Liebebund seiner Tochter Louise mit dem edeln Teligni, obwohl er nur ein armer Edelmann war. — Heinrich von Condé vermählte sich mit Marien von Cleve. — Nur des ehr-

geizigen Anjou's Plan, Englands Elisabeth die Seine zu nennen, mißlang zu seinem Grimme, und nur ein Staatsbündniß war in dem Körbchen, das er erhielt — magrer Ersatz für Vernichtung seiner ehrgeizigen Absichten. Die Vermählung Heinrichs von Bearn mit Margarethen von Valois, mit welcher ihre Herzen vollkommen übereinstimmten, kam allmählig ihrer Erfüllung nahe zur Freude der Hugenotten, die sich jetzt im Besitze des Gutes, wofür so viel Blut geflossen, glücklich fühlten.

Die frohe Aussicht der Vereinigung der beiden Partheien in Heinrich und Margarethen, und die ihm heimlich vertraute Absicht des Königs, an Spanien den Krieg zu erklären, und dadurch den Niederländern nützlich zu werden, und ihm den Oberbefehl zu übertragen; dies und sein eigenes, so herrlich aufblühendes häusliches Glück, nahm des Admirals Herz ganz ein. So oft er auch schon von dem Hofe, der keine Treue kannte, hintergangen worden war; jetzt traute er zuversichtlich und lächelte oft, ja zürnte sogar, wenn man Bedenklichkeiten äußerte und Zweifel an der Aufrichtigkeit des Hofes.

Er wurde jetzt von Carl dem Neunten eingeladen, an den Hof zu kommen, um die Angelegenheiten wegen des Krieges mit Spanien eifrig zu betreiben. Freudig eilte Coligny nach Paris. Sein Empfang von Seiten des Königs war sehr herzlich. Jedermann bemühte sich, ihm seine Achtung zu beweisen. Der König versicherte ihm: dieser Tag sey der glücklichste seines Lebens. Coligny wurde in alle seine Aemter und Würden wieder eingesetzt; ja Carl gab ihm eine Stelle im Staatsrath und ein Geschenk von 100,000 Livres, und überließ ihm ein ganzes Jahr lang die Einkünfte der Pfründen seines in London verstorbenen Bruders, des Kardinals von

Chatillon, der als Opfer des Fanatismus gefallen war. Alles wurde versucht, den Admiral so in die Netze des Hofes zu verstricken, daß er nicht mehr entrinnen konnte, da er ohnedem mit unbegreiflicher Verblendung sich hingab, und alle Warnungen verachtete.

Mitten unter den freudigen Vorbereitungen zu der Vermählung des Prinzen Heinrich starb Johanna von Navarra, das große, edle Weib, und dieser Verlust war groß für die Protestanten; allein dieser Todesfall änderte nichts in dieser Angelegenheit.

Heinrich von Navarra, in dessen Nähe Guy de St. Flour war, eilte nach Paris. Sein Einzug war glänzend, und jetzt jubelte Paris auch dem Ketzer entgegen. Margarethe von Valois empfand für den schönen Heinrich wirklich Zuneigung; sie sah ihm mit Sehnsucht entgegen. Da erblickte sie in seiner Nähe den Mann wieder, für den sie einst geglüht, Guy de Saint-Flour, und ein freudiges Gefühl durchbebte sie. Diese Neigung war in ihrem leichtsinnigen Herzen jetzt wieder erwacht, und überwog selbst die Neigung zu ihrem jungen Gatten. Sichtbar bewieß sie ihre Zuneigung zu Guy de Viole. Alle bessern Gefühle in Guy's Herzen widerstrebten, und er fühlte eine tiefe Verachtung gegen Margarethen, die die Absicht zu haben schien, mit ihm in eins jener verworfenen Verhältnisse zu treten, wie sie damals am Hofe Sitte waren. Er zog sich von allen Festlichkeiten zurück, und lebte fast ein Einsiedlerleben unter den Freuden des Hofes.

Acevedo beobachtete den geliebten Sohn. Margarethens unreine Liebe zu ihm war ihm kein Geheimniß, desto mehr freute ihn Guy's Zurückgezogenheit. Er achtete selbst Heinrichs von Navarra Vorwürfe nicht,

und lebte nur in der Verbindung mit Coligny, hoffend auf den Ausbruch des Krieges mit Spanien, wo sich ihm das Feld des Ruhms wieder zu öffnen versprach. Acevedo sah er nur selten, so sehr ihn auch sein Herz zu ihm hinzog. Es war eine sichtbare Verstimmung in seinem Wesen. Düster war sein Sinn. Niemand errieth das Geheimniß, als Coligny und Acevedo. Er forschte nach Gabrielen, und all sein Forschen war fruchtlos. Dieß war es, verbunden mit jener unheiligen Empfindung der jungen Königin von Navarra, was ihm den Aufenthalt in Paris zur Last machte.

Du Plessis-Mornay gab seiner Thätigkeit eine neue Richtung.

Die Zeitumstände sind günstig, sagte er, Heinrichs von Navarra Wohlwollen für Euch, des Königs milde Stimmung, alles verheißt Euch ein erwünschtes Ziel, wenn Ihr jetzt Eure Güter in der Auvergne zurückfordert.

Guy erkannte die Richtigkeit dieser Ansicht. Er that nun ernstliche Schritte und hatte die Freude, daß er seiner Wünsche Ziel wirklich nahen sah. — Man versprach Alles. — Selbst Coligny legte es dem König an's Herz. Carl neigte sich so sichtbar zu Coligny, daß er endlich das Gesuch genehmigte, und Guy in den Besitz seiner Güter setzte. Guy wollte sogleich nach der Auvergne eilen. Nur Coligny's Bitten hielten ihn noch zurück.

In einer vertrauten Zusammenkunft Coligny's mit dem Könige stellte ihm Coligny vor, wie ruhmvoll es für ihn sey, der Sache der unterdrückten Niederländer sich anzunehmen, und selbst den Feldzug zu leiten. Er deutete darauf hin, daß Katharina ihn bei den frühern Kriegen blos darum zurückgehalten, selbst ritterlich zu kämpfen, um den Herzog von Anjou bei der Nation be-

liebt zu machen, und ihn, den König, desto besser zu beherrschen. Carl mochte die Wahrheit dieser Andeutungen fühlen. Er sah, daß Coligny es redlich meine, und es war nahe daran, daß Coligny ein bedeutendes Uebergewicht über den König erhielt. Katharina ließ dies Gespräch belauschen. Ihr Haß gegen Coligny kannte nun keine Grenzen mehr. Immer fester wurde die Absicht, ihn wie alle in Paris versammelten Hugenotten hinzumorden. Dies aber gieng nicht ohne des Königs Mitwirken, und das mußte schnell gesichert werden, ehe Coligny ihn noch mehr für sich einnahm.

Katharina kannte ihren Sohn zu gut, um nicht die schwache Seite zu kennen, bei welcher sie ihn fassen mußte. Sie nahm einen Zeitpunkt wahr, wo sie ihn allein traf. Sie zog ihn mit sich in ein einsames Kabinet und brach in die heftigsten Vorwürfe aus. Mit einer Mischung von mütterlicher Zärtlichkeit und bitterm Unwillen rief sie ihm Alles in's Gedächtniß zurück, was sie als treue Mutter für ihn von der Kindheit hülflosen Tagen bis zu diesem Augenblicke gethan, geduldet, geopfert. Und nun wende er sich von ihr zu den Menschen, die ihn glühend haßten, nur sein Verderben wollten; ließe von ihnen sein Herz bestricken und abwenden von Mutter und Bruder.

Ihre Thränen rannen. Sie affektirte eine wilde Verzweiflung. Was soll aus mir, was aus Anjou werden, wenn sie Dich in ihre Netze locken, und an die Spitze der Staatsgeschäfte treten? Laß mich nach Florenz zurück eilen, und dort laß über dem Kummer, einen Sohn verloren zu haben, mein Herz brechen! Das rief sie in erschüttertem und erschütterndem Tone aus.

Carl stand betäubt vor ihr. Coligny's Bemerkungen waren noch unverwischt in seinem Andenken. Er wußte sich schuldig. Er flehte die erzürnte, so tiefbewegte Mutter um Vergebung an und gelobte Besserung, gelobte, ihr in allen Stücken zu folgen.

Freudig sah Katharina ihres Versuches Gelingen; allein sie hatte gelernt, sich zu beherrschen und zu verstellen. Statt sich mit Carl auszusöhnen, rang sie verzweifelnd die Hände und eilte davon.

Carl war ausser sich. Er folgte der Mutter, wie sie es berechnet hatte, in ihre Gemächer, wo er Anjou, Gody-Retz, Tavannes und Sauve, die Vertrauten ihrer Mordpläne, bei ihr antraf.

Carl starrte sie an und erbleichte. Er fürchtete seine Mutter und den Herzog von Anjou mehr als die Hugenotten. Ihr Zusammenseyn mit diesen fanatischen Männern, deren Gesichter alle den Ausdruck der tiefsten Betrübniß und Sorge zur Schau trugen, ängstete ihn unbeschreiblich, und er ahnete für sich die nachtheiligsten Folgen.

Fast zitternd bat er sie nun, ihm doch die neuen Verbrechen der Protestanten bekannt zu machen, da er sie ja gar nicht kenne.

Da war ihr Wunsch erfüllt, da begannen sie mit glühenden Farben die Verbrechen der Protestanten zu schildern, von denen diese nichts wußten; da sagte man dem König, daß sie mit der freien Uebung ihrer Religion nicht zufrieden seyen, sondern die Vertilgung der katholischen beabsichtigten; daß sie sich rühmten, den König ganz nach ihren Absichten lenken zu können; daß besonders der Admiral sich geäussert habe, blutige Rache wegen seiner Achtserklärung nehmen zu wollen.

Es lag nicht in Carls heftiger Gemüthsart, etwas ruhig zu prüfen, um Wahrheit von niedrigem und höllischem Blendwerk der Lüge scheiden zu können. Auch jetzt loderte seine Hitze auf. Man wußte sie bis zum rasendsten Zorne zu steigern, und er schwur, dies den Protestanten nicht zu vergessen.

Jetzt hatte man den König da, wo man ihn haben wollte. In dem Jagdschlosse Montpipeau war dies vorgefallen. Man kehrte nach Paris zurück. Katharine und Anjou mißtrauten der Dauer des königlichen Zornes, darum nahmen sie einen andern Ausweg — Coligny's Ermordung. Aber auch hier erscheint Katharinen's teuflische List. Ihr Bestreben gieng darauf hinaus, die Mordthat auf das Guisische Haus zu laden. Teuflisch klug wählte sie ein Haus, das dem Erzieher der Guisischen Prinzen gehörte, zum Mordplatz. Dort mußte sich der Mörder verbergen.

Es war am 21. August 1572, als Abends spät noch Acevedo sich zur Königin begeben wollte, um sie zu warnen, da Schreckliches sich bald ereignen müßte, seinen Beobachtungen zufolge. Die seltsame Erregtheit Katharinens, das heimliche Wesen, die glühenden Blicke, die er beobachtet — das Alles deutete dem scharfen Beobachter auf nichts Gutes und nichts Gewöhnliches.

Er kannte seinen Einfluß auf die Königin, und hoffte durch denselben vielleicht Uebeles von seinen Glaubensgenossen abzuwenden.

Als er sich dem königlichen Gemache näherte, trat Nicolas Louviers de Maurevel, der Mörder des tapfern Moui — ein Auswurf der Hölle, einst in Diensten des Herzogs Franz von Guise, heraus, und die ganze Hölle sprach aus seinen Zügen.

Ein kalter Schauder ergriff Acevedo bei dem Anblick dieses Menschen, und eine bange Ahndung durchzuckte ihn. — Statt sich zur Königin zu begeben, eilte er aus dem Louvre nach dem Hotel Saint-Pierre, in der Straße Betisy, unfern des Louvre, wo Coligny wohnte. Er verlangte stürmisch den Admiral zu sprechen. Doch dies war jetzt nicht möglich, da er bei dem Könige war. — Guy aber traf ihn.

Oberst Viole, rief der Vater dem Sohne zu, beschwört den Admiral, Paris zu verlassen, es droht seinem Leben Gefahr. Auch Ihr seyd nicht sicher. Verlaßt um Gotteswillen Paris, und eilt auf Eure Güter nach Saint-Flour!

Guy erschrack. Er zog den Astrologen auf die Seite. Er forschte nach Allem, und Acevedo theilte ihm das mit, was er wußte, und verließ ihn dann schnell, um vielleicht dem beabsichtigten Bubenstück näher auf die Spur zu kommen.

Coligny kehrte spät heim.

Guy theilte ihm sogleich das mit, was er gehört, und beschwor ihn, Paris zu verlassen.

Ihr vergeßt, Oberst, antwortete Coligny ruhig, daß mich die Pflicht gegen König und Vaterland fesselt. Ihr vergeßt, daß wir alle in Gottes Hand stehen und sein Schutz uns bewahrt. Von Euch hätte ich solche Aengstlichkeit nicht erwartet! — Und ruhig legte er sich zu Bette.

Am andern Tage, Freitags den 22. August, begab er sich frühe nach dem Ballhause, wie er es dem Könige zugesagt. Guy begleitete ihn dahin, und Mouvans und Teligni. Gegen 11 Uhr kehrten sie nach der Wohnung Coligny's zurück. Der Admiral gieng einige Schritte

voraus und las amtliche Papiere durch. Als er in die Nähe des Klosters Saint-Germain l'Auxerrois kam, fiel plötzlich ein Schuß. Die Kugel riß des Admirals Zeigefinger an der rechten Hand weg, und drang in den linken Oberarm. Ruhig wieß Coligny nach dem Hause, woher der Schuß gekommen. Wüthend rissen Mouvans und Guy die Schwerter aus den Scheiden und eilten dahin. Sie durchsuchten das Haus — es war leer. Maureval war durch die Vorstadt Saint-Antoine bereits entflohen. Sie kehrten nach fruchtlosem Suchen zu Coligny zurück, den sein Schwiegersohn Teligni bereits nach seiner Wohnung gebracht.

Als Guy in das Gemach trat, wo der Held lag, da reichte er ihm die verwundete Hand. Ein wehmüthiges Lächeln schwebte über die edeln Züge, und er sagte: O, hätte ich der Stimme warnender Freundschaft gefolgt! Nun ist es zu spät.

Mit der Fassung des wahren Christen und dem Muthe des Helden ertrug er die schmerzhafteste Operation.

Der König war ausser sich, als er es erfuhr. Katharina eilte zu ihm, ihren Abscheu und Groll gegen die Guisen zu äußern, auf welche sie, da alle Umstände sich dazu vereinigten, die Schuld dieser Schandthat bürdete. Der König verordnete die Verhaftung des jungen Herzogs von Guise; doch dieser war entflohen. Carl äußerte wirklich aufrichtigen Abscheu gegen das Verbrechen, und suchte auf alle mögliche Weise diesen zu beurkunden.

Kaum verbreitete sich das Gerücht des Meuchelmords an Coligny, als alle protestantische Edelleute zu Coligny eilten. Allgemein war der tiefe Schmerz, allgemein die grenzenloseste Wuth und Erbitterung. Heinrich von Navarra, Condé und Teligni waren es, die sich aus den

besten Absichten, den Frieden nicht auf's neue zu brechen, da der Mordversuch Privatsache sey, dem Antrage des Vidome von Chartres, Jean de Ferrieres, Paris sogleich zu verlassen, widersetzten. Coligny, welcher ohnedem schon seiner Wunde wegen eine Reise vermeiden mußte, trat ihrer Meinung bei und äußerte das unerschütterlichste Vertrauen in die Rechtlichkeit seines Königs. Am Abend desselben Tages wurde noch eine Berathung an Coligny's Bette gehalten, die gleichen Erfolg hatte.

Guy, der auf's heftigste empört war, erhielt am Mittage noch einmal ein Schreiben von Acevedo's Hand, das ihn beschwor, sogleich Paris zu verlassen. Er warf es erbittert hin. Nein, rief er aus, und sollte auch ich fallen, ich kann und darf den Mann nicht verlassen im Unglücke, der mein Vater, mein Freund war im Glücke! Und er blieb.

Am Nachmittage nach dem Mordversuche erschien, auf des Admirals Bitte, der König, begleitet von Katharine von Medicis, Heinrich von Anjou und dem Marschall von Retz, am Siegbette des Helden. Alle sprachen die herzlichste Theilnahme und den größten Unwillen über das Verbrechen aus. Carl sprach allein mit Coligny.

Katharinens Gewissen regte sich — die Furcht — der Sünde Sold, marterte sie. Sie drang auf dem Rückwege in ihren Sohn, den Inhalt dieses Zwiegesprächs ihr zu eröffnen. Ihren dringenden Bitten gab endlich der König nach und sagte, er habe ihn zur Selbstständigkeit ermahnt und vor der Abhängigkeit von andern gewarnt.

Katharina biß sich in die Lippen. — —

Carl hatte verlangt, man solle Coligny in den Louvre bringen. Heftig widersetzten sich indessen die Aerzte diesem Vorschlage. Mehr Beifall fand Heinrichs von Anjou Vorschlag, eine Wache vor Coligny's Hause aufzustellen, um etwaige Anschläge der Guisen zu vereiteln. Auch fand der Antrag Beifall, daß alle protestantischen Edelleute Quartier in der Nähe des Coligny'schen Hauses beziehen sollten, um sogleich bereit zu seyn, wenn Gefahr drohe. Es mußten Quartiere bereitet werden für sie, die sie am andern Tage bezogen. Niemand ahnete, welche fürchterliche List dieß war. Niemand dachte daran, daß dies nur darum geschah, um die zu Mordenden ja alle recht nahe beisammen zu haben, und gleichsam mit einem Streiche sie alle zu fällen! —

Am Morgen des 23. August's begab sich Heinrich von Anjou in Katharinens Gemächer. Er traf die Königin in gewaltsamer innerer Bewegung.

Jetzt hat die Stunde geschlagen, Heinrich, rief sie aus, wo unser Plan ausgeführt werden muß. Ich habe bei den Aerzten des Admirals geforscht, und sie behaupten, seine Wunde sey gefahrlos, er werde bald wieder hergestellt seyn. Was werden wir von ihrer Rache zu erwarten haben, die Jean de Ferrieres, der Vidome von Chartres, laut schwur im Kreise der Seinigen!? —

So laßt uns schnell ihr zuvorkommen. Sie bieten uns selbst durch ihre zahlreiche Versammlung bei Coligny die Hand.

Wie so? fragte die Königin.

Es ist ja ohne alle Schwierigkeit, den König zu überzeugen und das Gerücht in ganz Paris zu verbreiten, daß sich die Protestanten verschworen hätten, blutige Rache zu nehmen für den Mordversuch.

Der Gedanke ist vortrefflich — aber wie ihn ausführen?

Dafür laßt mich Sorge tragen. Biragne, Tavannes und Retz werden es an nichts fehlen lassen. Dadurch wird der König erzürnt werden, und es wird uns leicht seyn, diesen bis zur Raserei zu steigern, wo er sicher seine Zustimmung nicht versagen wird.

Wann aber wollen wir dieses Werk ausführen? —

Morgen um Mitternacht, wenn das schon verabredete Zeichen mit der Glocke von Saint-Germain l'Auxerrois gegeben wird, wird des Admirals letzte Stunde schlagen, und mit ihm die aller Protestanten in Paris. Ich werde schnell die gräßlichsten Gerüchte aussprengen lassen, die geeignet seyn werden, Freund gegen Freund, Nachbar gegen Nachbar zu bewaffnen — und frei werdet Ihr, werden wir alle athmen, wenn die Sonne des 25. August über den Gräbern und Leichen unserer Feinde aufgehet. Aumale und Guise mit ihren Leuten sind verborgen, und harren der Stunde und des Zeichens, um ihren Haß im Blute der Ketzer zu tränken. Thut Ihr das Eure, theure Mutter, und bereitet Carl leise vor — dann wird Alles gelingen.

Heinrich von Navarra und Condé schonen wir, sprach nun Katharine. Ich will Margarethen Befehle geben, in ihres Gemahls Zimmern zu bleiben.

Nur noch nicht! rief Anjou — nur vor morgen Abend nicht, sonst ist's verrathen. Ihr kennt den Leichtsinn Margarethen's. Sie hat Leute unter den Hugenotten, die ihr werth sind, die sie gerne retten möchte — wenn sie es wüßte, und so sehet Ihr wohl, wäre Alles verloren.

Er verließ die Königin, bei der sich bald der Marschall von Retz einfand, mit dem sie jetzt noch das Weitere besprach.

Acevedo war nun schon zu dreien Malen in Katharinen's Vorzimmer gewesen. Ihn trieb eine namenlose Angst um. Er sah an Allem, es war etwas Entsetzliches im Werke, über dem ein dunkles Geheimniß schwebte. Er kannte die Verhältnisse, er wußte, daß es den Protestanten gelten würde. Er warnte sie. Vergebens aber waren seine Warnungen. Man schlug sie in den Wind. Er wollte Katharinen's Gemüth erschüttern, aber sie ließ ihn nicht vor. Mit jedem Augenblicke stieg seine Angst, denn er sah nur Anjou und die übrigen fürchterlichen Fanatiker bei Katharinen. Ihm war es klar, es gelte nichts geringeres als Ermordung der Protestanten. Was er zu thun vermochte, that er; allein es war umsonst. An so Entsetzliches glaubte man nicht.

Am 23. August endlich hatte er die Freude, du Plessis-Mornay, der auf die Nachricht von des Admirals Verwundung von seinen Gütern nach Paris geeilt war — zu sehen. Er zog den Freund bei Seite. Ihm vertraute er seine schrecklichen Ahnungen. Aber auch Plessis glaubte daran nicht, und dies brachte den Alten fast zur Verzweiflung. Er kehrte zurück in den Louvre, und suchte sich selbst zu überreden, er irre — und doch konnte er die Angst seines Innern nicht beschwichtigen. Selbst das Gebet gab ihm keinen Frieden.

24.

Der Abend des 24. August's, des Sanct-Bartholomäus-Tages 1572, war gekommen, und eine schwüle Nacht sank herab mit undurchdringlicher Finsterniß auf die Riesenstadt, in der eine grausenvolle Stille herrschte, die nur hin und wieder durch Waffengeräusch unterbrochen wurde. Von diesem Geräusch beängstigt, eilte Guy an des Admirals Lager — es diesem mittheilend, und ihn auf die verschiedenen Warnungen Acevedo's aufmerksam machend. Coligny wurde ernst.

Geht nach dem Louvre, Oberst Viole, befahl er ihm, und fraget den König in meinem Namen, was es zu bedeuten habe? —

Guy gieng sogleich. Alles war ungewöhnlich stille.

Nur hin und wieder begegnete er bewaffneter Bürgermiliz, was ihn noch mehr mit Sorge erfüllte.

Guy blieb auf seinem Wege einigemal horchend stehen — denn es schien ihm, als begleiteten ihn schon vom Hotel Coligny's aus drei Männer, deren einer sich durch ein langes Gewand auszeichnete. Blieb er stehen, so thaten sie dasselbe. Gieng er wieder, so folgten sie ihm von Ferne. Endlich griff er an's Schwert und trat zurück, um sich genauer zu überzeugen; aber er fand nichts und schämte sich einer Anwandlung von Furcht.

Ohne fürder sich umzublicken, schritt er nun rasch zu, und erreichte den Louvre.

Er ließ sich sogleich bei dem Könige melden und wurde in einen Salon geführt, wo nach wenigen Augenblicken der König sich einfand.

Guy erschrack vor seinem Antlitz. Es war wild, bleich, verstört. Das feurige Auge war schrecklich anzusehen. In seinem ganzen Wesen zeigte sich eine Hast,

eine Unruhe, eine Ueberspannung aller Kräfte, die auf eine fürchterliche Erregung aller Leidenschaften bei ihm schließen ließ.

Guy begrüßte den Monarchen mit edelm Anstande und Würde; doch erwiederte der König seinen Gruß nicht. Finster sah er ihn an und fragte:

Was ist Euer Begehren? —

Ich komme im Namen des verwundeten Admirals, sprach Guy fest, jedoch ehrerbietig, bei Eurer Majestät unterthänigst um Erklärung der kriegerischen Bewegungen in der Stadt zu bitten, da sie den Admiral beunruhigen.

Da wurde plötzlich des Königs Gesicht grinsend freundlich.

Gehet hin, sagte er mit anscheinender Ruhe, und saget dem Admiral, es geschehe auf meinen Befehl, und meine Absicht sey blos, mögliche blutdürstige Unternehmungen der Guisen zu vereiteln. Bittet ihn in meinem Namen, ruhig zu seyn.

Er machte eine Bewegung mit der Hand und gieng wieder nach der Thüre, aus welcher er getreten. Im Blicke noch sah Guy Katharinen und Anjou. Mehrere standen noch umher, die er jedoch nicht mehr erblicken konnte, weil Carl die Thüre schloß.

Beruhigt, doch nicht ganz ohne Sorge verließ Guy den Louvre und trat in den Hof desselben. Hier war Alles todtstille. Er blieb einen Augenblick stehen und horchte in die Ferne; — dann trat er durch das eiserne Thor hinaus. Kaum aber hatte er den Fuß über die Schwelle desselben gesetzt, als ihn vier starke Arme faßten und ihn rücklings zu Boden rissen. Vergebens war die Gegenwehr seiner jugendlichen Kraft. Er wurde ge-

fesselt, der Mund ihm verstopft und so fest gebunden, daß er sich nicht regen konnte, trugen ihn in lautloser Stille die beiden Männer eine Strecke, dann warfen sie ihn auf einen leichten Wagen, der bereit stand, und nun gieng's rasch von dannen. Lange Zeit fuhren sie ihn, dann wurde er abgeladen, in ein niedriges Haus gebracht, wo man ihn schonungslos in eine finstre Kammer warf, die Thüre abschloß und ihn gefesselt liegen ließ.

Vergebens bemühte sich Guy, sich zu regen. Er war so vest geknebelt, daß er regungslos liegen mußte. Auch schreien konnte er nicht, denn der Mund war ihm verbunden. Er hörte an dem dunkeln Orte, wo er lag, durchaus nichts; nur dann und wann schien es ihm, als vernähme er ein leises Flüstern im vordern Gemache. Er mochte vielleicht eine Stunde in dieser Lage zugebracht haben, die höchst schmerzhaft für ihn war, da ließ sich wieder Geräusch hören. Man vernahm schwere Tritte, und ein zweiter Gefesselter wurde in einem gleichen Zustande hereingebracht.

Vor Guy's Seele traten nun Acevedo's Warnungen. Ihm war es gewiß, daß sein Tod ihm nahe sey, und ruhig ergab er sich in das Unabwendbare, die Stunde erwartend, wo der Mörder Rotte seiner Bahn ein Ziel setzen würde.

In des Königs Kabinet waren Katharina, Anjou, Tavannes, Retz, der Herzog von Nevers und Biragne, der an Morvilliers Stelle getreten war. Hier gestand man es dem König, daß nicht Guise, sondern Katharine und Anjou die Mörder Coligny's seyen; daß die Ursache dieser That nur die Rücksicht auf das Wohl des Staats sey, indem die Protestanten die allerschändlichsten Absich-

ten gehegt, und man sie entweder gewaltsam unterdrük-
ken oder auf's Neue die Schrecken eines wüthenden Bürgerkriegs über das entnervte Vaterland bringen würde, was jetzt noch sicherer zu erwarten stehe — wenn nicht alle vertilgt würden. Katharine wendete alle ihre Verstellungskunst, alle ihre Kunstgriffe an, ihres Sohnes leidenschaftliche Wuth zu erregen, und alle Anwesenden, zu denen noch Graf Angouleme gekommen war, vereinten ihre Kraft in Lüge und Verläumdung, so daß endlich, auf's Aeusserste gebracht, Carl ausrief: **Par la mort de Dieu!** man tödte, weil Ihr es für gut findet, den Admiral; aber ihn nicht allein, sondern alle Hugenotten, damit nicht Einer übrig bleibe, der uns beunruhige! Fertigt schnell die Befehle aus!

Tavannes erklärte nun, daß er bereits Alles gethan, die Militzen habe wehrhaft gemacht. Es fehle nur noch, sie mit dem Zwecke bekannt zu machen.

In diesem Augenblick wurde dem König der Obrist Viole de Saint-Flour gemeldet. Alle erschracken. Der König trat heraus, und Katharina legte ihr Ohr an die Spalte der Thüre, die nur angelehnt war.

Freudig vernahm sie des Königs Verstellung, und berichtete es heimlich ihren Genossen.

Tavannes entfernte sich bald nach des Königs Rückkehr, und ließ die Vorsteher der Bürger vor den König kommen, wo er ihnen befahl, die Bürgerkompagnien um Mitternacht vor dem Rathhause zu versammeln.

Mit Entsetzen fragten sie nach dem Zwecke.

Da enthüllte ihnen Tavannes die höllischen Pläne.

Bleich vor Schrecken sahen sich die wackern Bürger an, und der Muthigste unter ihnen nahm das Wort,

erklärend, sie könnten mit gutem Gewissen zu solchen Schandthaten ihre Hand nicht bieten.

Wüthend sprang Tavannes gegen ihn und sprach fürchterliche Drohungen aus. Es gelang ihm, sie einzuschüchtern, und sie endlich geneigt zu machen. Er sagte ihnen nun, daß ein Schuß vom Louvre aus und das Läuten der Glocke vom Kloster Saint-Germain l'Auxerrois das Zeichen zum Anfang des Mordens geben solle. Hierauf müßten sogleich Lichter und Fackeln vor die Fenster gestellt, die Straßen mit Ketten gesperrt und auf allen öffentlichen Plätzen Pikete ausgestellt werden. Zum Kennzeichen sollten die Katholiken weiße Kreuze an ihren Hüten und weiße Tücher um ihren linken Arm tragen. Der Herzog von Guise und der Graf Angouleme, des Königs natürlicher Bruder, übernahmen, nachdem Ersterer aus seinem Schlupfwinkel hervorgekommen war, des Admirals Ermordung mit wilder Lust. —

Alles ordnete sich im Stillen. Alle Vorbereitungen wurden auf's Zweckmäßigste getroffen. Unbegreiflich und unerklärbar war die Unachtsamkeit der Protestanten. Coligny, durch Acevedo noch einmal gewarnt, schnell sein Haus zu verlassen, beunruhigt durch Guy's Ausbleiben, sandte noch einmal Teligni zum König, und dieselbe beruhigende Antwort, welche Guy erhalten, empfing und brachte er dem Admiral. Nur aus einer Ursache läßt sich der Protestanten Ruhe bei so häufigen Warnungen, bei so zweideutigen Ereignissen, wie sie diese Nacht bot, erklären. — Ihr edler Sinn und ihre rechtlichen Herzen faßten solche Verruchtheit nicht; sie war ihnen undenkbar. Sie trauten zu sicher auf das königliche Wort, zu fest auf Treue, wie sie zu üben gewohnt waren.

Schrecklich sollten sie erwachen aus dem ruhigen Schlummer, in den sie der Glaube an die Menschheit gewiegt.

Selbst die, die man liebte, gab man als Opfer hin; und Carl, der die aufrichtigste Zuneigung zu dem heitern Larochefoucauld hegte, ließ ihn dennoch seinem blutigen Loose entgegengehen.

Im Erdgeschosse des Louvre befand sich Katharina, Carl, Anjou und die meisten der erwähnten Genossen der höllischen Pläne.

Carls ganzes Wesen war in fieberhafter Unruhe — alle in einer entsetzlichen Spannung — natürlich — ! — der Teufel selbst mußte schaudern vor solcher That!! — Katharina — und wessen ist ein Weib nicht fähig, wenn alles Heilige aus ihrem Herzen gewichen ist?! — Katharina sprach dem Könige, sprach den Männern Muth ein, rühmte das Gottgefällige der Ketzervertilgung. Mit aller Gewalt, die sie über ihn hatte, nöthigte sie ihn — als zwölfmal der Hammer schlug zur Stunde, wo nach altem Volkswahn der Hölle Pforten ihre Scheusale ausspeien — den schrecklichen Befehl zu dem Zeichen zum Beginnen des Blutgerichts, das schrecklicher kaum jemals die Welt sah — zu geben. Schaudernd gab er ihn — — — ein Pistolenschuß — wurde gehört, und bald schrillte die Glocke von Saint-Germain l'Auxerrois greulich in die Nacht hinein. — Da faßte sie alle die Hölle! da trat kalter Todesschweiß auf ihre Stirnen; da klapperten ihre Zähne aneinander in wilder Verzweiflung; da rieselte Todesschrecken durch ihre Gebeine und ihr Haar sträubte sich — da bereuten sie, an des Weltenrichters Vergeltung denkend, den Brudermord; da sandten sie an Guise, an Angouleme, nach dem Rathhause

Boten, die Einhalt gebieten sollten. Umsonst! Umsonst! — Die Pforten der Hölle sind geöffnet, die Teufel wüthen — nichts hemmt ihre Bahn — ihre Dolche rauchen schon von Christen-, von Brüderblut! — — —?

Als die Todtenglocke von Saint-Germain l'Auxerrois den ehernen Mund zum ersten Schrei öffnete — da flog Guise und Angouleme mit 300 bewaffneten Mördern nach Coligny's Hause. Der wüthende Cosseins fordert mit heftigem Poltern die Oeffnung der Thüre. Bei Coligny waren in religiösem Gespräche der wackere Cornaton, der Wundarzt Thomas und der evangelische Prediger Merlin. Cornaton hört das Geschrei, sieht beim Fackelscheine die Mörderrotte und ruft Coligny zu: Die Stunde ist da, wo uns der Herr zu sich ruft!

Coligny ahnete das Schreckliche.

Heitern Antlitzes spricht er: Sein Wille geschehe! Und nun drängt er die Treuen zur Flucht.

Sein Hausmeister öffnet unten des Hauses Thüre, und sinkt durchbohrt auf die Schwelle. Man schleudert den Leichnam hinweg. Guise wagte es nicht, den Mord selbst zu vollbringen; aber er hatte ihn in eine geübte Faust gelegt. Ein Böhme war sein Stallmeister, mit Namen Dianowicz, gemeinhin le Béme genannt, ist der Erwählte. Le Béme, Sarlabour, Attin, Petrucci, gleich Katharinen und Biragne, eine Frucht Italiens, nebst Scharfschützen, dringen in Coligny's Gemach.

Der verwundete edle Mann war mühsam aufgestanden und erwartete sie mit der Ruhe des Frommen, der den Richter nicht fürchtet.

Le Béme herrschte ihm zu: Bist Du Coligny?

Coligny spricht ruhig — aber empört von des Menschen Frechheit: Ja ich bins — aber junger Mann, Du solltest Achtung haben vor meinem grauen Haaren!

Der Unmensch hohnlacht und stößt ihm das vom Blute des Hausmeisters rauchende Schwert in den Leib, und dreht es wüthend um. Und als ob jeder nach der Ehre geize, diese Schandthat zu theilen, durchbohren ihn alle und führen Hiebe nach dem Haupte des bereits Entseelten, und wer dieß nicht kann, schießt seine Pistole auf ihn ab — als ob tausend Leben in ihm wären.

Da ruft mit einer Stentorstimme der Graf von Angoulemo herauf: Ist es vollbracht! — Es währte ihnen zu lange.

Da faßt le Bême den Leichnam bei den Haaren und schleppt ihn zum Fenster, die Genossen helfen, und sie stürzen ihn zum Fenster hinaus.

Ein Jubelruf begrüßt den gemordeten Helden. Guise wischt das Blut von dem Gesichte Coligny's, um des Todes des Gehaßten gewiß zu seyn. Nun weidet er sein Auge an den Zügen dieses edeln Gesichtes, das jetzt der Todeskampf kaum zu entstellen vermocht hatte. Er läßt den Kopf abhauen und als Trophäe nach dem Louvre bringen. Den Rumpf wirft man in den Stall, wo des Helden Pferde stehen. Aber schon bald nachher bemächtigt sich seiner eine wilde Rotte, verstümmelt ihn entsetzlich, schleift ihn jubelnd durch die Straßen von Paris, und hängt ihn endlich bei den Beinen auf Montfaucon auf.

Carl's Höllenangst wich jetzt einer Höllenwuth, als das Schreckliche zu verhüten zu spät war. Verzweiflung war ihre Mutter. Mordgeschrei, Waffengetöse, Wüthen und Jammergeschrei reißen ihn völlig zur Wild-

heit hin. Er selbst schießt auf die unglücklichen Protestanten, die Rettung im Louvre suchen, wo die Schweizer, gleich Schlächtern, morden.

Von dem Hause des Admirals, in dessen Nähe die meisten Protestanten wohnten, zieht sich, nachdem diese abgeschlachtet waren, das Morden nach dem Louvre zu, in dessen Umgebung allein 200 protestantische Edelleute gemeuchelt werden.

Viele, zu denen das Wuthgebrülle der Verzweiflung drang, oder die man blutdürstig verfolgte, flohen nach dem Louvre, vertrauend dem gegebenen Worte des Königs und des Gesetzes heiliger Schutzwehr. Schreckliche Täuschung! Dort unter den Augen des Königs, wie hier in den schrecklich durch Fackellicht erhellten Straßen und in den friedlichen Häusern floß das Blut der unglücklichen Protestanten stromweise, und es war kein menschliches Gefühl, keine geheiligte Gewalt, keine Macht des Gewissens mehr — die da gehemmt hätte die bluttriefenden und nach Blut nur lechzenden Mörderhorden. Zu den bestallten Henkern gesellten sich allmählig nun die Freiwilligen, der zügellose, längst schon fanatisirte Pöbel der Hauptstadt, und der Greuelthaten war kein Ende, sie mehrten sich von Stunde zu Stunde in dieser entsetzlichen Nacht. Selbst Kinder spielten und warfen sich mit den Gliedern der Ermordeten, und man sah Weiber des Hofes und des Volkes Schandthaten vollbringen, vor denen auch ein männlicher Barbar zurückgeschaudert wäre.

Im Louvre wurden in den Vorgemächern, auf den Gängen und Stiegen protestantische Edelleute niedergestoßen, selbst vor den Augen Margarethens von Valois, der Neuvermählten Heinrichs von Navarra, so daß das Blut der Gemordeten, die sie nicht zu schützen vermochte,

ihre Gewänder bespritzte. Katharina von Medicis, nachdem die erste Regung des Gewissens niedergekämpft war von den Leidenschaften des verruchten Herzens, sah mit Begierde das Morden, und mit einem Wohlgefallen, das mehr als teuflisch war.

Heinrich von Navarra entgieng mit dem jungen Condé kaum der Ermordung. Er mußte Zeuge seyn, wie man seine Glaubensbrüder schlachtete, und konnte sie nicht retten. Dies Bewußtseyn brachte ihn fast ausser sich.

Carl der Neunte ließ ihn gegen Morgen zu sich bescheiden mit Condé, und rief ihm, als er erschien, zu, daß er jetzt Coligny und alle Häupter der Protestanten habe ermorden — ihm und Condé nur darum habe Gnade angedeihen lassen, daß sie beide ihrem Ketzerthume entsagten — dazu — setzte er mit ausserordentlichem Zorne und Grimme hinzu, gebe ich Euch drei Tage Bedenkzeit; dann aber — — er brach schnell ab und wendete ihnen den Rücken und entließ die Erschütterten, denen die Wonnetage ihres ehelichen Lebens schrecklich vergällt worden waren.

Niemand wüthete anhaltender, unermüdeter und grausamer gegen die armen unglücklichen Protestanten, als Tavannes und die Herzoge von Nevers und Montpensier. Mit dem bluttriefenden Schwerte in der Hand schrie Tavannes in entsetzlichem, herzzerreißendem Spotte: Lasset den Ketzern zur Ader! die Aerzte versichern, es sey im August so gesund als im Mai. Solch Beispiel entflammte immer wieder von Neuem.

Wenigen Protestanten gelang es, durch die Flucht sich zu retten. Die meisten wurden ergriffen und niedergemacht, die ein Gleiches versuchten; aber nicht blos politischer und religiöser Fanatismus schwang das Mord-

eifen — Haß jeder Art und jeden Ursprungs gebrauchte die Begünstigung einer Zeit des gesetzlosen und rechtlosen Zustandes zu seiner Befriedigung, und lang gedämpfter Leidenschaften Gluth loderte auf. Alte Beleidigungen wurden gerächt; Gläubiger von den Schuldnern erschlagen, und Neid und Eifersucht waren so blutgierig wie der Fanatismus. Doch nur und einzig nur Protestanten waren die Schlachtopfer, nur sie mußten sterben, und nicht Alter, nicht Tugend, nicht Würde, nicht Schönheit, nicht Geschlecht konnte das Daseyn nur eine Minute fristen.

Der Tag brach endlich an. Die Sonne umhüllte mit dichtem Gewölk ihr Allen lachendes, Alle erquickendes Antlitz vor den Gräueln, die menschlicher Wahn verübt. Man möchte die Möglichkeit bezweifeln, daß auch bei dem hellen Tageslichte nicht Schauder und Entsetzen die Tigerherzen ergriffen — und doch blieben sie sich gleich; ja noch schrecklicher wurde ihr Blutdurst, da der lang genährte jetzt weniger Opfer fand. Aber es hatte jetzt auch neuen Reiz erhalten, das Morden, da man seine Opfer erst suchen mußte. Ohne Maaß, ohne Schranken waren die Greuelthaten der Nacht und des Tages.

Erst gegen Abend gebot ein königlicher Herold, daß Jeder ruhig nach Hause gehen und das Morden einstellen sollte.

Vielleicht wollte man den ermüdeten Kannibalen Ruhe gönnen, damit sie nach dem wohlvollbrachten Werke ruhen und dann des andern Tages neue Thatkraft geschöpft hätten!? — Umsonst war dies Gebot. An Gehorsam war in diesem Aufruhr aller Leidenschaften nicht zu gedenken. Im Gegentheile betrachtete man es als einen

neuen Aufruf, und es wurde zum Sporne zu neuen Greuelthaten. Der König versuchte auch nicht weiter, sie zu hemmen. Es wurde ihm immer einleuchtender gemacht, welch ein gottgefälliges Werk er verübt, und sein Eifer wuchs also, daß er am 28. und 30. August erneuerte Befehle an die Statthalter der Provinzen erließ, die Protestanten ohne Schonung zu würgen, damit auch nicht einer übrig bliebe.

Sieben Tage ununterbrochen dauerte das Morden in Paris. Nur in den letzten Tagen geschah es mit Mäßigung, aber auch mit desto raffinirterer Bosheit. Man war ermüdet, übersättigt, und nothwendige Erschlaffung folgte der Ueberspannung. Dreißig Tage hindurch dauerte aber das Morden noch in den Provinzen.

Drei tausend Protestanten starben in diesen Tagen in Paris; dreißig tausend innerhalb der Grenzen des Reichs.

Aber auch schöne Beispiele des Edelsinns und christlicher Liebe bewiesen einzelne Katholiken in dieser entsetzlichen Zeit. Ehre ihnen, den Edlen, die den Muth hatten, Gott mehr zu gehorchen, als dem Gebote eines entmenschten Königs! Die Statthalter Tendes in der Provence und de Gordes in der Dauphiné, und mehrere andere Statthalter und Städtevorsteher versagten den Blutbefehlen des Königs muthig den Gehorsam, und schützten das Leben und das Eigenthum der Verfolgten, lieber den Zorn des Monarchen auf sich ladend, als die schreckliche Schuld ihrem Gewissen.

Schnell verbreitete sich die Nachricht dieser Gräuel der Bartholomäusnacht in allen Richtungen, und höchst verschieden nahm man sie auf. Während man ihnen zu

Ehren in Madrid Freudenfeste feierte und Stiergefechte hielt, während Cosmo, der Herzog von Toscana, Carl'n und Katharinen Glück wünschen ließ zur vollbrachten Blutarbeit, und auch ganz Paris mit seiner Königsfamilie Gott dankte — — erfüllte Zorn und Unwille die deutschen Fürstenherzen, und der edle Maximilian der Zweite erklärte laut die Bartholomäusnacht für das gräßlichste Brandmal in der Regierung seines Eidams Carl's des Neunten. Allen Sophistereien der französischen Gesandten an den deutschen Höfen gelang es nicht, das Abscheuliche, nach französischer Weise, in ein gefälliges Gewand zu hüllen.

Wie das Volk, dessen Stimme man die Stimme Gottes nennt, urtheilte, das durch keine gefärbte Brille der Politik sah, ist begreiflich, und Niemand erfuhr dies empfindlicher, als Heinrich von Anjou, den die Wahl auf den polnischen Thron rief. Als er durch Deutschland reiste, verfolgte ihn Abscheu, Hohn und Verachtung überall; und als er gar vor den edeln Kurfürsten Friedrich den Dritten von der Pfalz mit frecher Stirne trat im Schlosse zu Heidelberg — da hielt sich der edle deutsche Fürst für berufen, das Sünderherz des Franzosen zu erschüttern. Und er that's. Und der Leichtsinn und die Verstockung wich. Der innere Richter erwachte schrecklich, und die Furien der Hölle peitschten ihn bis nach Krakau, wo er endlich, unfähig länger sein Inneres zerreißen zu lassen, seine Schuld bekannte, und durch das Bekenntniß eine Ruhe zu gewinnen suchte, die ihm fremd blieb bis zum letzten Augenblicke, wo er unter des fanatischen Clement's Dolch seine Seele ausröchelte.

25.

Noch war der Morgen des 25. Augusts nicht angebrochen, noch schien er nicht in die enge Kammer, in welcher Guy und sein Genosse noch immer gefesselt und geknebelt lagen in der schrecklichsten Pein einer immerwährenden Todeserwartung, als gewaltsam die Thüre derselben aufgerissen wurde, und Acevedo, von dem leuchtenden alten Diener, des Hauses Besitzer, begleitet, hereinstürzte, ihre Fesseln zu lösen befahl, dann aber, überwältigt von all dem Entsetzlichen, dessen Zeuge er gewesen, ohnmächtig niederstürzte.

Der Diener lößte Guy's Fesseln, und dieser erkannte in seinem Genossen erst jetzt den edeln du Plessis-Mornay.

Als auch er seiner Fesseln ledig war — reichten sich beide die Hand und eilten dann, den Zusammenhang ahnend, zum ohnmächtigen Acevedo, ihm beizuspringen.

Erst nach vielfältigen Bemühungen gelang es ihnen, ihn in's Leben zurückzurufen. Er starrte sie fast bewußtlos an.

Lebt Ihr wirklich noch, lebe auch ich noch, oder sind wir ihr schon enthoben, dieser sündigen, verruchten Welt!? — rief er heftig und doch freudig bewegt aus.

Fasse Dich, Freund, sprach sanft du Plessis, wir leben und Du lebst; aber so vieles Räthselhafte und Dunkle liegt auf den letzten Stunden und der seltsamen Behandlung, die wir erfuhren, das Du allein, wie ich ahne, zu lösen vermagst, und was wir von Dir erwarten können.

Acevedo's Bewußtseyn kehrte zurück. Er stand auf und sah sie beide an und sein Herz floß über, und die Thränen rannen über seine Wangen. Er breitete seine Arme aus und rief innigst ergriffen: Kommt an mein

Herz, o Ihr, die ich ja allein noch hienieden habe — und Du vor Allen, mein Sohn!

Guy wußte nicht, wie ihm geschah. Ein inneres, gewaltiges Gefühl zog ihn an des Greises Brust, und doch war es nur ein dunkles Gefühl — aber ein so beseligendes, wie er es noch nie empfunden.

Er sank an des Greises Brust.

Ja, Ihr seyd mein Vater, rief er mit Rührung, denn Ihr habt mir das Leben ja gerettet.

Lange hielt ihn der Greis umschlungen in stummer Rührung, während du Plessis lächelte, und doch auch Thränen über seine Wangen rannen, deren eine die andere jagte.

Endlich ließ Acevedo den Jüngling los und umarmte den Freund.

Wir sind quitt! rief er ihm zu, Du hast einst mir und jetzt habe ich Dir das Leben gerettet.

Dann trat er vor Guy, und besah ihn mit liebevoller Zärtlichkeit.

Hinweg, rief er dann aus, du Verhüllung! mein Werk ist zu Ende. Jetzt kann ich nichts mehr Gutes stiften in dir! Guy — ich bin Dein Vater, Dein vielgeprüfter, vielverfolgter Vater!

Da sanken des Jünglings Arme wie gelähmt herab; aber nur einen Augenblick — dann leuchtete das Auge, dann glänzte es im Thränenthau der Freude, und mit den Worten: So log doch mein Herz nicht! lag er in des seligen Vaters Armen.

du Plessis faltete seine Hände und blickte dankend gen Himmel. Weinend stand der alte treue Diener da und fragte leise Plessis, ob dem also sey?

Als die ersten Wallungen des Herzens vorüber waren, ergriff du Plessis die Hand des alten Viole und sagte:

Gieb nun Rechenschaft von den letzten Stunden!

Da rief Viole: Grausamer, warum mischest Du das Gift in den Freudenbecher? —

Plessis sah ihn staunend an. Er begriff ihn nicht.

Da setzten sich alle, und Viole erzählte die schauderhaften Vorgänge der Nacht, die noch ungemindert fortdauerten, ob es gleich in dem fernen Winkel, wo sie sich jetzt befanden, und wo man keine Protestanten wußte, stille und friedlich aussah. Er schilderte mit gräßlicher Wahrheit die Mordscenen.

Bebend fragte Guy nach Coligny.

Seinen Rumpf schleppte das Volk in den Straßen umher, und hieng ihn endlich bei den Beinen an dem Galgen auf Montfaucon auf.

Da bedeckte der Jüngling mit beiden Händen seine Augen und rief in herzzerreißendem Schmerze:

Warum ließet Ihr mich nicht an seinem Lager, vielleicht hätte ich das edle Leben gerettet!

O, gieb mir den Vorwurf nicht, mein Sohn, sprach Viole — Du konntest ihn nicht retten. Es war umsonst, es war zu spät. Ihr wart alle Verblendete. Ihr hörtet nicht auf meine Warnungen — darum mußte ich Euch hierher schleppen lassen, daß ich Euch retten konnte; denn dort waret Ihr sicher verloren.

Da sanken sie sich auf's Neue an die Brust.

Und du Plessis sprach: Wir sind durch Gottes wunderbare Fügung gerettet, laßt uns sein nicht vergessen. Ihm sey die Ehre!

Da sanken sie auf ihre Knie und dankten ihm bewegten Herzens.

Guy ergriff nun des Vaters Hand und bat ihn um die Erzählung seiner Begebenheiten.

Nein, Guy, versetzte der Alte, jetzt nicht. Wir haben jetzt Ernsteres zu erwägen. Wenn wir einst glücklich bei Rabaud und Salers auf Saint-Flour sind — dann, ja dann will ich erzählen. Doch, wie kommen wir dahin? Ueberall wüthet der Glaubenshaß und mordet.

So sind wir jedenfalls hier sicherer in der Wohnung dieses braven Mannes, als dort, wo wir zur Zeit noch Fremdlinge sind, meinte du Plessis; auch Guy bat, in Paris zu bleiben, so dringend, daß man sah, er hatte noch etwas auf dem Herzen, was er ausführen wollte; allein weder seinem Vater noch du Plessis sagte er etwas davon, bis er eines Abends spät vermißt wurde. Vergebens suchten sie ihn und ließen ihn suchen; wo er war, das ahneten sie nicht.

Ohne die Gefahr zu berechnen, die ihm drohte, schritt Guy indessen auf Montfaucon zu. Die Nacht war finster — der Weg unbekannt. Oft mußte er stehen bleiben und sich umsehen, ob er noch die Richtung habe, die der alte Diener, bei dem er mit seinem Vater und du Plessis sich aufhielt, ihm bezeichnet hatte.

Endlich erreichte er nach mühevoller Wanderung die Höhe: da stand der Galgen mit Coligny's Körper, an dem schon Raben nagten.

Guy war in einer entsetzlichen Spannung. In seinen Tiefen war sein Gemüth, sein ganzes Wesen erschüttert. Er sank kraftlos an dem Galgen nieder.

Nachdem er eine ziemliche Weile gelegen, vermochte er erst, sich zu erheben. Er versuchte es, an dem Gal-

gen hinaufzuklettern. Nur nach vieler Anstrengung gelang es ihm, den Leichnam abzuschneiden.

Es war Mitternacht geworden über dieser Arbeit. Eine Todtenstille herrschte auf der einsamen Höhe von Montfaucon, die nur das Gekrächze der Raben und ihr schauerlicher Flügelschlag unterbrach. Eiskalt überlief es den Jüngling an diesem Orte des Schreckens, wo jeder Tritt, den er that, in den Todtengebeinen der hier gerichteten Verbrecher rasselte. Es war allmählig sternenhell geworden, die Wolken, die den Himmel bedeckt hatten, verloren sich, und diese magische Helle vermehrte das Schauerliche des Orts. Jetzt eben wollte Guy den Leichnam des unglücklichen Admirals auf seine Schultern laden, um mit ihm nach dem Schlupfwinkel zurückzukehren, wo er Sicherheit in der Mordnacht gefunden — als eine schwarze Gestalt langsam heranschlich. Guy wollte sich eiligst entfernen, allein es war zu spät, er vermochte nicht mehr, den Blicken des Kommenden zu entgehen. Rasch zog er sein Schwert und stellte sich neben Coligny's Leichnam, den im Tode zu vertheidigen, den er im Leben nicht hatte retten können.

Wer Du auch seyst, sprach jetzt eine höchst widerliche Stimme, hebe Dich hinweg von dem Orte des Schreckens.

Adelma! rief Guy, und eine freudige Rührung durchbebte seine Brust. Auch sie erkannte ihn.

Bist Du es wirklich, Guy? fragte sie. — O Gottlob, setzte sie hinzu, ich glaubte auch Dich verloren und trauerte um Dich; aber sage mir, was willst Du hier beginnen?

Ich richte die Frage an Dich, Adelma, was suchst Du hier?

Den Leichnam des Admirals! sagte sie.

Er ist in meiner Gewalt, sprach Guy, und meine Pflicht ist es, ihm ein Grab bei seinen Vätern zu Chatillon zu bereiten.

Gott segne Dich für den Entschluß, mein Sohn! rief sie freudig aus.

Hast Du es aber auch schon bedacht, fuhr sie fort, wie Du ihn dorthin bringen willst?

Das nicht, versetzte Guy. Doch läßt mich Gott mein Werk so weit bringen, so läßt er mich es auch vollenden — und Du, Adelma, könntest mir behülflich seyn!

Es sey, sprach sie, und pfiff schneidend in die Nacht hinein.

Der Pfiff schnitt fürchterlich durch Guy's Gehör. Unwillkührlich hielt er seine Ohren zu.

Adelma lächelte. Sie stand da wie eine Norne — furchtbar anzuschauen — allein über ihre häßlichen Züge glitt ein Lächeln, das aus dem Bewußtseyn, etwas Gutes zu thun, erzeugt war.

Aus der Nacht hervor traten zwei athletische Gestalten.

Wlasko! rief Adelma, kommt hierher. Nehmt den Leichnam und folgt uns in der Entfernung von zwanzig Schritten. Gebt wohl auf das Acht, was Ihr hören werdet!

Dann faßte sie Guy's Hand. Komm, mein Sohn, sprach sie sanft, komm nun in Gottes Namen. Ich ahne, wohin Du mich führst; die Todten sind auferstanden. Guy — hast Du schon am Vaterherzen Kindesglück gefühlt? — Er war Dein Retter, ich ahne es, und Adelma will Euch alle retten aus dieser Mördergrube!

Sie schritt rasch vorwärts.

Guy wollte reden.

Schweig' jetzt, gebot sie, denn unserer droht Gefahr! —

Still schritten sie nun durch entlegene Gassen.

Plötzlich stand Adelma.

Führe Du mich nun, sagte sie, denn ich weiß nicht wo er ist.

Guy leitete sie nun, und bald hatten sie den Versteck erreicht.

Guy hatte den Leichnam des Admirals in seinen Mantel geschlagen. Die Zigeuner ließen ihn auf dem Vorplatze des Häuschens, und blieben dabei stehen.

Guy trat in das schwacherhellte Gemach.

Alle die Sorgen des Vaterherzens lösten sich bei seinem Anblick in Wonne auf, doch den Vorwurf konnte es nicht bergen:

Wo warst Du? Und warum thatst Du uns das?

O, tadelt mich nicht, mein Vater, sprach erschüttert der Jüngling. Ich konnte nicht ruhen, so lange ich den Leib des edelsten Mannes am Schandpfahl wußte, und will nicht eher an meine Rettung denken, bis er in der Gruft seiner Väter ruht.

Du warst auf Montfaucon? rief Viole, und drückte ihn mit Hochgefühl an sein Herz. Gott lohne Dir die That!

du Plessis umarmte ihn. O, Du hast längst Sohnes Rechte in meinem Herzen gehabt, Guy, rief er begeistert aus — jetzt bist Du auch mein Sohn!

Nehmt mir ihn nicht ganz, sprach jetzt eine in Rührung gebrochene Stimme, die von der Thüre herkam, wohin der Schatten der Ampel fiel.

Seltsam ergriff der Ton den alten Viole.

Adelma! rief er, führt Dich der Himmel wieder zu uns? — Er trat zu ihr und faßte ihre bebende Hand. Sie war keines Wortes mächtig.

Stumm reichte sie ihm den Ring dar. —

Er ergriff ihn freudig und sah sie forschend an. —

Es ist gelungen, sprach sie leise, Ihr werdet sie wiedersehen.

Da durchbebte neue Freude des Greises Brust, und dankbar blickte er nach oben, dankbar drückte er Adelma's welke Knochenhand.

Noch Eins, sagte die Alte. Nehmt dies Goldstück zurück, das wie Feuer auf meinem Herzen brannte. Ihr gabt es mir auf der Flucht nach Rochelles. Ihr gabt es mir, und ich mußte mich selbst verachten seitdem, weil Ihr mich verachtetet. Meine Treue wolltet Ihr erkaufen! O, Viole, Viole, wie habt Ihr mir wehe gethan. Vor Eure Füße wollte ich es schleudern — doch ich konnte nicht — nehmt es zurück, daß ich mich wiederfinde!

Viole nahm es und schleuderte es weit weg.

Vergieb mir, Du treue Seele, vergieb dem unglücklichen Vater, der in Verzweiflung von dem letzten Gute floh, was ihm geblieben war.

Adelma's Hand fuhr nach dem Herzen. O, daß ich jetzt stürbe! sprach sie leise. Doch nein, setzte sie hinzu, mein Werk ist noch nicht zu Ende, Ihr müsset weg von hier. Bereitet Alles schnell — noch diese Nacht muß Paris hinter uns liegen.

Freudig ergriffen sie alle diesen Vorschlag, und ehe noch eine halbe Stunde vergieng, folgten sie schon der Alten, die, wohlbekannt mit allen Winkeln der Hauptstadt, sie glücklich hinaus leitete, bis zum Gehölze von

Boulogne, wo sie Wlasko und sein Gefährte mit dem Leichnam des Admirals trafen.

In der folgenden Nacht erreichten sie Chatillon. Stille und traurig setzten sie des Admirals sterbliche Reste in der Gruft seiner Väter bei, und aus den Heldenblicken träufelten Thränen das Todtenopfer dem großen, edlen Gemordeten.

Nun ist mein Herz frei — sagte Guy, und meine letzte Pflicht gegen den Edeln erfüllt. Schlaf wohl, sagte er dann weich — schlaf wohl, Du Edler! In einer Welt, wo nicht mehr der religiöse Partheinamen die Hand gegen den Bruder waffnet, wo nicht mehr Priesterhaß die Herzen entzweit, wo nicht mehr menschliche Autorität das ewige Licht der Wahrheit unter den Scheffel setzt — wo nur Tugend gilt und Liebe — da sehe ich Dich wieder!

Sie drückten sich alle noch einmal die Hand. Jeder legte seine Rechte auf den Sarg des Admirals, als nähmen sie Abschied von ihm, und verließen dann die Todtengruft, um ihre Wanderung fortzusetzen.

26.

Das ist nicht der Weg nach Saint-Flour! sprach Viole zu Adelma, als sie unweit Grenoble immer links ihre Richtung nahm.

Laßt mich, sprach sie sanft. Es schlagen noch Herzen, denen nach langer Entbehrung eine Freude gebührt.

Viole schwieg. Er ahnete, was sie wollte. Sie folgten ihr ohne Widerrede. Hinter den Bergen von Auvergne sank in wundervoller Schönheit die Sonne hinab und vergoldete ihre Spitzen, wie jene der Berge der

Dauphiné. Guy's Herz war tief bewegt, als er die alte Heimath wieder erkannte.

Adelma, Du führst uns zu Rabaud und Salers? fragte er.

Sie nickte.

Laßt mich voraus, bat er, die Freude tödtet sie sonst.

Er riß sich los und flog, wie die flinke Gemse, einen ihm wohlbekannten Bergpfad hinan, der ihn näher und schneller zum Dörfchen leitete, als der Weg, den Viole, Plessis und Adelma giengen. Hoch schlug sein Herz, als er der Hütte nahte, und die Greise so friedlich, so ruhig im Widerscheine des Abendroths auf dem Bänklein vor der Hütte sitzen sah, das er gemacht hatte in jener Zeit, wo er hier die Tage eines glücklichen, harmlosen Stilllebens gelebt.

Von ihm sprachen sie.

Da erblickten sie den zum schönen Manne gereiften Zögling wieder, wie er mit ausgebreiteten Armen auf sie zuflog, und der freudige Schrecken fesselte sie, daß sie nicht aufzustehen vermochten.

Er aber umarmte sie frohlockend, und bereitete sie auf den Anblick ihres alten, lang beweinten, todtgeglaubten Herrn vor.

Als er ihnen endlich sagte, er lebe, sie würden ihn wiedersehen, da fielen sie auf ihre Knie nieder und dankten unter Freudenthränen ihrem Gotte, und Rabaud rief: Herr, nun laß uns in Frieden dahin fahren, da du den höchsten Wunsch uns gewähret hast!

Da trat Viole unter dem Schatten der Bäume hervor. Sie kannten ihn nicht. Ach, es lag ja so manches Jahr und so mancher Schmerz dazwischen, und jedes

hatte seinen Tribut gefordert, und jeder Schmerz seine Furchen zurückgelassen!

Aber als der lieben Stimme Klang an ihr Ohr schlug, als sie ihre Namen ausrief, da zuckte des Wiedersehens Freude durch die Herzen der Greise, und sie wankten ihm entgegen und bedeckten seine Hände mit ihren Thränen.

Nein, rief Viole aus, hier, hier ist Euer Platz, Ihr Väter meines Sohnes! und er zog sie, einen nach dem andern, an sein Herz! Ihr habt ihn zum Manne gemacht, und zwar zum wackern Manne, das kann ich Euch nur mit Liebe lohnen. Fortan sollt Ihr leben mit mir wie Brüder! —

Es war ein heiliger Moment, wie ihn selten das Leben bietet. Die Greise waren verjüngt, und der Himmel mit seinem Frieden zog in das Hüttchen ein. Aber ein Herz empfand tiefe Wehmuth in der Freude aller; denn die Nähe mahnte an den Verlust, und still und traurig schlich Guy umher.

Viole verließ sie eines Tages heimlich. Er gieng nach Arbeque mit Adelma, die ihn nicht verließ.

In stille, wehmüthige Träume versunken, in tiefe Trauer gekleidet, fanden sie Gabrielen.

Einen lauten Freudenschrei stieß sie aus beim Anblicke Viole's, und flog an seine Brust. Ach, sie hatte ihn ja auch als todt beweint!

Hinweg mit dem Trauergewande, meine Gabriele, sprach Viole. — Auf Arbeque soll die Freude einkehren.

Sie lächelte wehmüthig. Das Grab giebt keine Opfer wieder! seufzte sie.

Die Todten stehen auf, meine Tochter, rief Viole, Du siehst es ja an mir. Kind, gieb die Hoffnung nicht auf.

Aber sie lächelte wieder durch Thränen so wehmüthig, und sagte dann erröthend — die meine liegt unter dem Rasen.

Viole schwieg. Er beredete sie, ihn am andern Tage zum Dörfchen zu begleiten, um seine Freunde nach Arbeque zu holen.

Sie erfüllte gerne seinen Wunsch.

Sie kamen dort an.

Guy saß im Gärtchen, in schwermüthige Rückerinnerungen versunken, unter dem alten Kastanienbaume, dessen Aeste einst seine Knabenspiele beschirmt.

Sie nahten sich unbemerkt und leise.

Was würdest Du sagen, Gabriele, flüsterte Viole ihr zu, wenn jetzt Guy Salers vor Dich träte und spräche: Gabriele, ich bin nicht Guy Salers, sondern des Mannes Sohn, der einst schwur, Dein Vater zu seyn? —

Sie bebte und sah ihn verwundert an, und eine Gluth übergoß ihr Antlitz.

Guy! rief Viole, und Guy fuhr, aus seinen Träumen aufgeschreckt, herum.

Er sah Gabrielen und sank, kaum seiner mächtig, zurück.

Viole ergriff seine Hand und führte ihn zu Gabrielen. Es ist mein Sohn, Gabriele, sagte er, Guy de Viole! — Da standen sie vor einander stumm erglühend.

Und Viole legte ihre Hände in einander. Seyd meine Kinder, sprach er, und seine Stimme zitterte. Seyd glücklich. — Eure Liebe hat eine schwere Probe bestanden — sie ist des Glückes werth!

Da sanken sie einander in die Arme, überwältigt von ihren Gefühlen, und Viole segnete sie.

Adelma stand von ferne und trocknete ihre Thränen. Viole erblickte sie. Komm herzu, Du Treue — es ist ja Dein Werk! rief er ihr zu.

Da wankte die Alte heran, ihrer kaum mächtig, und legte segnend ihre Hand auf ihre Häupter, und feierlich sagte sie:

Guy, ich sagte Dir einst, Hoffnung täuschet nicht. Sieh, ich log nicht!

Bald umschlossen alle, du Plessis, Rabaud und Salers, den Kreis, und die reinste Freude erfüllte ihre Herzen.

Sie zogen nun nach Arbeque, wo die Vermählung des glücklichen Paares gefeiert wurde.

Nicht lange aber blieben sie da. Nachdem Viole in Eile seine eignen und Gabrielens Angelegenheiten geordnet hatte, verließen die glücklich Geretteten Frankreichs blutgedüngten Boden, und zogen nach Genf.

Bis auf die Grenze Frankreichs geleitete sie Adelma. Sie alle glaubten fest, die Alte würde ihre Tage nun in ihrem Kreise beschließen, doch so wollte sie es nicht. Das irre Wanderleben ihres Volkes war ihr zur andern Natur geworden. Sie konnte die Ruhe nicht ertragen.

Auf der Grenze stand sie stille.

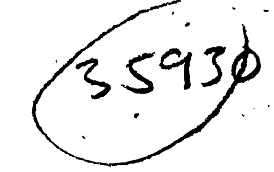
Tiefe Rührung bewegte ihre Brust. Sie konnte fast nicht reden.

Zieht in Gottes Schutze, sprach sie mit wankender Stimme — ich muß Euch verlassen. Die alte Adelma kann nur in Wäldern leben, und an eines Baumes Stamme sey einst ihr Grab. Mein irrer Lauf ist seinem Ziele nah, sprach sie feierlicher. Ich habe am Abend meiner Tage noch einmal selige Stunden in Eurer Mitte verlebt, in ihrem Nachklang wird dieß Herz brechen, wird freudig brechen. O, lebt alle wohl! rief sie,

und ihre Stimme hob sich, sie richtete sich auf, ein seltsamer Glanz strahlte aus ihren Blicken, und prophetisch sprach sie: Betretet Frankreich nicht wieder. Es wird noch lange in blut'gen Todeskämpfen zucken — bis ihm Frieden wird — und — noch einmal wird es wüthen gegen seine eigenen Kinder in fürchterlicher Wuth — dann aber — ist kein Stäubchen mehr von uns vorhanden! — Lebt wohl! Mein Auge sieht in eine glückliche Zukunft für Euch! Vergeßt im Glücke Adelma's nicht. Ihr letzter Laut ist ein Gebet für Euch!

Bei diesen Worten verschwand sie im Dickicht des Waldes, und ihr Andenken segnend, zogen die Glücklichen gen Genf.

Gedruckt bei Heller und Rohm in Frankfurt a/M.


35930

